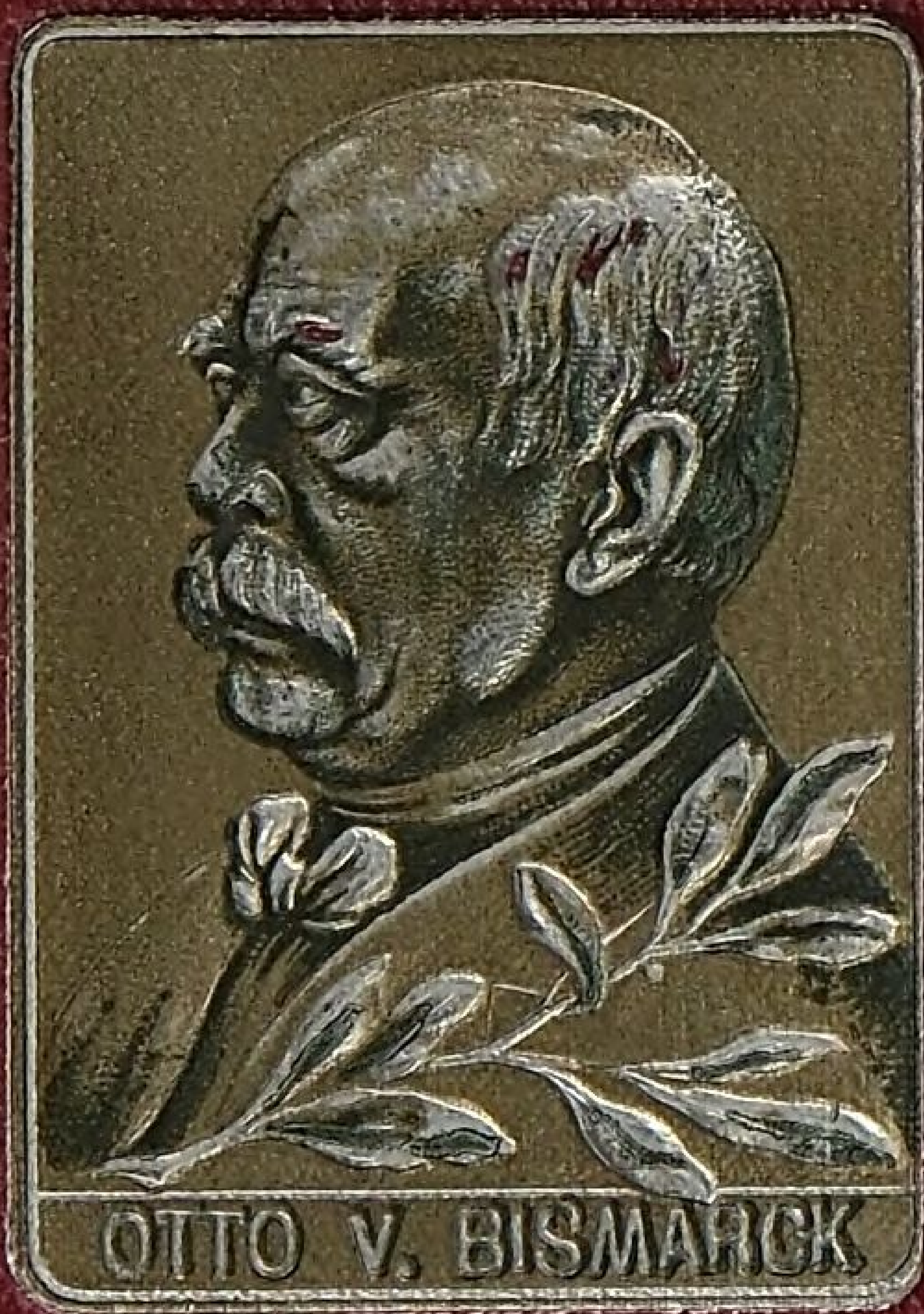

OTTO V. BISMARCK



Bismarck-Denkwürdigkeiten

Band I.


v. Bismarck

Bismarck-Denkwürdigkeiten

aus seinen Briefen, Reden und letzten Kundgebungen,
sowie nach persönlichen Erinnerungen

zusammengefaßt und erläutert
von

Dr. Paul Liman.

Neue Prachtausgabe in zwei Bänden.
Mit 62 Kopf- und Schlußleisten von Franz Stassen und 2 Tafelbildern.

Band I.

Berlin W. 1899.
Verlag von A. de Grousilliers
Geschäftsstelle des „Bismarck-Museum".

Sr. Durchlaucht

dem

Fürsten Herbert von Bismarck

in tiefer Dankbarkeit und Verehrung

gewidmet

vom

Verfasser.

Inhalts-Verzeichnis von Band I.

Verzeichnis
der in diesem Werke benutzten Quellen.

Abeken, Heinr., Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit.
Auch ein Programm aus den 99 Tagen.
Bernhardi, Theod. v., Der Krieg 1866 gegen Oesterreich.
Beust, Aus dreiviertel Jahrhunderten.
Bismarck, Fürst Otto v., Gedanken und Erinnerungen.
Blum, Hans, Das deutsche Reich zur Zeit Bismarcks.
" " Fürst Bismarck und seine Zeit.
Bewer, Max, Bei Bismarck.
Böhm, W., u. Dowe A., Fürst Bismarck als Redner.
Das Deutsche Reich 1871—1895.
Hahn, Fürst Bismarck.
Kladderadatsch, Bismarck-Album des.
Kohl, Horst, Bismarck-Jahrbuch.
" Bismarcks Briefe an den General von Gerlach.
" Bismarck-Reden.
Krigar, Ernst, Kleine Mitteilungen aus Bismarcks Leben.
Marcks, Erich, Kaiser Wilhelm I.
Meding, Memoiren.
Müller, Wilhelm, Reichskanzler Fürst Bismarck.
Penzler, Johs., Fürst Bismarck nach seiner Entlassung.
Poschinger, v., Preußen im Bundestag.
" " Bismarck als Volkswirt.
" " Bismarck und die Parlamentarier.
" " Neue Bismarckbriefe.
" " Neue Tischgespräche und Interviews.
Roon, Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Gen.-Feldmarschalls, Kriegsminister Grafen v.
Sybel, Heinr. v., Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I.
Treitschke, Heinr. v., Deutsche Kämpfe.
" " " Deutsche Geschichte.
Vitzthum von Eckstädt, Graf, Berlin und Wien.
Westarp, Graf, Fürst Bismarck und das deutsche Volk.
Whitmann, Sidney, Aus Deutschland.
Wiermann, Deutsche Politik seit Bismarcks Entlassung.
Wippermann, Bismarck im Ruhestand.
Zerstreute Zeitungsmitteilungen.

Vorwort.

Die „Gedanken und Erinnerungen“ des Fürsten Bismarck, das letzte Vermächtnis des großen Kanzlers an das deutsche Volk, sind erschienen, noch einmal ist die Stimme des gewaltigen Mannes, wie aus der Ferne der Ewigkeit, zu uns gedrungen. Bewundernd und von Staunen erfüllt vor diesem gewaltigen Geist, vor dieser klugen und weitsichtigen Staatskunst, vor dieser Fülle warmherziger Vaterlandsliebe, vor dieser rastlosen Energie, die selbst in den mühseligen Kämpfen des höfischen Lebens nicht erlahmte, vor dieser seltsamen Einsicht in den Wert der Mittel, in die Persönlichkeiten und Charaktere, sind Hunderttausende seinen Worten gefolgt. Neu und wundersam ist das Bild: Wohl hat Wolfgang von Goethe uns aus der reflektierenden Ruhe des Alters heraus Wahrheit und Dichtung seines Lebens erzählt, und froh genießen wir des weisen Dichters weltweise Tiefe. Aber die Stürme der Welt rührten nur selten an das Haupt des Poeten. Bismarcks Leben aber war ein Leben der Stürme und des Kampfes, in seiner persönlichen Geschichte spiegelt sich die Geschichte des Jahrhunderts wieder, die er nicht als ferner Zuschauer verfolgte, sondern aus eigenem Können bildete und schuf. In weichen, zarten Linien, in der ganzen Grazie seines Daseins steht Goethe vor uns, scharfumrissen in mächtigen Linien, wie sie in frühen Zeiten Michelangelo zog, erblicken wir das Bild Otto von Bismarcks.

Und dennoch ist das Bild nicht vollendet. Es fehlt jener Inhalt, es fehlen jene Farben, die nur der Stimmung des Erlebens entstammen. Bismarck schrieb, als seinem Handeln Schranken gezogen waren, er schrieb von jener Höhe aus, von der man nur zurückblickt, reflektierend, messend und wägend, nicht aber aus der vollen Impulsivität der Aktion. In die Konturen, die Bismarck zog, gehören die satten Farben, die, dem Tage und der Geschichte folgend, uns seine Reden, seine Briefe, die uns alle die köstlichen Gespräche liefern, in denen er die Fülle seiner Weisheit, seines Humors und seiner Kraft zum lebendigen Ausdruck gebracht hat. Dann gestalten sich die Gedanken und Erinnerungen zu einem plastischen Bilde und im letzten Grunde ist der, der es schuf, wiederum kein anderer als Otto von Bismarck. Er allein spricht aus den folgenden Blättern und dort, wo das Verständnis verbindenden Text, Erklärungen und Erläuterungen und kritisches Vergleichen erfordert, wird bewundernde Liebe die Feder führen, auf daß dieses bescheidene Werk ein deutsches Volksbuch und zugleich ein Denkmal der Größe Bismarcks werde.

Berlin, im März 1899.

Der Verfasser.

Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt

Otto von Bismarck.

Ein tiefer Schatten hat sich über den Sommer dieses Jahres gelagert, als plötzlich und viel zu früh die Kunde kam: Bismarck ist tot. Da bemächtigte sich eine seltsame Starrheit der Welt, auch der Fühllose empfand, daß er einen großen Augenblick durchlebte, und selbst in dem Fremden stieg das Bewußtsein empor, daß ein Großer seines irdischen Daseins Ziel erreicht hatte. Schon der Geschichtsschreiber der Hellenen sprach es aus: „Berühmter Männer Grabrede ist jedes Land, und nicht nur die Inschrift einer Säule in der Heimat bezeichnet sie."

Das starre Schweigen des ersten Schmerzes hat sich gelöst, mit der Liebe zugleich ist der Haß zu Worte gekommen. Wie über der Leiche des Patroklos heiße Kämpfe entbrannten, wie die Schlacht über ihm wogte, bis sie zu den Mauern Ilions drang, so hat auch die Majestät des Todes den Widerstreit nicht gezähmt und den grollenden Gegnern nicht Schweigen geboten. Wir verlangen von den Feinden nicht, daß sie Bismarck lieben, wir fordern nicht, daß sie, die seine eherne Faust getroffen, ihm Verehrung entgegenbringen; wir fordern nur Achtung vor der Größe und Abscheu vor der nagenden Lüge. Und wenn zuweilen auch Bismarck geirrt hat, wenn auch auf ihn das Goethesche Wort trifft, daß selbst die größten Menschen mit ihrem Jahrhundert durch eine Schwachheit zusammenhängen, wenn auch der Uebermensch im letzten Grunde und in der Stunde des Todes nur ein Mensch bleibt, so ist es doch eine Sünde wider den heiligen Geist, mit wollüstiger Schadenfreude in den

Schwächen zu wühlen, um den Riesen hinabzudrücken auf das eigene niedere Maß. Wenn die Sonne am Zenith steht, verschwinden die Schatten; wo menschliches Können und menschliches Leisten tief eingreifen in den ehernen Gang der Geschichte, wo ein Genius die Verhältnisse und sein Jahrhundert meistert, dort hat der Tadel zu schweigen. Durch einen Großen besiegt zu werden, ist die Ehre des Unterliegenden, denn an der Größe des Gegners richtet sich der Besiegte empor.

Es ist das Eigentümliche in der Gestalt Bismarcks, daß er, dessen Kunst sich nicht an das Gemüt wendet, es erreicht hat, daß niemand gleichgültig an seiner Persönlichkeit vorübergeht; er hat Liebe geerntet oder Haß, als Quittung zugleich für vollbrachte Thaten, als Zinsen für das Kapital seiner Erfolge. Große Staatsmänner, gewaltige Feldherren haben die Jahrhunderte gesehen, in den Gefilden der Kunst trieben wundersame Blüten empor, Dichter und Denker kämpften den Riesenkampf gegen die Grenzen menschlichen Erkennens — das hat dauernde Bewunderung gezeitigt, aber nicht Liebe. Alle die Großen der Geschichte und des Lebens ziehen an uns vorüber seit Alexanders Zeiten und seit Cäsar, die edlen Gestalten der Hohenstaufen, Friedrichs des Großen kühles Genie — wo hat sie, die doch der Welt Gesetze gaben, in hellem Jubel das Volk umringt, wo ist dem schlichten Manne, wenn er ihre Heldengestalten sah, die Thräne der Rührung und der Liebe zum Auge gestiegen? In Hellmut v. Moltke haben unsere Tage den unbezwinglichen und unbesiegten Schlachtenlenker gesehen — wo umstürmte ihn die Menge, seine Hand zu fassen und sie mit heißen Küssen zu bedecken? Es ist ein Geheimnis um Bismarck, aber dieses Geheimnis ist zu lösen. Wer mit uns lebt und mit uns liebt, wer mit uns zürnt, wenn wir zürnen, wer unsere Freude teilt und mit uns leidet, wem das Blut warm durch die Adern zum Herzen rollt, wen wir als unseresgleichen fühlen, auch wenn ihn der Fittich des Genius zu den Wolken erhebt, dem allein gehört unsere Liebe. Die Schranke kühler Ueberlegenheit trennte Friedrich den Großen von seinem Volke, die Majestät des Herrschers scheuchte selbst von Wilhelms des Einzigen Bilde die Vertraulichkeit ab. Aber die dichten Brauen, der ernste Blick, die gewaltige Figur eines Bismarck flößen selbst dem Kinde keine Scheu ein; mit leichter Hand streicht es über die Züge, freundlich lächelt es dem Bilde zu: es fühlt das Menschliche im Wesen dessen, den dieses Bild darstellt.

Es giebt ein Merkzeichen der Popularität, die Anekdote. Sie knüpft sich nicht an den ernsten, in sich verschlossenen Mann, der vielleicht Unsterbliches leistet, sie folgt dem warmherzigen, uns innerlich nahestehenden Manne. Griechenlands Götter wohnten in Marmorpalästen und auf ragenden Höhen. Was sie dem Volke nahe führte, das war die Plastik der Züge, die das Volk selbst in nie rastender Phantasie in ihr Wesen verlegte; sie wandelten nicht schweigend droben über den ewigen Sternen, sondern sie lebten und litten gleich dem Händler von Sphakteria und dem Weinbauer aus dem Gau von Athen. Bismarck zog nicht wie Moltke gelassen und kühl seine Straße, er lebte in dem bunten Gewimmel des Lebens auch dann noch, als man ihn den Einsamen vom Sachsenwalde nannte. Und er ist volkstümlich, weil er originell war in jedem Zuge. Wenn jeder Einzelne, wenn jeder Deutsche in ihm ein Stück seines Wesens verkörpert sieht, so schleift sich in ihm dennoch das Typische zum Besonderen ab, und scharf abgegrenzt, stark und nur auf sich selbst gestützt steht die Persönlichkeit vor uns.

Seine Thaten gehören der Geschichte an. Und auch die Motive kennen wir schon, die den jungen Studenten in Göttingen trieben, die Ehre Deutschlands auf der Mensur zu vertreten, die ihn nach Frankfurt führten, nach Petersburg und Paris, die ihn in Sanssouci beseelten, als er das preußische Königtum vor Verzweiflung bewahrte, die ihn über Königgrätz, die Schlachtfelder von Metz und Sedan leiteten zum goldenen Tage von Versailles, die ihn trieben, des Reiches Sicherheit auszubauen bis zu dem Tage, der ihm das Amt nahm, und darüber hinaus, bis er zur letzten Heimstätte deutscher Helden zog. Sie ruhten in der Treue seines Wesens, in seiner heldenmütigen Tapferkeit, in der Gewissenhaftigkeit seines vaterländischen Empfindens, in der Rücksichtslosigkeit gegen Mühe und Arbeit. Aber langsam nur wird die Menge, die bloß den Erfolg erkennt und den mühseligen Weg nicht sieht, den er durchwanderte, alle die Fülle der Arbeit begreifen, die dieser Mann auf sich nehmen mußte, dem der Genius die Wege zeigte. Als das Gestirn Napoleons zur Rüste ging, stieg Bismarcks Sonne empor. Als der Todesengel an seinem Sterbelager die Flügel senkte, da stand strahlend und unbezwinglich da das neue Reich. Ein weiter, kaum übersehbarer Weg. Und je weiter die Zeiten schreiten, um so eifriger wird der Geschichtsschreiber und wird das Volk, das seinen Helden liebt, nach

jeder einzelnen Spur seiner Tage forschen. Denn mag auch der Mensch eine eigene Scheu vor der Arbeitsstätte des Genius besitzen, mag er auch sonst von den Ursachen, Werkzeugen und Geheimnissen des Schaffens nichts wissen wollen, wie ja auch die Natur eine gewisse Zartheit bekundet, indem sie die Wurzeln mit Erde bedeckt, so wird gerade das Menschliche in Bismarck immer wieder dazu treiben, nachzuforschen selbst nach den unscheinbarsten Ereignissen seines Lebens. Denn mag auch ein geistreicher Mann die Summe seines Daseins gezogen haben in den Worten: „Er wurde geboren in Preußen, er starb in Deutschland, er wurde betrauert in der Welt", mögen seine Großthaten noch so scharf sich abheben in der Geschichte unseres Jahrhunderts, so wird doch stets das Bedürfnis der Liebe nach dem Einzelnen verlangen. Und wenn die Summe seines Lebens gezogen wird, so wird sich das Seltsame ergeben, daß seine Gestalt in der Phantasie und in den Mären der Enkel nicht fortleben wird in der stürmischen Kraft des Helden der Konfliktszeit und nicht in der besonnenen Energie der Siegesjahre; wo man Bismarcks sich erinnern wird, dort wird die Gestalt des Alten vom Sachsenwalde vor die Augen treten, des einsamen Mannes, der des Amtes nicht bedurfte, um das Amt der Liebe an seinem Volke zu erfüllen, der über Haß und Undank hinwegschritt, weil er größer war als die, die ihn haßten und die ihm seine Thaten mit Undank vergalten. Einst war er ein Jungsiegfried, der sich im Feuer das Schwert hämmerte, er war der Besieger des Drachen, er sprengte das Thor des Kyffhäusers; die volle Poesie der Volksthümlichkeit umfließt erst den getreuen Eckart. Und wenn im Abenddämmern dereinst der Vater seinem Sohne erzählt, wer Bismarck gewesen, dann wird es auch von ihm heißen, wie Goethe von seinem Eckart erzählt: „Die Kinder, sie hören es gerne".

Wie um die Liebe, so ist es auch ein Eigenes um die Größe. Als die letzte Kunde kam von dem stillen Eiland im Weltmeer, auf dem Napelon I. den Tiefgang seines Lebens betrauerte, da erzitterte wohl auch die Menschheit in dem Bewußtsein, daß hier ein Riese der Uebermacht der Natur erlag; aber die Trauer des Herzens hat gefehlt, das letzte und wertvollste Zeichen menschlicher Größe. Wir haben Gladstone scheiden sehen, den Mann, den die Söhne Englands so eifrig sich mühten, unserem Bismarck zur Seite zu stellen. Auch er hat manches Verdienst sich erworben um sein Heimatland, und sein Name

wird sich dauernd vermählen mit der britischen Geschichte. Und doch hat ein Teil seines Volkes, hat vor allem das ganze Ausland nur mit kritikbereiter Gleichgültigkeit von seinem Scheiden vernommen, und nur mühsam entsann man sich, wo die Wurzeln seiner Verdienste ruhen. Metternich beherrschte einst durch sein zähes und großes System den Kontinent von Europa. Gortschakoff träumte sich als Bismarcks Meister. Gambetta verstand es, die Leidenschaftlichkeit seines Volkes zu rüsten zu dem letzten verzweifelten Kampfe gegen Deutschlands siegreiche Heere, Cavour und Victor Emanuel haben Italiens Einheit in rühmlichem Kampfe erfochten. Und doch, als sie das Ziel ihres Lebens erreichten, hat der Werktag nicht sein Antlitz verändert. Kaiser und Könige starben; der starken Hand eines Nikolaus entfiel das Szepter, der dritte Napoleon, der einst der Welt Gesetze zu geben sich unterfing, zollte dem Schicksal den letzten Tribut. Das Geheimnis der Größe, die dem Lande Trauer einflößt, wenn sie scheidet, hat keinen von ihnen allen umgeben. Was Metternich und Napoleon erlitten, daß sie die Macht verloren, das war ja auch lange vor seinem Tode dem Fürsten Bismarck beschieden. Die Sonne seiner gleichenlosen Erfolge war verdunkelt worden durch den Schatten der kaiserlichen Ungnade, und doch blieb er, der er war. Ja er wurde noch mehr: er wurde das lebendige Gewissen seines Volkes, und auch ein Kaiser, der sich stolz auf sich selbst stellte und im Vollbewußtsein seiner Herrscherkraft sein eigner Kanzler wurde, zog an lichtem Frühlingstage nach Friedrichsruh, um in dem einzigen Manne der Größe unserer Geschichte zu huldigen.

Die Größe läßt sich nicht erzwingen und nicht dekretieren, sie muß emporwachsen aus dem Bewußtsein der Gesamtheit. „Was nennt man groß? Was hebt die Seele schaudernd dem immer wiederholenden Erzähler, als was mit unwahrscheinlichem Erfolg der Mutigste begann?“ so fragt Goethes Iphigenie. Der wahrhaft Große folgt nicht dem Strom der Masse, er läßt sich nicht forttragen von fremdem Willen, sondern er stemmt seine Brust jenem Strom entgegen und zwingt die Menge, seinem eigenen Willen zu folgen, dem von ihm erkannten Zwecke ihre Kraft zu leihen. Darum ist ein wahrhaft großer Mann allzeit ein Kämpfer gewesen, ein Kämpfer gegen Blindheit und Vorurteil und vor allem gegen die Selbstgefälligkeit der Alltäglichen. Alles, was Bismarck that, ist im Kampf vollbracht, jeder Erfolg ist herausgeholt worden aus dem

Glutfeuer der Schlacht. Stets von der Menge von gestern verkannt, zwingt er die Menge von heute zu rauschender Anerkennung. Sonst wendet sich die Masse ab von einem Gefallenen, sie flicht Dornenkränze, dem sie noch eben Palmen streute, und einen Augenblick, damals, als er entlassen wurde, konnte es scheinen, als werde der Volksundank auch an Bismarck sein Werk verrichten, denn wieder stand der dumpfe Masseninstinkt vor einem Unbegriffenen. Aber wahrhafte Größe beweist sich stets siegreich; der Feind des Nebels und der Dämmerung ist der Sonnenstrahl. Wer möchte heute, wo der Schicksalstag hereingebrochen ist, eine That, ein Wort vermissen, deren Geburtsstunde hinter den Iden des März gelegen? In der Oede der späteren Zeit glichen sie den nie versiegenden Quellen eines Jungbrunnens, wie ihn die Sage von Wolfdietrich uns schildert.

Man wird einst sprechen von einem Jahrhundert Bismarcks. Denn nicht mit dem Tage, da er sein Amt antrat, und nicht mit dem Tage, da er es verlassen mußte, sind die Grenzen seines Wirkens gezogen. All die Kraft, die frei geworden ist in den Siegen von Leipzig und Waterloo, faßt in ihm sich zusammen. Die geschichtlichen Ideen eines ganzen Menschenzeitalters sind in ihm verkörpert, und wenn wir dem letzten Grunde nachgehen, so muß es sich zeigen, daß das Geheimnis seiner Größe zugleich das Geheimnis der ihm dargebrachten Liebe ist; er steht dem Volke menschlich nahe wie kein andrer zuvor, weil in ihm die nationalen Eigenschaften des Deutschen wundersam plastisch hervortreten, weil hinter dämonischer Willenskraft die Liebe sich birgt. Der köstlichste Wein gedeiht auf Vulkanen, begeisternde Ideen erzeugt nur ein heller Kopf, der über glühendem Herzen steht.

Wenn die Größe eines Bismarck dem deutschen Volke nahetreten, wenn sie mit der Bewunderung zugleich Sympathien des Herzens erwecken sollte, so mußten die Strahlen der Größe sich brechen in dem Prisma des Humors. In der Hamburger Dramaturgie hat sich Lessing eindrücklich dagegen verwahrt, das Wort „Humor“ wie „Laune“ zu übersetzen: „Ich glaube es unwidersprechlich beweisen zu können, daß Humor und Laune ganz verschiedene Dinge, ja in gewissem Verstande ganz entgegengesetzte Dinge sind. Laune kann zu Humor werden, aber Humor ist, außer in diesem einzigen Falle, nie Laune.“ Es ist in der That der Humor nicht das Produkt einer wechselnden Stimmung, sondern er ist eine stehende Stimmung, er ist

die Grundstimmung des Gemütes, aber eines gebildeten Gemütes; er ist die Gemütlichkeit, wie wir Deutsche es nennen. Hinter der Komik, die erscheint, verbirgt sich ein tiefer Ernst und zugleich die durchbildete Weisheit der besonnensten Weltanschauung. Die Alten, so paradox es klingt, kannten ihn nicht, weil sie die Trauer und die Sehnsucht nicht kannten gleich uns. Luther und Shakespeare und nach ihnen Bismarck sind die weitaus größten Repräsentanten jener germanischen Weltauffassung, die den tiefen Ernst und den heitern Frohsinn in dem Brennpunkt des Gemütes vereint.

Fürst Bismarcks „Werke" liegen nicht wie die des Reformators und des klugen William vor uns in Leinwand gebunden. Seine Reden und die Briefe, die man gesammelt hat, sind nur spärliche Zeugen seiner reichen Thätigkeit. Frühzeitig schon haben Männer, die in seiner Umgebung weilten, den reichen Goldgehalt erkannt, welchen die Worte bargen, die ihm im heiteren, geselligen Verkehr, im häuslichen Kreise oder im Kreise politischer Freunde, im Quartier von Paris oder am parlamentarischen Abend im Kanzlerpalais entströmten, und es ist ein hoher Genuß, behaglich zu verfolgen, wie immer und überall die Grundstimmung jenes Humors, der zu lächeln weiß und zu weinen, aus den Worten und Thaten des Mannes, den man den „Eisernen" nennt, hervorbricht. Im Schlachtengetümmel, als der Entscheidungskampf wogte um die Herrschaft in Deutschland, da lobte er Moltkes Feldherrnblick, der von zwei Zigarren die bessere wählte, und als die Wogen der Opposition gegen den Thron Wilhelms I. tobten, als ihn, den verhaßten Junker, der Grimm seiner Gegner empfing, da reicht er liebenswürdig dem feindlichen Führer einen Olivenzweig, den er in Avignon gebrochen, um ihn den Feinden als Friedenszeichen anzubieten. Während eine Welt mit staunendem Blick zusieht, wie auf den böhmischen Schlachtfeldern Graf Bismarck die Folgerungen seiner Eisentheorie zieht, schreibt er der treuen Gattin daheim von den schönen Tagen der jungen Liebe, da sie fast vor 19 Jahren dieselbe Strecke durchfuhren, und gleich darauf giebt er mit den klaren, bestimmten Strichen des gottbegnadeten Künstlers ein Bild der braven Soldaten, ohne deren Tapferkeit alle Politik zerschellen mußte: „Unsere Leute sind zum Küssen; jeder so todesmutig, ruhig, folgsam, gesittet, mit leerem Magen, nassen Kleidern, nassem Lager, wenig Schlaf, abfallenden Stiefelsohlen, freundlich gegen alle, kein Plündern und Sengen, bezahlen, was sie können, und essen

verschimmeltes Brot; es muß doch ein reiner Fonds von Gottesfurcht im gemeinen Manne bei uns sitzen, sonst könnte das alles nicht sein."

Und am 3. September 1870, am Tage nach dem gewaltigsten Ereignis der deutschen Geschichte, schreibt er „an sein liebes Herz" in der Heimat so schlicht und demütig, so einfach und rührend bescheiden, als ob er selbst keinen Anteil habe an den Erfolgen. Er erzählt von Bill und Herbert, von seinen Neffen Hans und Fritz, und von dem Mächtigen, das seine und ganz Deutschlands Seele gepackt hält, spricht er mit den kurzen Worten: „Es ist ein weltgeschichtliches Ereignis, ein Sieg, für den wir Gott dem Herrn in Demut danken wollen und der den Krieg entscheidet, wenn wir auch den letzteren gegen das kaiserlose Frankreich fortführen müssen." Es ist nicht Pose, die in diesen Zeilen sich ausdrückt; sie galten ja nicht der Oeffentlichkeit, sondern sie sprachen der Vertrauten, der er sich wahr und klar zeigt, die innersten Gefühle aus, und sie sind Zeugen jenes tiefen, aus dem Herzblut quellenden Humors, den in gleicher Tiefe unter den Sterblichen nur noch der englische Dichter besaß. Und wieder ein anderes Mal bricht aus ihm der zornige Humor des Ritters Götz hervor, als er auf dem Marktplatz zu Jena von den Kommissaren des Kaisers spricht, der grimmige Humor des Gekränkten, der in scheinbar so weitem Gegensatz steht und doch in so naher Verwandtschaft zu jenem weichen, tiefen Humor, mit dem er die Episode von Königgrätz erzählt: „Dort hatte ich nur noch eine einzige Zigarre in der Tasche, und die hütete ich während der ganzen Schlacht wie ein Geizhals seinen Schatz. Ich gönnte sie mir nämlich augenblicklich selber noch nicht. Mit glühenden Farben malte ich mir die wonnige Stunde aus, in der ich sie nach der Schlacht in Siegesruhe rauchen wollte. Aber ich hatte mich verrechnet." — „Und was machte Ihnen einen Strich durch die Rechnung?" — „Ein armer Dragoner. Hilflos lag er da, beide Beine waren ihm zerschmettert und er wimmerte nach einer Erquickung. Ich suchte in allen Taschen nach; ich fand nur Geld, und das nutzte ihm nichts. Doch halt, ich hatte ja noch eine kostbare Zigarre! Die rauchte ich ihm an und steckte sie ihm zwischen die Zähne. Das dankbare Lächeln des Unglücklichen hätten Sie sehen sollen! So köstlich hat mir noch keine Zigarre geschmeckt als diese, die ich — nicht rauchte."

Die Macht des Gemütes ist die Schöpferin des Humors, wie sie allein das echte Künstlertum schaffte die leichte Grazie der Franzosen

mag Bismarck fremd gewesen sein, der Ernst deutscher Lebensauffassung durchdringt selbst die Aeußerungen heiteren, geselligen Lebens. Vielleicht hat niemand tiefer und inniger das Leben und Weben der Natur und ihre Beziehung zum menschlichen Leben erfaßt wie der „Mann von Eisen“. „Ich habe Freude am Waldleben, an Wald und Natur. Nehmen Sie mir den Zusammenhang mit Gott und ich bin ein Mensch, der morgen einpackt und nach Varzin ausreißt und seinen Hafer baut!“ Und so durchstreift er jetzt sinnend und träumend den Wald und die sonnigen Wiesen und ruht das Herz im Anblick der herrlichen Schöpfung, jetzt wiederum erzählt er vergnügt den Seinen, wie die Dohlen ihren Kindern das Fliegen lehren, wie sie dieselben später an der Küste zur Würmer-Fütterung führen und wie sie als vornehme Leute zum Winter in die Stadt, in die Türme von Stolp und Schlawe ziehen. Und er erzählt, wie ihm im fernen Lande im Kriege die von goldener Abendsonne bestrahlten Stämme im Traume erschienen. Unübertroffen sind die Schilderungen Bismarcks von seinem Zuge durch die schwedische Waldeinsamkeit, in denen immer wieder die Lebensfreude durch die träumerische Stimmung blitzend bricht. Nur ein tiefes Gemüt vermag so zu schildern wie er. Es ist nicht der erkältende „Witz“, der sich hervordrängt, auch das bon mot entsteht nicht um seiner selbst willen; es drängt sich ungesucht, wie selbstverständlich, heran, um oft die Situation mit einem hellen Strahl zu klären. Und Bismarcks Humor ist niemals verletzend; wenn er Wunden schlagen muß, so trifft er scharf und schneidig wie ein Hieb mit stählerner Klinge, aber er zerrt und bohrt nicht an der Wunde und quält nicht mit unnötiger Grausamkeit. In der ergreifendsten Szene seines Lebens, als wohl manchem der Gedanke an die furchtbaren Wunden des Krieges ein Wort des Vorwurfs gegen den Urheber all des Unglücks in den Mund gelegt hatte, da sieht er in dem gefangenen Kaiser nur den unglücklichen Besiegten: „Unsere Unterhaltung war schwierig, wenn ich nicht Dinge berühren wollte, die den von Gottes gewaltiger Hand Niedergeworfenen schmerzlich berühren mußten.“ Als aber zu Versailles der französische Hochmut, ungelehrig gegen die Entscheidung des Himmels und der guten deutschen Waffen, sich ungeberdig den berechtigten Forderungen des deutschen Staatsmannes widersetzt und die Forderung der Kriegsentschädigung mit den erregten Worten beantwortet: „Das ist ja eine wahre Beraubung, eine Schlechtigkeit“,

da kam jener zornige Humor zur Geltung, der schneidend auf den Gegner niederfährt: „Ich bedaure, diese Worte nicht zu verstehen, ich sehe, daß ich des Französischen doch nicht mächtig genug bin. Wir werden von jetzt ab deutsch reden müssen, umsomehr, als ich keinen Grund erkennen kann, warum wir das nicht von Anfang an gethan haben.“ Und Graf Bismarck sprach von da an deutsch, bis Thiers so erhebliche Zugeständnisse machte, daß Bismarck lächelnd sagte: „Auf dieser Basis bin ich bereit, die Verhandlungen in französischer Sprache wieder aufzunehmen.“

Aus dem lebendigen Gefühl für das Reale und seine Zusammenhänge, aus der tiefen Kenntnis des Lebens und der Natur wird die klare Gegenständlichkeit, die Plastik Bismarckscher Ausdrucksweise verständlich. Seine Bilder und Vergleiche entstammen dem Leben, nicht der Reflexion, und seine Schilderungen geben die Wirklichkeit, nichts aber, was, von des Gedankens Blässe angekränkelt, gewissermaßen erst den zweiten Aufguß des Seins darstellt. Die Bestimmtheit des Ausdrucks, die Prägnanz eines Wortes, das oft mit einem hellen Lichtschein dort die ganze Situation aufhellt, wo andere mühseliger Auseinandersetzung bedürfen, gleicht der Goethes, des anderen großen Meisters unserer Sprache. Der Hochzeitsbrief aus Gastein, vom 28. Juli 1863, an die ferne Gattin gerichtet, die Briefe aus Südfrankreich, aus den Pyrenäen und Biarritz sind Meisterstücke gegenständlicher Schilderung und schimmernden Humors, und es ist kaum ein Zufall, daß das Stichwort, welches Bismarck in den schweren Parteikampf der Konfliktszeit und in die Laufbahn treiben sollte, die ihn zum Größten führte, in der Wendung bestand: „Die Birne ist reif.“ Wie köstlich schildert er die Fahrt in der Diligence nach Bayonne: „Ziemlich unbehaglich eingepackt zwischen niedlichen Spanierinnen, mit denen ich kein Wort sprechen konnte. Soviel Italienisch verstanden sie aber doch, daß ich ihnen meine Zufriedenheit mit ihrer Außenseite klar machen konnte.“ Und gleich darauf, indem er es beklagt, soviel Schönes ohne die Gattin zu sehen, die prächtige Schilderung von San Sebastian: „Denke Dir das Siebengebirge mit dem Drachenfels ans Meer gestellt; daneben den Ehrenbreitenstein und zwischen beiden dringt ein Meeresarm, etwas breiter als der Rhein, ins Land und bildet hinter den Bergen eine runde Bucht. In dieser badet man in durchsichtig klarem Wasser, so schwer und salzig, daß man von selber obenauf schwimmt und durch das breite

Felsenthor ins Meer sieht oder landeinwärts, wo die Bergketten immer höher und blauer ragen." Das ist schlichte, aber echte Poesie, und mit den Augen des Poeten sieht, mit dem Griffel des Poeten schildert Bismarck die Gletscher und Schneegipfel der Maladetta, des Pic de Sauvegarde und des Pic de Picade wie „die Pforten der Hölle", den „gouffre d'enfer" von Superbagnères.

Mit derselben gegenständlichen Klarheit erfaßt und schildert Bismarck auch die Personen. Er kannte ja die Menschen wie kaum ein anderer. Man hat von ihm gesagt, daß er die Menschen verachte — das ist nicht wahr. Er hat nur die Kleinheit und Kleinlichkeit verachtet, die Engherzigkeit und das Strebertum, er hat aber das Herz stets weit geöffnet für die, die den echten Kern des Menschentums bewahrt hatten; von der hohen Warte des Erfolges und der Macht, begabt mit einem durchdringenden Blick für das innere Wesen der Menschen, erkannte er, besser als andere, die treibenden Motive — die Menschen zu verachten hat er auch dann nicht gelernt, als man ihn „wie einen Pestkranken" floh. Wo er selbst Wahrheit und Klarheit fand, da liebte er die Menschheit, und noch nie ist einem Manne ein solch herrlicher Grabspruch geworden, wie er ihn seinem greisen kaiserlichen Freunde nachrief: „Die heldenmütige Tapferkeit, das nationale, hochgespannte Ehrgefühl und vor allen Dingen die treue, arbeitsame Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes und die Liebe zum Vaterlande, die in unserem dahingeschiedenen Herrn verkörpert waren, mögen sie ein unzerstörbares Erbteil unserer Nation sein, welches der aus unserer Mitte geschiedene Kaiser uns hinterlassen hat." Die treue, über das Grab hinausreichende Freundschaft zu Motley und Roon war ein weiteres Zeichen seines Glaubens an die Menschheit. Und wiederum mag das innige Verhältnis zu den Seinen dafür zeugen, daß kalte Menschenverachtung nicht in demselben Herzen mit so viel Gemütstiefe die Wohnung teilen kann. Wer jemals die herrlichen blauen Augen Bismarcks hat aufleuchten sehen, wenn sie dem kindlichen Spiele der Enkel folgten, oder wer sie in zärtlicher Besorgnis auf der treuen Lebensgefährtin ruhen sah, wer das herrliche Trostschreiben las, das er an die um ihr Kind trauernde Schwester schrieb, wer Zeuge der Güte war, mit der er die kleinen Sorgen der Umgebung teilte, wer die persönliche Anhänglichkeit kennt, die alle ihm widmeten, die das Leben in seine Nähe gestellt hatte, der weiß, daß die Menschenverachtung ihm

höchstens eine Schale war, hinter der er die eigene Weichheit rauh zu verbergen gesucht hat.

Wie im deutschen Wesen der Humor zur Geltung drängt, so wird das deutsche Gemüt in seiner ganzen reichen Fülle sich dann erst in voller Pracht erschließen, wenn echte Religion die Grundlage bildet. Allerdings darf der starre dämonische Glaube nicht als gleichwertig gelten, jener Glaube, um dessetwillen Könige an den Stufen der Altäre ermordet und ganze Völker aus den Geschlechtern der Lebenden ausgelöscht wurden. Religiös kann, wie Bismarck selbst in seinem wundervollen Brief an Andrae-Roman es ausgesprochen hat, auch der sein, der nicht sonntäglich die Kirche besucht, sondern im stillen Kämmerlein andächtig mit seinem Herrgott verkehrt und seine Thaten nach seinem Willen richtet. Dieser Brief findet billig an dieser Stelle seinen wörtlichen Abdruck; er ist geschrieben worden im Dezember 1865, als die Kampfeshitze des Parlamentes Bismarck zu jener bekannten Herausforderung an Rudolf Virchow trieb:

„Lieber Andrae,

wenn auch meine Zeit knapp bemessen ist, so vermag ich doch nicht, mich der Beantwortung einer Interpellation zu versagen, die mir in Berufung auf Christi Namen aus ehrlichem Herzen gestellt wird. Es ist mir herzlich leid, wenn ich gläubigen Christen Aergerniß gebe, aber gewiß bin ich, daß das in meinem Berufe nicht ausbleiben kann; ich will nicht davon reden, daß es in den Lagern, welche mir mit Notwendigkeit politisch gegenüberstehn, ohne Zweifel zahlreiche Christen giebt, die mir auf dem Wege des Heils weit voraus sind, und mit denen ich doch vermöge dessen, was beiderseits irdisch ist, im Kampf zu leben habe; ich will mich nur darauf berufen, daß Sie selbst sagen: Verborgen bleibt von Thun und Lassen in weiten Kreisen nichts. Wo ist der Mann, der in solcher Lage nicht Aergernis geben sollte, gerechtes und ungerechtes? Ich gebe Ihnen mehr zu, denn Ihre Aeußerung vom verborgen bleiben ist nicht richtig. Wollte Gott, daß ich außer dem, was der Welt bekannt wird, nicht andre Sünden auf meiner Seele hätte, für die ich nur im Vertrauen auf Christi Blut Vergebung hoffe!

Als Staatsmann bin ich nicht einmal hinreichend rücksichtslos, meinem Gefühl nach eher feig, und das, weil es nicht leicht ist, in den Fragen, die an mich treten, immer die Klarheit zu gewinnen,

auf deren Boden das Gottvertrauen wächst. Wer mich einen gewissenlosen Politiker schilt, thut mir Unrecht und soll sich sein Gewissen auf diesem Kampfplatze erst selbst einmal versuchen. Was die Virchowsche Sache anbelangt, so bin ich über die Jahre hinaus, wo man in dergleichen von Fleisch und Blut Rat nimmt; wenn ich mein Leben an eine Sache setze, so thue ich es in demjenigen Glauben, den ich mir in langem und schwerem Kampfe, aber in ehrlichem und demütigem Gebete vor Gott gestärkt habe und den mir Menschenwort, auch das eines Freundes im Herrn und eines Dieners Seiner Kirche, nicht umstößt.

Was Kirchenbesuch anbelangt, so ist es unrichtig, daß ich „niemals ein Gotteshaus besuche". Ich bin seit fast 7 Monaten entweder abwesend oder krank; wer also hat diese Beobachtung gemacht? Ich gebe bereitwillig zu, daß es öfter geschehn könnte, aber es ist nicht so sehr aus Zeitmangel, als aus Rücksicht auf meine Gesundheit, daß es unterbleibt, namentlich im Winter, und denen, die sich in dieser Beziehung zum Richten an mir berufen fühlen, will ich gern genauere Auskunft darüber geben; Sie selbst werden es mir ohne medicinische Details glauben. Ueber die Lucca-Photographie würden auch Sie vermutlich weniger streng urteilen, wenn Sie wüßten, welchen Zufälligkeiten sie ihre Entstehung verdankt hat. Außerdem ist die jetzige Frau von Rhaden, wenn auch Sängerin, doch eine Dame, der man ebensowenig wie mir selbst jemals unerlaubte Beziehungen geschlechtlicher Art nachgesagt hat. Demungeachtet würde ich, wenn ich in dem richtigen Augenblicke das Aergernis erwogen hätte, welches viele und treue Freunde an diesem Scherze genommen haben, aus dem Bereiche des auf uns gerichteten Glases zurückgetreten sein. Sie sehen aus der Umständlichkeit, mit der ich Ihnen Auskunft gebe, daß ich Ihr Schreiben als ein wohlgemeintes auffasse und mich in keiner Weise des Urteils derer, die mit mir denselben Glauben bekennen, zu überheben strebe. Von Ihrer Freundschaft und von Ihrer eignen christlichen Erkenntnis aber erwarte ich, daß Sie den „Urteilenden" Vorsicht und Milde bei künftigen Gelegenheiten empfehlen; wir bedürfen deren alle, und wenn ich unter der Vollzahl der Sünder, die des Ruhmes vor Gott mangeln, hoffe, daß Seine Gnade auch mir in den Gefahren und Zweifeln meines Berufs den Stab demütigen Glaubens nicht nehmen werde, an dem ich meinen Weg zu finden suche, so soll mich dieses Vertrauen weder

hartherig gegen tadelnde Freundesworte noch zornig gegen liebloses und hoffärtiges Urteil machen."

Als Bismarck gestorben war, da haben klerikale Blätter es gewagt, Zweifel daran auszusprechen, ob dieser Mann vor Gott bestehen könne: „Napoleon hat doch noch im Tode sein stolzes Haupt gebeugt vor den Schrecken der Unendlichkeit; er hat sich mit dem ewigen Richter versöhnt. Wie aber Bismarck mit seinem Richter stand, das weiß nur er und der ewige Richter. Für uns Lebende bot er das Bild des verwundeten Löwen, der sich grollend zurückzog in den dunkelsten Winkel seiner Höhle, um einsam zu sterben. Das ist nicht der Tod, wie er einem Christen zu wünschen ist. Nirgendwo hat man gelesen, daß der Altreichskanzler in seinen letzten Tagen geistlichen Trost gesucht oder seine Gedanken ins Jenseits gerichtet habe. Was wird droben sein? Wer das ernsthaft bedenkt, der muß von Herzen dem heimgegangenen Lenker der Geschichte Europas wünschen, daß Gott ihm ein gnädiger Richter sei." Wer nicht den Standpunkt des orthodoxen Klerikalismus teilt, der wird allerdings glauben, daß der Herrgott da droben, der ja wohl dem alten Fritz seinen Skeptizismus verzieh und dem greisen Goethe seine pantheistischen Träume nachsah, auch für Otto von Bismarck ein Plätzlein finden wird in seinem Himmel. Das deutsche Volk, das einen reinen Gottesglauben sich bewahrt hat, wird noch immer meinen, der schönste Tod sei der, der auf dem Schlachtfelde der Pflicht erlitten wird. Niemand stirbt seliger und Gott wohlgefälliger als der Mann, der zurückblickend auf sein Leben sich sagen darf: Ich habe treu meinem Volke und meinem Vaterlande gedient. Niemand ist gewisser eines verzeihenden Richters, als wer gewuchert hat mit seinem Pfunde, wie es Bismarck gethan. Gott kümmert sich nicht um Weihrauch und Formelkram; er sieht das Wollen und Vollbringen, und das Werkzeug, daß er zu großen Thaten erkor, schleudert er nicht fort, wenn es verbraucht ist. Das hat Goethe wohl verstanden, als er seinen „Faust" schrieb; wie an seinem Grabe Mephisto jammert, daß die „Engel mit der Beute himmelwärts geflogen", so wird, auch wenn kein Kaplan an Bismarcks Totenbette stand, doch sein Unsterbliches in Glorie dort weilen, wo sein Kaiser weilt, und manches deutsche Herz wird träumen, wenn in stiller dunkler Nacht ein Stern herniederleuchtet, daß es sein treues, wachsames Auge sei.

Man hat Bismarck zum Rationalisten, sogar zum Freigeist stempeln wollen, aber man hat Unrecht daran gethan. Wenn das Wort Geltung hat: „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen", so darf schon die große soziale Botschaft, die ein Werk aus seiner Feder ist, und die von thätigem christlichen Geiste diktierte soziale Gesetzgebung als ein Beweis dienen, daß Bismarck ein Christ im schönsten Sinne des Wortes gewesen. Und liefert sein ganzes Leben nicht den gleichen Beweis? Oskar Pank, der sein Seelsorger war durch lange Jahre, hat den Einfluß der frommgläubigen Fürstin Johanna als maßgebend dafür angesehen, daß der tolle pommersche Junker von einst trotz der rationalistischen Einflüsse, unter denen seine Jugend verrann, ein gläubiger Christ geworden ist. Diesen Wandel hat er selbst deutlich geschildert in dem Brief, den er von Frankfurt aus an seine Gattin am 3. Juli 1851 gerichtet hat: „Vorgestern war ich zu Mittag in Wiesbaden bei * und habe mit einem Gemisch von Wehmut und altkluger Weisheit die Stätten früherer Thorheit angesehn. Möchte es doch Gott gefallen, mit Seinem klaren und starken Weine dies Gefäß zu füllen, in dem damals der Champagner 21 jähriger Jugend nutzlos verbrauste und schale Neigen zurückließ. Wo und wie mögen * und Miß * jetzt leben, wie viele sind begraben, mit denen ich damals liebelte, becherte und würfelte, wie hat meine Weltanschauung doch in den 14 Jahren seitdem so viele Verwandlungen durchgemacht, von denen ich immer die grade gegenwärtige für die rechte Gestaltung hielt, und wie vieles ist mir jetzt klein, was damals groß erschien, wie vieles jetzt ehrwürdig, was ich damals verspottete! Wie manches Laub mag noch an unserm innern Menschen ausgrünen, schatten, rauschen und wertlos welken, bis wieder 14 Jahre vorüber sind, bis 1865, wenn wir's erleben! Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und Langeweile tragen kann. Ich weiß nicht, wie ich das früher ausgehalten habe; sollte ich jetzt leben wie damals, ohne Gott, ohne Dich, ohne Kinder — ich wüßte doch in der That nicht, warum ich dies Leben nicht ablegen sollte wie ein schmutziges Hemde; und doch sind die meisten meiner Bekannten so und leben. Wenn ich mich bei dem Einzelnen frage, was er für Grund bei sich haben kann weiter zu leben, sich zu mühen und zu ärgern, zu intriguieren und zu spionieren, ich weiß es wahrlich nicht. Schließe nicht aus diesem Geschreibsel, daß ich

grade besonders schwarz gestimmt bin, im Gegenteil, es ist mir, als wenn man an einem schönen Septembertage das gelbwerdende Laub betrachtet; gesund und heiter, aber etwas Wehmut, etwas Heimweh, Sehnsucht nach Wald, See, Küste, Dir und Kindern, alles mit Sonnenuntergang und Beethoven vermischt."

Zweifellos hat Fürst Bismarck Wandlungen durchgemacht — nur jener Glaube ist von Wert, der im Kampfe errungen ist, — ein gläubiger Dogmatiker ist er nie gewesen, wohl aber zu allen Zeiten ein tiefreligiöser Geist, der fest an Gott, an eine göttliche Weltordnung und persönliche Fortdauer nach dem Tode glaubt, seine Pflicht aus dem Glauben herleitet und seine Kraft und deren Erfolg aus ihm zu schöpfen gewohnt ist. Vor allem besaß Bismarck eine starke Empfindung für die Endlichkeit und Wertlosigkeit des Erdenlebens in allen seinen Erscheinungen. So nur konnte er im August 1863 den herrlichen Trostbrief an seinen Schwager schreiben, der seinen Sohn durch einen Unglücksfall verloren hatte: „Ein solcher Schlag geht über den Bereich menschlicher Tröstung hinaus, und doch ist es ein natürliches Verlangen, denen, die man liebt, im Schmerz nahe zu sein und mit ihnen gemeinschaftlich zu klagen. Es ist das einzige, was wir vermögen. Ein schwereres Leid konnte Dich nicht wohl treffen; ein so liebenswürdiges und freudig gedeihendes Kind auf diese Weise zu verlieren und mit ihm alle Hoffnungen zu begraben, die die Freude Deiner alten Tage werden sollten, darüber wird die Trauer nicht von Dir weichen, so lange Du auf dieser Erde lebst; das fühle ich Dir nach mit tiefem schmerzlichem Anteil. Wir sind in Gottes gewaltiger Hand rechtlos und hilflos, so weit Er selbst uns nicht helfen will, und können nichts thun, als uns in Demut unter Seine Schickung beugen. Er kann uns alles nehmen, was Er gab, uns völlig vereinsamen lassen, und unsre Trauer darüber würde um so bittrer sein, jemehr wir sie in Hader und Auflehnen gegen das allmächtige Walten ausarten lassen. Mische Deinen gerechten Schmerz nicht mit Bitterkeit und Murren, sondern vergegenwärtige Dir, daß Dir ein Sohn und eine Tochter bleibt, und daß Du mit ihnen, und selbst in dem Gefühl, ein geliebtes Kind 15 Jahre lang besessen zu haben, Dich als gesegnet betrachten mußt im Vergleich mit den vielen, welche Kinder niemals gehabt und Elternfreuden nicht gekannt haben. Ich will Dir nicht mit schwachen Trostgründen lästig werden, sondern Dir nur in diesen

Zeilen sagen, wie ich als Freund und Bruder Dein Leid wie mein eigenes fühle und bis ins Innerste davon ergriffen bin. Wie verschwinden alle kleinen Sorgen und Verdrießlichkeiten, welche unser Leben täglich geleiten, neben dem ehernen Auftreten wahren Unglücks, und ich empfinde wie ebensoviele Vorwürfe die Erinnerung an alle Klagen und begehrlichen Wünsche, über welche ich oft vergessen habe, wie viel Segen Gott uns giebt, und wie viel Gefahr uns umringt, ohne zu treffen. Wir sollen uns an diese Welt nicht hängen und nicht in ihr heimisch werden; noch 20 oder 30 Jahre im glücklichsten Falle, und wir beide sind über die Sorgen des Lebens hinaus, und unsere Kinder sind an unserm jetzigen Standpunkt angelangt und gewahren mit Erstaunen, daß das eben so frisch begonnene Leben schon bergab geht. Es wäre das An- und Ausziehen nicht wert, wenn es damit vorbei wäre; erinnerst Du Dich noch dieser Worte eines Stolpmünder Reisegefährten? Der Gedanke, daß der Tod ein Uebergang zu einem anderen Leben ist, wird Deinen Schmerz freilich wenig lindern, denn Du konntest glauben, daß Dein geliebter Sohn Dir die Zeit hindurch, die Du auf dieser Erde noch lebst, ein treuer und lieber Begleiter sein und Dein Andenken hier in Segen fortpflanzen werde. Der Kreis derer, die wir lieben, verengt sich und erhält keinen Zuwachs, bis wir Enkel haben. Man schließt in unsern Jahren keine neuen Verbindungen mehr, die uns die absterbenden ersetzen könnten. Laß uns darum umso enger in Liebe zusammenhalten, bis auch uns der Tod von einander trennt, wie jetzt Deinen Sohn von uns. Wer weiß wie bald!"

Schon bei seinem ersten Auftreten im Jahre 1849 rief der jugendliche Bismarck aus: „Ich hoffe es noch zu erleben, daß das Narrenschiff der Zeit an dem Felsen der christlichen Kirche scheitert, denn noch steht der Glaube an das offenbarte Wort Gottes im Volke fester als der Glaube an die alleinseligmachende Kraft eines Artikels der Verfassung." Ergreifend geradezu ist die Darstellung, die General von Gerlach in seinem Tagebuche von dem Zweikampfe giebt, den Bismarck mit dem bekannten Abgeordneten von Vincke im März des Jahres 1852 ausgefochten hat. General Gerlach verzeichnet darüber: „23. März. Es kommt nun doch zum Duell von Vincke und Bismarck. Gestern Abend war Bismarck bei mir, sehr liebenswürdig über sein Duell; vorher Stollberg, der davon sehr bewegt, es dennoch für notwendig erklärte. Büchsel (der Hof-

prediger) hatte Bismarck das heilige Abendmahl verweigert — er (Bismarck) war mit Hans Kleist bei ihm gewesen; ich kann das nicht richtig finden, er ist im Stande der Notwehr und gerechten Krieges. Kleist hat Büchsel vergebens zugeredet. Heut morgen schrieb ich an Alvensleben, um auf Schulenburg-Wolfsburg (Vinckes Schwiegervater) zu wirken, und an Eberhard Stolberg, Bismarcks Sekundant, um dem, was von dort kommen könnte, eine günstige Aufnahme zu verschaffen. — 28. März. Seitdem ist Bismarcks Duell, ohne das etwas herausgekommen, vorübergegangen, und zwar am 25. März. Büchsel hat ihm das heilige Abendmahl am Tage vorher gereicht, und er hat vor dem ersten Schuß ein Gebet gesprochen. Auf Vincke soll dies doch Eindruck gemacht haben." Als Vincke seinen Gegner beten sah, mochten die Vorstellungen seines Schwiegervaters v. d. Schulenburg, daß dieser Ehrenhandel nicht blutig verlaufen dürfe, in seiner Seele Wurzel fassen, und da er als Geforderter den ersten Schuß hatte, ließ er an der Ziellosigkeit dieses Schusses seine Versöhnung erkennen. Darauf schoß auch Bismarck in die Luft. Bei dem Leibesumfang des Herrn von Vincke und Bismarcks Geübtheit im Schießen würde er den Gegner bei ernstlichem Willen schwerlich gefehlt haben."

Bismarck war kein eifriger Kirchengänger. Er selbst hat es ja in dem Brief an Andrae-Roman in voller Offenheit ausgesprochen, aber das Abendmahl hat er dennoch in jedem Jahre wenigstens zweimal genommen. Sein Seelsorger berichtet darüber: „Das heilige Abendmahl pflegt Bismarck mit seiner gesamten Familie in seinem Hause zu nehmen. Er kann es nicht vertragen, wenn er in der Kirche von so vielen angegafft wird, wie ein Tier im zoologischen Garten"; es irritiert ihn und raubt ihm die innere Andacht und Sammlung. Insbesondere die Zeit der Charwoche und des Osterfestes läßt er niemals vorübergehen, ohne das Sakrament zu empfangen, und es hat etwas Tiefergreifendes, wie er in der Beichte demütig vor Gott sich beugt und nach beendeter Feier mit stummem Kuß die Seinen umarmt." Noch wenige Monate vor seinem Tode hat er in gleicher Weise das Abendmahl genommen.

In hohem Grade charakteristisch ist es, daß am Morgen nach der Schlacht von Sedan, als der Kanzler von dem General Reille zu der bekannten Zusammenkunft mit Napoleon abberufen wurde, auf dem Tische, nahe dem Bette, in dem er die Nacht geschlafen

hatte, die „Tägliche Losung und Lehrtexte der Brüdergemeinde für 1870" lagen und daß am Boden ein anderes Andachtsbuch lag: „Die tägliche Erquickung für gläubige Christen". Sein Diener hat versichert, daß der Kanzler vor dem Einschlafen in diesen Schriften stets zu lesen pflege, und noch in seinen letzten Lebenstagen hat Fürst Bismarck in der Bibel Trost und Erquickung gefunden, noch in dem letzten Frühling, den er erlebte, hat er das Abendmahl mit den Seinen genommen!

Besonders stark hat sich das religiöse Gefühl in Bismarck umgesetzt in das Bewußtsein seiner Pflicht, zu kämpfen und auszuhalten, aber seine Kraft zu handeln und zu dulden von Gott abzuleiten. In der berühmten Tischrede vom 28. September 1870 zu Ferrières sprach er es aus:

„Wenn ich nicht mehr Christ wäre, diente ich dem Könige keine Stunde mehr. Wenn ich nicht meinem Gott gehorchte und auf ihn rechnete, so gäbe ich gewiß nichts auf irdische Herren. Warum soll ich mich angreifen und unverdrossen arbeiten in dieser Welt, mich Verlegenheiten und Verdrießlichkeiten aussetzen und übler Behandlung, wenn ich nicht das Gefühl habe, Gottes wegen meine Schuldigkeit thun zu müssen. Wenn ich nicht an eine göttliche Weltordnung glaubte, welche diese deutsche Nation zu etwas Gutem und Großem bestimmt hätte, so würde ich das Diplomatengewerbe gleich an den Nagel hängen oder das Geschäft gar nicht übernommen haben. Ich weiß nicht, wo ich mein Pflichtgefühl hernehmen soll, wenn nicht von Gott. Orden und Titel reizen mich nicht. Der entschlossene Glaube an ein Leben nach dem Tode — deshalb bin ich Royalist, sonst wäre ich von Natur Republikaner. Ich habe die Standhaftigkeit, die ich zehn Jahre lang an den Tag gelegt habe gegen alle möglichen Absurditäten, nur aus meinem entschlossenen Glauben. Nehmen Sie mir diesen Glauben und Sie nehmen mir das Vaterland. Wenn ich nicht ein strammgläubiger Christ wäre, wenn ich die wundervolle Basis der Religion nicht hätte, so würden Sie einen solchen Bundeskanzler gar nicht erlebt haben." Schon 1847 rief Bismarck im preußischen Landtage aus: „Schmälern wir dem Volke nicht sein Christentum, indem wir ihm zeigen, daß es für seine Gesetzgeber nicht nötig sei; nehmen wir ihm nicht den Glauben, daß unsere Gesetzgebung aus der Quelle des Christentums schöpft und daß der Staat die Realisierung des Christentums bezwecke, wenn er auch diesen Zweck nicht immer erreicht."

Den Glauben an ein künftiges Leben hat Fürst Bismarck ganz besonders lebhaft in seiner Rede vom 1. März 1870 betont, als es sich um das Verlangen handelte, daß die Todesstrafe aufgehoben werde. Damals sagte er: „Wenn ich den Eindruck, den ich von der Diskussion habe, resümiere, so ist es einmal der der Ueberschätzung des Wertes, welchen die Gegner der Todesstrafe dem Leben dieser Welt, und der Bedeutung, welche sie dem Tode beilegen. Ich kann mir denken, daß jemandem, der an eine Fortsetzung des individuellen Lebens nach dem leiblichen Tode nicht glaubt, die Todesstrafe härter erscheint als demjenigen, der an die Unsterblichkeit der ihm von Gott verliehenen Seele glaubt; aber wenn ich die Frage näher ins Auge fasse, so kann ich auch das kaum annehmen. Für jemand, der des Glaubens nicht ist — zu dem ich mich von Herzen bekenne —, der Tod sei ein Uebergang von einem Leben in das andere, und wir seien im stande, auch dem schwersten Verbrecher auf seinem Grabe die trostreiche Versicherung zu geben: mors janua vitae, für jemand, der diese Ueberzeugung nicht teilt, müssen die Freuden dieses Lebens einen solchen Wert haben, daß ich ihn fast um die Empfindungen, die sie ihm bereiten, beneide. Ich will Sie hier nicht auf den tragischen Monolog von Hamlet verweisen, der alle die Gründe anführt, die ihn bewegen sollten, nicht weiter zu leben, wenn die Möglichkeit nicht wäre, nach dem Tode vielleicht zu träumen, vielleicht doch noch etwas zu erleben — wer weiß was! Wer aber darüber mit sich einig ist, daß diesem Leben kein anderes folgt, der kann dem Verbrecher, welcher, um mit dem Dichter zu reden, festen Blickes vom Rabensteine blicket, in das Nichts hineinsieht, für den der Tod die Ruhe, der Schlaf ist, den Hamlet ersehnt, der traumlose, nicht zumuten, bei solcher Auffassung in der engen Zelle eines Gefängnisses, beraubt von allem, was dem Leben einen Reiz verleihen kann, das Phosphoreszieren seines Gehirns eine Zeit lang fortzusetzen."

Wie Bismarck an seinem Gott hängt, so hat ihn auch Gott geschützt und ihn zu wundervollen Thaten gefördert! — — —

Die Abneigung Bismarcks gegen eine geräuschvolle, vor der Menge sich brüstende Frömmigkeit ist noch zu Tage getreten in den letzten Bestimmungen, die er für seine Beisetzung traf. Er wollte nicht aufgebahrt sein im Dom zu Berlin; er wollte nicht von der wohlberedten Geistlichkeit gepriesen werden um seiner Thaten willen.

Der einfache, schlichte Pfarrer seiner Gemeinde hat ihm die Leichenrede gehalten, und sein Grabspruch lautet: „Ein treuer deutscher Diener Kaiser Wilhelm I.“ Er wollte begraben sein still und einfach unter den Bäumen, die ihm ihren Schatten gaben, in dem Boden, der ihn gastlich trug und denen nahe, die ihm nahe standen; er wollte scheiden wie er gelebt und wollte ruhen wie er geschieden, einfach, schlicht, anspruchslos. In der Grabschrift zog er die Grenze nicht aus eigenem Wollen, denn er hat sich nicht müde und schwach gefühlt, als man Verzicht leistete auf seinen Dienst, sondern ein fremder Wille hat ihm verboten, den Erben das zu sein, was er den Ahnen war. Es lag eine grandiose Tragik in seinem Ende, in leisem Klang an König Lear gemahnend, der auch ledig der Krone doch in jedem Zoll ein König blieb. Ihm, der einst mitten gestanden in dem brausenden Treiben der Welt, blieb so ein Abschluß seiner Thaten vorbehalten, wie ihn der Landmann findet, der das Feld bestellte, und der Reitersmann, der nach beendetem Kriege den Abend unter den Seinigen verbrachte. Wenn auf einem Grabe nichts anderes steht als der Name Beethoven, wenn ein schlichtes Kreuz den Namen Goethe zeigt, so ist es genug; sie brauchen keinen Dom und keine wohlgeformte Grabschrift aus der Feder höfischer Dichter. Das Wort, das Bismarcks Grabstätte ziert, ist einfach und gerade: Die Grabschrift ist ein Lebensinhalt zugleich und ein Buch, aus dessen Tiefe Jahrhunderte schöpfen werden; es ist in aller Schlichtheit ein die Jahrhunderte überragendes Stück Weltgeschichte. „Denn in den wenigen Silben“, so führte einmal ein deutsches Blatt in Oesterreich aus, „spricht sich nicht bloß die Fülle der Thatsachen, sondern auch Bismarcks Wesen aus, jenes gewaltige, treue, in sich geschlossene Wesen, das in gleicher Vollkommenheit das Jahrhundert der Menschheit nur einmal bescheert. Die Worte sind rührend und schmerzlich; sie sind ein letztes Vermächtnis der Liebe, der Treue und in ihrer dürftigen Beschränkung noch eine glanzvolle Probe der höchsten Weisheit.“ Der Dichter, der sinnend vor dem Steine stehen wird, mag sich des Prometheus erinnern, der den Menschen das Licht gab und dann an die Felsen geschmiedet wurde; er wird die Musik des heiligen Trotzes aus dem Grabe des letzten Titanen vernehmen. Treue für Treue; es war des großen Kaisers unsterbliches Verdienst, dem Mann, der das Reich erschaffen sollte, in schwersten Zeiten, in Sturm und Drang die Treue gehalten zu haben. Diesem Verdienste

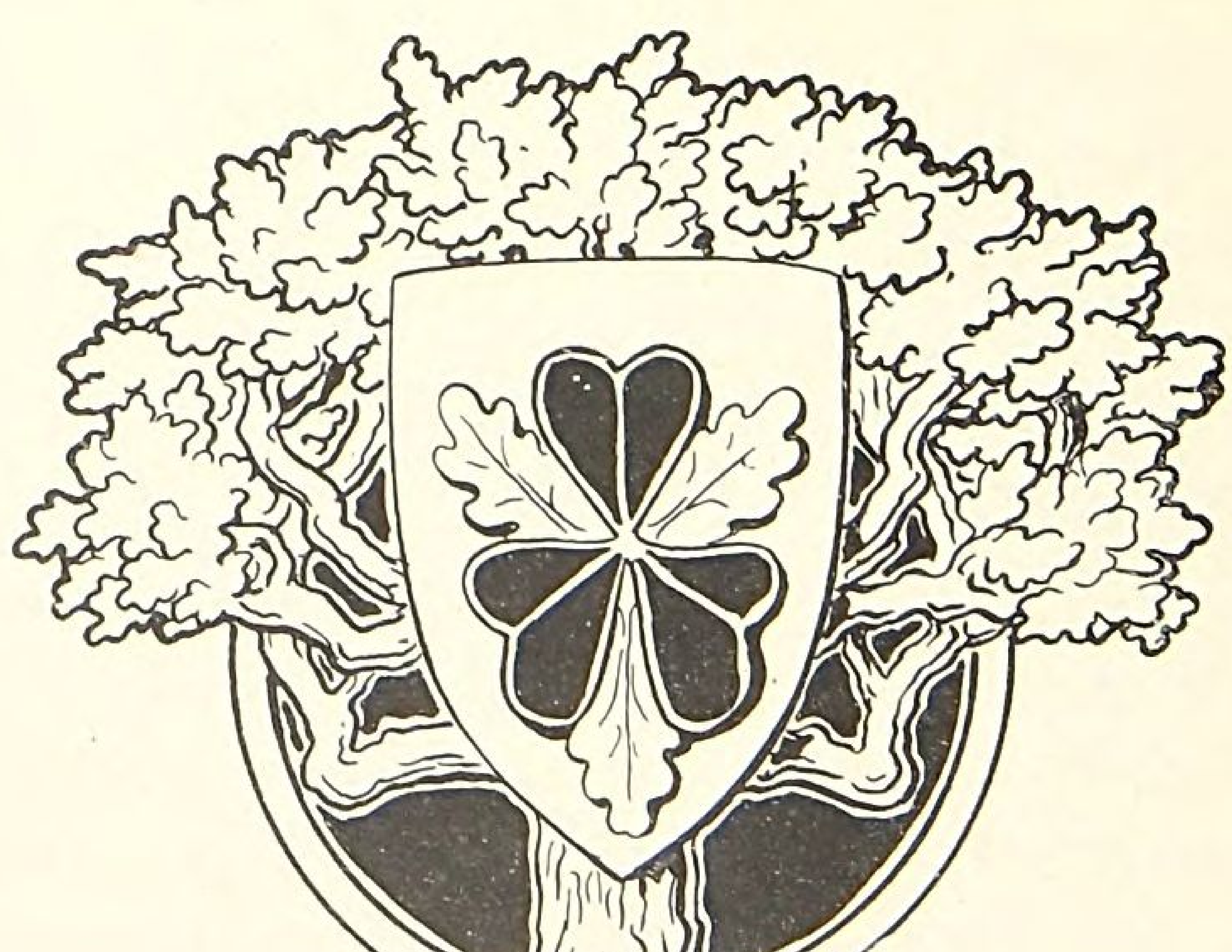
ordnete Bismarcks bis zum Grunde gehende Weisheit all den Ruhm seiner Thaten unter und wir empfinden eine erhabene Rührung, da der sterbende Riese noch einmal das Geschenk seines Lebens dem bei den Vätern ruhenden viel geliebten alten Herrn vermacht.

In die Rede aber, die bei der kirchlichen Feier zu Berlin in der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche der Superintendent Faber hielt, mögen diese einleitenden Worte ausklingen:

„Herr Gott, ewiger, allmächtiger Vater, vor Dein Angesicht kommt ein Volk in Trauer um den Mann, durch den es zum Volk geworden ist, und Deutschland weint um seinen größten Sohn. Das tiefe Leid wird wiederum wach, in dem wir vor zehn Jahren dem unvergeßlichen Heldenkaiser Klagerufe nachriefen und bald darauf dem Liebling der Nation den Lorbeer des Helden und die Palme des Dulders legten auf sein frühes Grab. Es ist uns, als sollte die gewaltige Zeit, in der Du durch Deine auserwählten Rüstzeuge der Weltgeschichte eine Wende gabst zu Deutschlands Heil, im letzten Abendrot verglimmen, nun da der alte große Kanzler heimgegangen ist zu seinem alten großen Kaiser. Aber die Hoffnung blickt milde in unser Abschiedsweh hinein, daß Du, o Herr, ein Volk nicht verlassen wirst, das Du solcher Männer würdigtest, und daß ein Volk, das so um seinen Helden trauert, einer gesegneten Zukunft nicht entbehren wird. So ist denn mächtiger als unsere Trauer unser Herzensdank, daß Du uns diesen gewaltigen Mann geschenkt hast in seiner urwüchsigen Kraft, seinem eisernen Willen, seinen bahnbrechenden Gedanken. Du bist es, der ihn zubereitet hat zu den unvergleichlichen Aufgaben seines Lebens, der ihn seinem hochherzigen Könige zuführte und es gab, daß ihre Herzen und Geister sich verstanden in Kampf und Not, in Sieg und Ruhm, bis der Tod sie schied. Durch Dich ist es geschehen, daß der König ihm das Höchste schenkte, was Fürsten zu vergeben haben, ein unbedingtes Vertrauen, und daß er seinem Könige das Köstlichste gab, was ein Unterthan zu bieten hat, Wahrheit und Treue bis in den Tod. Deß wird Dich die Gemeinde deutscher Zunge loben bis in fernste Tage und die Harfen ihrer Sänger Dich rühmen in immer neuen Liedern, daß Du durch ihn und alle jene treuen großen Männer, die König Wilhelm in ernsten Krieges- und Friedenswerken zur Seite standen, uns Dein Wohlgefallen erwiesen und uns herzlich geholfen hast, und hast ihm scharfe Schwerter in die Hände gegeben, Strafe zu üben unter den Völkern, die sich wider

uns setzten, und ihre Könige und Erben zu binden mit den eisernen Ketten und Ringen der Heeresmacht und hernachmals mit dem sanften Bande der Ehrerbietung vor wahrer Größe, daß sie anerkennen mußten das Recht des wiedererstandenen Deutschen Reiches und das Recht des zu Ehren gekommenen deutschen Namens. Weil alles, was des Patrioten Brust mit freudigem Hochgefühl schwellt, mit dem Namen Bismarck verbunden ist, darum danken wir Dir, daß Du ihn uns gegeben hast. Aber auch deß wollen die Heiligen fröhlich sein, preisen und rühmen auf ihren Lagern, daß Du uns in dem entschlafenen Fürsten ein leuchtendes Vorbild deutscher Treue und Kraft geschenkt hast, daran sich je und je die Jugend begeistern, der Volksgeist sich stählen, die Volksseele sich erquicken kann, also daß auch in späteren Tagen sein Name ein Zauber bleiben wird, die Feiglinge zu beschämen, die Schwachen zu ermutigen, die Starken zu entflammen zu manneskühner That. Insonderheit opfern wir unseren Lobpreis dafür, daß Du den teuren Toten mit dem Besten begnadigt hast, was es giebt auf Erden. Ueber seine Erfolge und Ehren weit hinaus, hinaus über die Freude an der That und dem heißen Ringen, hinaus über die Freude an Sieg und herrlichem Gelingen, ja selbst über die Liebe seiner Familie und seines Vaterlandes hinaus hast Du ihm das Beste darin geschenkt, daß er Deinen eingeborenen Sohn erkannt hat als seinen Herrn und Heiland, und daß er, der vor Dir doch nur ein armer Sünder war, erlöst ist durch das Kreuz dessen, der mit dem scharfen Schwerte des Geistes den Fürsten der Finsternis geschlagen und durch sein heiliges Verdienst alle dunklen Mächte gebunden hat, daß sie nichts vermögen wider die Kinder Gottes. Wir preisen Deine heilige Führung, daß es unser alter Kanzler gewußt hat, daß der Tod die Thür zum Leben ist, und wir vertrauen Deiner Barmherzigkeit, daß Du ihn aus den Eichenhainen des Sachsenwaldes heimgeführt hast zu den Lebensbäumen des Paradieses. In seinem Sinne aber ist es, daß wir Dich, allmächtiger Vater, in dieser heiligen Stunde anrufen für unseren Kaiser und Herrn, daß Du auch ihn alle Zeit segnen wolltest mit treuen und weisen Ratgebern, die ihm kräftiglich helfen, das Erbe der Väter in Frieden zu wahren und auszugestalten; in seinem Sinne ist es, zu beten für sein heißgeliebtes Preußenland, darin die Wurzeln seiner Kraft geborgen waren, und für das ganze deutsche Reich, das auf fester Grundlage aufzubauen seines Lebens höchster Ertrag gewesen ist. O Herr, laß

Dein Angesicht leuchten über das teure Vaterland, daß alles, was darin gerecht, werde gut, wachse und erblühe, und alles, was darin anders oder besser werden muß, sich wandle nach Deinem Wohlgefallen, gieb uns sonderlich zu dem hochnötigen Liebes- und Friedenswerke an unserem Volke gute Menschen und flammende Herzen! Und auch das ist im Geiste des Heimgegangenen, daß wir, o Vater des Lichts, Dir heute von neuem geloben, wir wollen Dich fürchten, auf daß wir sonst nichts in der Welt zu fürchten brauchen, wir wollen Glauben halten, wir wollen darauf sein, daß wir alle lieben und besser werden, Altar, Thron und Herd soll uns heilig bleiben. Mit Gott für Kaiser und Reich, das soll unsere Losung bleiben, Dein Wort soll uns Schild und Sonne sein. Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit, er soll auch unsere Hoffnung sein im Leben und im Sterben. Amen."



Erstes Kapitel.

Die erste Jugend.

Als Napoleons Gestirn zur Rüste ging, erhob sich am Firmament hellleuchtend der Stern Otto von Bismarcks. Noch waren die Freiheitskriege nicht beendet, aber doch war die Gewißheit bereits geschaffen, daß das Unwetter, das ein Vierteljahrhundert lang über der Welt gelagert hatte, sich zerstreuen und niemals wiederkehren sollte. Der Knabe, der am 1. April 1815 zu Schönhausen in der Altmark geboren wurde, sollte berufen sein, dereinst die Rache zu nehmen an dem dritten Napoleon für das, was der erste Napoleon an Deutschland gesündigt hat.

Am 11. April erschien in der Spenerschen Zeitung zu Berlin folgende Anzeige:

„Die gestern erfolgte glückliche Entbindung meiner Frau von einem gesunden Sohn verfehle ich nicht, allen Verwandten und Freunden unter Verbittung des Glückwunsches bekannt zu machen.

Schönhausen, den 2. April 1815. Ferd. v. Bismarck.“

Es war ein schlichter, mit Glücksgütern nicht besonders reich gesegneter Landwirt, der diese Anzeige erlassen hatte. Er hatte einst bei dem Leibkarabinier-Regiment gestanden und schon im Jahre 1796 seinen Abschied genommen. Seine Gattin, die Mutter Otto v. Bismarcks, war Luise Wilhelmine Mencken, die Tochter des Kabinetts-

rats Mencken. Von seinen Eltern erzählt Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen":

Ged. u. Er. I. Mein Vater war vom aristokratischen Vorurteile frei, und sein inneres Gleichheitsgefühl war, wenn überhaupt, nur durch die Offiziereindrücke seiner Jugend, keineswegs aber durch Ueberschätzung des Geburtsstandes modifiziert. Meine Mutter war die Tochter des in damaligen Hofkreisen für liberal geltenden Kabinettsrats Friedrich des Großen, Friedrich Wilhelm II. und III. aus der Leipziger Professorenfamilie Mencken, welche in ihren letzten, mir vorhergehenden Generationen nach Preußen in den auswärtigen und den Hofdienst geraten war. Der Freiherr von Stein hat meinen Großvater Mencken als einen ehrlichen, stark liberalen Beamten bezeichnet. Unter diesen Umständen waren die Auffassungen, die ich mit der Muttermilch einsog, eher liberal als reaktionär, und meine Mutter würde, wenn sie meine ministerielle Thätigkeit erlebt hätte, mit der Richtung derselben kaum einverstanden gewesen sein, wenn sie auch an den äußern Erfolgen meiner amtlichen Laufbahn große Freude empfunden haben würde. Sie war in bureaukratischen und Hofkreisen groß geworden; Friedrich Wilhelm IV. sprach von ihr als „Minchen" im Andenken an Kinderspiele.

Am 15. Mai fand die Taufe statt. Nur das erste Jahr seiner Kindheit verlebte Bismarck in Schönhausen. Schon im Jahre 1816 siedelten die Eltern nach Kniephof in Pommern über; durch Erbschaft und Vergleich waren sie in den Besitz der Rittergüter Kniephof, Jarchelin und Külz gekommen. In Kniephof wuchs der kleine Bismarck unter den Augen seiner Eltern auf, in einer Umgebung, die eine Reihe landwirtschaftlicher Reize bot. Das Herrenhaus selbst war einfach und unansehnlich, doch war der schöne Garten und der Karpfenteich des Gutes weithin berühmt. In dieser Umgebung blieb der Knabe bis zum 6. Lebensjahre, und eine Reihe von niedlichen Zügen ist uns aus dieser kurzen Periode erhalten. Einige dieser Züge mögen an dieser Stelle Platz finden:

Aus seiner frühesten Kindheit erzählt eine zur Familie gehörige Dame: Otto saß am Nebentisch und wartete mit vorgebundener Serviette auf das Essen — das ihm von Kindheit an vortrefflich schmeckte — den Rücken gegen die Tafel gekehrt, an welcher die Eltern mit den Gästen Platz genommen hatten. Der glückliche Vater betrachtete den Sohn mit den zärtlichsten Blicken und rief dann der Gemahlin entzückt zu: „Minchen, sieh doch den Jungen, wie er da sitzt und mit den Beenekens baumelt!" Und so baumelte denn der kleine Otto ganz vergnügt mit den „Beenekens" weiter zur Freude seines Vaters. Einst fragte ihn die Mutter beim Gutenachtsagen: „Hast Du Dein Süppchen schon gegessen?" Er lief davon und kam nach einer Weile zurück mit einem fröhlichen „Ja!" Er hatte es nämlich vergessen und sich erst bei Lotte Schmeling erkundigt. Nach Kinderart hatte Otto die Leidenschaft, alles, was ihm eßbar dünkte, zu kosten. Die Mutter nahm ihn dann scharf ins Verhör. „Otto, was hast

Du gegessen? Du riechst nach Medizin!" rief die Mutter einst. Das Kind besann sich eine Weile, dann sagte es ruhig: „In des Vaters Stube stand am Fenster eine Flasche, die nahm ich an den Mund, ich habe aber nicht davon getrunken, weil sie zu sehr stankte." Er blieb ruhig, nett und freundlich, und obwohl ihn das ganze Haus verzog, wurde er nicht unartig. Der Vater war das Herz, die Mutter der Verstand des Hauses.

Mit sechs Jahren wurde Otto v. Bismarck in die Plamannsche Erziehungsanstalt zu Berlin gebracht, wo sich sein älterer Bruder Bernhard bereits befand. Die Eltern mochten glauben, daß die geistige und körperliche Gewandtheit durch Verkehr mit Altersgenossen mehr gefördert werde, daß sie unter Fremden weniger verzogen werden würden als daheim, wo namentlich der Vater sich nur ungemein schwer für eine gewisse Strenge entschloß. Bismarck hat später nur mit geringer Freude an den Aufenthalt in jener Anstalt gedacht, die, nach Jahnschen Grundsätzen geleitet, die individuelle Eigenart der Zöglinge so wenig in Rücksicht zog, daß er sie später oft geradezu als Zuchthaus schilderte und noch im Jahre 1872 in herbem Tone bemerkte:

Meine Geschlechtsfolge besteht aus der Abwechselung einer geprügelten mit einer prügelnden Generation. Die Geprügelten, zu denen gehöre ich — es waren die Gelehrten, die Büchersammler; — sie vermehrten die Hausbibliothek. Da sie hart erzogen wurden, machten sie es an ihren Kindern durch Liberalität wieder gut. Unsere Kinder natürlich sehen aber wieder ein, daß man sie hätte straffer zügeln müssen, und prügeln unsere Enkel!

Immerhin erkannte er doch noch in seinen „Erinnerungen" an, daß er aus dieser Schule deutsch-nationale Eindrücke mitgebracht habe. In der Anstalt bestand das Prinzip, die Jugend vor allen Dingen abzuhärten, sie nach Art der Spartaner auszubilden. Noch nach langen Jahren klagte Bismarck:

Immer habe es im Institut nur Milch und Brot zum Frühstück, Brot mit Salz zum zweiten Frühstück und zur Vesper gegeben und mittags immer „elastisches Fleisch, nicht gerade hart, aber der Zahn konnte damit nicht fertig werden." Und Mohrrüben — „roh aß ich sie recht gern, aber gekocht und harte Kartoffeln darin, viereckige Stücke!"

Bismarck traf um Ostern 1822 in der Anstalt ein. Einer seiner Mitschüler, der sich damals in der Knabenschar befand, welche den neuen Zögling begrüßte, hat später über diese Szene erzählt:

Wir befanden uns auf dem Mittelflur, als die nach der Straße führende Hausthür sich aufthat und der Kutscher des Herrn von Bismarck in dem damals üblichen weiten Mantel mit lang herabhängendem Rund-

kragen eintrat, Otto, gleichfalls in einen solchen Mantel gehüllt, auf dem Arme tragend. Er war schon damals ein hochaufgeschossener Knabe und ragte weit über das Haupt des Kutschers hinaus. Wir eilten auf Otto zu, aber er verzog keine Miene und sah nur mit imponierendem Ernst von oben herab auf uns nieder. — „Wie kommt es nur" — diese Frage knüpft der Erzähler an jene Mittheilung — „daß dieses Bild mir nach mehr als fünfzig Jahren klar im Gedächtnis geblieben ist, dieses Bild eines Knaben, von dem ich sonst aus jener Zeit nichts, durchaus garnichts weiß? — War das eine Ahnung davon, daß er einst so hoch über uns gestellt sein werde?"

Das Leben in der Anstalt hat in allgemeinen Zügen Ernst Krigar, ein Mitschüler Ottos, in seinem Schriftchen geschildert: „Kleine Mitteilungen aus der Jugendzeit des Fürsten Bismarck":

J. E. Krigar, Kl. Mitteilg. Des Morgens wurden wir durch das Läuten einer kleinen Glocke Punkt 6 Uhr geweckt. Unser Frühstück bestand in Milch und etwas Brot. Um 7 Uhr begannen die Lehrstunden, jedoch fand zuvor eine kurze religiöse Erbauung statt. Es wurde ein Choral gesungen; der Direktor Plamann hielt einen kurzen Vortrag; darauf begann der Unterricht. Um 10 Uhr konnten wir uns eine halbe Stunde im Garten beim zweiten Frühstück erholen, welches aus Brot und Salz bestand; im Sommer erhielten wir noch etwas Obst dazu. Mittags 12 Uhr wurde zu Tisch geläutet. Alles strömte nach dem großen Saal, wo Frau Direktor Plamann und eine Nichte derselben jedem Lehrer und jedem Schüler selbst die Portionen auftrugen. Das Essen war überaus einfach, aber kräftig und gut zubereitet. Wer noch Verlangen nach einer zweiten Portion hatte, mußte mit seinem Teller selbst zur Frau Plamann gehen und darum bitten. Wer seine Portion nicht aufessen konnte oder wollte, mußte nach Tische im Garten auf der Terrasse mit seinem Teller so lange stehen, bis der Rest vollständig verzehrt war. Täglich hatten wir das Schauspiel, daß drei bis vier Schüler dort aufgestellt wurden. Von 2 Uhr nachmittags dauerten die Lehrstunden wieder bis 4 Uhr. Jetzt war Vesper; es gab wieder Brot und Salz; bis 7 Uhr wurde dann weiter unterrichtet. Von dieser Zeit an wurden die aufgegebenen Arbeiten oder Spiele im Freien vorgenommen. Das Abendessen bestand in der Regel aus Warmbier oder belegten Butterbroten. Die Unterrichtszeit würde uns oft sehr lang geworden sein, wenn sie nicht wenigstens durch zwei Stunden Turnen gekürzt worden wäre. Diese Stunden waren stets die größte Erholung für uns, und ganz besonders fesselte uns der Fechtunterricht bei dem Lehrer Ernst Eiselen.

Noch eine Szene aus jenen Tagen der ersten Kindheit, die sein Genosse Ernst Krigar erzählt, möge hier Platz finden:

Zu Weihnachten hatte einer unserer Mitschüler von seinen Eltern „Beckers Erzählungen aus der alten Welt" zum Geschenk erhalten; das Buch wurde von uns fleißig gelesen, daß das eine Exemplar lange nicht ausreichte, unsere Wißbegierde zu stillen. Bald hatte sich denn auch eine größere Zahl von Schülern dies Buch von ihren Eltern schenken lassen. Jetzt wurde der Trojanische Krieg vorgenommen. Der erste, welcher diesen

ganzen Teil des Buches auswendig konnte, war Otto v. Bismarck. Am Ende des Gartens der Anstalt, jetzt nach der Königgrätzer Straße zu, stand ein schön gewachsener Lindenbaum. Es war dies der einzige Baum im Garten der Anstalt, zu dem hinaufzuklettern wir die Erlaubnis hatten. Dies war in den Freistunden unser liebster Aufenthalt. — „Nach der Linde!“ hieß es, wenn irgend etwas Wichtiges mitzuteilen oder zu beraten war. Sie bildete den Mittelpunkt des Gartens für uns. — Otto v. Bismarck übernahm in der Regel das Vorlesen des Trojanischen Krieges und wählte sich dazu häufig seinen Lieblingssitz auf der Linde. Wir Zuhörer, soweit wir Platz hatten, bestiegen ebenfalls den Baum, die übrigen lagerten sich unter demselben. Mit welcher Aufmerksamkeit folgten wir dem Vorleser, mit welcher Begeisterung wurden die Heldenthaten der Griechen vor Troja aufgenommen! Es dauerte nicht lange, so hatte jeder von uns den Namen eines dieser Helden. Bismarck konnte kein anderer als der Telamonier Ajax sein.

In der That war der junge Otto ein rechter Sohn der märkischen Erde. Frisch, lebendig, leicht empfänglich für alle Eindrücke, ein aufopfernder Kamerad, tapfer und resolut, stellte er sich gern auf die Seite der Schwachen und unternahm manch hitzige Fehde mit den Stärkeren.

Sechs Jahre hat der Aufenthalt in der Plamannschen Anstalt gedauert. Jetzt ist das Haus verschwunden, in dem sie sich befand, ein neuer Prachtbau erhebt sich in der östlichen Häuserflucht der Königgrätzerstraße 88, und nur eine Tafel kündet noch: „Hier stand die Bismarcklinde im Garten der Plamannschen Erziehungsanstalt, deren Zögling der Fürst war 1822—27.“

In jene Zeit muß eine Ferienreise gefallen sein, die mit ihm die Eltern nach Thüringen unternahmen. Denn in einer Rede am 31. Juli 1892 sagte Bismarck:

In Thüringen habe ich als Kind zuerst — das nordische Flachland in Brandenburg und Pommern sieht ja ganz anders aus — Felsen, Berge und Burgen mit ihren geschichtlichen Erinnerungen kennen gelernt. Die ersten Eindrücke der Kindheit haben um den Begriff Thüringen in meinen Empfindungen einen Nimbus der Romantik gewebt, der getragen wurde namentlich durch die Erinnerungen an die Wartburg, an ihre Vorzeit, an Luther, an die Reformation.

Rede vom 31. 7 1892.

Im Herbst 1827 zogen die Eltern für einen großen Teil des Jahres nach Berlin und nahmen ihn auch in ihre in der Behrenstraße 39 gelegene Wohnung mit. Zu gleicher Zeit verließ er die bisher in Berlin besuchte Schule, um in die Untertertia des Friedrich Wilhelm-Gymnasiums einzutreten. Hier gewann vor allem der spätere Direktor des grauen Klosters Professor Dr. Bonnell Einfluß

auf ihn. Diesen ausgezeichneten Mann erfüllte schon am Tage der Aufnahme das Wesen und die Haltung des Knaben mit tiefer Zuneigung: „Die neu Aufgenommenen saßen im Schulsaale auf mehreren Bänken hintereinander, sodaß die Lehrer während der Einleitungsfeier Gelegenheit hatten, die kleine Schar gehörig durchzumustern. Otto v. Bismarck saß mit sichtlicher Spannung, mit freundlichem Knabengesicht und hell leuchtenden Augen frisch und munter unter seinen Kameraden, sodaß ich bei mir dachte: Das ist ja ein nettes Jungchen, den will ich besonders ins Auge fassen.“

Als Bonnell als Direktor zum grauen Kloster versetzt wurde, folgte ihm Bismarck. Am 31. März 1831, einen Tag vor seinem 16. Geburtstag, wurde er dann von Schleiermacher in der Dreifaltigkeitskirche eingesegnet. Noch als greiser Mann erzählte Bismarck:

Noch weiß ich genau das Plätzchen in der Kirche, wo ich unter den Konfirmanden gesessen habe; und als ich dann aufgerufen wurde und vor den Altar treten sollte, pochte mir gewaltig das Herz. Den Spruch, welchen Schleiermacher mir mitgegeben, glaube ich ziemlich richtig sagen zu können: „Was Ihr thut, das thut dem Herrn, und nicht den Menschen;“ aber die Stelle, wo er steht, habe ich vergessen. Nicht wahr, ein besseres Wort konnte mir nicht mitgegeben werden! Der Spruch soll mein Leitstern bleiben.“ Es ist die Stelle Kolosser 3, 23: „Alles was Ihr thut, das thut von Herzen, als dem Herrn, und nicht den Menschen.

Bald darauf wurde der Knabe der Pensionär seines Direktors, der am Königsgraben Nr. 4 wohnte. Auch aus dieser Zeit besitzen wir ein Urteil des trefflichen Pädagogen über seinen Zögling:

Er bewegte sich freundlich, anspruchslos und durchaus zutraulich in meiner einfachen Häuslichkeit, die sich damals auf meine Frau und meinen einjährigen Sohn beschränkte. Er zeigte sich in jeder Beziehung liebenswürdig. Er ging des Abends fast niemals aus; wenn ich zu dieser Zeit zuweilen nicht zu Hause war, so unterhielt er sich freundlich und harmlos plaudernd mit meiner Frau und verriet eine starke Neigung zu gemütlicher Häuslichkeit. Er hatte unser ganzes Herz gewonnen, und wir brachten ihm alle Liebe und Sorgfalt entgegen, so daß sein Vater später, nach seinem Scheiden von uns, äußerte, daß der Sohn sich in keinem Hause so wohl wie bei uns befunden habe.

Wie groß die Anhänglichkeit war, die Bismarck noch in späten Jahren für seinen alten treuen Lehrer bewahrte, beweist folgende Episode, die wiederum Bonnell erzählt:

Der 17. April 1871 war der Tag, an welchem die Stadt Berlin die zum erstenmal versammelten Abgeordneten des deutschen Reichstages in dem großen Festsaale des neuen Rathauses begrüßte. Ich war auch dazu eingeladen. In dem großen Gedränge der Abgeordneten und Notabilitäten

jeder Art zog natürlich Bismarck die Aufmerksamkeit am meisten auf sich. Plötzlich steht der große Mann vor mir und reicht mir in gewohnter Freundlichkeit beide Hände. Die Hitze des Saales hatte mein Gesicht gerötet; deshalb drückte er seine Freude darüber aus, mich so wohl zu finden. Ich kann dies Ew. Durchlaucht zurückgeben, sagte ich, und doch haben Sie einen bedeutenden Teil der Weltgeschichte nicht bloß durchgemacht, sondern gemacht. — Nun, erwiderte er, ich habe so etwas an ihren Fäden gesponnen. Darauf folgten noch andere freundliche Worte, Erkundigungen nach meiner Frau u. s. w.

Die Zeitungen schilderten dann in den nächsten Tagen den Eindruck, den dieser Vorgang auf die im Rathaussaale Versammelten gemacht hatte. In dem Bericht des einen Blattes hieß es: „Wer ist der kleine alte Herr, mit dem Bismarck so lange spricht, zu dem er sich fast herabzubeugen scheint? Es ist der Direktor Bonnell, der einst des Fürsten Lehrer war. Es thut einem wohl zu sehen, wie respektvoll der große Schüler noch heute vor seinem alten Lehrer steht.

Bonnell ist auch der Lehrer der beiden Söhne Bismarcks später geworden. Als diese im März 1869 die Reifeprüfung bestanden hatten, lud der Vater am 9. März die Prüfungskommission zu Tische. Die Unterhaltung bewegte sich so ungezwungen wie immer in diesem Hause. Da erhob sich der Kanzler mit dem Glase und sprach etwa folgendes:

Vor 38 Jahren um dieselbe Zeit habe ich das Abiturientenexamen bestanden, und zwar vor demselben Manne und unter Leitung desselben Mannes, der jetzt meine beiden Söhne zu demselben Ziele geleitet hat. Ich weiß, was ich ihm verdanke. Mögen auch meine Söhne ihm stets ein dankbares Andenken bewahren. Indem ich Sie, verehrte Anwesende, auffordere, auf das Wohl meines alten lieben Lehrers, des Direktors Bonnell, anzustoßen, verbinde ich zugleich den Dank an die übrigen Lehrer meiner beiden Söhne.

Nur an einer Thatsache nahm das junge Gemüt Bismarcks Anstoß, an einer Thatsache jedoch, die weniger in der Anstalt selbst, als in dem damaligen Geiste Berlins begründet war:

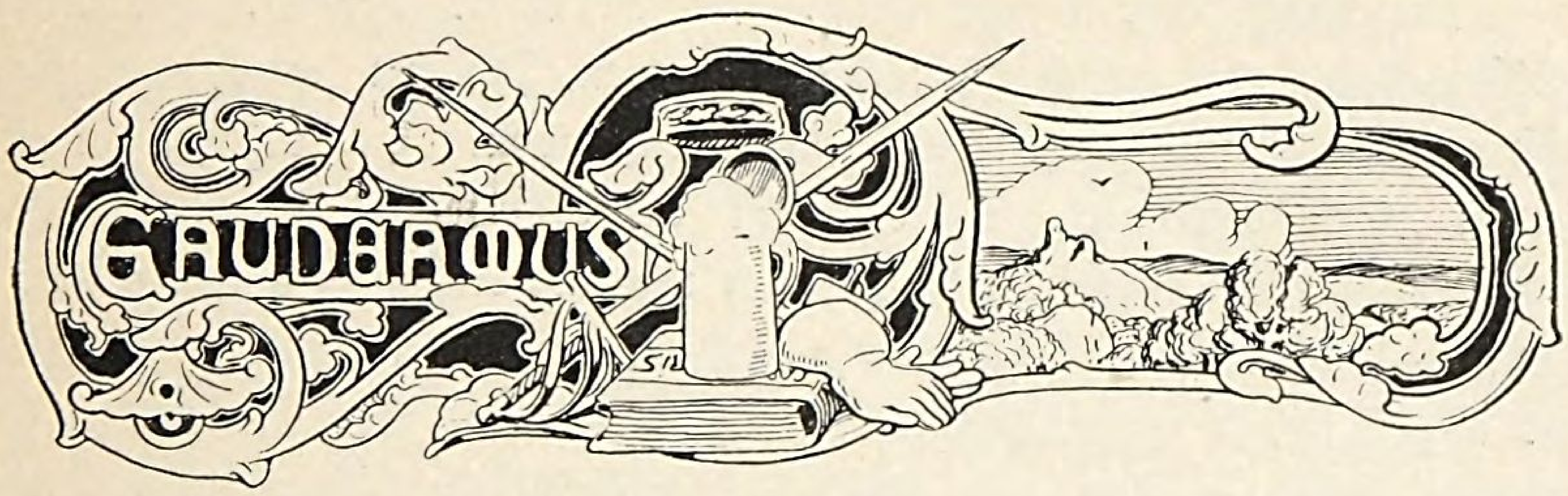
Die in meiner Kindheit empfangenen Eindrücke waren wenig dazu angethan, mich zu verjunkern. In der nach Pestalozzischen und Jahnschen Grundsätzen eingerichteten Plamannschen Erziehungsanstalt war das „von" vor meinem Namen ein Nachteil für mein kindliches Behagen im Verkehre mit Mitschülern und Lehrern. Auch auf dem Gymnasium zum grauen Kloster habe ich einzelnen Lehrern gegenüber unter dem Adelshasse zu leiden gehabt, der sich in einem großen Teile des gebildeten Bürgertums als Reminiscenz aus den Zeiten vor 1806 erhalten hatte. Aber selbst die aggressive Tendenz, die in bürgerlichen Kreisen unter Umständen zum Vorschein kam, hat mich niemals zu einem Vorstoße in entgegengesetzter Richtung veranlaßt. Ged. u. Er. I.

Freundlichere Episoden aus seiner Schülerzeit hat Bismarck später wiederholt erzählt, so die von Trine Neumann, die ihm und seinem Bruder, wenn die Eltern abwesend waren, die Wirtschaft führte:

Trine Neumann stammte von meinem väterlichen Gute Schönhausen in der Altmark. Sie hatte uns Jungen herzlich lieb und that alles, was sie uns an den Augen absehen konnte. So machte sie uns zu abend fast immer unser Leibgericht: Eierkuchen. Wenn wir gegen Abend ausgingen, ermahnte Trine Neumann uns regelmäßig: „Bliewt hüt nich so lang ut, dat min Kauken nich afbaken!“ und regelmäßig, wenn wir endlich nach Hause kamen, hörten wir die gute Trine schon von weitem wie einen Rohrsperling schimpfen: „Na wart, Jungens, ut Euch wart in'n Leben nix Vernünftiges — die Kauken sind all wedder afbackt!“ Aber der Zorn der guten Trine war immer bald verraucht, wenn sie sah, wie vortrefflich ihre „afbackten Kauken“ uns Jungens schmeckten.

Auch von Bällen jener Jahre weiß Bismarck launig zu erzählen. „Ich besinne mich, obwohl ich damals noch sehr klein war, es muß im Jahre 1821 oder 1822 gewesen sein — da waren die Minister noch sehr große Tiere, angestaunt, geheimnisvoll. Da war einmal bei Schuckmann große Gesellschaft, was man damals Assemblée nannte. Was war der als Minister für ein schrecklich großes Tier! Da gingen meine Eltern auch hin. Ich weiß noch wie heute. Meine Mutter hatte lange Handschuhe an, bis hier her (er zeigte es am Oberarm), ein Kleid mit kurzer Taille, aufgebauschte Locken zu beiden Seiten und auf dem Kopfe eine große Straußenfeder. — Später war da ein Gesandter in Berlin, der gab auch solche Bälle, wo bis um 3 Uhr getanzt wurde, und wo es nichts zu essen setzte. Da weiß ich, daß ich und ein paar gute Freunde oft hingingen, zuletzt lehnten wir jungen Leute uns auf. Als es spät wurde, zogen wir Butterbrote aus der Tasche und verzehrten sie. Hernach, das nächste Mal, gab es zu essen, aber wir waren nicht wieder eingeladen.“

Am 14. April 1832 bestand der Jüngling, wenig über 17 Jahre alt, das Examen der Reife mit dem Zeugnis Nr. 2. Seine Mitschüler in der Prima haben ihm später im Festsaal der Anstalt ein Denkmal gesetzt, eine Büste des Kanzlers auf einem Sockel aus schwarzem Marmor.



Zweites Kapitel.

Bismarck als Jurist und Landwirt.

Am 10. Mai 1832 zog Otto v. Bismarck als Student der Rechte in Göttingen ein; das flotte Burschenleben erfaßte ihn trotz aller sorglichen mütterlichen Mahnungen bald genug, und wenn er auch anfangs noch eine ganze Anzahl von Kollegien besuchte, so ist doch niemals darüber Klage geführt worden, daß er sie allzu häufig besucht habe. Wehmütig hat er jener schönen Zeiten am 29. Juni 1893 gedacht, als er in der Musenstadt bei seiner Fahrt nach Kissingen von den Vertretern der Stadt und der Universität und einer vieltausendköpfigen Menge am Bahnhof begrüßt wurde. Das Haupt mit der roten Mütze des Korps Hannovera bedeckt, erwiderte er auf die Ansprache des Rektors:

Er danke herzlich für die freundliche Begrüßung in der alten Musenstadt. Vor sechzig Jahren sei er in die Thore von Göttingen eingezogen als flotter, frischer Student, und er müsse sagen, von allen den Orten, denen er seine Bildung verdanke, sei ihm Göttingen noch jetzt der liebste, da so schöne Jugenderinnerungen ihn an diese Stadt bänden. Zuviel gearbeitet freilich habe er hier nicht. Jetzt sei die Zeit eine andere, sie erfordere auch von der studierenden Jugend ernsten Fleiß. Man rede jetzt so viel von einem Normalarbeitstage. Auch der Student möge sich einen solchen angewöhnen. Das mache in vier Studienjahren mehr als 4000 Arbeitsstunden, und in solchen könne man recht viel lernen. Er erwiderte die freundliche Begrüßung mit einem Hoch auf Göttingen und die Studentenschaft. Penzler, Bd. V

Die Wahl der Korporation, der Bismarck beitrat, hat nicht ausschließlich von Zufälligkeiten abgehangen, sondern auch von ganz bestimmten Empfindungen und Ueberzeugungen. Er erzählt ja in seinen „Erinnerungen", daß er wohl die Schule als Pantheist und, wenn nicht als Republikaner, so doch mit der Ueberzeugung verlassen habe, daß die Republik die vernünftigste Staatsform wäre, daß jedoch die angeborenen preußisch-monarchischen Gefühle niemals ausgetilgt worden seien in ihm und daß seine geschichtlichen Sympathien auf Seite der Autorität gestanden haben; Harmodios und Aristogeiton sowohl wie Brutus galten seinem „kindlichen Rechtsgefühl" als Verbrecher und Tell als ein Rebell und Mörder:

Ged. u. Er. I. Doch blieb mein deutsches Nationalgefühl so stark, daß ich im Anfang der Universitätszeit zunächst zur Burschenschaft in Beziehung geriet, welche die Pflege des nationalen Gefühls als ihren Zweck bezeichnete. Aber bei persönlicher Bekanntschaft mit ihren Mitgliedern mißfielen mir ihre Weigerung, Satisfaktion zu geben, und ihr Mangel an äußerlicher Erziehung und an Formen der guten Gesellschaft, bei näherer Bekanntschaft auch die Extravaganz ihrer politischen Auffassungen, die auf einem Mangel an Bildung und an Kenntnis der vorhandenen, historisch gewordenen Lebensverhältnisse beruhte, von denen ich bei meinen siebzehn Jahren mehr zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte als die meisten jener durchschnittlich meist älteren Studenten. Ich hatte den Eindruck einer Verbindung von Utopie und Mangel an Erziehung. Gleichwohl bewahrte ich innerlich meine nationalen Empfindungen und den Glauben, daß die Entwickelung der nächsten Zukunft uns zur deutschen Einheit führen werde; ich ging mit meinem amerikanischen Freunde Coffin die Wette darauf ein, daß dieses Ziel in 20 Jahren erreicht sein werde.

In mein erstes Semester fiel die Hambacher Feier (27. Mai 1832), deren Festgesang mir in der Erinnerung geblieben ist, in mein drittes der Frankfurter Putsch (3. April 1833). Diese Erscheinungen stießen mich ab, meiner preußischen Schulung widerstrebten tumultarische Eingriffe in die staatliche Ordnung; ich kam nach Berlin mit weniger liberaler Gesinnung zurück, als ich es verlassen hatte, eine Reaktion, die sich wieder abschwächte, nachdem ich mit dem staatlichen Räderwerke in unmittelbare Beziehung getreten war. Was ich etwa über auswärtige Politik dachte, mit der das Publikum sich damals wenig beschäftigte, war im Sinne der Freiheitskriege, vom preußischen Offizierstandpunkt gesehen. Beim Blick auf die Landkarte ärgerte mich der französische Besitz von Straßburg, und der Besuch von Heidelberg, Speyer und der Pfalz stimmte mich rachsüchtig und kriegslustig.

Aehnliche Gedanken hat Bismarck auch in seiner Rede auf dem Marktplatz in Jena ausgesprochen, als er erzählte, daß er die Universität mehr mit burschenschaftlichen als mit landsmannschaftlichen

Empfindungen bezogen habe. Und auch die in den „Erinnerungen" erwähnte Wette mit dem Amerikaner Coffin hat er wiederholt erzählt:

In Göttingen, da wettete ich einmal mit einem Amerikaner, ob Deutschland in zwanzig Jahren einig sein würde. Wir wetteten um 25 Flaschen Champagner, die der geben sollte, der gewinne. Wer verlor, sollte übers Meer kommen. Er hatte für nicht einig gewettet, ich für einig. Darauf besann ich mich 1853 und wollte hinüber, um meine verlorene Wette zu bezahlen. Wie ich mich aber erkundigte, war er tot. Er hatte gleich so einen Namen, der kein langes Leben versprach — Coffin, Sarg. Das Merkwürdigste dabei ist, daß ich damals — 1833 — schon den Gedanken und die Hoffnung gehabt haben muß, die jetzt mit Gottes Hilfe wahr geworden ist, obwohl ich damals mit den Verbindungen, die das wollten (den Burschenschaften), nur im Gefechtszustande verkehrte.

Bismarck ist nicht sofort in das Korps eingetreten. Zu Anfang verkehrte er vielmehr in einem Kreise von Mecklenburgern, die keine eigentliche Verbindung bildeten. Mit ihnen machte er auch alsbald eine fröhliche Fahrt nach dem Harz. Schon damals lernte er seinen Freund Lothrop Motley kennen und auch mit anderen Söhnen des neuen Weltteiles verkehrte er intim. Ueber seine Göttinger Zeit giebt es eine ganze Anzahl von Anekdoten, die jedoch keineswegs durchweg als beglaubigt gelten dürfen. Thatsache ist es, daß er am 7. Dezember 1832 als Fuchs bei den Hannoveranern eintrat, nachdem er vorher mit vier Mitgliedern dieses Korps das bekannte Renkontre gehabt hatte. Schon am nächsten Tage hatte er seine erste Mensur mit einem Mitgliede der „Brunsvigia" und es sind dieser Mensur noch recht viele andere gefolgt, so daß man später sogar von 28 oder 35 erzählt hat. Beglaubigt, weil von Bismarck selbst erzählt, ist folgende Episode:

Bismarck erzählte auf einem der parlamentarischen Abende bei Tische, daß er bei all seinen 28 Mensuren in Göttingen stets unverletzt davongekommen sei. Jemand erwiderte: „Aber einmal haben Exzellenz doch etwas abgekriegt; wie hieß doch der kleine Hannoveraner? — nicht wahr: Biedenfeld?" — „Biederweg", berichtigte Bismarck, „er war auch nicht klein, sondern beinahe so groß wie ich. Das kam aber nur davon, weil seine Klinge absprang; sie war wahrscheinlich schlecht eingeschraubt. Das abspringende Stück fuhr mir ins Gesicht und schrammte mich" — er faßte nach der linken Wange, wo noch eine kleine Narbe zu erkennen war — „der Blutige war also nicht kommentmäßig und wurde auch für ungültig erklärt."

Aus den Universitätsakten ergiebt sich, daß Bismarck im Jahre 1833 als Unparteiischer ein Pistolenduell leitete, daß ihm bald

darauf unter Androhung der Relegation eine Mensur mit drei Anderen verboten wurde, und daß er darauf im Mai wieder aus ähnlichen Gründen zweimal Karzer erhielt und das Consilium abeundi unterschreiben mußte. Als er einmal mit mehreren Kommilitonen einen Ausflug nach Jena machte, wurde er von dem dortigen Universitätsrichter ausgewiesen. Am 11. September 1833 verließ Bismarck Göttingen mit folgendem Abgangszeugnis:

Wir Prorektor und Senat der Königlich Großbritannisch-Hannoverschen Georg-Augusts-Universität bezeugen hierdurch, das der Studierende Leopold Eduard Otto v. Bismarck aus Schönhausen am 10. Mai 1832 als der Rechte Beflissener unter die Zahl der hiesigen Studierenden aufgenommen ist und sich von der Zeit an bis jetzt Studierens halber hierselbst aufgehalten hat. Hinsichtlich seines Betragens wird bemerkt, daß außer einigen wenigen erheblichen Rügen (die oben bereits aufgezählten) Karzerstrafen gegen ihn erkannt worden sind. Gegeben unter meiner des jetzigen Prorektors Unterschrift und unter Beidrückung des Universitätssiegels. Gieseler.

Gleichzeitig wurde ihm gestattet, eine in Göttingen verwirkte Karzerstrafe in Berlin abzusitzen, wohin sich jetzt der junge Studiosus begab. Schon am 20. Mai 1835 bestand er das Auskultatorexamen und am 4. Juni trat er als Protokollführer bei dem Stadtgericht in Berlin ein. Ursprünglich war es wohl seine Absicht gewesen, sich gleich der diplomatischen Karriere zu widmen. Es war der Einfluß des Ministers Ancillon, der ihn davon zurückhielt durch den Rat, zunächst sein Examen als Regierungsassessor zu machen. Bismarck erzählt aus dieser Zeit:

Ged. u. Er. I. Die Personen und die Einrichtungen unserer Justiz, in der ich zunächst beschäftigt war, gaben meiner jugendlichen Auffassung mehr Stoff zur Kritik als zur Anerkennung. Die praktische Ausbildung des Auskultators begann damit, daß man auf dem Kriminalgericht das Protokoll zu führen hatte, wozu ich von dem Rate, dem ich zugewiesen war, Herrn von Brauchitsch, über die Gebühr herangezogen wurde, weil ich damals über den Durchschnitt schnell und lesbar schrieb. Von den „Untersuchungen“, wie die Kriminalprozesse bei dem damals geltenden Inquisitionsverfahren genannt wurden, hat mir eine den nachhaltigsten Eindruck hinterlassen, welche eine in Berlin weitverzweigte Verbindung zum Zweck der unnatürlichen Laster betraf. Die Klubeinrichtungen der Beteiligten, die Stammbücher, die gleichmachende Wirkung des gemeinschaftlichen Betreibens des Verbotenen durch alle Stände hindurch — alles das bewies schon 1835 eine Demoralisation, welche hinter den Ergebnissen des Prozesses gegen die Heinzeschen Eheleute (Oktober 1891) nicht zurückstand. Die Verzweigungen dieser Gesellschaft reichten bis in hohe Kreise hinauf. Es wurde dem Einflusse des Fürsten Wittgenstein zugeschrieben, daß die Akten von dem Justiz-

ministerium eingefordert und, wenigstens während meiner Thätigkeit an dem Kriminalgerichte, nicht zurückgegeben wurden.

Nachdem ich vier Monate protokolliert hatte, wurde ich zu dem Stadtgerichte, vor das die Zivilsachen gehörten, versetzt und aus der mechanischen Beschäftigung des Schreibens unter Diktat plötzlich zu einer selbständigen erhoben, der gegenüber meine Unerfahrenheit und mein Gefühl mir die Stellung erschwerten. Das erste Stadium, in welchem der juristische Neuling damals zu einer selbständigen Thätigkeit berufen wurde, waren nämlich die Ehescheidungen. Offenbar als das Unwichtigste betrachtet, waren sie dem unfähigsten Rate, namens Prätorius, übertragen, und unter ihm der Bearbeitung der ganz grünen Auskultatoren überlassen worden, die damit in corpore vili ihre ersten Experimente in der Richterrolle zu machen hatten, allerdings unter nomineller Verantwortlichkeit des Herrn Prätorius, der jedoch ihren Verhandlungen nicht beiwohnte. Zur Charakterisierung dieses Herrn wurde uns jungen Leuten erzählt, daß er in den Sitzungen, wenn behufs der Abstimmung aus einem leichten Schlummer geweckt, zu sagen pflegte: „Ich stimme wie der Kollege Tempelhof", und gelegentlich darauf aufmerksam gemacht werden mußte, daß Herr Tempelhof nicht anwesend sei.

Ich trug ihm einmal meine Verlegenheit vor, daß ich, wenige Monate über 20 Jahre alt, mit einem aufgeregten Ehepaare den Sühneversuch vornehmen solle, der für meine Auffassung einen gewissen kirchlichen und sittlichen Nimbus hatte, dem ich mich in meiner Seelenstimmung nicht adäquat fühlte. Ich fand Prätorius in der verdrießlichen Stimmung eines zur Unzeit geweckten, älteren Herrn, der außerdem die Abneigung mancher alten Bureaukraten gegen einen jungen Edelmann hegte. Er sagte mit geringschätzigem Lächeln: „Es ist verdrießlich, Herr Referendarius, wenn man sich auch nicht ein bischen zu helfen weiß; ich werde Ihnen zeigen, wie man das macht." Ich kehrte mit ihm in das Terminszimmer zurück. Der Fall lag so, daß der Mann geschieden sein wollte, die Frau nicht, der Mann sie des Ehebruchs beschuldigte, die Frau mit thränenreichen Deklamationen ihre Unschuld beteuerte und trotz aller Mißhandlung von seiten des Mannes bei ihm bleiben wollte. Mit seinem lispelnden Zungenanschlage sprach Prätorius die Frau also an: „Aber Frau, sei Sie doch nicht so dumm; was hat Sie denn davon? Wenn Sie nach Hause kommt, schlägt Ihr der Mann die Jacke voll, bis Sie es nicht mehr aushalten kann. Sage Sie doch einfach „ja", dann ist Sie mit dem Säufer kurzer Hand auseinander." Darauf die Frau weinend und schreiend: „Ich bin eine ehrliche Frau, kann die Schande nicht auf mich nehmen, will nicht geschieden sein." Nach mehrfacher Replik und Duplik in dieser Tonart wandte sich Prätorius zu mir mit den Worten: „Da sie nicht Vernunft annehmen will, so schreiben Sie, Herr Referendarius", und diktierte mir die Worte, die ich wegen des tiefen Eindrucks, welchen sie mir machten, noch heut auswendig weiß: „Nachdem der Sühneversuch angestellt und die dafür dem Gebiete der Moral und Religion entnommenen Gründe erfolglos geblieben waren, wurde wie folgt weiter verhandelt." Mein Vorgesetzter erhob sich und sagte: „Nun merken Sie sich, wie man das macht, und lassen Sie mich künftig mit dergleichen in Ruhe." Ich begleitete ihn zur

Thüre und setzte die Verhandlung fort. Die Station der Ehescheidungen dauerte, so viel ich mich erinnere, vier bis sechs Wochen, ein Sühneversuch kam mir nicht wieder vor. Es war ein gewisses Bedürfnis vorhanden für die Verordnung über das Verfahren in Ehescheidungen, auf welche Friedrich Wilhelm IV. sich beschränken mußte, nachdem sein Versuch, ein Gesetz über Aenderung des materiellen Eherechts zustande zu bringen, an dem Widerstande des Staatsrates gescheitert war. Dabei mag erwähnt werden, daß durch jene Verordnung zuerst in den Provinzen des Allgemeinen Landrechts der Staatsanwalt eingeführt worden ist als defensor matrimonii und zur Verhütung von Kollusionen der Parteien.

Ansprechender war das folgende Stadium der Bagatellprozesse, wo der ungeschulte junge Jurist wenigstens eine Uebung im Aufnehmen von Klagen und Vernehmen von Zeugen gewann, wo man ihn im ganzen aber doch mehr als Hilfsarbeiter ausnutzte, als mit Belehrung förderte. Das Lokal und die Prozedur hatten etwas von dem unruhigen Verkehre an einem Eisenbahnschalter. Der Raum, wo der leitende Rat und die drei oder vier Auskultatoren mit dem Rücken gegen das Publikum saßen, war von hölzernen Gittern umgeben, und die dadurch gebildete viereckige Bucht war von der wechselnden und mehr oder weniger lärmenden Menge der Parteien rings umflutet.

Am bekanntesten aus jener Zeit ist folgende Anekdote:

Der Auskultator Otto v. Bismarck vernimmt eines Tages einen echten Berliner zu Protokoll, der durch seine Unverschämtheit endlich die Fassung des Protokollführers so erschüttert, daß dieser aufspringt und ihm zuruft; „Herr, menagieren Sie sich, oder ich werfe Sie hinaus!“ Der anwesende Stadtgerichtsrat klopft dem erhitzten Auskultator freundschaftlich auf die Schulter und flüstert beruhigend: „Herr Auskultator, das Hinauswerfen ist meine Sache!“ Die Vernehmung wird fortgesetzt, es dauert aber gar nicht lange, so springt Bismarck wieder auf und donnert: „Herr, menagieren Sie sich, oder ich lasse Sie durch den Herrn Stadtgerichtsrat hinauswerfen!“

Bismarck wurde natürlich auch bei Hofe eingeführt. Dort begegnete er zum ersten Male dem Prinzen von Preußen, seinem späteren kaiserlichen Freunde und Herrn. Bismarck erzählt darüber:

Ged. u. Er. I. Meine erste Begegnung mit ihm war im Winter 1834/35 auf einem Hofballe gewesen. Ich stand neben einem Herrn von Schack aus Mecklenburg, der, wie ich, lang gewachsen und auch in Justizreferendarien-Uniform war, was den Prinzen zu dem Scherz veranlaßte, die Justiz suche sich jetzt die Leute wohl nach dem Gardemaße aus. Dann zu mir gewandt, fragte er mich, weshalb ich nicht Soldat geworden sei. „Ich hatte den Wunsch,“ erwiderte ich, „aber die Eltern waren dagegen, weil die Aussichten zu ungünstig seien.“ Worauf der Prinz sagte: „Brillant ist die Karriere allerdings nicht, aber bei der Justiz auch nicht.“ Während des Ersten Vereinigten Landtages, dem er als Mitglied der Herrenkurie angehörte, redete er mich in den vereinigten Sitzungen wiederholt in einer

Weise an, die sein Wohlgefallen an der damals von mir angenommenen politischen Haltung bezeugte.

Ueber seine Tanzkünste hat Bismarck in dem Kapitel über seine Frankfurter Zeit sehr liebenswürdig geplaudert:

Durch einen Zufall wurde ich damals auf den gesundheitlichen Nutzen des Tanzens aufmerksam, das ich mit 27 Jahren aufgegeben hatte in dem Gefühle, daß dieses Vergnügen nur „der Jugend" anstehe. Auf einem der Hofbälle bat mich eine mir befreundete Dame, ihren abhanden gekommenen Tänzer für den Kotillon zu suchen und, da ich ihn nicht fand, zu ersetzen. Nachdem ich die erste Schwindelbesorgnis auf dem glatten Parkett des Weißen Saales überwunden hatte, tanzte ich mit Vergnügen und fand nachher einen so gesunden Schlaf, wie ich ihn lange nicht genossen hatte. In Frankfurt tanzte alle Welt, voran der 65jährige Gesandte Monsieur Marquis de Tallenay, nach Proklamierung des Kaisertums in Frankreich: Monsieur le Marquis de Tallenay, und ich fand mich leicht in diese Gewohnheit, obschon es mir am Bunde nicht an Zeit zum Gehen und Reiten fehlte. Auch in Berlin, als ich Minister geworden war, versagte ich mich nicht, wenn ich von befreundeten Damen aufgefordert oder von Prinzessinnen zu einem Tanze befohlen wurde, bekam aber stets sarkastische Bemerkungen des Königs darüber zu hören, der mir zum Beispiel sagte: „Man macht es mir zum Vorwurf, einen leichtsinnigen Minister gewählt zu haben. Sie sollten den Eindruck nicht dadurch verstärken, daß Sie tanzen." Den Prinzessinnen wurde dann untersagt, mich zum Tänzer zu wählen. Auch die andauernde Tanzfähigkeit des Herrn von Keudell hat mir, wenn es sich um seine Beförderung handelte, bei Seiner Majestät Schwierigkeiten gemacht. Es entsprach das der bescheidenen Natur des Kaisers, der seine Würde auch durch Vermeiden unnötiger Aeußerlichkeiten, welche die Kritik herausfordern könnten, zu wahren gewöhnt war. Ein tanzender Staatsmann fand in seinen Vorstellungen nur in fürstlichen Ehrenquadrillen Platz; im raschen Walzer verlor er bei ihm an Vertrauen auf die Weisheit seiner Ratschläge.

Ged. u. Er. I.

Die Rechtspflege hat Bismarck nur wenig Befriedigung gebracht. Er blieb ihr auch nur ein Jahr lang treu und ging dann, „um den Umweg zur Diplomatie abzukürzen", zur Verwaltung über. Zunächst ließ er sich nach Aachen versetzen, wo er dem Regierungspräsidenten Grafen Arnim-Boitzenburg unterstellt wurde. Hier aber ergriff ihn die lebhafte Geselligkeit des Badelebens mit aller Macht, er widmete sich weniger den Berufspflichten als dem Vergnügen, und namentlich war es ihm eine Lust, mit fröhlichen Genossen Reiseausflüge zu unternehmen. Aber die Befürchtung, zu „verbummeln", trieb ihn wohl alsbald, um seine Versetzung nach Potsdam einzukommen. Hier arbeitete er fleißig bis zu Ostern 1838. Aus dieser Zeit stammt ein Gutachten von ihm, das in hohem Maße bezeichnend

für seine damaligen Anschauungen ist. Es bezog sich auf die Abfindung von Besitzern, deren Grundstücke wegen „projektierter öffentlicher Verbesserungsarbeiten" dem Enteignungsverfahren unterworfen werden sollten. Der Potsdamer Regierungsreferendar bezeichnete es in seiner Beurteilung der Sache klar und offen als eine Ungerechtigkeit, wenn Eigentümer durch Zwangsverfahren zur Entäußerung ihres Besitztums genötigt würden. „Wie soll man", hieß es in dem Gutachten, „diesem Schalksnarren von Zeitgeist, der heute als langweiliger Philister mit Brille, Schreibärmeln und Pantoffeln daherschleicht, morgen als Junker Dampf mit Höllenlärm über die Fluren braust, einen Freipaß geben durch alle Gefilde, daß er alle Spuren lieber Erinnerungen unter seine Füße trete? — Nein! Sie können es mir gar nicht mit Geld bezahlen, wenn Sie den Park meines Vaters in einen Karpfenteich oder das Grab meiner seligen Tante in einen Aalsumpf verwandeln."

Dieser kraftvolle Schlußsatz ging bald unter den Regierungsbeamten und auch in weiteren Kreisen von Mund zu Mund und war die erste Aeußerung Bismarcks, welche, wie später so manche andere, zum geflügelten Worte wurde.

Aus der Potsdamer Zeit datiert ein kostbarer Brief an seinen Vater:

Lieber Vater!

Brief vom 25. 1. 1838.

Ich danke herzlich für Deine und Mutters Weihnachtsgeschenke und hoffe, daß es mit Deinem Befinden ebenso gut und mit Mutters besser geht, als es bei Abgang ihres Briefes an Linchen der Fall war; es ist doch wie vorherbestimmt, daß sie gerade immer zu Weihnachten krank sein muß. Bei Theodor war an jenem Abend alles sehr munter und wurde viel gescherzt. Belows und der Präsident Kleist waren da; letzterer bekam eine sehr gut angezogene Themis, deren Leib aus Spickgänsen bestand, während sie ein Radiermesser als Schwert führte. Unser Freund K...... hatte mir einen recht häßlichen Nußknacker zugedacht, die Adressen aber in seiner Konfusion so falsch über einander gelegt, daß das Untier zuletzt auf ihm selbst sitzen blieb, was ihn sehr in Verlegenheit brachte und um so spaßhafter war, als einem jeden sogleich die Aehnlichkeit zwischen dem Nußknackerprofil und dem K......s auffiel. Die Halstücher, welche Mutter mir geschenkt, habe ich für 5 Thaler gekauft; indessen ist das Geld noch bei Herrlichs, denn zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich bei meiner Anwesenheit in Berlin zu Weihnachten sie nicht besucht habe, und nachher mochte ich nicht hingehen, weil ich mich fürchtete, zumal da es nun ausgesehen hätte, als käme ich nur des Geldes wegen. Es ist dies gewiß recht schlecht von mir, aber ich schob den Besuch immer auf, bis ich nach der Post ging, teils weil die Jägerstraße da gerade auf dem Wege liegt,

teils weil ich dann nicht gar zu lange dazubleiben brauchte; wenn ich dann aber so weit kam, so war es jedesmal schon zu spät; sobald ich wieder nach Berlin komme, werde ich den Versuch machen, sie zu besänftigen.

Hier habe ich jetzt außerordentlich viel zu thun; die Aachener Regierung scheint mir ein besseres Zeugnis gegeben zu haben, als ich verdiente, denn Wilke sagte mir schon, ehe er nur eine Zeile von meiner Hand gesehen hatte, viel Schmeichelhaftes über meine Gewandtheit im Arbeiten und hat mich von Hause aus keinem Rate zugeteilt, sondern läßt mich unter seiner eigenen Leitung, in Vertretung eines kranken Assessors, selbständig arbeiten. Das ist recht gut, aber wenn ich mich im Sofa zurücklege, so kann ich beide Arme bis zur Schulterhöhe auf Aktenhaufen ruhen lassen.

In das Militär bin ich noch nicht eingetreten . . . Ich werde zu der Kompagnie des Herrn v. Arnim gehen, da er mir der zivilste unter seinen Kollegen zu sein scheint. Auf seinen und anderer Offiziere Rat habe ich meinen Eintritt noch aufgeschoben, weil ich vom Augenblick des Eintretens bis zum Frühjahrsmanöver täglich exerzieren muß; gleichviel ob ich 14 Tage oder 3 Monat vorher eintrete, muß die Dressur bis zum Manöver fertig sein. Ich werde daher so spät wie möglich, etwa im März eintreten. Mit der Regierung werde ich ohnehin eher fertig als mit dem Dienstjahr und kann dann meine schriftlichen Examenarbeiten ebenso gut hier als in Berlin machen. Es ist mir jetzt sehr viel lieber, daß ich mich nicht gleich zum diplomatischen Examen gemeldet habe; denn da ich einmal so weit bin, gewährt mir das Assessorexamen doch eine viel solidere Sicherheit; es mag mir hernach gehen, wie es will, mein Fortkommen bleibt immer gesichert. Das Geld, was du mir für die Reise wiedergegeben, habe ich durch Bernhard mit vielem Dank erhalten, ebenso 4 Spickgänse, die bereits das Zeitliche gesegnet haben. Ich muß jetzt schließen und mich eiligst auf die Regierung begeben. Noch habe ich vergessen zu sagen, daß Theodor mir eine sehr hübsche Tasse und Liendchen eine seidene Weste zu Weihnachten geschenkt hat. Ist es bei Euch auch so kalt? seit 4 Wochen ist alles weiß hier und des Morgens oft 18 Grad Kälte. Wir haben mehrere hübsche Schlittenfahrten gemacht, unter anderm mit Lassewitzens und Schenks nach Baumgartenbrück, wo wir sehr munter waren. Wilhelm Schenk hat einen schrecklich dicken Sohn bekommen, den wir nächstens taufen werden. Angenehm ist mir eigentlich die Aussicht nicht, daß ich wahrscheinlich manche Gesellschaften in Berlin werde besuchen müssen; man hat mich ohne mein Wissen und Willen auf die Liste derjenigen garçons gesetzt, die unter Leitung des Prinzen Friedrich nächstens einen Ball geben werden; ich erfuhr es erst, als die Liste schon dem Kronprinzen eingereicht war, der, wie es heißt, um sich zu revanchieren, 2 große Bälle geben wird. — Es sind hier eine außerordentliche Menge von Unglücksfällen auf dem Eise vorgekommen; Muttern wird es gewiß beruhigen, daß ich niemals Schlittschuh laufe. Lebe recht wohl, lieber Vater, grüße Muttern herzlich und Malwinchen, es freut mich, daß Mutter mit der Wandel so zufrieden ist.

Dein gehorsamer Sohn

Bismarck.

Ged. u. Er. I. Der Geschäftsgang der beiden Kollegien, in Potsdam wie in Aachen, war für meine Strebsamkeit nicht ermutigend gewesen. Ich fand die mir zugewiesene Beschäftigung kleinlich und langweilig, und meine Arbeiten auf dem Gebiete der Mahlsteuerprozesse und der Beitragspflicht zum Bau des Dammes in Notzis bei Wusterhausen haben mir kein Heimweh nach meiner damaligen Thätigkeit hinterlassen. Dem Ehrgeiz der Beamtenlaufbahn entsagend, erfüllte ich gerne den Wunsch meiner Eltern, in die festgefahrene Bewirtschaftung unserer pommerschen Güter einzutreten. Auf dem Lande dachte ich zu leben und zu sterben, nachdem ich Erfolge in der Landwirtschaft erreicht haben würde, vielleicht auch im Kriege, wenn es einen gäbe. Soweit mir auf dem Lande Ehrgeiz verblieb, war es der des Landwehr-Lieutenants.

Es waren Geldsorgen, die in der nächsten Zeit und noch für lange Jahre das Leben Bismarcks auf das härteste beeinflußten. Die peinlichen Abrechnungen, die wir später in vielen seiner Briefe finden, und die notgedrungene Genauigkeit, mit der er bis zuletzt seine Ausgaben berechnen mußte, haben ihn später in den Ruf einer übertriebenen Sparsamkeit gebracht. Dieser Ruf ist niemals begründet gewesen. Es war der harte Zwang, der ihn nötigte, auf seine Mittel Rücksicht zu nehmen, die eigentlich niemals der Höhe der Anforderungen entsprachen, wie sie aus Rücksichten des Amtes oder der Repräsentation an ihn gestellt wurden. Die Lasten, die auf den elterlichen Gütern aus den Zeiten der Freiheitskriege lagen, die Erziehung der Kinder, langwierige und schwere Krankheiten der Gattin hatten besonders damals die Verhältnisse des alten Herrn von Bismarck ernstlich zerrüttet, so daß die Gefahr, den Familienbesitz zu verlieren, drohend heraufzog. Da entschlossen sich beide Söhne, die einzelnen Güter selbst zu verwalten. Otto v. Bismarck entsagte darum dem Staatsdienst und seinen Hoffnungen auf die diplomatische Karriere. Auch andere Gründe machten ihm den Entschluß freilich nicht allzu schwer.

Im Frühjahr 1838 war Bismarck als Freiwilliger bei den Garde-Jägern in Potsdam eingetreten, die letzte Hälfte seiner Militärzeit diente er dagegen bei dem zweiten pommerschen Jäger-Bataillon in Greifswald ab, um hier gleichzeitig auf der nahe bei der Stadt gelegenen landwirtschaftlichen Hochschule zu Eldena Vorlesungen zu hören. Aus dieser Zeit berichtet ein Studien- und Waffengenosse:

Herr von Bismarck schien seine Gründe zu haben, eine etwas reservierte Haltung zu bewahren, die nur hin und wieder durch den Verkehr mit älteren Korpsstudenten, seltener durch gesellschaftliche Berührung mit einer oder der anderen der geachtetsten Familien in Greifswald unterbrochen wurde. Die vom Scheitel bis zur Sohle vornehme Erscheinung war

gleichsam von einem unsichtbaren Kreise, einer schwer zu beschreibenden geistigen Atmosphäre umgeben, welche alle Elemente, die Herr von Bismarck nicht selbst heranzog oder denen er sich nicht selbst freiwillig hingab, ohne einen erkennbaren Zwang von sich fern hielt und alles, was mit niedriger Denkart oder hohler Selbstüberschätzung auch nur einen entfernten Grad von Verwandtschaft verriet, mit unverhohlenem Widerwillen und mit Verachtung von sich wies.

Auf die Zeit des Aufenthaltes zu Greifswald warf die Nachricht von dem Tode der geliebten Mutter einen tiefen Schatten. Sie hatte schon lange vorher gekränkelt und alle möglichen Kuren versucht. So schreibt einmal Bismarck in einem Brief, der die zärtlichste Sorge atmet, an den Vater:

Mit Mutters Befinden steht es noch ganz in derselben Art, wie bei Abgang meines vorigen Briefes. Die eingetretene Schwäche hat nicht nachgelassen, und M(utter) ist infolgedessen meist bettlägerig; sie hatte mehrere Anfälle von Heißhunger, von denen sie viel ausstehen mußte, doch hat derselbe seit vorgestern nachgelassen. Heute traten vor Mittag eine Zeitlang sehr heftige Schmerzen ein; in diesem Augenblick geht es besser, indessen bleibt sie den ganzen Tag zu Bett. Brief vom 25. 8. 1838.

Frau von Bismarck starb, die erste große Trauer des Lebens zog in das Herz der Söhne, aber sie lähmte nicht ihre Thatkraft. Die beiden Brüder teilten den Besitz der pommerschen Güter so, daß Külz von Bernhard, die beiden anderen Besitzungen von Otto übernommen wurden. Mit eisernem Fleiß gingen sie an die Hebung der väterlichen Güter und resigniert gab sich Otto dem Gedanken hin, fortan als schlichter Landmann unter drückenden Verhältnissen sein Leben hinzubringen. Aber zu Anfang wenigstens konnte er dennoch von den fröhlichen Gewohnheiten, die er aus der Studienzeit herübergenommen hatte, nicht lassen; das heftig pulsierende Blut der Jugend drängte nach Bethätigung und so wurde er der wilde Junker von Kniephof. Daß aber die Kraft, die er in sich fühlte, nicht nutzlos verzettelt wurde, beweist nicht nur der Aufschwung, den die Güter unter seiner Leitung alsbald nahmen, sondern jene glanzvolle That, die ihm den ersten Orden, die Rettungsmedaille, eingebracht hat. Im Jahre 1841 noch war er unter Versetzung zur Kavallerie zum Landwehroffizier befördert worden. Im folgenden Jahre während des Sommers wurde er zu einer Uebung bei dem vierten pommerschen Ulanenregiment eingezogen. In der Stadtchronik von Lippehne befindet sich, in jener Zeit von dem Ortspfarrer Stöhr niedergeschrieben, folgende Stelle:

1842. Freitag den 24. Juni (Johannistag) gegen 5—6 Uhr nachmittags ließ der zur Uebung hier anwesende Lieutenant von Bismarck, zweiter Sohn des Rittmeisters a. D. von Bismarck, Gutsbesitzer auf Kniephof bei Naugard, in Begleitung der Herren Lieutenants von Klitzing, von Schneuden rc. seine Pferde im hiesigen Wendelsee, zwischen der Brücke und der rechts derselben von der Stadt aus gelegenen Gotthardtschen Gerberbank durch seinen Bedienten Johann August Ferdinand Hildebrandt und den Ulanen Wilhelm Kühl, beide aus Jarchelin bei Naugard, schwemmen. Die Herren Lieutenants standen auf der Brücke. Hildebrandt ritt mit seinem Pferde zuerst in den See. Unstreitig dadurch, daß der Reiter die Zügel ungleich gefaßt, fing das Pferd an, im Kreise zu gehen. Indem der Reiter es herumreißen wollte, bäumte es auf und warf ihn in die Tiefe. Der Ulan Kühl sah dies und ritt schnell hinzu. Da aber das Vorland unter dem Wasser hier steil endet, so stürzte er über den Kopf des schnell heruntersinkenden Pferdes. Nun zog der Herr Lieutenant von Bismarck schnell seinen Uniformrock aus, sprang von dem mindestens fünfzehn Fuß über dem Wasserspiegel hohen Brückengeländer in den See, riß zuerst den Kühl auf das Vorland zurück und brachte, im übrigen vollständig bekleidet und mit Glacéhandschuhen versehen, den Hildebrandt, der schon Wasser geschöpft hatte, aus der Tiefe wassertretend glücklich auf das Vorland, stellte, von ihm umfaßt, diesen, sobald er auf dem Vorland Grund erhalten hatte, auf, brachte ihn, nachdem er stehend zum Bewußtsein gekommen war, glücklich an das Ufer und bemühte sich, das eine noch im See schwimmende Pferd um die Gerberbank nach dem Gotthardtschen Garten zu treiben, was glücklich gelang. An derselben Stelle des Sees, wo schon mancher beim Schwemmen der Pferde seinen Tod fand, rettete der edle Otto von Bismarck mit völliger Verleugnung aller Gefahr des eigenen Lebens, mit seltenem Mut und ausgezeichneter Kraftanstrengung das Leben zweier Menschen.

Thatsächlich befinden sich in diesem Berichte einige Irrtümer, insofern als Bismarck nicht zwei Menschen, sondern nur einen, seinen späteren langjährigen Reitknecht Hildebrandt, rettete, ohne auch vorher seinen Rock abzulegen.

Im Jahre 1866 schrieb der Pfarrer Stöhr auf das vergilbte Blatt der Chronik noch folgende Randbemerkung: Was hätte man geurteilt, als ich vor dem Herrn Lieutenant v. Bismarck im Hause No. 206 in der Stube links der Eingangsthüre saß und ihn nach seinem werten Stand und Namen fragte, um die nachstehende That hier niederschreiben zu können, wenn ich ihm hätte sagen können: „Wie Sie heute Ihren Reitknecht aus dem hiesigen Wendelsee gezogen haben, so werden Sie einst Deutschland aus den trüben Wassern des alle geistige Entwickelung niederhaltenden Katholizismus und der österreichisch-habsburgischen Hauspolitik reißen und retten?"

Am Ufer des Wendelsees ist ein Denkmal errichtet, das Otto v. Bismarcks kühne That verherrlicht. Ihm selbst wurde nach dieser That die Rettungsmedaille am Bande verliehen, die später Anlaß zu jener bekannten Szene in Frankfurt gab. Dort fragte ihn ein mit vielen Ordenssternen geschmückter österreichischer Staatsmann in

spöttischem Tone, was die seltsame Gestalt der Denkmünze eigentlich bedeute, worauf Bismarck ihn mit den Worten abfertigte: „Je nun, ich habe die Gewohnheit, mitunter einem Menschen das Leben zu retten.“

Ueber seine Orden und ihre Wertschätzung plaudert Bismarck:

Ich gestehe, daß ich mich, als ich (1842) meine erste Auszeichnung, die Rettungsmedaille, erhielt, erfreut und gehoben fühlte, weil ich damals ein in dieser Beziehung nicht blasierter Landjunker war. Im Staatsdienste habe ich diese Ursprünglichkeit der Empfindung schnell verloren; ich erinnere mich nicht, bei späteren Dekorierungen ein objektives Vergnügen empfunden zu haben, sondern nur die subjektive Freude über die äußerliche Bethätigung des Wohlwollens, mit welchem mein König meine Anhänglichkeit erwiderte oder andere Monarchen mir den Erfolg meiner politischen Werbung um ihr Vertrauen und ihr Wohlwollen bestätigten. Unser Gesandter v. Jordan in Dresden antwortete auf den scherzhaften Vorschlag, eine seiner vielen Dekorationen abzutreten: „Je vous les cède toutes, pourvu que vous m'en laisserez une pour couvrir mes nudités diplomatiques.“ In der That gehört ein grand cordon zur Toilette eines Gesandten, und wenn es nicht der des eigenen Hofes ist, so bleibt die Möglichkeit, wechseln zu können, für elegante Diplomaten ebenso erwünscht, wie für Damen bezüglich der Kleider. In Paris habe ich erlebt, daß unverständige Gewaltthaten gegen Menschenmassen plötzlich stockten, weil sie auf „un monsieur décoré“ stießen. Orden zu tragen ist für mich, außer in Petersburg und Paris, niemals ein Bedürfnis gewesen; an beiden Orten muß man auf der Straße irgend ein Band am Rock zeigen, wenn man polizeilich und bürgerlich mit der wünschenswerten Höflichkeit behandelt werden will. Sonst habe ich in jedem Falle nur die durch die Gelegenheit gebotenen Dekorationen angelegt; es ist mir immer als eine Chinoiserie erschienen, wenn ich wahrnahm, wie krankhaft der Sammlertrieb in Bezug auf Orden bei meinen Kollegen und Mitarbeitern in der Bureaukratie entwickelt war, wie Geheime Räte, welche schon die ihnen aus der Brust quellende Ordenskaskade nicht mehr gut beherrschen konnten, den Abschluß irgend eines kleinen Vertrages anbahnten, weil sie zur Vervollständigung ihrer Sammlung noch des Ordens des mitkontrahierenden Staates bedurften. Geb. u. Er. I.

Bismarcks Bruder war Landrat in Naugard geworden. Um so einsamer fühlte sich der jüngere Bruder selbst, um so eifriger suchte er in wilden Zerstreuungen einen Ersatz für die Thätigkeit, die ihm versagt war. Denn Bismarck war im Grunde wie jeder Mann von Genie ehrgeizig, die Ruhe war ihm verhaßt, er wollte sich umwehen lassen von den Stürmen des Lebens. Die kleinlichen Verhältnisse eines pommerschen Landjunkers konnten ihm nicht genügen. So machte er noch einmal den Versuch, sich dem Staatsdienst zu widmen, aber bald fühlte er, daß auch die starre Welt der Bureaukratie nicht seine Welt sei. Der Haß gegen die bureaukratische Methode hat ihn auch später niemals verlassen:

Ged. u. Er. I. Die Neigung zu befremdendem Eingreifen in die verschiedensten Lebensverhältnisse war unter dem damaligen väterlichen Regimente vielleicht größer als heute, aber die Organe zum Eingreifen waren weniger zahlreich und standen an Bildung und Erziehung höher als ein Teil der heutigen. Die Beamten der Königlichen hochlöblichen Regierung waren ehrliche, studierte und gut erzogene Beamte, aber ihre wohlwollende Thätigkeit fand nicht immer Anerkennung, weil sie sich ohne lokale Sachkunde auf Details zersplitterte, in betreff deren die Ansichten des gelehrten Stadtbewohners am grünen Tische nicht immer der Kritik des bäuerlichen gesunden Menschenverstandes überlegen waren. Die Mitglieder der Regierungs-Kollegien hatten damals multa, nicht multum zu thun, und der Mangel an höheren Aufgaben brachte es mit sich, daß sie kein ausreichendes Quantum wichtiger Geschäfte fanden und in ihrem Pflichteifer sich über das Bedürfnis der Regierten hinaus zu thun machten, in die Neigung zur Reglementiererei, zu dem, was der Schweizer „Befehlerle“ nennt, gerieten.

Die Abneigung gegen die bureaukratische Hochnäsigkeit veranlaßte Bismarck, recht bald auf das Potsdamer Amt zu verzichten. Der Anlaß ist in folgender Episode geschildert:

Ein unglückliches Familienereignis im Hause seines Bruders machte es dringend notwendig, daß er diesen in seiner Stellung als Landrat auf einige Zeit vertrete. Er begab sich zu seinem obersten Vorgesetzten, um den erforderlichen Urlaub hierzu nachzusuchen. Der Herr Präsident ließ ihn eintreten, that dann aber so, als habe er die Anwesenheit des Eingetretenen gar nicht bemerkt, sondern stellte sich ans Fenster und trommelte mit den Fingern auf den Scheiben. Unserm Bismarck stieg über diese Nichtachtung das Blut zu Kopfe. Doch in solchen Fällen nie um die zu ergreifenden Maßnahmen verlegen, beschloß er, die Rücksichtslosigkeit des hohen Herrn seinerseits mit gleicher Waffe abzuweisen. Scheinbar ganz gleichmütig trat er an das andere Fenster des Zimmers und begann dort, zuerst leise, dann immer stürmischer den Marsch des alten Dessauer zu trommeln. Das wirkte. Der Herr Präsident fuhr aus seiner vornehmen Ruhe auf und herrschte den lustig weiter trommelnden Referendarius, zornige Blicke auf ihn werfend, an:

„Was wünschen Sie?“

„Als ich eintrat,“ lautete die gemessene Antwort, „hatte ich den Wunsch, mir einen Urlaub zu erbitten, jetzt bitte ich um meinen Abschied.“

Bismarck ließ den verblüfften Herrn Präsidenten stehen, ging nach Hause und packte seine Koffer. Er wollte nicht so ledern werden wie seine Vorgesetzten.

In den Briefen aus jenen Jahren zeigt sich ein kräftiger Humor, zugleich aber auch jene scharfe Beobachtungsgabe und jenes Interesse an den Einzelheiten, das bei Bismarcks Briefen charakteristisch geblieben ist. Zugleich aber auch atmen diese Briefe eine gewisse Ruhelosigkeit, wie wir ihn denn bald in England und Frankreich, bald an den Meeresgestaden treffen.

So schreibt er aus London:

Lieber Vater!

Seit ich Dir zuletzt aus York schrieb, habe ich vieles Merkwürdige gesehen. In York ist weiter nichts interessant als der imposant schöne Münster mit vielen alten Denkmälern, die nirgends so gut erhalten sind als hier, weil nie fremde Truppen im Lande. Außerdem sah ich die Kasernen und Ställe des Husarenregiments Prinz Albrecht, dessen Oberst der wegen seines Duellprozesses vor dem Oberhause bekannte Lord Cardigan ist. Die Offiziere waren, obgleich ich keinen von ihnen kannte, äußerst artig, luden mich zu Mittag ein und zeigten mir alles. Die Pferde dieser Husaren sind durchschnittlich bedeutend schwerer und größer als die unserer garde du corps; die Ration der Remontepferde, welche noch gar nichts thaten, ist fast 4 Metzen Hafer und 12 Pfund Heu. Bei Hull und York ist die Gegend wenig hügelig, aber doch hübsch durch das fortlaufende Grün der prächtigen Hutungen, der über ganz England zusammenhängenden Hecken und der vielen kleinen Baumgruppen, ähnlich der Umgegend von Hamburg. Die Häuser liegen größtenteils in kleinen Weilern im Gebüsch zerstreut. Merkwürdig war mir die Abwesenheit aller Scheunen. Alles Getreide steht in Mieten von vielleicht 20 bis 50 unserer Stiege, und neben der verdeckten Tenne ist nur soviel Scheunenraum, um eine Miete unterzubringen. Nach Manchester zu wird die Gegend gebirgig und schön in anderer Art, etwa wie der Unterharz. Die Eisenbahn geht abwechselnd über die Dächer kleiner Städte und durch die Tunnels von 3 bis 4 englischen Meilen Länge. In Manchester machte ich die Bekanntschaft eines Maschinenbauers, die mir sehr nützlich wurde. Ich habe durch seine Vermittlung die größte Maschinenfabrik der Welt und andere interessante Manufakturen, die sonst nicht leicht gezeigt werden, gesehen. Ueberhaupt kann ich nicht genug die außerordentliche und meine Erwartung weit übertreffende Höflichkeit und Gefälligkeit der Engländer rühmen; auch die geringsten Leute sind artig, sehr bescheiden und verständig, wenn man mit ihnen spricht. Diejenigen, die viel mit Fremden in Berührung kommen, Lohnkutscher, Lastträger haben natürlich viel Neigung zu prellen, geben sich aber, wenn sie sehen, daß man Sprache und Gebrauch kennt und entschlossen ist, sich nicht einschüchtern zu lassen. Im Ganzen finde ich das Leben sehr viel wohlfeiler, als ich erwartete, nur muß man sich an das Gewöhnliche halten, nichts Besonderes fordern, was nicht von selbst gereicht wird, und nie essen, als wenn man sehr hungrig ist. Denn wenn man morgens oder abends eine Tasse Thee trinkt und mittags 1 Löffel Suppe nimmt, so bezahlt man ebenso gut seine halbe Krone (25 Sgr.) für die Mahlzeit, als wenn man vier Pfund von den 5 oder 6 stehenden Sorten kalten Fleisches, die es zu jeder Tageszeit giebt, nebst Fisch, Käse, Bier, Eier und zu Mittag, was es sonst giebt, dazu gegessen hat. Es ist das Land für starke Esser. Die Abwechslung in der Küche ist gering; Roastbeef, Hammel, Schinken (gekocht), Speckseite, gebratenes Lamm, Kalb, Eier und Kartoffeln stehen zu jedem Frühstück auf dem Tisch, des Mittags kommt Fisch und eine infame Obsttorte dazu. Die Suppen sind mit schwarzem und rotem Pfeffer so gewürzt, daß wenige Fremde sie essen können. Portionsweise wird nie gegessen, sondern von jeder dieser Fleischsorten stehen, auch beim Frühstück,

Brief vom 28. 7. 1842.

die kolossalsten Stücke, wie wir sie gar nicht kennen, vor Dir, und Du schneidest und issest davon, so viel und so wenig Du Lust hast, ohne Einfluß auf die Bezahlung. Ich habe in den Wirtshäusern, wenn ich darin Abendessen und Frühstück, jedes aus vorgedachten Gerichten nebst Thee bestehend, genossen und geschlafen hatte, stets 8 bis 9 shilling, also mit Trinkgeld etwa 3 Thlr. bis 3 Thlr. 10 Sgr. bezahlt, und es fiel mir bei diesen schweren Nebenmahlzeiten nicht ein, zu Mittag zu essen; ich glaube, daß ich bei Manger oder Krause nicht so wohlfeil abgekommen wäre mit einer Nacht und bei weitem nicht die Lebensmittel für das Geld gehabt hätte wie hier, und dabei bin ich stets in den ersten Hotels gewesen. Wein trinkt man an öffentlichen Orten sehr wenig, auch ist er schlecht und teuer, a crown (1 Thlr. 20 Sgr.), der bei uns 20 Sgr. kosten würde. Rauchen ist fast überall, auch in Privatzimmern (durch die Wirte) verboten; auf der Eisenbahn bei 13 Thlr. 10 Sgr. Strafe; desto besser, denn Zigarren sind schändlich schlecht und zahlen $3^1/_2$ Thlr. pro Hundert Zoll. Lebe herzlich wohl, ich schreibe bald mehr.

Dein gehorsamer Sohn

Otto.

Besonders liebenswürdig sind seine Briefe an die Schwester. So schreibt er ihr:

Mademoiselle!

Brief vom 7. 2. 1844.

Soeben erhalte ich von Glaser Deine Stiefel, und während sie eingenäht werden, schreibe ich Dir, daß ich mich hier leiblich amüsiere und Dir in der Quadrille ein Gleiches wünsche. Es hat mich angenehm überrascht zu hören, daß Du mit N...... kratze, kratze, Trulle! tanztest. Wenn die Stiefel so nicht recht sind, so thut es mir leid, Du hast gar nichts darüber geschrieben, wie sie sein sollten, ich habe sie Dir ganz wie die alten machen lassen. Morgen geh ich mit Arnim nach Schönhausen, wo wir übermorgen eine kleine Jagd machen! Der Vater hat zwar erlaubt, einen Hirsch zu töten, aber es ist fast schade in jetziger Jahreszeit. Seit gestern friert es hier wieder. Bei Euch Samojeden soll ja haushoch Schnee liegen; ich komme in meinem ganzen Leben nicht wieder hin. Neues giebt es hier nicht; alles Trauer, der König von Schweden ist nun auch tot, ich fühle immer mehr, wie ich allein stehe in der Welt. Zu Eurer Quadrille wird von hier wohl nur Puttkamer kommen, dessen Eifersucht es mir neulich gelungen ist rege zu machen. Sorge doch dafür, daß in Kniephof Eis gefahren wird und möglichst voll, sonst mußt Du den Champain im Sommer lauwarm trinken. Grüße alle herzlich, namentlich den Vater.

B.

Liebe Malbewine!

Brief vom 27. 6. 1844.

Bloß weil Du es bist, will ich von einem meiner wenigen Grundsätze abgehen, indem ich einen Gratulationsbrief purement pour féliciter schreibe. Selbst kommen kann ich zu Deinem Geburtstag nicht, weil mein Vizekönig noch nicht hier ist, um mich abzulösen; ohnehin würde ich riskieren, daß Du nach Deines ungläubigen Bräutigams Vorbild überzeugt sein

würdest, ich käme in Geschäften zu Euch und nicht um Deinetwillen. Genau betrachtet, weiß ich übrigens nicht recht, was ich Dir wünschen soll, denn eigentlich kannst Du so bleiben; nur wollte ich, daß Du zwei Schwägerinnen mehr hättest, eine, die nun fort ist, und die andere, die nicht kommen will. — Lebe wohl, mein Herz, grüße Vater, Arnim, Antonie ꝛc., in etwa 14 Tagen hoffe ich Euch zu sehen, bis dahin zähle und küsse.

Dein treuer Bruder
Bismarck.

Aus Norderney schreibt er an den Vater:

.... Am Montag ging erst das Weserschiff, mit dem ich fahren wollte, und ich fand dazu eine sehr gute Reisegesellschaft in der Familie des Kriegsministers Grafen Kielmannsegg, mit denen ich erst von Hannover nach Nienburg zu Lande und von da in 2 Tagen zu Schiff hierher kam; in gedachter Familie befanden sich 3 sehr artige Töchter, unter die ich mein Herz während der Reise mit strenger Gerechtigkeit verteilt habe. Außerdem war und ist ein sehr liebenswürdiger alter Herr v. d. Wisch, Minister des Innern in Hannover, mit uns, für den ich ein großes Tendre gefaßt habe; ich habe selten soviel Verstand mit so angenehmen Manieren gesehen. Als wir in See kamen, fing es heftig zu regnen an, und etwa 2 Meilen von der Insel Wangerog liefen wir auf einer Sandbank fest, so daß wir die Nacht über liegen bleiben mußten, um die Flut abzuwarten. Während der Zeit überfiel uns das tollste Gewitter, welches ich je gesehen habe; zum Glück ganz ohne Wind, aber wohl 2 Stunden mit wenig unterbrochenem Donner und Blitz. Ich war mit Herrn von Friesen aus Rammelsburg und dem Kapitän allein auf dem Verdeck, als ein betäubender Schlag mit Donner und Blitz ganz zugleich fiel; Friesen und ich taumelten auseinander und jeder dachte vom Andern, er brennte; der Strahl hatte einige Schritt von uns den Kettenkasten getroffen, und an der aushängenden Kette seinen Weg ins Wasser genommen. In derselben Minute erfolgten noch 3 ähnliche Schläge in der unmittelbarsten Nähe des Schiffes, so daß die ganze See um uns her aufbrauste. Einige Damen wurden ohnmächtig, andere weinten, und die Stille in der Herrenkajüte wurde nur durch das laute Beten eines Bremer Kaufmanns unterbrochen, der mir vorher viel mehr auf seine Weste als auf seinen Gott zu geben schien. Als ich mich nach dem Schlage, der das Schiff traf, mit der Frage an den Kapitän wandte, wo der Blitz wohl sitzen möchte, war dieser Mann gänzlich außer stande zu antworten: er war blaublaß im Gesicht, die Lippen bebten ihm wie im Fieberfrost, und er war fast ohne Besinnung. Ich hätte wohl sehen mögen, was für Kommando er hätte geben können, wenn das Schiff etwa in Brand geraten wäre; gegen mich geriet er in eine abergläubische Aufregung, die er erst späterhin zu äußern im stande war, weil ich zur Beruhigung der alten Gräfin K., die in größtem Schreck an die Thür stürzte, einige Scherze über den Donner machte. Uebrigens stand unsre Partie wirklich schlecht, da das Schiff der einzige anziehende Punkt für die Blitze war, das Gewitter gerade über uns, und wenn wir brannten, oder der Kessel, die größte Eisenmasse, zerschlagen wurde, so faßte unser Boot noch nicht den

Brief vom 8. 8. 1844.

vierten Teil der Gesellschaft, und wir waren 2 Meilen vom Lande. Das Gebet des Herrn rettete uns diesmal noch.

Gleichfalls aus Norderney ist folgender Brief an die Schwester:

Teure Kleine!

Brief vom 9. 9. 1844. Seit 14 Tagen hatte ich mir vorgenommen, Dir zu schreiben, ohne bisher in dem Drange der Geschäfte und Vergnügungen dazu gelangen zu können. Wenn Du neugierig bist, welches diese Geschäfte sein möchten, so bin ich wirklich bei der Beschränktheit meiner Zeit und dieses Papieres außer stande, Dir ein vollständiges Bild davon zu entwerfen, da ihre Reihenfolge und Beschaffenheit, je nach dem Wechsel der Ebbe und Flut, die täglich mannigfaltigsten Abänderungen erleidet. Man badet nämlich nur zur Zeit des höchsten Wassers, weil dann der stärkste Wellenschlag ist, eine Zeit, die zwischen 6 morgens und 6 abends täglich um eine Stunde später eintritt — und in angenehmer Abwechselung die Vorzüge eines windkalten, regnichten Sommermorgens bald in Gottes herrlicher Natur unter den erhebenden Eindrücken von Sand und Seewasser genießen läßt, bald in meines Wirtes Mousse Onnen Fimmen fünf Fuß langem Bett unter den behaglichen Empfindungen, die das Liegen auf einer Seegrasmatratze in mir zu erwecken pflegt. Ebenso wechselt die table d'hote ihrer Zeit nach zwischen 1 und 5 Uhr, ihren Bestandteilen nach zwischen Schellfisch, Bohnen und Hammel an den ungeraden, und Seezungen, Erbsen und Kalb an den geraden Tagen des Monats, woran sich im ersten Falle süßer Gries mit Fruchtsauce, im zweiten Pudding mit Rosinen anschließt. Damit das Auge den Gaumen nicht beneidet, sitzt neben mir eine Dame aus Dänemark, deren Anblick mich mit Wehmut und Heimweh füllt, denn sie erinnert mich an Pfeffer in Kniephof, wenn er sehr mager war, sie muß ein herrliches Gemüt haben, oder das Schicksal war ungerecht gegen sie, auch ist ihre Stimme sanft, und sie bietet mir zweimal von jeder Schüssel an, die vor ihr steht. Mir gegenüber sitzt der alte Graf B . . . ., eine jener Gestalten, die uns im Traum erscheinen, wenn wir schlafend übel werden; ein dicker Frosch ohne Beine, der vor jedem Bissen den Mund wie einen Nachtsack bis an die Schultern aufreißt, so daß ich mich schwindelnd am Rande des Tisches halte. Mein anderer Nachbar ist ein russischer Offizier; ein guter Junge, gebaut wie ein Stiefelknecht, langer schlanker Leib und kurze krumme Beine. Die meisten Leute sind schon abgereist, und unsere Tischgesellschaft ist von 2 bis 300 auf 12 bis 15 zusammengeschmolzen. Ich selbst habe mein Deputat an Bädern nun auch weg und werde mit dem nächsten Dampfschiff, welches übermorgen den 11. erwartet wird, nach Helgoland abgehen und von dort über Hamburg nach Schönhausen kommen. Ich kann indes den Tag meiner Ankunft nicht bestimmen, weil es nicht gewiß ist, daß das Dampfschiff übermorgen kommt; in den Bekanntmachungen ist diese Fahrt zwar angesetzt, sie pflegen aber die letzten Reisen, wie man mir sagt, oft fortzulassen, wenn sie keine hinreichende Anzahl von Passagieren erwarten, um ihre Kosten zu decken. Die Bremer Dampfschiffe gehen schon lange nicht mehr, und zu Lande mag ich nicht reisen, weil die Wege so schlecht sind, daß man erst am dritten Tage nach Hannover kommt, auch sind die Postwagen abscheulich. Wenn

also das Dampfboot übermorgen ausbleibt, so beabsichtige ich den Donnerstag mit einem Segelboot nach Helgoland zu fahren; von dort ist zweimal wöchentlich Verbindung nach Hamburg, ich weiß aber nicht, an welchen Tagen. Der Vater schrieb mir, daß Ihr am 15. nach Berlin gehen würdet; wenn ich mich also in Hamburg überzeuge, daß ich nicht bis zum 15. per Dampf bei Euch eintreffen kann, so werde ich das Potsdamer Boot zu benutzen suchen und direkt nach Berlin gehen, um mit Euch für Kunst und Industrie zu schwärmen. Wenn Du diesen Brief noch zeitig genug erhältst, was ich bei der Langsamkeit der hiesigen Posten kaum glaube, so könntest Du mir mit zwei Zeilen nach Hamburg, alte Stadt London, Nachricht geben, ob Vater seinen Reiseplan etwa geändert hat. Soeben meldet mir der Jäger des Kronprinzen, daß ich für heute auf die Annehmlichkeiten der table d'hote verzichten soll, um zum letztenmale bei JJ. KK. HH. zu essen, wo man im ganzen besser lebt. Dieser Hof ist überhaupt sehr liebenswürdig, für jetzt die einzige angenehme Gesellschaft hier. Die Kronprinzessin ist eine sehr heitere und liebenswürdige Dame, tanzt gern und ist munter wie ein Kind. Gestern machten wir im dicksten Nebel eine Landpartie in die Dünen, kochten draußen Kaffee und späterhin Pellkartoffeln, sprangen wie die Schuljugend von den Sandbergen und, obgleich inkl. Prinzessin nur 4 Paar, tanzten wir, bis es finster wurde, auf dem Rasen und machten wie die Tollen bockspringende Ronden um unser Feuer, kindlich und champêtre, on ne peut pas plus. Dergleichen Partien, auch Seefahrten, bei denen die Herrschaften gewöhnlich krank wurden, haben wir öfter gemacht, und ich muß sagen, daß diese Hofgesellschaft vor den meisten übrigen hier wenigstens den Vorzug der Ungezwungenheit hatte. Unser Freund M.... scheint indessen diese Ansicht nicht zu teilen und sieht stets gelangweilt und verdrießlich aus; nur bei Whist und Zigarren scheint er sich etwas heimischer zu fühlen. Im ganzen ist es mir doch lieb, daß ich ihn nicht geheiratet habe; er ist meist ansteckend langweilig, seltene lichte Augenblicke ausgenommen. Das Baden gefällt mir hier sehr, und so einsam es ist, bleibe ich nicht ungern noch einige Tage. Der Strand ist prächtig, ganz flach, ebener, weicher Sand ohne alle Steine, und Wellenschlag, wie ich ihn weder in der Ostsee noch bei Dieppe je gesehen habe. Wenn ich eben noch bis an die Kniee im Wasser stehe, so kommt eine haushohe Welle (die Häuser sind hier nicht so hoch wie das Berliner Schloß), dreht mich zehnmal rundum und wirft mich 20 Schritt davon in den Sand, ein einfaches Vergnügen, dem ich mich aber täglich con amore so lange hingebe, als es die ärztlichen Vorschriften irgend gestatten. Mit der See habe ich mich überhaupt sehr befreundet; täglich segle ich einige Stunden, um dabei zu fischen und nach Delphinen und Seehunden zu schießen, von letzteren habe ich nur einen erlegt; ein so gutmütiges Hundegesicht, mit großen schönen Augen, daß es mir ordentlich leid that. Vor 14 Tagen hatten wir Stürme von seltener Heftigkeit; einige zwanzig Schiffe aller Nationen sind an den Inseln hier gestrandet, und mehrere Tage lang trieben unzählige Trümmer von Schiffen, Utensilien, Waren in Fässern, Leichen, Kleider und Papiere an. Ich selbst habe eine kleine Probe gehabt, wie Sturm aussieht; ich war mit einem fischenden Freunde, Tonke Hams, in 4 Stunden nach der Insel Wangerog gefahren;

auf dem Rückwege wurden wir in dem kleinen Boot 24 Stunden umhergeschaukelt und hatten schon in der ersten keinen trocknen Faden an uns, obgleich ich in einer angeblichen Kajüte lag; zum Glück waren wir mit Schinken und Portwein hinreichend verproviantiert, sonst wäre die Fahrt sehr verdrießlich gewesen. Herzliche Grüße an Vater und meinen Dank für seinen Brief, desgl. an Antonie und Arnim. Leb wohl, mein Schatz, mein Herz, mein ...

Dein treuer Bruder

Bismarck.

Köstlich ist auch eine Schilderung des ländlichen Lebens, die Bismarck in einem Briefe an seinen Vetter giebt:

Brief vom 4. 12. 1844.

Nächstdem lebe ich hier mit dem Vater lesend, rauchend, spazierengehend, helfe ihm Neunaugen essen und spiele zuweilen eine Komödie mit ihm, die es ihm gefällt, Fuchsjagd zu nennen; wir gehen nämlich bei starkem Regen, oder jetzt sechs Grad Frost, mit Ihle, Bellin und Karl hinaus, umstellen mit aller jägermäßigen Vorsicht, lautlos unter sorgfältiger Beachtung des Windes einen Kieferbusch, von dem wir alle, und vielleicht auch der Vater, unumstößlich überzeugt sind, daß, außer einigen Holz suchenden Weibern, kein lebendes Geschöpf darin ist. Darauf gehen Ihle, Karl und zwei Hunde unter Ausstoßung der seltsamsten und schrecklichsten Töne, besonders von Seiten Ihles, durch den Busch, der Vater steht regungslos und aufmerksam mit schußfertigem Gewehr, genau als wenn er wirklich ein Tier erwartete, bis Ihle dicht vor ihm schreit: „hu, la, la, he, he, faßt, häh, häh!" in den sonderbarsten Kehllauten. Dann fragt mich der Vater ganz unbefangen, ob ich nichts gesehen habe, und ich sage mit einem möglichst natürlich gegebenen Anflug von Verwunderung im Tone: nein, nicht das mindeste! Dann gehen wir, auf das Wetter schimpfend, zu einem andern Busch, dessen vermutliche Ergiebigkeit an Wild Ihle mit einer recht natürlich gespielten Zuversicht zu rühmen pflegt, und spielen dal segno. So geht es 3—4 Stunden lang, ohne daß in Vater, Ihle und Fingal die Passion einen Augenblick zu erkalten scheint. Außerdem besehen wir täglich zweimal das Orangeriehaus und einmal die Schäferei, vergleichen stündlich die vier Thermometer in der Stube, rücken die Zeiger des Wetterglases und haben, seit das Wetter klar ist, die Uhren nach der Sonne in solche Uebereinstimmung gebracht, daß nur die an der Bibliothek noch einen einzigen Schlag nachthut, wenn die andern a tempo ausgeschlagen haben. Karl V. war ein dummer Kerl! Du begreifst, daß bei so mannigfaltigen Beschäftigungen mir nur wenig Zeit bleibt, Predigers &c. zu besuchen; da sie keine Stimme im Kreistage haben, so bin ich auch noch gar nicht dagewesen, es war nicht möglich.

Vorher schon hatte sich die Schwester mit dem Landrat Oskar von Arnim-Kröchlendorf vermählt, im Winter folgte dann die Vertretung des Bruders in den Landratsgeschäften des Naugarder Kreises. Aus dieser Zeit erzählt er der Schwester:

Liebe Kleine!

Ich bin wohlbehalten hier angekommen, ohne besondere Unfälle, außer daß ich von Stettin mit einer jungen, recht hübschen und etwas koketten Frau bis Naugard allein fahren mußte; ein fünfstündiges tête à tête der Art wird zuletzt ermüdend. In Naugard fand ich viel Schnee, viel Akten und viel Kinder, die Zähne bekommen Schnee liegt hier mehr, als Du je auf einem Haufen beisammen gesehen hast; ich teile Dir dies mit, damit Du gelegentlich in einer Unterhaltung über das Wetter eine Bemerkung über den viel stärkeren Schneefall in Hinterpommern anbringen kannst. Die Posten werden von 6—8 Pferden mühsam geschleppt. Ferner habe ich bemerkt, daß es sehr leicht ist, Landrat zu sein; ich kam vorgestern Abend hier an, und wenn nicht übermorgen ein Termin wäre, so hätte ich gestern sehr gut wieder auf 8 Tage verreisen können. Die hiesige Welt ist, wie ich höre, mit den eifrigsten Vorbereitungen zu einem Plather Maskenfeste beschäftigt, sogar Müttern von acht Kindern, wie Frau v. Knobelsdorf, und Schönheiten, die meine Wiege umstanden, wie Frau v. Vorman, zuckt es unwiderstehlich im Sprunggelenk; sie können der Versuchung nicht Herr werden, ihren Reizen durch bunte Mieder und gezwickelte Strümpfe noch für einen Abend aufzuhelfen, fahren im tollsten Schneegestöber nach Naugard, um die graziösen Touren einer altdeutschen Quadrille einzustudieren. — . . . Mit besonderem Kouvert übersende ich Dir einige von den blonden Leberwürsten, welche vor etwas länger als Jahresfrist Oskars Herz mit Dir zu teilen den Vorzug hatte, und will wünschen, daß Du zur Frühstückszeit bevorzugte Nebenbuhlerinnen in ihnen findest. Für heut leb wohl, mein Lieb, und schreibe ja bald an Vater und dann auch an Brief vom 22. 2. 1845.

Deinen treuen Bruder

Bismarck.

Am 1. April feierte Bismarck seinen dreißigsten Geburtstag, über den er der Schwester berichtet:

Madame!

Nur mit Mühe widerstehe ich der Neigung, einen ganzen Brief mit landwirtschaftlichen Klagen anzufüllen, über Nachtfröste, krankes Vieh, schlechten Raps und schlechte Wege, tote Lämmer, hungrige Schafe, Mangel an Stroh, Futter, Geld, Kartoffeln und Dünger; dazu pfeift Johann draußen ebenso konsequent wie falsch einen ganz infamen Schottischen, und ich habe nicht die Grausamkeit, es ihm zu untersagen, da er ohne Zweifel seinen heftigen Liebeskummer durch Musik zu beschwichtigen sucht. Das Ideal seiner Träume hat vor kurzem auf Zureden der Eltern ihm abgesagt und einen Stellmacher geheiratet. Ganz mein Fall, bis auf den Stellmacher, der noch im Schoße der Zukunft raspelt. Ich muß mich übrigens, hol mich der D . . ! verheiraten, das wird mir wieder recht klar, da ich mich nach Vaters Abreise einsam und verlassen fühle, und milde, feuchte Witterung mich melancholisch, sehnsüchtig, verliebt stimmt. Mir hilft kein Sträuben, ich muß zuletzt doch noch H. E. heiraten, die Leute wollen es alle so, und nichts scheint natürlicher, da wir beide zusammen übrig geblieben sind. Sie läßt mich zwar kalt, aber das thun sie alle; weiß der D . . woran Brief vom 9. 4. 1845.

es liegt; am Ende steckt noch ein Pollak (laß Dir den Ausdruck von O. erklären) von Neigung für meine ungetreue Stellmacherin in mir; eine Schwäche, aber um derentwillen ich anfange mich zu achten; es ist hübsch, wenn man seine Neigungen nicht mit den Hemden wechseln kann, so selten letzteres auch geschehen mag! Daß ich am 1. mehrfachen Damenbesuch mit würdevollem Anstande ertragen habe, wird Dir Vater mitgeteilt haben. Frau v. Dewitz aus Mesow, Fr. v. Lettow und Mad. Hehn haben mir nachträglich aus verschiedenen Gründen das Bedauern ausgesprochen und versprochen, mich zu besuchen, wenn die Wege besser wären.

Als ich von Angermünde kam, war ich durch die Fluten der Zampel von Kniephof abgesperrt, und da mir niemand Pferde anvertrauen wollte, so mußte ich die Nacht über in Naugard bleiben mit vielen Handlungs- und anderen Reisenden, die ebenfalls auf das Sinken der Gewässer warteten. Nachher waren die Brücken auf der Zampel, Ukley und Rega fortgerissen, so daß Knobelsdorf und ich, die Regenten zweier großer Kreise, hier auf einen kleinen Fleck von Wasser eingeschlossen waren und ein anarchisches Interregnum von Schievelbein bis Damm herrschte. Noch am 1. wurde einer meiner Wagen mit drei Faß Spiritus von den Fluten fortgerissen, und ich bin stolz darauf sagen zu können, daß in meinem Nebenfluß der Zampel ein Teerfahrer mit seinem Pferde ertrank. Außerdem sind in Gollnow mehrere Häuser eingestürzt, ein Sträfling im Zuchthause hat sich wegen Prügel aufgehängt, und mein Nachbar, der Gutsbesitzer Krause in Klein-Luistikow, sich wegen Futtermangel erschossen, drei Witwen und ein unmündiges Kind trauern in thränenlosem Schmerz an der blutigen Bahre des Selbstmörders. Eine ereignisvolle Zeit! Es steht zu erwarten, daß noch einige unsrer Bekannten von der Bühne abtreten werden, da dieses Jahr mit seiner schlechten Ernte, den niedrigen Preisen und dem langen Winter für den verschuldeten Besitzer schwer durchzuhalten ist. B. v. D . . . . in H. hat so gut wie falliert, und das alte Untier, sein Schwiegervater, der General K . . . ., der sehr viel Geld hat und nichts ausgiebt, ist weder durch die Bitten seines Sohnes noch seiner eigenen Tochter zu bewegen, einen Schilling zu geben oder zu borgen, um das Gut für letztere zu erhalten. Was sollen die armen Leute nachher angeben? sage selbst. Aehnlich wird es vermutlich noch mit andern kommen, ohne daß sie geizige Schwiegerväter hätten. Morgen erwarte ich Bernhard zurück und bin froh, daß ich die Landratsgeschäfte los werde, die im Sommer recht angenehm, aber bei diesem Wetter und Regen sehr unbehaglich sind. Den 16 komme ich, wenn Oskar nicht anders schreibt, nach Kröchlendorf und von dort zu Dir.

Neues kann ich Dir von hier nicht melden, als daß ich mit Bellin noch zufrieden bin, das Thermometer jetzt, 10 Uhr abends, + 6 Grad zeigt, Odin noch auf der rechten Vorderpfote lahm geht und mit rührender Liebe seiner Rebecca tagelang Gesellschaft leistet, die ich wegen Mangel an Häuslichkeit an die Kette gelegt habe. Gute Nacht, m'amie, je t'embrasse.

Dein ꝛc. ꝛc.

Bismarck.

Bald darauf erhielt die Schwester folgenden Brief:

Teuerste Kreusa!

Ich habe nicht den geringsten Schlüssel mitgenommen und kann Dir aus Erfahrung sagen, daß es niemals zu dem mindesten Resultat führt, nach Schlüsseln zu suchen, weshalb ich mich in solchen, bei meiner Ordnungsliebe sehr seltenen Fällen stets ohne Aufenthalt an den Schlosser wende, um einen neuen machen zu lassen. Bei wichtigen wie z. B. Geldspinden hat man dabei zugleich die Abwechslung, den Bart und sämtliche Schlösser, die man schließen soll, ändern zu lassen. Ich sehe kommen, daß ich meinen Brief bald schließen werde, nicht aus Bosheit, weil Du mir nur eine Seite geschrieben hast, es wäre peinlich, wenn ich glauben könnte, daß Du mich für so indigne rachsüchtig hieltest; sondern aus Schläfrigkeit. Ich bin den ganzen Tag in der Sonne geritten und gegangen, habe gestern in Plathe tanzen sehen und viel Montebello getrunken; ersteres giebt mir Magensäure, das andere Ziehen in den Waden. Nimm dazu eine beim Schlucken schmerzliche Anschwellung des Zäpfchens, einen leichten Anflug von Kopfschmerz, krumme Beine und Sonnenstich, so begreifst Du, daß mich weder der Gedanke an Dich, mein Engel, noch das melancholische Geheul eines wegen übermäßiger Jagdlust eingesperrten Hühnerhundes länger wach zu halten im stande ist. Nur das will ich Dir noch sagen, daß das Kränzchen nicht sehr besucht, eine recht niedliche Fräulein Schmeling, Schwester von der Marwitz, dort war und wieder sämtliche junge und alte Frauen in Wochen liegen, außer Frau von R . . . . . ., die kleine, die ein hellblaues Atlaskleid trug, und daß ich übermorgen zu einem ästhetischen Thee in Cardemin bin mit Lektüre, Gebet und Ananasbowle. Schlaf wohl, meine Angebetete . . ., es ist 11 . . . Brief vom 27. 4. 1845.

K(niephof) 27./4. 45. Bismarck.

Im Oktober des Jahres 1845 trat Bismarck zu einer kurzen Tagung in den pommerschen Provinziallandtag ein. Bald darauf machte er eine Landwehrübung mit, bei deren Antritt er wieder der Schwester seine Gefühle ausdrückt:

Liebe Kleine!

Sehr mit Packen zur Landwehrübung beschäftigt, will ich Dir nur zwei Zeilen schreiben, da ich in der nächsten Zeit nicht recht dazu kommen werde. Ich habe seit bald nach dem Wollmarkt unseren vagabondierenden Landrat vertreten, viel Feuer, viel Termine mit . . . Bauern bei starker Hitze und viele Reisen in sandigen Kienheiden gehabt, so daß ich des Landratspielens vollkommen überdrüssig bin und meine Pferde auch. Nun bin ich kaum acht Tage in Ruh und muß schon wieder dem Vaterlande als Soldat dienen; Du siehst, how men of merit are sought after, de undeserver may &c. Ich habe mir leider noch ein Pferd anschaffen müssen, da meine nicht zum Exerzieren gehen; indes will ich es mit Grosvenor als Reserve versuchen. Letzterer zieht übrigens im Wagen wie ein alter Karossier, ich werde ihn daher auch nächstens bezahlen, kannst Du Oscar sagen (sobald die Rapsgelder eingehen), was ich mir fest vorgenommen hatte, nicht zu thun, wenn er nicht zöge. Brief vom 21. 8. 1845.

(Tintenflecke.)

Verzeih vorstehendes Arabische, ich habe keine Minute Zeit, um diesen Zettel noch mal zu schreiben, denn ich soll in einer Stunde fahren und muß noch sehr packen. Wir stehen in den nächsten 14 Tagen in Crüssow bei Stargard, nachher bei Fiddichow und Bahn, Schwedt gegenüber. Willst Du mir schreiben, so adressiere nach Stargard, Poste restante, wobei ich auf jede Ausrede wegen langen Stillschweigens verzichte und vorkommenden Falls auch ein Gleiches von Deiner Seite erwarte. Lebe wohl, mein Mantelsack erwartet mich gähnend, um gepackt zu werden, und rund um mich her sieht es militärisch blau und weiß aus.

Wenn wir bei Fiddichow stehen, könnte mich Oskar in Bahn besuchen, ich werde ihm Nachricht geben.

K(niephof), 21. Aug. 1845. Dein treuer Bruder

Bismarck.

Drei Monate später eilte Bismarck an das Sterbelager seines Vaters und wenige Stunden nach seiner Ankunft, am 22. November, drückte er ihm die Augen zu. Aber dem traurigen Ereignis ist bald das glücklichste Ereignis in Bismarcks Leben, der Bund mit Johanna von Puttkamer, gefolgt, und auch der Eintritt in die weiten Gefilde der Politik fällt in jene Zeit. Bismarck war nach dem Tode seines Vaters nach Schönhausen übergesiedelt, das er fortan neben Kniephof übernahm, während der Bruder Jarchelin erhielt. Vom Kreise Jerichow wurde er im März zum Deichhauptmann ernannt und bald darauf folgte seine Wahl zum Stellvertreter des Abgeordneten der Ritterschaft für den sächsischen Provinziallandtag in Merseburg. Der eigentliche Abgeordnete war Herr von Brauchitsch. Gleichzeitig hegte er allerlei Pläne, die seine Anstellung in Ostpreußen bei den Meliorationsarbeiten betrafen. Aber er lehnte hier ab, weil er nicht „auf das bescheidene, sichere Los", welches sich ihm jetzt biete, verbunden mit der Aussicht auf den Landtag, verzichten wollte. Das Amt des Deichhauptmanns hatte übrigens auch seine Mühen und Sorgen, wie sich aus dem nachstehenden Briefe ergiebt:

Liebe Arnimen!

Brief vom 22. 5. 1846.

Ich habe in diesen Tagen soviel Briefe schreiben müssen, daß mir nur noch ein halber mit Kaffee befleckter Bogen geblieben ist, den ich Dir deshalb aber nicht vorenthalten will. Meine Existenz hier ist nicht die vergnüglichste gewesen. Inventarien anfertigen ist langweilig, namentlich wenn man von den Schurken, den Taxatoren, 3 mal aus nichtigen Gründen im Stich gelassen wird und tagelang vergeblich warten muß. Außerdem ist mir ein Beträchtliches an Korn verhagelt (den 17.), und endlich habe ich noch immer einen höchst widerwärtigen Husten, obgleich ich seit Angermünde keinen Wein getrunken und mich vor jeder Erkältung sorgfältig in acht genommen habe, über Mangel an Appetit nicht klagen kann und

schlafe wie ein Dachs. Dabei verhöhnt mich jeder wegen meines gesunden Aussehens, wenn ich behaupte, an der Brust zu leiden. Morgen Mittag werde ich Nedekin besuchen, übermorgen nach Magdeburg gehen und von dort nach ein- bis zweitägigem Aufenthalt mich unaufhaltsam in Deine Arme stürzen. Von hier kann ich Dir weiter nichts Neues melden, als daß die Vegetation bei meiner Ankunft im Vergleich mit Angermünde 14 Tage vor war, und die Saaten im ganzen mittelmäßig stehen. Die Folgen der Ueberschwemmung machen sich leider auf eine sehr verdrießliche Weise im Garten bemerklich. Außer den vielen Hölzern, die ich im Winter schon als ausgegangen aus dem Bosquet genommen habe, zeigt sich nun, daß sämtliche noch übrigen Akazien und über die Hälfte der Eschen trocken sind, so daß wenig bleibt; 17 von den Linden am untern Ende der großen Allee sind entweder schon tot oder doch augenscheinlich sterbend. Ich lasse diejenigen, an denen sich noch ein oder das andre Blatt zeigt, köpfen, und will sehen, ob sie mit dieser Operation zu retten sind. Obst-, besonders Pflaumenbäume, gehen auch viele verloren. Im Felde und besonders in den Wiesen sind viele Stellen, wo die Vegetation ausbleibt, weil die obere fruchtbare Erdschicht fortgeschwemmt ist. Bellins und die sonstigen Schönhauser lassen sich empfehlen, erstere leiden sehr von der Hitze heut, Sultan nicht minder. 21 Grad im Schatten. Viele Grüße an Oskar.

Schönhausen 22. [Mai 1846.]

Dein schwindsüchtiger Bruder

Bismarck.

Im Sommer 1846 machte Bismarck eine Reise in den Harz in Gesellschaft des ihm befreundeten jungen Ehepaares von Blanckenburg und des Fräuleins Johanna von Puttkamer, die einst bei der Hochzeit dieses Paares Brautjungfer gewesen war und die er dort kennen gelernt hatte. Als stillverlobtes Liebespaar kehrten die beiden wieder zur Heimat zurück. Aber es hat noch eine Zeitlang gedauert, ehe sie an das Ziel ihrer Wünsche gelangten, denn der Ruf, den der Junker von Kniephof genoß, machte die Zustimmung der frommen christlichen Eltern Johannas höchst unwahrscheinlich. Als Bismarck brieflich frank und frei um die Hand der Tochter anhielt, äußerte sich der Vater so wenig erfreut, daß er später den Eindruck dieser Stunde in den Ausruf zusammenfaßte: „Ich war wie mit der Axt vor den Kopf geschlagen.“ Die Mutter aber jammerte, daß der Wolf immer die frömmsten Schafe fresse; sie protestierte und weinte, bis schließlich Bismarck selbst auf dem Plane erschien. Mit den Worten: „All right“ zeigte Bismarck seiner Schwester an, daß er gesiegt habe. Und bald darauf folgte ein Brief, der den Sieg bestätigte:

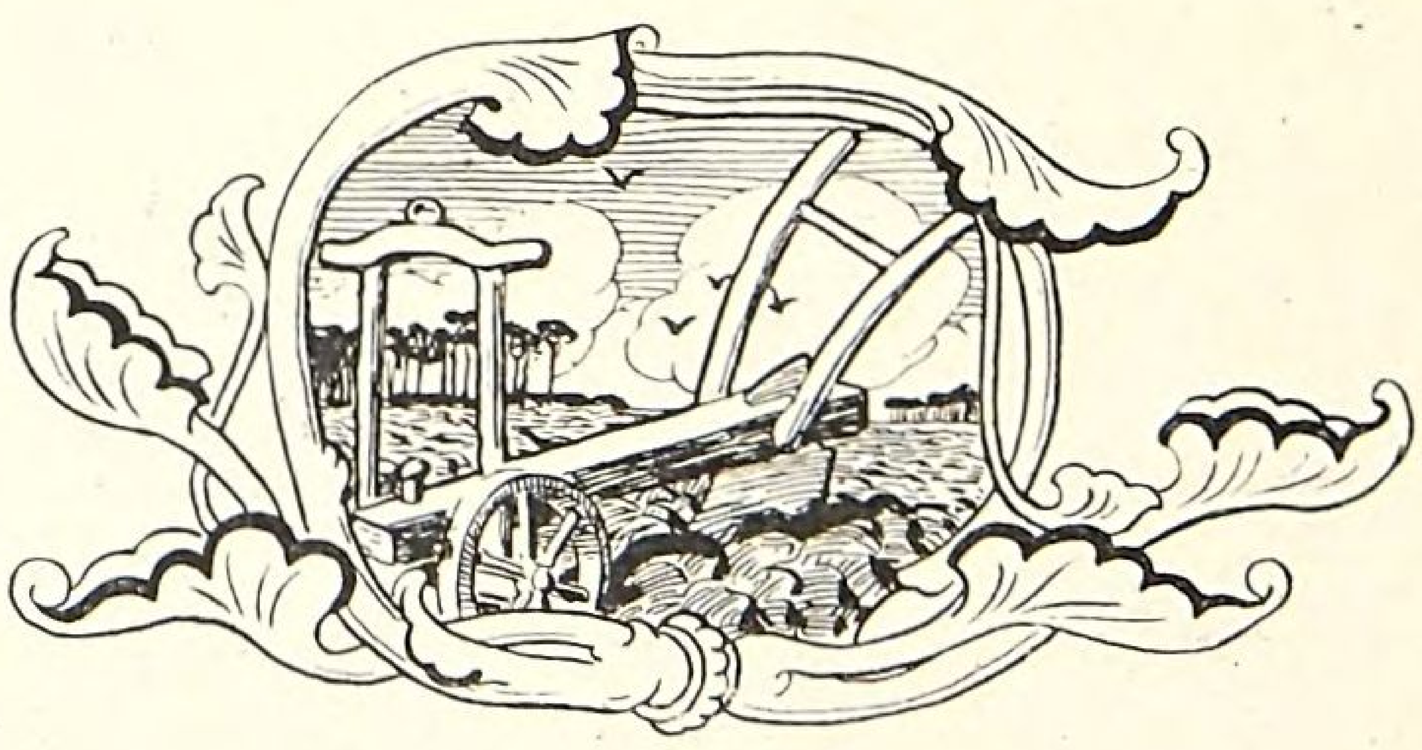
Malinka!

Brief vom 16. 1. 1847. Ich zeige Dir nunmehr alles Ernstes meine Verlobung an, die kein Geheimnis mehr ist. Ich erhielt in der vorigen Woche einen Brief von hier, der mir freistellte, herzukommen und die Antwort zu hören. Am Montag kam ich früh durch Angermünde, fuhr spurlos durch Naugard, und Dienstag den 12. um Mittag war ich verlobt. Alles nähere, das maßlose Erstaunen der Kassuben, von denen die, welche nicht gleich rundum überschlugen, noch immer haufenweis auf dem Rücken liegen, den Verdruß der alten Damen, daß auch keine sagen kann: ich habe eine Silbe davon geahnt u. s. w. will ich Dir mündlich erzählen. Einstweilen bitte ich nur Dich und Oskar, Euch in wohlwollender Verfassung für meine zukünftige Frau zu setzen, die Dir selbst noch schreiben wird. Reinfeld liegt hier dicht bei Polen, Bütow ist die nächste Stadt, man hört die Wölfe und die Kassuben allnächtlich heulen, und in diesem und den 6 nächsten Kreisen wohnen 800 Menschen auf der Quadratmeile; polish spoken here. Ein sehr freundlich Ländchen. Herzliche Grüße an O.

Dein treuer Bruder

Reinfeld, 16. 1. 17. Bismarck.

Sobald ich nach Hause reise, siehst Du mich; wann, das weiß ich noch nicht.



Drittes Kapitel.

Der erste Schritt in die Politik.

Ehe noch die Trauung erfolgte, wurde der vereinigte preußische Landtag eröffnet und Bismarck mußte an Stelle des erkrankten Brauchitsch in denselben eintreten. So viel Zeit er aber erübrigen konnte, brachte er natürlich bei der Braut in Reinfeld zu. Von dort stammt folgende amüsante Schilderung:

. . . . . Solche Schneegestöber, wie hier alle Tage sind, giebt es Brief vom
bei uns im Dezember nicht, und die westpreußischen Berge, die man in 14. 4. 1817.
der Ferne sieht, präsentieren sich wie lauter Chamounix und Montblanc. Unter diesen Umständen würdest Du Oskar, wenn Du noch Braut wärst, auch nicht entlassen haben; verzeih daher mir und dem Gegenstande meiner Zärtlichkeit, wenn ich statt meiner Person nur meine feierlichsten Versprechungen schicke, allen Pflichten eines rechtschaffenen Paten in Bezug auf die Erbin Deiner inneren und äußeren Schönheit getreulich nachzukommen. Der Zustand von Frau von Puttkamer ist in der That beunruhigend. Sie ist entschieden wassersüchtig und bekommt oft bei anscheinendem Wohlbefinden die fabelhaftesten Zufälle urplötzlich; sprich mit Herrn v. P., der Dich doch wohl, wenn er auch aus den Rrrrummelsburger Wäldern stammt, besuchen wird, nicht davon, er könnte glauben, daß es schlimmer ist als bei seiner Abreise, was nicht der Fall ist. Er scheint sich aber über den Zustand seiner Frau nicht klar zu sein.

Die Einsamkeit ist hier immer groß, bei dem jetzigen Zustand der Wege aber total, und das ist mir lieb. Denn die umwohnenden Kassuben mit ihrem Gebell haben wenig, was die Last ihrer Gesellschaft erträglich macht. Ihre Konversation besteht darin, daß sie in abgemessenen Perioden

ein klagendes Geheul ausstoßen, eine Gefühlsäußerung, die ich durch den Zustand ihrer Personen und ihres Landes vollkommen gerechtfertigt finde und der ich meine Teilnahme nicht versage, ohne auf die Dauer lebhaft davon unterhalten zu werden. Für den Sprachkundigen mag in ihren unartikulierten Tönen etwas wie Niedergeschlagenheit über die letzten 6 Ernten und Besorgnis vor der diesjährigen liegen. Was meine Person anbetrifft, so befinde ich mich körperlich ziemlich wohl, bis auf einen leisen Kopfschmerz, den Schwiegermutter dadurch unterhält, daß sie mir zu allen Tageszeiten mit gewaltsamer Freundlichkeit starken Rheinwein einflößt in der aufrichtigen Ueberzeugung, daß ich mit gegorenen Getränken gesäugt und großgezogen sei und 1 Quart oder 2 zu meinem täglichen Unterhalt bedürfe. Im übrigen befinde ich mich in einem Zustande behaglicher Zufriedenheit, wie ich ihn seit vielen Jahren auf die Dauer nicht gekannt hatte, und sehe mit der Sorglosigkeit eines Studenten in den Tag hinein, ärgere mich auch sehr über alle kümmerlichen Nachrichten, die ich gelegentlich von Kniephof erhalte. Deine Schwägerin grüßt sehr, wie sie sagt, und ich bitte O. und Bernhard ein Gleiches zu thun.

Dein treuer Bruder

Bismarck.

Noch vor der Hochzeit war Bismarck zum berühmten Parlamentarier geworden. Am 11. April war der Landtag eröffnet worden, der als der erste Vereinigte Landtag in der Geschichte fortlebt. Dort sprach am 17. Mai der junge Deichhauptmann nur ein paar Worte, aber diese Worte sind ein Glaubensbekenntnis für alle Zeiten gewesen. Der Abgeordnete von Saucken hatte behauptet, die preußische Volkserhebung von 1813 sei nicht nur aus dem Hasse gegen die napoleonische Fremdherrschaft hervorgegangen, sondern zum gleichen Teile zurückzuführen auf die Hoffnung, eine Verfassung zu erlangen. Da erklärte Bismarck:

Brief vom 17. 5. 1847.

Ich fühle mich gedrungen, dem zu widersprechen, was auf der Tribüne sowohl als außerhalb dieses Saales so oft laut geworden ist, als von Ansprüchen auf Verfassung die Rede war: als ob die Bewegung von 1813 andern Gründen zugeschrieben werden müßte, und es eines andern Motivs bedurft hätte, als der Schmach, daß Fremde in unserm Lande geboten. (Lautes Murren.) Es heißt meines Erachtens der Nationalehre einen schlechten Dienst erweisen (wiederholtes Murren), wenn man annimmt, daß die Mißhandlung und Erniedrigung, die die Preußen durch einen fremden Gewalthaber erlitten, nicht hinreichend gewesen seien, ihr Blut in Wallung zu bringen und durch den Haß gegen die Fremdlinge alle andern Gefühle übertäubt werden zu lassen. (Großer Lärm.)

Als die Abgeordneten Krause und Gier dagegen Verwahrung einlegten, daß jemand, der die Zeit von 1813 nicht mit durchgekämpft habe, ein derartiges Urteil fälle, bestieg Abgeordneter

v. Bismarck unter großem Lärm nochmals die Tribüne zu folgender Erklärung:

Ich kann allerdings nicht in Abrede stellen, daß ich zu jener Zeit nicht gelebt habe, und es that mir stets aufrichtig leid, daß es mir nicht vergönnt gewesen, an dieser Bewegung teilzunehmen; ein Bedauern, das vermindert wird durch die Aufklärung, die ich soeben über die damalige Bewegung empfangen habe. Ich habe immer geglaubt, daß die Knechtschaft, gegen die damals gekämpft wurde, im Auslande gelegen habe: soeben bin ich aber belehrt, daß sie im Inlande gelegen hat, und ich bin nicht sehr dankbar für diese Aufklärung! (Einige Stimmen: Bravo!)

In seiner nächsten Rede vom 1. Juni protestierte er gleichfalls gegen die Auffassung, als ob nur der Liberalismus das Volk vertrete. Einer der Vorredner hatte gesagt: „Ein Volk wird seinen Entwickelungsgang gehen, ob durch Paragraphen unterstützt oder einzig und allein gestützt auf das ewig unveräußerliche Recht.“ Da betonte Bismarck, daß nur das monarchische Prinzip ein Rechtsboden in Preußen sein könne. Er ist auch damals kein Anhänger eines absoluten Herrschertums gewesen und er ist es auch später nie geworden:

Auch die unumschränkte Autorität der alten preußischen Königsmacht war und ist nicht das letzte Wort meiner Ueberzeugung. Für letztere war allerdings auf dem Ersten Vereinigten Landtage diese Autorität des Monarchen staatsrechtlich vorhanden, aber mit dem Wunsche und dem Zukunftsgedanken, daß die unumschränkte Macht des Königs selber ohne Ueberstürzung das Maß ihrer Beschränkung zu bestimmen habe. Der Absolutismus bedarf in erster Linie Unparteilichkeit, Ehrlichkeit, Pflichttreue, Arbeitskraft und innere Demut des Regierenden; sind sie vorhanden, so werden doch männliche oder weibliche Günstlinge, im besten Falle die legitime Frau, die eigene Eitelkeit und Empfänglichkeit für Schmeicheleien dem Staate die Früchte des königlichen Wohlwollens verkürzen, da der Monarch nicht allwissend ist und nicht für alle Zweige seiner Aufgabe gleiches Verständnis haben kann. Ich bin schon 1847 dafür gewesen, daß die Möglichkeit öffentlicher Kritik der Regierung im Parlament und in der Presse erstrebt werde, um den Monarchen vor der Gefahr zu behüten, daß Weiber, Höflinge, Streber und Phantasten ihm Scheuklappen anlegten, die ihn hinderten, seine monarchischen Aufgaben zu übersehen und Mißgriffe zu vermeiden oder zu korrigieren. Diese meine Auffassung hat sich um so schärfer ausgeprägt, je nachdem ich mit den Hofkreisen mehr vertraut wurde und gegen ihre Strömungen und gegen die Opposition des Ressortpatriotismus das Staatsinteresse zu vertreten hatte. Letzteres allein hat mich geleitet, und es ist eine Verleumdung, wenn selbst wohlwollende Publizisten mich beschuldigen, daß ich je für ein Adelsregiment eingetreten sei. Die Geburt hat mir niemals als Ersatz für Mangel an Tüchtigkeit gegolten; wenn ich

Ged. u. Er. I.

für den Grundbesitz eingetreten bin, so habe ich das nicht im Interesse besitzender Standesgenossen gethan, sondern weil ich im Verfall der Landwirtschaft eine der größten Gefahren für unsern staatlichen Bestand sehe. Mir hat immer als Ideal eine monarchische Gewalt vorgeschwebt, welche durch eine unabhängige, nach meiner Meinung ständische oder berufsgenossenschaftliche Landesvertretung soweit kontrolliert wäre, daß Monarch oder Parlament den bestehenden gesetzlichen Rechtszustand nicht einseitig, sondern nur communi consensu ändern können, bei Oeffentlichkeit und öffentlicher Kritik aller staatlichen Vorgänge durch Presse und Landtag.

Bismarcks Opposition wurde durch persönliche Empfindungen verschärft, so daß er, der in seinen Kreisen ganz als liberal gegolten hatte, zum extremsten Konservativen wurde:

Ged. u. Er. I. Aus meiner ständisch-liberalen Stimmung, für die ich in Pommern kaum Verständnis und Teilnahme, in Schönhausen aber die Zustimmung von Kreisgenossen wie Graf Wartensleben-Karow, Schierstädt-Dahlen und andern fand, denselben Elementen, die zum Teil zu den später unter der neuen Aera gerichtlich verurteilten Kirchen-Patronen gehörten, aus dieser Stimmung wurde ich wieder entgleist durch die mir unsympathische Art der Opposition des Ersten Vereinigten Landtags, zu dem ich erst für die letzten sechs Wochen der Session wegen Erkrankung des Abgeordneten von Brauchitsch als dessen Stellvertreter einberufen wurde. Die Reden der Ostpreußen Saucken-Tarputschen, Alfred Auerswald, die Sentimentalität von Beckerath's, der rheinisch-französische Liberalismus von Heydt und Mevissen und die polternde Heftigkeit der Vinckeschen Reden waren mir widerlich, und auch wenn ich die Verhandlungen heut lese, so machen sie mir den Eindruck von importierter Phrasen-Schablone. Ich hatte das Gefühl, daß der König auf dem richtigen Wege sei und den Anspruch darauf habe, daß man ihm Zeit lasse und ihn in seiner eignen Entwicklung schone.

In den Junidebatten, in denen die Stellung der Juden zur Verhandlung kam, hat Bismarck mit großer Schneidigkeit sich gegen die Emanzipation dieser Leute gewehrt. Vom Standpunkte der christlichen Staatsauffassung aus erklärte er:

Rede vom 15. 6. 1857. Ich bin der Meinung, daß der Begriff des christlichen Staates so alt sei, wie das ci-devant heilige römische Reich, so alt, wie sämtliche europäische Staaten, daß er gerade der Boden sei, in welchem diese Staaten Wurzel geschlagen haben, und daß jeder Staat, wenn er seine Dauer gesichert sehen, wenn er die Berechtigung zur Existenz nur nachweisen will, sobald sie bestritten wird, auf religiöser Grundlage sich befinden muß. Für mich sind die Worte: „Von Gottes Gnaden", welche christliche Herrscher ihrem Namen beifügen, kein leerer Schall, sondern ich sehe darin das Bekenntnis, daß die Fürsten das Scepter, welches ihnen Gott verliehen hat, nach Gottes Willen auf Erden führen wollen. Als Gottes Willen kann ich aber nur erkennen, was in den christlichen Evangelien offenbart worden

ist, und ich glaube, in meinem Rechte zu sein, wenn ich einen solchen Staat einen christlichen nenne, welcher sich die Aufgabe gestellt hat, die Lehre des Christentums zu realisieren, zu verwirklichen. Ich gestehe ein, daß ich voller Vorurteile stecke, ich habe sie, wie gesagt, mit der Muttermilch eingesogen, und es will mir nicht gelingen, sie wegzudisputieren; denn, wenn ich mir als Repräsentanten der geheiligten Majestät des Königs gegenüber einen Juden denke, dem ich gehorchen soll, so muß ich bekennen, daß ich mich tief niedergedrückt und gebeugt fühlen würde, daß mich die Freudigkeit und das aufrechte Ehrgefühl verlassen würden, mit welchen ich jetzt meine Pflichten gegen den Staat zu erfüllen bemüht bin. Ich teile diese Empfindung mit der Masse der niederen Schichten des Volkes und schäme mich dieser Gesellschaft nicht. Warum es den Juden nicht gelungen ist, in vielen Jahrhunderten sich die Sympathie der Bevölkerung in höherem Grade zu verschaffen, das will ich nicht genau untersuchen. Ich will ein Beispiel geben, in welchem eine ganze Geschichte der Verhältnisse zwischen Juden und Christen liegt. Ich kenne eine Gegend, wo die jüdische Bevölkerung auf dem Lande zahlreich ist, wo es Bauern giebt, die nichts ihr Eigentum nennen auf ihrem ganzen Grundstücke; von dem Bette bis zur Ofengabel gehört alles Mobiliar dem Juden, das Vieh im Stalle gehört dem Juden, und der Bauer bezahlt für jedes einzelne seine tägliche Miete; das Korn auf dem Felde und in der Scheune gehört dem Juden, und der Jude verkauft dem Bauern das Brot-, Saat- und Futterkorn metzenweis. Von einem ähnlichen christlichen Wucher habe ich wenigstens in meiner Praxis noch nie gehört.

Acht Tage später, am 26. Juni, wurde der Vereinigte Landtag geschlossen. Aus seiner Erinnerung hieran erzählt Bismarck:

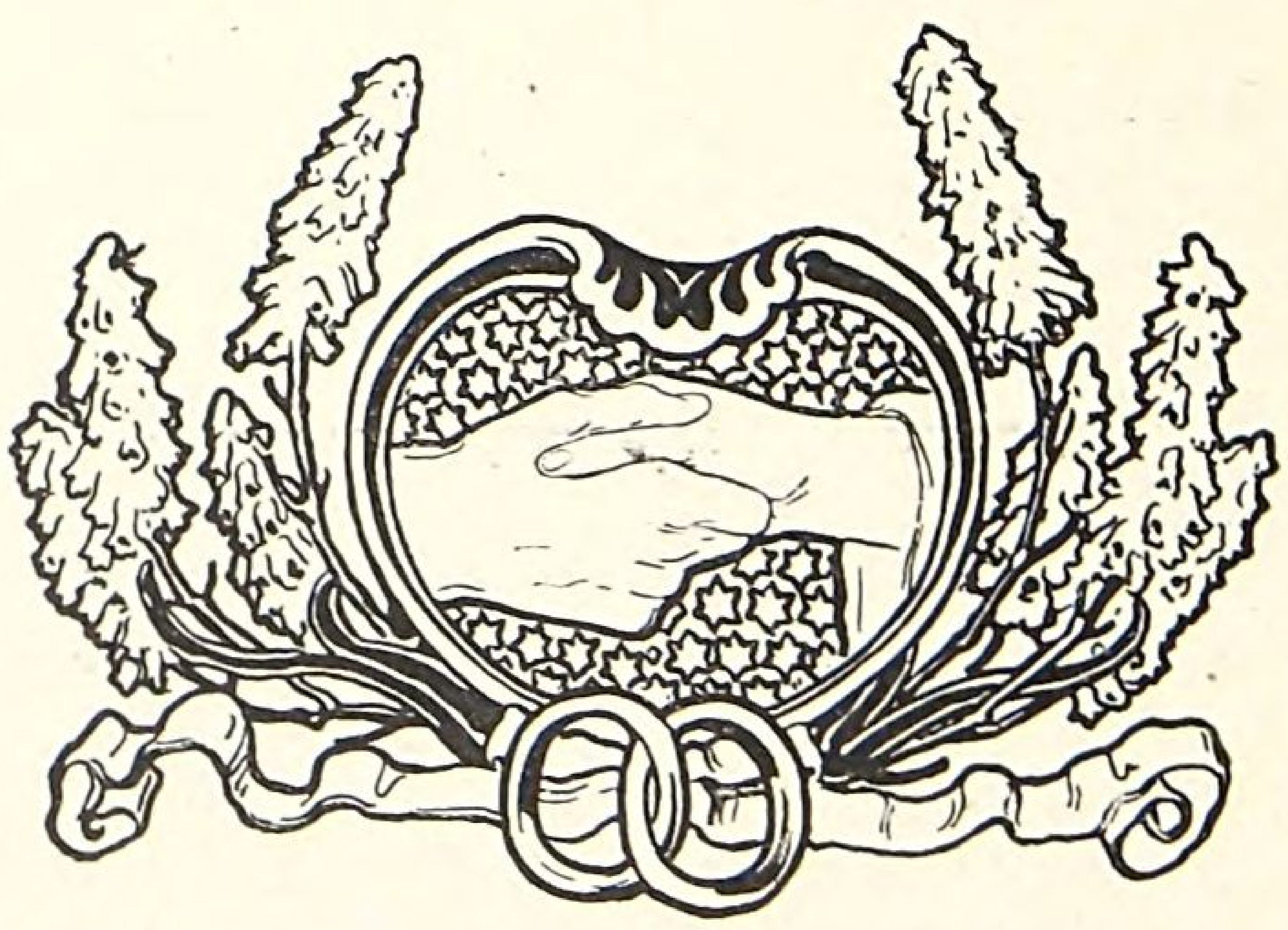
Bei den Hoffestlichkeiten, die während des Vereinigten Landtags stattfanden, wurde ich von dem Könige und der Prinzessin von Preußen in augenfälliger Weise gemieden, jedoch aus verschiedenen Gründen, von der letztern, weil ich weder liberal noch populär war, von dem erstern aus einem andern Grunde, der mir erst später klar wurde. Wenn er bei Empfang der Mitglieder vermied, mit mir zu sprechen, wenn er im Cercle, nachdem er der Reihe nach jeden angeredet hatte, abbrach, sobald er an mich kam, umkehrte oder quer durch den Saal abschwenkte: so glaubte ich annehmen zu müssen, daß meine Haltung als royalistischer Heißsporn die Grenzen überschritt, die er sich gesteckt hatte. Daß diese Auslegung unrichtig, erkannte ich erst einige Monate später, als ich auf meiner Hochzeitsreise Venedig berührte. Der König, der mich im Theater erkannt hatte, befahl mich folgenden Tags zur Audienz und zur Tafel, mir so unerwartet, daß mein leichtes Reisegepäck und die Unfähigkeit der Schneider des Ortes mir nicht die Möglichkeit gewährten, in korrektem Anzuge zu erscheinen. Mein Empfang war ein so wohlwollender und die Unterhaltung auch auf politischem Gebiete derart, daß ich eine aufmunternde Billigung meiner Haltung im Landtage daraus entnehmen konnte. Der König befahl mir, mich im Laufe des Winters bei ihm zu melden, was geschah. Bei dieser Gelegenheit und bei kleinern Diners im Schlosse überzeugte ich mich, daß ich bei beiden allerhöchsten Herrschaften in voller Gnade stand, und daß

Ged. u. Er. I

der König, wenn er zur Zeit der Landtagssitzungen vermieden hatte, öffentlich mit mir zu reden, damit nicht eine Kritik meines politischen Verhaltens geben, sondern nur seine Billigung den andern zur Zeit nicht zeigen wollte.

Am 28. Juli hat Bismarck die Braut heimgeführt. Die Hochzeitsreise führte die Neuvermählten über Dresden, Prag, Wien und Salzburg nach Italien und auf der Heimreise durch die Schweiz und Rheinlande. In Venedig traf Bismarck mit dem König Friedrich Wilhelm IV. zusammen. Dort ereignete sich die Episode, deren wir eben gedachten. Seit jener Zeit hat Friedrich Wilhelm IV. dem jungen Edelmann das beste Gedenken bewahrt, und das Vertrauen, das er ihm später geschenkt hat, ist sicherlich zurückzuführen auf die freimütige Art, in der Bismarck in Venedig seine Ueberzeugungen vortrug.

Friedlich im jungen Eheglück floß dem Paare die nächste Zeit dahin, dann aber schäumten die Wellen der Revolution auch hinüber bis in ihr Heim und aus dem idyllischen Leben von Schönhausen wurde Bismarck jäh hinausgerissen in die Stürme, die damals die Welt durchtobten.



Viertes Kapitel.

Die Revolutionszeit.

Nicht nur der Charakter einzelner Persönlichkeiten schwankt unstät in der Geschichte, sondern auch die Auffassung einzelner Ereignisse und ganzer Epochen. Das ist natürlich; denn wie überall sich Licht und Schatten vereinen, so wird der Eine die dunklen Seiten der Ereignisse übersehen, um auf die glücklichen Folgen zu weisen, der Andere aber wird nur den Schatten wahrnehmen und den Gewinn schmähen, der nicht in sympathischer Weise erworben worden ist. Wir alle blicken mit Abscheu auf die Thaten eines Robespierre, eines Saint-Just oder Marat, und dennoch wird niemand verkennen, welche ungeheuren Fortschritte die große französische Revolution gebracht hat. Es ist müßig, der Vorsehung gegenüber die Rolle eines Splitterrichters zu spielen und ihr vorzurechnen, wie der schöne Gewinn auch erzielt werden konnte ohne Königsmord und Guillotine; so würde es kindlich sein, das Jahr der deutschen Revolution lediglich nach dem Barrikaden-Kampf der Märztage zu beurteilen und darüber zu vergessen, daß es uns eine Reihe hoch zu bewertender Erfolge, daß es uns vor allem ein maßvolles konstitutionelles Leben gebracht hat, und auch das ist nicht zu vergessen, daß in jenem Jahre der Schicksals-Wende eine ungeheuere Fülle von Idealismus und geistiger Hochkraft lebendig wurde, die dem doppelten Ziele entgegenstrebte, dem Volke das Recht der Mündigkeit zu ver-

leihen und den deutschen Stämmen das langersehnte und langentbehrte Geschenk der nationalen Einigung zu sichern.

Wenn Otto von Bismarck in jenen Zeiten eine Stellung einnahm, die im Widerspruche zu stehen scheint mit dem, was er in künftigen Tagen selbst zur Vollendung gebracht hat, und wenn ein Gegensatz sich erhob zwischen ihm und den Schwärmern der Paulskirche, so ist dies begründet in den Anschauungen, die festwurzelten in der altpreußischen Tradition, und von der neuen Gestaltung der Dinge nur eine starke Minderung der preußischen Königsrechte befürchteten, dann aber auch in der tiefen Abneigung des Aristokraten gegen die Männer der Straße, die an der Spitze von Pöbelscharen für Freiheit und Recht zu kämpfen vorgaben. Das hat vor allem deutlich Albrecht von Roon in den Briefen aus jener Zeit ausgesprochen, das lesen wir auch in den Memoiren, die Heinrich Abeken uns zurückließ. Für den treuen Roon sind die Revolutionäre nur eine „schwankende, ordnungslose, offenbar von fremden Meuterern aufgestachelte Menge“, eine niederträchtige Partei, die gar keine Wurzel im eigentlichen Volke hatte: „Zwei- oder dreihundert Böswillige hetzen, tausend Hungrige und Trunkene lassen sich hetzen, fünf- bis sechstausend sehen dem Spektakel zu und bezahlen leider nicht selten mit ihrer Haut, was jene verschuldet.“ Für Männer wie Roon und Bismarck ist in jenen Tagen jede Konzession, die der König macht, ein Zeichen der Schwäche; nur freiwillig dürfen Preußens Könige geben, nicht gezwungen. „Mit tiefem Schmerze“, so schreibt Oldwig von Natzmer in seinem Tagebuche, „mußte jeder gute Preuße und jeder treue Diener des Königs die Unentschiedenheit in der obersten Leitung erblicken.“ Und wir wissen es längst, daß der reale Gewinn des Jahres 1848 gesichert worden wäre auch ohne die Ereignisse des 18. März und daß die schweren Verluste, die jener Tag gebracht hat, durch nichts ausgeglichen werden konnten. Ja in gewissem Sinne haben die Empörer nur ein reaktionäres Werk vollbracht, indem sie die schnelle Entwickelung, die der freie Entschluß des Königtums geboren hatte, durch ihr Treiben aufhielten; denn thatsächlich ist dem blutigen Abendschein des 18. März die Nacht gefolgt und erst nach langen Jahren konnte ein neues, goldenes Morgenrot heraufziehen.

Als die ersten Nachrichten der Berliner Ereignisse zu Otto von Bismarck drangen, da wurde er von heftigem Grimm erfaßt;

er hat selbst später geschildert, wie er unter diesen Eindrücken ernstlich krank geworden sei und wie ihn vor allen Dingen das Bewußtsein quälte, nicht mit seinem eigenen Leben sich vor das gefährdete Königtum stellen zu können. Dann schrieb er an den König jenen Brief, den Friedrich Wilhelm „ein köstlich Zeichen unwandelbarer Preußentreue“ nannte und durch den ganzen Sommer auf seinem Arbeitstisch liegen hatte.

Es ist bezeichnend, daß er selbst gesteht, zu Anfang habe die Kunde von den Berliner Ereignissen nicht so wegen ihrer politischen Tragweite einen Eindruck auf ihn gemacht, als wegen der Ermordung der Soldaten in den Straßen. Er glaubte, politisch werde der König, sobald er frei sei, bald Herr der Sache werden.

Auch bis zu dem schlichten Wohnsitz Bismarcks, Schönhausen, schlug die Revolution ihre Wellen. Er erzählt darüber:

Am 20. meldeten mir die Bauern in Schönhausen, es seien Deputierte aus dem dreiviertel Meilen entfernten Tangermünde angekommen, mit der Aufforderung, wie in der genannten Stadt geschehen war, auf dem Turme die schwarz-rot-goldene Fahne aufzuziehen, und mit der Drohung, im Weigerungsfalle mit Verstärkung wiederzukommen. Ich fragte die Bauern, ob sie sich wehren wollten; sie antworteten mit einem einstimmigen und lebhaften „Ja“, und ich empfahl ihnen, die Städter aus dem Dorfe zu treiben, was unter eifriger Beteiligung der Weiber besorgt wurde. Ich ließ dann eine in der Kirche vorhandene weiße Fahne mit schwarzem Kreuz, in Form des eisernen, auf dem Turme aufziehen und ermittelte, was an Gewehren und Schießbedarf im Dorfe vorhanden war, wobei etwa 50 bäuerliche Jagdgewehre zum Vorschein kamen. Ich selbst besaß mit Einrechnung der altertümlichen einige zwanzig und ließ Pulver durch Boten von Jerichow nach Rathenow holen. Ged. u. Er. I.

Dann fuhr ich mit meiner Frau auf umliegende Dörfer und fand die Bauern eifrig bereit, dem Könige nach Berlin zu Hilfe zu ziehen, besonders begeistert einen alten Deichschulzen Krause in Neuermark, der in meines Vaters Regiment „Karabiniers“ Wachtmeister gewesen war. Nur mein nächster Nachbar sympathisierte mit der Berliner Bewegung, warf mir vor, eine Brandfackel in das Land zu schleudern, und erklärte, wenn die Bauern sich wirklich zum Abmarsch anschicken sollten, so werde er auftreten und abwiegeln. Ich erwiderte: „Sie kennen mich als einen ruhigen Mann, aber wenn Sie das thun, so schieße ich Sie nieder.“ — „Das werden Sie nicht,“ meinte er. — „Ich gebe mein Ehrenwort darauf,“ versetzte ich, „und Sie wissen, daß ich das halte, also lassen Sie das.“

Bismarck selbst ist dann aus Schönhausen zur Hauptstadt geeilt, entschlossen, sich vor der Brust seines Königs niedermetzeln zu lassen. Dort hat ihn auch Roon getroffen, der am 22. März an seine

Gattin schrieb: „Nun noch zum Schluß die tröstliche Nachricht, daß die Beerdigungsszene, wie mir eben Otto von Bismarck und andere berichten, ohne Störung vorübergegangen ist. Der König hat sich auf dem Balkon gezeigt mit dem Ausdruck des Leidens. Was werden soll und wird, bleibt dennoch ungewiß.“

Aus diesen Tagen der Erregung hat Fürst Bismarck erzählt:

Ged. u. Er. I. Ich fuhr zunächst allein nach Potsdam, wo ich am Bahnhofe Herrn von Bodelschwingh sah, der bis zum 19. Minister des Innern gewesen war. Es war ihm offenbar unerwünscht, im Gespräch mit mir, dem „Reaktionär“, gesehen zu werden; er erwiderte meine Begrüßung mit den Worten: „Ne me parlez pas“ (sprechen Sie nicht mit mir). — „Les paysans se lèvent chez nous“ (die Bauern bei uns stehen auf!), erwiderte ich. „Pour le Roi?“ (für den König?) — „Oui“ (ja!). — „Dieser Seiltänzer“ sagte er, die Hände auf die thränenden Augen drückend. In der Stadt fand ich auf der Plantage an der Garnisonkirche ein Biwak der Garde-Infanterie; ich sprach mit den Leuten und fand Erbitterung über den befohlenen Rückzug und Verlangen nach neuem Kampfe. Auf dem Rückwege längs des Kanals folgten mir spionartige Zivilisten, welche Verkehr mit der Truppe gesucht hatten und drohende Reden gegen mich führten. Ich hatte vier Schuß in der Tasche, bedurfte ihrer aber nicht. Ich stieg bei meinem Freunde Roon ab, der als Mentor des Prinzen Friedrich Karl einige Zimmer in dem Stadtschlosse bewohnte, und besuchte im „Deutschen Hause“ den General v. Möllendorf, noch steif von den Mißhandlungen, die er erlitten, als er mit den Aufständischen unterhandelte, und General v. Prittwitz, der in Berlin kommandiert hatte. Ich schilderte ihnen die Stimmung des Landvolkes; sie gaben mir dagegen Einzelheiten über die Vorgänge bis zum 19. morgens. Was sie zu berichten hatten und was an späteren Nachrichten aus Berlin hergelangt war, konnte mich nur in dem Glauben bestärken, daß der König nicht frei war.

Prittwitz, der älter als ich war und ruhiger urteilte, sagte: „Schicken Sie uns keine Bauern, wir brauchen sie nicht, haben Soldaten genug; schicken Sie uns lieber Kartoffeln und Korn, vielleicht auch Geld, denn ich weiß nicht, ob für die Verpflegung und Löhnung der Truppen ausreichend gesorgt werden wird. Wenn Zuzug käme, würde ich aus Berlin den Befehl erhalten und ausführen müssen, denselben zurückzuschlagen“ — „So holen Sie den König heraus“, sagte ich. Er erwiderte: „Das würde keine große Schwierigkeit haben; ich bin stark genug, Berlin zu nehmen, aber dann haben wir wieder Gefecht; was können wir thun, nachdem der König uns befohlen hat, die Rolle des Besiegten anzunehmen? Ohne Befehl kann ich nicht angreifen.“

Vergebens hat dann Bismarck sich angestrengt, „einen Befehl zum Handeln, der von dem unfreien Könige nicht zu erwarten war, von einer anderen Seite zu beschaffen.“ Er suchte zu dem Prinzen von Preußen zu gelangen, doch wurde er an die Prinzessin gewiesen, da Prinz Wilhelm selbst sich verborgen hielt. Sie empfing ihn im

Dienerzimmer und erklärte in lebhafter Erregung, daß sie die Rechte ihres Sohnes wahren müsse. Bismarck schloß daraus, daß sie mit einem Thronwechsel rechne und mit der Aussicht, während der Minderjährigkeit ihres Sohnes die Regentschaft zu führen. Auch Prinz Friedrich Karl ergriff nicht, wie Bismarck forderte, die Initiative. Er fühlte sich zu jung zu so verantwortungsreichem Werke. So versuchte Bismarck, zum Könige zu gelangen. Er erzählt darüber:

Prinz Karl gab mir im Potsdamer Schlosse als Legitimation und Paß das nachstehende offene Schreiben: Ged. u. Er. I.

„Ueberbringer — mir wohlbekannt — hat den Auftrag, sich bei Seiner Majestät meinem Allergnädigsten Bruder persönlich nach Höchstdessen Gesundheit zu erkundigen und mir Nachricht zu bringen, aus welchem Grunde mir seit 30 Stunden auf meine wiederholten eigenh. Anfragen, „ob ich nicht nach Berlin kommen dürfe“, keine Antwort ward.

Potsdam, 21. März 1848, Karl Prinz v. Preußen.“
1 Uhr N. M.

Ich fuhr nach Berlin. Vom Vereinigten Landtage her vielen Leuten von Ansehen bekannt, hatte ich für ratsam gehalten, meinen Bart abzuscheren und einen breiten Hut mit bunter Kokarde aufzusetzen. Wegen der gehofften Audienz war ich im Frack. Am Ausgange des Bahnhofes war eine Schüssel mit einer Aufforderung zu Spenden für die Barrikadenkämpfer aufgestellt, daneben ein baumlanger Bürgerwehrmann mit der Muskete auf der Schulter. Ein Vetter von mir, mit dem ich beim Aussteigen zusammengetroffen war, zog die Börse. „Du wirst doch für die Mörder nichts geben“, sagte ich, und auf einen warnenden Blick, den er mir zuwarf, „und Dich vor dem Kuhfuß nicht fürchten?“ Ich hatte in dem Posten schon den mir befreundeten Kammergerichtsrat Meier erkannt, der sich auf den „Kuhfuß“ zornig umwandte und dann ausrief: „J Jotte doch, Bismarck! Wie sehen Sie aus! Schöne Schweinerei hier!“

Die Bürgerwache im Schlosse fragte mich, was ich dort wolle. Auf meine Antwort, ich hätte einen Brief des Prinzen Karl an den König abzugeben, sagte der Posten, mich mit mißtrauischen Blicken betrachtend, das könne nicht sein, der Prinz befinde sich eben beim Könige. Ersterer mußte also noch vor mir von Potsdam abgereist sein. Die Wache verlangte den Brief zu sehen, den ich hätte, ich zeigte ihn, da er offen und der Inhalt unverfänglich war, und man ließ mich gehen, aber nicht ins Schloß. Im Gasthof Meinhard, parterre, lag ein mir bekannter Arzt im Fenster, zu dem ich eintrat. Dort schrieb ich dem Könige, was ich ihm zu sagen beabsichtigt hatte. Ich ging mit dem Briefe zum Fürsten Boguslaw Radziwill, der freien Verkehr hatte und ihn dem Könige übergeben konnte. Es stand darin unter anderem, die Revolution beschränke sich auf die großen Städte, und der König sei Herr im Lande, sobald er Berlin verlasse. Der König antwortete nicht, hat mir aber später gesagt, er habe den auf schlechtem Papier schlecht geschriebenen Brief als das erste Sympathiezeichen, das er damals erhalten, sorgfältig aufbewahrt.

Auf meinen Gängen durch die Straßen, um die Spuren des Kampfes anzusehen, raunte ein Unbekannter mir zu: „Wissen Sie, daß Sie verfolgt werden?“ Ein anderer Unbekannter flüsterte mir unter den Linden zu: „Kommen Sie mit“; ich folgte ihm in die Kleine Mauerstraße, wo er sagte: „Reisen Sie ab, oder Sie werden verhaftet.“ „Kennen Sie mich?“ fragte ich. „Ja“, antwortete er, „Sie sind Herr v. Bismarck.“ Von welcher Seite mir die Gefahr drohen sollte, von welcher die Warnung kam, habe ich nie erfahren. Der Unbekannte verließ mich schnell. Ein Straßenjunge rief mir nach: „Kiek, det is och en Franzos!“ eine Aeußerung, an die ich durch manche spätere Ermittelung erinnert worden bin. Mein allein unrasierter langer Kinnbart, der Schlapphut und Frack hatten dem Jungen einen exotischen Eindruck gemacht. Die Straßen waren leer, kein Wagen sichtbar; zu Fuß nur einige Trupps in Blusen und mit Fahnen, deren einer in der Friedrichstraße einen lorbeerbekränzten Barrikadenhelden zu irgend welcher Ovation geleitete.

Nicht wegen der Warnung, sondern weil ich in Berlin keinen Boden für eine Thätigkeit fand, kehrte ich an demselben Tage nach Potsdam zurück und besprach mit den beiden Generalen Möllendorf und Prittwitz noch einmal die Möglichkeit eines selbständigen Handelns. „Wie sollen wir das anfangen?“ sagte Prittwitz. Ich klimperte auf dem geöffneten Klavier, neben dem ich saß, den Infanteriemarsch zum Angriff. Möllendorf fiel mir in Thränen und vor Wundschmerzen steif um den Hals und rief: „Wenn Sie uns das besorgen könnten!“ „Kann ich nicht,“ erwiderte ich; „aber wenn Sie es ohne Befehl thun, was kann Ihnen denn geschehen? Das Land wird Ihnen danken und der König schließlich auch.“ Prittwitz: „Können Sie mir Gewißheit schaffen, ob Wrangel oder Hedemann mitgehen werden? Wir können zur Insubordination nicht noch Zwist in die Armee bringen.“ Ich versprach, das zu ermitteln, selbst nach Magdeburg zu gehen und einen Vertrauten nach Stettin zu schicken, um die beiden kommandierenden Generale zu sondieren. Von Stettin kam der Bescheid des Generals v. Wrangel: „Was Prittwitz thut, thue ich auch.“ Ich selbst war in Magdeburg weniger glücklich. Ich gelangte zunächst nur an den Adjutanten des Generals v. Hedemann, einen jungen Major, dem ich mich eröffnete und der mir seine Sympathie ausdrückte. Nach kurzer Zeit aber kam er zu mir in den Gasthof und bat mich, sofort abzureisen, um mir eine Unannehmlichkeit und dem alten General eine Lächerlichkeit zu ersparen; derselbe beabsichtige, mich als Hochverräter festnehmen zu lassen. Der damalige Oberpräsident v. Bonin, die höchste politische Autorität der Provinz, hatte eine Proklamation erlassen des Inhalts: „In Berlin ist eine Revolution ausgebrochen; ich werde eine Stellung über den Parteien nehmen.“ Diese „Stütze des Thrones“ war später Minister und Inhaber hoher und einflußreicher Aemter. General Hedemann gehörte dem Humboldtschen Kreise an.

Bismarck kehrte nach Schönhausen zurück, aber schon am 25. zog es ihn wieder an die Stätte der Gefahr. Im Schlosse hörte er die Anrede, die der Monarch an die Offiziere richtete:

Bei den Worten: „Ich bin niemals freier und sicherer gewesen als unter dem Schutze meiner Bürger", erhob sich ein Murren und Aufstoßen von Säbelscheiden, wie es ein König von Preußen inmitten seiner Offiziere nie gehört haben wird und hoffentlich nie wieder hören wird. Mit verwundetem Gefühl kehrte ich nach Schönhausen zurück.

Bismarck hat später seine Anschauungen niedergelegt in einem Brief an den Generallieutenant v. Prittwitz vom Mai 1848:

„Jeder, dem ein preußisches Herz in der Brust schlägt, hat gewiß gleich uns Unterzeichneten mit Entrüstung die Angriffe der Presse gelesen, welchen in den ersten Wochen nach dem 19. März die Königlichen Truppen zum Lohn dafür ausgesetzt waren, daß sie ihre Pflicht im Kampfe treu erfüllt und auf ihrem befohlenen Rückzuge ein unübertroffenes Beispiel militärischer Disziplin und Selbstverleugnung gegeben hatten. Wenn die Presse seit einiger Zeit eine schicklichere Haltung beobachtet, so liegt der Grund davon bei der dieselbe beherrschenden Partei weniger in einer ihr seither gewordenen richtigen Erkenntnis des Sachverhältnisses, als darin, daß die schnelle Bewegung der neuern Ereignisse den Eindruck der ältern in den Hintergrund drängt und man sich das Ansehn giebt, den Truppen wegen ihrer neuesten Thaten die früheren verzeihen zu wollen. Sogar bei dem Landvolk, welches die ersten Nachrichten von den Berliner Ereignissen mit kaum zu zügelnder Erbitterung aufnahm, fangen die Entstellungen an Konsistenz zu gewinnen, welche von allen Seiten und ohne irgend erheblichen Widerspruch teils durch die Presse, teils durch die bei Gelegenheit der Wahlen das Volk bearbeitenden Emissäre verbreitet worden sind, so daß die wohlgesinnten Leute unter dem Landvolk bereits glauben, es könne doch nicht ohne allen Grund sein, daß der Berliner Straßenkampf von den Truppen, mit oder ohne Wissen und Willen des vielverleumdeten Thronerben, vorbedachter Weise herbeigeführt sei, um dem Volke die Konzessionen, welche der König gemacht hatte, zu entreißen. An eine Vorbereitung auf der andern Seite, an eine systematische Bearbeitung des Volkes, will kaum einer mehr glauben. Wir fürchten, daß diese Lüge, wenigstens im Bewußtsein der untern Volksschichten, auf lange Zeit hin zu Geschichte werde, wenn ihr nicht durch ausführliche, mit Beweisen belegte Darstellungen des wahren Hergangs entgegentreten wird, und zwar sobald als möglich, da bei dem außer aller Berechnung liegenden Lauf der Zeit heut und morgen neue Ereignisse eintreten könnten, welche die Aufmerksamkeit des Publikums durch ihre Wichtigkeit dergestalt in Anspruch nähmen, daß Erklärungen über die Vergangenheit keinen Anklang mehr fänden.

Brief vom 2. 5. 1848.

Es würde unsrer Meinung nach von dem erheblichsten Einfluß auf die politischen Ansichten der Bevölkerung sein, wenn sie über die unlautere Quelle der Berliner Bewegung einigermaßen aufgeklärt werden könnte, sowie darüber, daß der Kampf der Märzhelden zur Erreichung des vorgeschützten Zweckes, nämlich der Verteidigung der von Sr. Majestät versprochenen konstitutionellen Institutionen ein unnötiger war. Ew. Exzellenz als Befehlshaber der ruhmeswürdigen Truppen, welche bei jenen Ereignissen thätig waren, sind unsres Erachtens vorzugsweise berufen und im Stande,

die Wahrheit über dieselben auf überzeugende Weise ans Licht zu bringen. Die Ueberzeugung, wie wichtig dies für unser Vaterland sein und wie sehr der Ruhm der Truppen dabei gewinnen würde, muß uns zur Entschuldigung dienen, wenn wir Ew. Exzellenz so dringend als ehrerbietig bitten, eine, insoweit die dienstlichen Rücksichten es gestatten, genaue und mit Beweisstücken versehene Darstellung der Berliner Ereignisse vom militärischen Standpunkt sobald als möglich der Oeffentlichkeit übergeben zu lassen."

Nicht den Zielen, die erreicht werden sollten, widerstrebte im letzten Grunde Otto v. Bismarck; auch er hatte damals schon ein Herz für die Einigung des deutschen Vaterlandes, aber er glaubte, daß dieses Ziel weder zu erreichen sei durch eine ungeordnete Menge noch durch die Reden der Abgeordneten, durch Beschlüsse und Jubelfeste. Und doch war er Realpolitiker genug, sich später in das Unabänderliche zu fügen und nicht in unnötigen Klagen über das Geschehene seine Kraft preiszugeben: er entwickelte sich zum konstitutionellen Politiker, der getreu wie jeder Liberale an der Verfassung festhielt. Vor allem, das beweist jeder Schritt, den er unternahm, und jedes Wort, das er sprach, wollte er das Königtum schützen, nicht gegen die Revolution allein, sondern auch gegen jene kühlen Freunde, die über den herrschenden König und seinen Bruder, den Prinzen Wilhelm, hinweg einen Wandel der Dinge herbeiführen wollten durch die Thronentsagung der beiden ältesten Söhne der Königin Luise:

Ged. u. Er. I. Während der Zweite Vereinigte Landtag zusammentrat, nahm Georg von Vincke im Namen seiner Parteigenossen und angeblich in höherem Auftrage meine Mitwirkung für den Plan in Anspruch, den König durch den Landtag zur Abdankung zu bewegen und mit Uebergehung, aber im angeblichen Einverständnis des Prinzen von Preußen, eine Regentschaft der Prinzessin für ihren minderjährigen Sohn herzustellen. Ich lehnte sofort ab und erklärte, daß ich einen Antrag des Inhaltes mit dem Antrage auf gerichtliches Verfahren wegen Hochverrats beantworten würde. Vincke verteidigte seine Anregung als eine politisch gebotene, durchdachte und vorbereitete Maßregel. Er hielt den Prinzen wegen der von ihm leider nicht verdienten Bezeichnung „Kartätschenprinz" für unmöglich und behauptete, daß dessen Einverständnis schriftlich vorliege. Damit hatte er eine Erklärung im Sinne, welche der ritterliche Herr ausgestellt haben soll, daß er, wenn sein König dadurch vor Gefahr geschützt werden könne, bereit sei, auf sein Erbrecht zu verzichten. Ich habe die Erklärung nie gesehen und der hohe Herr hat mir nie davon gesprochen. Herr von Vincke gab seinen Versuch, mich für die Regentschaft der Prinzessin zu gewinnen, schließlich kühl und leicht mit der Erklärung auf, ohne Mitwirkung der äußersten Rechten, die er als durch mich vertreten ansah, werde der König zum Rücktritt zu bestimmen sein. Die Verhandlung fand bei mir im Hôtel des Princes,

parterre rechts, statt und enthielt beiderseits mehr, als sich niederschreiben läßt.

Von diesem Vorgange und von der Aussprache, welche ich von seiner Gemahlin während der Märztage in dem Potsdamer Stadtschlosse zu hören bekommen hatte, habe ich dem Kaiser Wilhelm niemals gesprochen und weiß nicht, ob andere es gethan haben. Ich habe ihm diese Erlebnisse verschwiegen auch in Zeiten wie die des vierjährigen Konflikts, des österreichischen Krieges und des Kulturkampfes, wo ich in der Königin Augusta den Gegner erkennen mußte, welcher meine Fähigkeit, zu vertreten was ich für meine Pflicht hielt, und meine Nerven auf die schwerste Probe im Leben gestellt hat.

Dagegen muß sie ihrem Gemahl nach England geschrieben haben, daß ich versucht hatte, zu ihm zu gelangen, um seine Unterstützung für eine kontrarevolutionäre Bewegung zur Befreiung des Königs zu gewinnen; denn als er auf der Rückkehr am 7. Juni einige Minuten auf dem Genthiner Bahnhof verweilte und ich mich in den Hintergrund gezogen hatte, weil ich nicht wußte, ob er in seiner Eigenschaft als „Abgeordneter für Wirsitz" mit mir gesehen sein wollte, erkannte er mich in den hintersten Reihen des Publikums, bahnte sich den Weg durch die vor mir Stehenden, reichte mir die Hand und sagte: „Ich weiß, daß Sie für mich thätig gewesen sind, und ich werde Ihnen das nie vergessen."

Den Schmerz, den Bismarck damals empfand, als nach schweren Wehen der Untergang des alten Preußen beschlossen schien, hat er austönen lassen in seiner Rede vom 2. April 1848, als im Landtag der Antrag eingebracht worden war, dem König für die gegebenen Zusicherungen in einer Adresse den Dank der Stände auszusprechen:

„Ich bin einer der wenigen, welche gegen die Adresse stimmen werden, und ich habe um das Wort nur deshalb gebeten, um diese Abstimmung zu motivieren und Ihnen zu erklären, daß ich die Adresse, insoweit sie ein Programm der Zukunft ist, ohne weiteres acceptiere, aus dem alleinigen Grunde, weil ich mir nicht anders helfen kann (Gelächter). Nicht freiwillig, sondern durch den Drang der Umstände getrieben, thue ich es; denn ich habe meine Ansicht seit den sechs Monaten nicht gewechselt; ich glaube, daß dies Ministerium das einzige ist, welches uns aus der gegenwärtigen Lage einem geordneten und gesetzmäßigen Zustande zuführen kann, und aus diesem Grunde werde ich demselben meine geringe Unterstützung überall widmen, wo es mir möglich ist. Was mich aber veranlaßt, gegen die Adresse zu stimmen, sind die Aeußerungen von Freude und Dank für das, was in den letzten Tagen geschehen ist. Die Vergangenheit ist begraben, und ich bedaure es schmerzlicher als viele von Ihnen, daß keine menschliche Macht im stande ist, sie wieder zu erwecken, nachdem die Krone selbst die Erde auf ihren Sarg geworfen hat. Aber wenn ich dies, durch die Gewalt der Umstände gezwungen, acceptiere, so kann ich doch nicht aus meiner Wirksamkeit auf dem Vereinigten Landtage mit der Lüge scheiden, daß ich für das danken und mich freuen soll über das, was ich mindestens für einen irrtümlichen Weg halten muß. Wenn es wirklich gelingt, auf dem

Rede vom 2. 4. 1848.

neuen Wege, der jetzt eingeschlagen ist, ein einiges deutsches Vaterland, einen glücklichen oder auch nur gesetzmäßig geordneten Zustand zu erlangen, dann wird der Augenblick gekommen sein, wo ich dem Urheber der neuen Ordnung der Dinge meinen Dank aussprechen kann; jetzt aber ist es mir nicht möglich!"

Bismarck fügt in seinen Erinnerungen hinzu:

Ged. u. Er. I. Ich wollte mehr sagen, war aber durch innere Bewegung in die Unmöglichkeit versetzt, weiter zu sprechen, und verfiel in einen Weinkrampf, der mich zwang, die Tribüne zu verlassen.

Die Adresse wurde jedoch fast einstimmig angenommen. So wie hier stand Bismarcks Auffassung im Widerspruch zu dem siegreichen Liberalismus auch in der Frage, die später noch so oft ihn auf die Rednertribüne führen sollte, in der Behandlung der Polen. Die Mieroslawski und Genossen waren zu einer Art von Volksheldentum emporgestiegen; sie waren die Hauptketzer gewesen in den Barrikadenkämpfen, ihnen und ihrer Provinz wandten sich die erklärten Sympathien der liberalen Regierung zu, es wurde ihnen sogar die verhängnisvolle Zusage einer nationalen Reorganisation des Herzogtums Polen erteilt. Bismarcks preußisches Herz wurde hierdurch im Innersten getroffen, und so sprach er im Landtag in kurzen und markigen Worten die Ueberzeugung aus, daß das Werk der Regierung nur zwei für Preußen gleich traurige Alternativen in Aussicht stelle. Ehe aber Bismarck noch seine Ansicht entwickeln konnte, wurde er vom Minister Auerswald unterbrochen und trotz aller Versprechungen wurde die polnische Angelegenheit in einer Weise behandelt, daß alsbald die Polen offen die Fahne der Empörung hoben, um die königliche Zusage in ihrem Sinne ins Werk zu setzen. Es hat sich hier wie noch immer gezeigt, daß das Verderben seinen Gang nahm, wenn man Bismarcks Warnungen und Ratschläge in den Wind schlug. Wir kennen ja noch das, was Bismarck sagen wollte, er hat es am 20. April des Unglücksjahres in einer Zuschrift an die Magdeburger Zeitung der Oeffentlichkeit übergeben. Und auch hier tritt die Weitsicht des jungen Politikers so glänzend hervor, daß die Worte auch nach 30 Jahren noch ihre Treffsicherheit behielten:

Brief vom 20. 4. 1848. „Die Befreiung der wegen Hochverrats verurteilten Polen ist eine der Errungenschaften des Berliner Märzkampfes und zwar eine der wesentlichsten. Die Berliner haben die Polen mit ihrem Blute befreit und sie dann eigenhändig im Triumph durch die Straßen gezogen. Zum Dank dafür standen die Befreiten bald darauf an der Spitze von Banden, welche

die deutschen Einwohner einer preußischen Provinz mit Plünderung und Mord, mit Niedermetzelung und barbarischer Verstümmelung von Weibern und Kindern heimsuchten. So hat deutscher Enthusiasmus wieder einmal zum eigenen Schaden fremde Kastanien aus dem Feuer geholt. Ich hätte es erklärlich gefunden, wenn der erste Aufschwung deutscher Kraft und Einheit sich damit Luft gemacht hätte, Frankreich das Elsaß abzufordern und die deutsche Fahne auf dem Dom zu Straßburg aufzupflanzen. Aber es ist mehr als deutsche Gutmütigkeit, wenn wir uns mit der Ritterlichkeit von Romanhelden vor allem dafür begeistern wollen, daß deutschen Staaten das Beste von dem entzogen werde, was deutsche Waffen im Laufe der Jahrhunderte in Polen gewonnen hatten. Das will man jubelnd verschenken einer schwärmerischen Theorie zu Liebe ..... Eine nationale Entwickelung des polnischen Elements in Posen kann kein anderes vernünftiges Ziel haben als das, der Herstellung eines unabhängigen polnischen Reiches zur Vorbereitung zu dienen." Bismarck führt dann weiter aus, daß die Polen vor Erreichung dieses letzten Zieles nicht rasten würden und könnten, gleichviel ob man ihnen ganze Provinzen Preußens oder nur den polnischen Teil von Posen ausliefere.

„Wie kann aber ein Deutscher weinerlichem Mitgefühl und unpraktischen Theorien zu Liebe dafür schwärmen, dem Vaterlande in nächster Nähe einen rastlosen Feind zu schaffen, der viel gieriger nach Erorberung auf unsere Kosten sein muß, als der russische Kaiser .... Schutz gegen Rußland brauchen wir von Polen nicht, wir sind uns selbst Schutz genug. Ich halte daher unsere jetzige Politik in Bezug auf Posen für die bedauerlichste Don Quixoterie, die je ein Staat zu seinem und seiner Angehörigen Verderben begangen hat."

Als der vereinigte Landtag geschlossen worden war, fühlte sich Bismarck durch die Vorgänge in Berlin, gegen die er vergebens anzukämpfen versucht hatte, derart niedergeschlagen, daß er sich weder in den verfassunggebenden preußischen Landtag noch in das Frankfurter Parlament wählen ließ. Denn er erwartete weder hier noch dort die Lösung der großen Fragen, die immer drängender heraufzogen und ihre Lösung erst durch ihn selbst finden sollten. Seine politische Thätigkeit bestand in der nächsten Zeit in der Veranstaltung zahlreicher Versammlungen, in denen er Adel und Landleute anzufeuern suchte im monarchischen Sinne, und in der Abfassung von Artikeln für große und kleine Zeitungen, unter denen damals die Kreuzzeitung zum erstenmale als ein einflußreiches Organ hervortrat. Aber auch am Königshofe hatte sein mutiges und entschlossenes Auftreten seine Früchte getragen. So sehen wir ihn während des Sommers des schweren Jahres wiederholt nach Sanssouci in das Königsschloß befohlen. Er begrüßt den aus England heimgekehrten Prinzen von Preußen, gegen den sich einst der ganze Haß der Demokratie gekehrt

hatte, auf der Wildparkstation bei Potsdam. Er wird herbeigeholt, um dem Könige in der unerträglichen Lage die Mittel zur Abhilfe zu raten.

Ged. u. Er. I. Mein erster Besuch in Sanssouci kam unter ungünstigen Aspekten zustande. In den ersten Tagen des Juni, wenige Tage vor dem Abgange des Ministerpräsidenten Ludolf Camphausen, befand ich mich in Potsdam, als ein Leibjäger mich in dem Gasthofe aufsuchte, um mir zu melden, daß der König mich zu sprechen wünsche. Ich sagte unter dem Eindruck meiner frondierenden Gemütsstimmung, daß ich bedauerte, dem Befehle Sr. Majestät nicht Folge leisten zu können, da ich im Begriffe sei, nach Hause zu reisen, und meine Frau, deren Gesundheit besonderer Schonung bedürfe, sich ängstigen würde, wenn ich länger als verabredet ausbliebe. Nach einiger Zeit erschien der Flügeladjutant Edwin von Manteuffel, wiederholte die Aufforderung in Form einer Einladung zur Tafel und sagte, der König stelle mir einen Feldjäger zur Verfügung, um meine Frau zu benachrichtigen. Es blieb mir nichts übrig, als mich nach Sanssouci zu begeben. Die Tischgesellschaft war sehr klein, enthielt, wenn ich mich recht erinnere, außer den Damen und Herren vom Dienste nur Camphausen und mich. Nach der Tafel führte der König mich auf die Terrasse und fragte freundlich: „Wie geht es bei Ihnen?" In der Gereiztheit, die ich seit den Märztagen in mir trug, antwortete ich: „Schlecht." Darauf der König: „Ich denke, die Stimmung ist gut bei Ihnen." Darauf ich, unter dem Eindrucke von Anordnungen, deren Inhalt mir nicht erinnerlich ist: „Die Stimmung war sehr gut, aber seit die Revolution uns von den königlichen Behörden unter königlichem Stempel eingeimpft worden, ist sie schlecht geworden. Das Vertrauen zu dem Beistande des Königs fehlt." In dem Augenblicke trat die Königin hinter einem Gebüsche hervor und sagte: „Wie können Sie so zu dem Könige sprechen?" — „Laß mich nur, Elise," versetzte der König, „ich werde schon mit ihm fertig werden;" und dann zu mir gewandt: „Was werfen Sie mir denn eigentlich vor?" — „Die Räumung Berlins." — „Die habe ich nicht gewollt," erwiderte der König. Und die Königin, die noch in Gehörsweite geblieben war, setzte hinzu: „Daran ist der König ganz unschuldig, er hatte seit drei Tagen nicht geschlafen." — „Ein König muß schlafen können," versetzte ich. Unbeirrt durch diese schroffe Aeußerung sagte der König: „Man ist immer klüger, wenn man von dem Rathause kommt; was wäre denn damit gewonnen, daß ich zugäbe, „wie ein Esel" gehandelt zu haben? Vorwürfe sind nicht das Mittel, einen umgestürzten Thron wieder aufzurichten, dazu bedarf ich des Beistandes und thätiger Hingebung, nicht der Kritik." Die Güte, mit der er dies und Aehnliches sagte, überwältigte mich. Ich war gekommen in der Stimmung eines Frondeurs, dem es ganz recht sein würde, ungnädig weggeschickt zu werden, und ging vollständig entwaffnet und gewonnen.

Auf meine Vorstellungen, daß er Herr im Lande sei und die Macht besitze, die bedrohte Ordnung überall herzustellen, sagte er, er müsse sich hüten, den Weg des formellen Rechtes zu verlassen; wenn er mit der Berliner Versammlung, dem Tagelöhnerparlamente, wie man sie damals in gewissen Kreisen nannte, brechen wolle, so müsse er dazu das formelle

Recht auf seiner Seite haben, sonst stehe seine Sache auf schwachen Füßen, und die ganze Monarchie laufe Gefahr, nicht bloß von inneren Bewegungen, sondern auch von außen her. Vielleicht hat er dabei an einen französischen Krieg unter Beteiligung deutscher Aufstände gedacht. Wahrscheinlicher aber ist mir, daß er gerade mir die Besorgnis, seine deutschen Aussichten Preußens zu schädigen, in dem Moment, wo er meine Dienste gewinnen wollte, nicht aussprach. Ich erwiderte, daß das formale Recht und seine Grenzen in der vorliegenden Situation verwischt erschienen und von den Gegnern, sobald sie die Macht hätten, ebenso wenig respektiert werden würden wie am 18. März, ich sähe die Situation mehr in dem Lichte von Krieg und Notwehr als von rechtlichen Argumentationen. Der König beharrte jedoch dabei, daß seine Stellung zu schwach werde, wenn er von dem Rechtsboden abweiche, und der Eindruck ist mir geblieben, daß er dem von Radowitz bei ihm gepflegten Gedankengange, dem schwarz-rot-goldenen, wie man damals sagte, die Möglichkeit der Herstellung der Ordnung in Preußen zunächst unterordnete.

Auf Bismarcks Rat ist später der tüchtige Graf Brandenburg an die Spitze der Regierung berufen worden; seinem Einfluß verdanken wir wohl auch in erster Linie den Entschluß des Königs, die Truppen unter Wrangel in Berlin einrücken zu lassen und so der Epoche der Revolution ein wenig rühmliches Ende zu bereiten.

In jene Zeit fällt die erste Begegnung Bismarcks mit Beust, von der dieser selbst in seinen Erinnerungen erzählt:

„Es war meine erste Begegnung mit Fürst Bismarck. Ich war befreundet mit dem späteren Gesandten in Dresden, Herrn von Savigny, dessen Wohnung sich dicht neben dem von mir bewohnten Hause in der Wilhelmstraße befand. Eines Morgens, als ich ihn besuchte, empfing er mich mit den Worten: „Ich habe einen Besuch im Haus, Herrn von Bismarck, von dessen Auftreten auf dem Vereinigten Landtage Sie gehört haben müssen." Gleich darauf trat Herr von Bismarck ein, im Schlafrock, mit der langen Pfeife. Das Gespräch wandte sich sofort der eben eingegangenen Nachricht von der Erschießung Robert Blums zu, wobei ich die Ansicht äußerte, es sei dies vom österreichischen Standpunkt ein politischer Fehler. Als ich diese Aeußerung that, fiel Bismarck sofort mit den Worten ein: „Ganz falsch, wenn ich einen Feind in der Gewalt habe, muß ich ihn vernichten." Dieses Ausspruchs habe ich mich mehr als einmal erinnert." Beust, Aus 3/4 Jahrhund.

Daß Bismarck nicht durchaus in der Politik aufging, so sehr sie auch sein Gemüt unter ihrer Herrschaft hielt, beweisen die Briefe aus jener Zeit, die großenteils den köstlichen Humor zeigen, der bis an sein Lebensende sein Eigentum war. So schreibt er an seinen Bruder am 22. Juli aus Reinfeld:

Lieber Bruder!

In dieser scheußlichen Zeit muß man an alten Gewohnheiten festhalten, um sich mit ihr in Widerspruch zu setzen, und darum schreibe ich Brief vom 22. 7. 1848.

Dir einen feierlichen Gratulationsbrief zu Deinem Geburtstag. Möge Heil und Segen Dich auf allen Wegen u. s. w. Meine Schwiegermutter überlegt seit zwei Stunden quer durch das ganze Haus, ob sie einen Boten nach Kiekow schicken soll oder nicht, und da die Ortsveränderungen, mit denen diese Ueberlegung verbunden ist, nicht ohne einigen Lärm abgehn, so hinderten sie und die Fliegen mich am Wiedereinschlafen, so daß ich mich in dem nur in einer so abnormen Periode der Geschichte möglichen Fall befinde, Dir des Morgens um $5^1/_2$ zu schreiben. Ich lebe hier sonst in ziemlicher Vergessenheit der Zeitereignisse ein pastoralidyllisches Leben. Nur hin und wieder zeigt ein Funke, daß unter der Asche angenommner Ruhe die ganze Glut der Begehrlichkeit nach 6 M. Land noch bei den Tagelöhnern lebendig ist; ein Herr von Stojentin, cassirter Offizier, spielt den O'Connel, namentlich bei den Cassuben, indem er eine fortlaufende Steuer von den armen Tagelöhnern erhebt, die sich bisher schon gegen 800 Thlr. belaufen hat, und für die er in Berlin, angeblich für die Eigentumsverleihung thätig, recht vergnüglich lebt. Der Bretschneider Regel von hier hat sich verlauten lassen, er wolle gar nicht wieder herkommen, weil er sich vor Unannehmlichkeiten fürchtet, wenn er den Leuten kein Eigentum mitbringt; er ist in Berlin bereits wieder Bäckergesell, nachdem er hier früher einem Bäcker aus der Lehre gelaufen. In der Stolper Gegend haben sie, die Katenleute, eine große Versammlung gehabt, um einen neuen Abgeordneten nach Berlin zu schicken, da ihr jetziger, der Krüger Moldenhauer, sich „unter die Herrn begeben habe“. Wir fahren heut Mittag nach Reddentin, bleiben dort bis Donnerstag, finden dann Kleist aus Kiekow hier vor und werden, wie ich denke, am 3ten August in kleinen Tagereisen unsre Rückfahrt antreten. Johanna befindet sich den Umständen nach wohl . . . Wie lange wird sich denn wohl Dein Brautstand noch prolongieren; steht schon etwas darüber fest? Meine herzlichsten Empfehlungen an die zukünftige Schwägerin; ich hoffe, daß sich auf unsrer Rückreise Gelegenheit findet, Johanna mit ihr bekannt zu machen, da ich gern bei Dir oder in Zimmerhausen einen Ruhetag halten möchte. Leb wohl und grüße alle Deine Schwiegerväter und -mütter. Gott gebe, daß Dein 39. Jahr uns eine bessre Zukunft bringt, als das 38ste hoffen läßt.

Dein treuer Bruder

B.

Im November, als bereits der dichte Nebel sich zu verziehen und der König seine Thatkraft wiederzugewinnen begann, schrieb Bismarck an seinen Bruder aus Potsdam:

Lieber Bruder!

Brief vom 10. 11. 1848.

Aus den Zeitungen wirst Du bereits ersehn haben, in welcher Art die lang vorbereitete, mühsam gegrabene Mine in Berlin endlich gesprungen ist. Die Versammlung hat, um ihrem Permanenzbeschluß Nachdruck zu geben, über Nacht eine Besatzung von 15 Mitgliedern im Saal gelassen — heut wird man ihnen vermutlich durch Vermittlung der Theaterintendantur das Lokal nehmen. Zur Unterstützung dieser Absicht rücken um 2 Uhr sämtliche unter Wrangel stehende Truppen von allen Seiten ein, um 5 Uhr

nimmt Wrangel sein Hauptquartier im Berliner Schloß, indem man von der Idee ausgeht, daß des Königs Straßenpflaster für des Königs Truppen frei ist und das Joch der unwürdigen Mitregierung des Herrn Rimpler mit festem Entschluß brechen wird; alles in streng gesetzlichen und vertragsmäßigen Schranken. Man wird dann die fliegenden Korps entwaffnen und die Bürgerwehr reorganisieren. Ob dies alles ohne Konflikt abläuft, ist sehr zweifelhaft; nach der bisherigen erschreckten Haltung der Demokraten aber möglich; ob wünschenswert, darüber sind die Meinungen geteilt. Der bei weitem größte Teil der Bürgerwehr hat bereits erklärt, daß er sich nicht gegen preußische Truppen schlagen werde; die Schützengilde dagegen und die fliegenden Korps haben sich zur Disposition des Rumpfparlaments gestellt. Viele Demokraten sind schon hier durchgereist, halb flüchtend, unter dem Vorwande, die Provinzen zu insurgieren; das wird höchstens in Thüringen und auf der anderen Seite in Schlesien glücken. Rhein und Westfalen sind jetzt die festeste Stütze der Monarchie; wie lächerlich, und doch entschieden wahr, außer Trier und den Kölner Bummlern. Der König ist fest entschlossen, seine Zusagen unter allen Umständen zu halten, aber dem Gesetz nach allen Seiten hin, auch gegen die Versammlung, Gehorsam zu verschaffen. Das wäre schon vor Wochen geschehen, ohne das Ministerium von Verrätern, welches vor diesem war. Johanna ist noch immer kränklich und mein Kind schreit sehr. Die Versammlung scheint schon gestern abend nicht mehr in beschlußfähiger Anzahl (201) gewesen zu sein; stündlich fallen welche ab, die nüchtern werden, und kommen hier an. Die andern trösten sich zum Teil mit der Hoffnung, der König werde alles zurücknehmen, sie können sich gar nicht das Ende des Souveränetätstraumes denken. Wenn erst klar wird, daß in Brandenburg Diäten bezahlt werden und in Berlin nicht, so bleiben höchstens 130 rétractaires übrig, vielleicht auch nur die 54 selbstbewußten und wirklichen Linken; die andern bummeln so mit beiher. Sie haben Aufrufe in ihre Wahlkreise erlassen „Staatsstreich, Kamarilla, Absolutismus, Ermahnung zu gesetzmäßiger, aber thatkräftiger Haltung ꝛc.“ Einliegend der Protest der ausgetretenen Deputierten. Wollt Ihr dort etwas thun, so richtet eine Dankadresse an das Ministerium dafür, daß es die Freiheit der Beratungen zu sichern bemüht ist. Dergleichen geschieht bei uns auch und ist sehr wünschenswert, um die Schwachen zu stärken, die auf Löschpapier und Druckerschwärze viel Wert legen. Leb wohl, ich habe zu thun, und schreib mir bald nach Schönh(ausen).

Dein treuer Bruder

B.

Den Protest laß doch so viel möglich verbreiten.

Am nächsten Tage schreibt Bismarck wiederum an seinen Bruder:

Lieber Bruder!

Ich sitze hier teils als Abgeordneter unsrer Ritterschaft bei Bülow in Berlin, teils als Hof- und Kammerintrigant hier. Bis jetzt passiert weiter nicht viel, als ununterbrochene Entwaffnung in Berlin, durch welche man bisher, nachdem etwas über die Hälfte der Stadtteile abgesucht ist, zwischen 80 und 90 Prozent der in diesen Teilen ausgegebenen Gwehre zurückerhalten hat. Die gekränkte Eitelkeit der Berliner fängt an einer nüchternen

Brief vom 11. 1848.

Beurteilung Platz zu machen, der passive Widerstand erweist sich mehr und mehr als Deckmantel der Schwäche, das Militär nebst Ruhe und Ordnung erweist sich als populär, und die Zahl der Grimmigen ist ziemlich bis auf den eigentlichen Kern wirklicher Fanatiker, Schurken und Barrikadisten geschmolzen. Dagegen hat der Appellationssenat des Kammergerichts in Betracht der politischen Verhältnisse und des Belagerungszustandes mit 18 gegen 13 Stimmen beschlossen, einen Stillstand der Rechtspflege eintreten zu lassen, ein Beispiel, welches Nachahmer finden wird. Ich glaube, man will sich für jetzt darauf beschränken, denen, die keinen Dienst thun, auch kein Gehalt zu zahlen, und aus den Ersparnissen Hilfsarbeiter zu besolden. Im übrigen ist hier in den höchsten und hohen Stellen alles fest entschlossen, den betretenen Weg auf jede Gefahr hin zu Ende zu gehn, da man die Ueberzeugung hegt, daß jeder Gedanke an Umkehr den unvermeidlichen Untergang des Thrones und der gesetzlichen Ordnung herbeiführen würde. Die Sache steht auf der Degenspitze. Der Kaiser hat wiederholentlich 300000 Hilfstruppen anbieten lassen, was man indessen entschieden ablehnt. Denn da der König in der That nicht daran denkt, seine Versprechungen zurückzunehmen oder zu verkürzen, so glaubt er durch den gesunden Sinn und die Disziplin der großen Masse die Sache allein halten zu können. In der That ist unter allen Truppenteilen der Geist ohne Tadel, und die Landwehren der Havelberger, Ruppiner, Prenzlauer, Treuenbrietzer Bataillons strömen in doppelt so großer Menge als sie gefordert sind, freiwillig zusammen; sogar die Bataillons des 20. Regiments haben die loyalsten Adressen geschickt und den König gebeten, er möge ihnen nicht die Schande anthun, sie zu Hause zu lassen. In Altsachsen und am Harz ist dagegen die Stimmung weniger ungeteilt und in den Städten fast überall schlecht. Halberstadter Landwehroffiziere haben bereits einen revolutionären Aufruf an ihre Kameraden erlassen, sitzen aber schon auf dem Stern in Magdeburg. Ein Berliner Landwehroffizier, der in Uniform die Truppen hat aufwiegeln wollen, sollte heute früh erschossen werden, wenn sich nicht über Nacht die Sache durch Begnadigung günstiger für ihn gestellt hat . . . .

In weiteren Briefen aus jenen Tagen heißt es:

Brief vom 14. 11. 1848.

Potsdam 14. In Berlin ist heut Standrecht proklamiert. Die Truppen werden geneckt, und die Sache läßt sich grade so an, wie in der Woche vor dem 18. März. Heut rückt Kavallerie ein zur Zerstreuung der Aufläufe. Du hast doch die 340 Exemplare der Königl. Proklamation erhalten? Die für Alvensleben waren irgendwo unterschlagen, am Sonnabend waren sie schon abgegangen, am Montag hatte er noch nichts. Die Bauern aus dem Teltower, Zauch-Belziger, Havelländischen Kreise haben dem Könige ihre Hilfe mit Lebensmitteln und bewaffnetem Zuzug angeboten und erklärt, sie hielten treu wie ihre Väter an ihm und seinem Hause und glaubten all den Lügen der Demokraten nicht. Laß doch das schleunigst dort auf dem Lande bekannt werden, durch Kreisblatt oder sonstwie; auf die Schwankenden wirken Beispiele ihrer Genossen. Ich hoffe, dieser Brief kommt glücklich durch Berlin. Leb wohl.

Der Zorn des temperamentvollen, seines Zieles bewußten jungen Politikers kommt ganz besonders in nachstehenden Zeilen an den „teuersten fratrem“ zum Ausdruck:

. . . . „sonst bin ich seit dem September wie ein Perpendikel zwischen hier, Berlin, Potsdam und Brandenburg hin- und hergegangen, so daß ich die Genthiner Chaussee nicht mehr von weitem sehen mag. Indessen schmeichle ich mir nicht ohne Nutzen, die Schwanzklemmer mitunter gepfeffert zu haben, und sehe mit Befriedigung auf mein Tagewerk zurück; nähere Details gelegentlich mündlich. Mit dem Wahlgesetz habe ich heftige, leider erfolglose Kämpfe gefochten; weder das für die zweite; noch weniger das für die Erste Kammer ist haltbar. Aber es ist doch etwas Großes schon, wenn jemand, der unaufhaltsam in Schulden sank, dazu kommt, auch nur 1 Thaler zurückzulegen. Die Bildung des jetzigen Ministeriums, seine Erhaltung gegen innere Krankheiten und äußere Angriffe, namentlich die Frankfurter, das allmähliche Vordringen gegen das jetzt erreichte Ziel, waren Dinge, die sich scheinbar von selbst verstanden, aber bei dem furchtbar unterwühlten Terrain der höheren und höchsten Regionen, der jämmerlichen Feigheit und dem kleinlichen sich kreuzenden Ehrgeiz unserer Büreaukraten, doch Klippen, an denen man jeden Tag scheitern konnte. Der König allein hat nie den Mut und nie das Ziel aus den Augen verloren, seit ich ihn um Johanni zuerst wiedersah, obschon man jede Mine gegen ihn springen ließ und keine Lüge schonte, um ihn einzuschüchtern. Jedes einzelne Mitglied des Ministerium Pfuel halte ich, zunächst nach dem Premier Auerswald, für den lügenhaftesten Schurken und Verräter zwischen Tilsit und Trier; ich sage das ohne die Absicht zu beleidigen, als ruhiger Beobachter. — Ich glaube auch diesmal nicht, daß ich gewählt werde; die unsinnige Bestimmung mit den 40 Jahren zur Ersten Kammer glaubte ich, wäre längst in Vergessenheit, und ich weiß noch nicht, wer sie heimtückisch aus dem Aktenstaub hervorgezogen hat. Anfang nächster Woche werde ich wohl wieder nach Potsdam müssen, um einige Wühlereien zu betreiben, nicht mit der Kamarilla, sondern mit anderen Gliedern einer „im Finstern schleichenden Partei“. Wir sind hier wohl, nur schreit das kleine Wesen mehr, als mir angenehm ist. Mit der Jagd ist es ziemlich aus, ich lasse als kleinmodischer Bauer und Bellin als großmodischer Kossät die betreffenden Feldmarken noch nachdrücklich beschießen, und in der Heide wird alles niedergeschossen, nicht das Kind im Mutterleibe geschont. Ich kann schon gar keinen Wildbraten mehr sehen. Der Wechsel nebst Zubehör erfolgt anbei. Ueber Eure Demokraten hatte ich einen sehr gelungenen Artikel für die Gottseibeiuns-Zeitung geliefert, da mir aber Sigismond zuvorgekommen war, so unterblieb die Sache. Leb wohl. Die herzlichsten Grüße an Deine Malwine und andere. Brief vom 9. 12. 1848.

Dein treuer Bruder

v. Bismarck.

Als später, ein Jahr nach den Vorgängen der Revolution, in dem Vereinigten Landtage der Antrag auf Amnestierung für die

Rebellen gestellt wurde, da trat Bismarck folgerichtig gegen dieses erneute Zeichen der Schwächlichkeit auf. Nicht aus Unversöhnlichkeit gegen politische Gegner, so führte er aus, stimme er gegen den Antrag, aber die Begnadigung sei lediglich ein Recht der Krone und dürfe nicht von einer Majorität beschlossen sein. Sie dürfe auch nicht dem Monarchen abgezwungen werden; überdies werde durch einen solchen Akt das Rechtsbewußtsein im Volke auf das tiefste erschüttert, denn es handle sich doch in der That um Rebellen. Eine Gnadenbezeigung würde im Volke die Meinung verbreiten, als ob das ganze Staatsrecht auf der Barrikade beruhe, als ob ein jeder, dem das Gesetz mißfällt, das Recht habe, dieses Gesetz als nicht vorhanden zu betrachten, als ob ein jeder, dem es gelingt, eine hinreichende Anzahl von Individuen zu sammeln, berechtigt sei, eine schwache Regierung einzuschüchtern und ihr zu imponieren oder sie durch Barrikaden über den Haufen zu werfen. Der Prinzipienstreit, der Europa in seinen Grundfesten erschütterte, lasse sich nicht vermitteln; die Prinzipien beruhen auf entgegengesetzten Grundlagen, die sich von Hause aus einander ausschließen. Das eine ziehe seine Rechtsquelle angeblich aus dem Volkswillen, in Wahrheit aber aus dem Faustrecht der Barrikaden. Das andere gründe sich auf einer von Gott eingesetzten Obrigkeit, einer Obrigkeit von Gottes Gnaden, und suche seine Entwicklung in der organischen Anknüpfung an den verfassungsmäßig bestehenden Rechtszustand. Dem einen dieser Prinzipien seien Aufrührer lediglich heldenmütige Vorkämpfer für Wahrheit, Freiheit und Recht, dem anderen seien sie Rebellen. Ueber diese Prinzipien könne nicht durch Majorität entschieden werden; über kurz oder lang müsse der Gott, der die Schlachten lenkt, die eisernen Würfel der Entscheidung darüber werfen. Der Soldat könne es nicht fassen, daß er einen und denselben Aufrührer mehrmals gefangen nehmen muß, daß derselbe sich ihm immer wieder von neuem entgegenstellen wird. Die weinerliche Sentimentalität des Jahrhunderts, die in jedem fanatischen Rebellen, in jedem gedungenen Barrikadenkämpfer einen Märtyrer findet, werde mehr Blutvergießen herbeiführen als eine starre und entschlossene Gerechtigkeit hätte thun können.

Charakteristisch für die Anschauungen, die der junge Abgeordnete in jenen Tagen hegte, sind einige Anekdoten, die Temme und v. Unruh in ihren Erinnerungen erzählen:

Temmes u. v. Unruhs Er.

Die Mitglieder der verschiedenen „Abteilungen" des Landtags wurden nämlich durch das Los bestimmt und saßen nicht nach den Parteien geschieden beieinander, da dort keine politischen Fragen, sondern rein geschäftliche des Hauses erledigt wurden. In eine dieser Sitzungen (etwa zur Zeit der Belagerungsdebatte im Plenum) kam der kleine demokratische Abgeordnete d'Ester, der sich durch Bismarcks Ausfall gegen die „Tyrannenblut"-Sänger besonders getroffen fühlen mochte, „biergefrühstückt" an und wandte sich an den Abgeordneten für Westhavelland mit den Worten: „Herr v. Bismarck, Sie sind gegen uns unter allen Leuten Ihrer Partei immer artig und höflich gewesen. Wir wollen Ihnen darum ein Kartell vorschlagen: wenn wir die Oberhand behalten, so schonen wir Sie, ist's umgekehrt, so thun Sie das mit uns." Bismarck aber lehnte freundlich ab, indem er bemerkte: „Wenn Ihre Partei siegt, d'Esterchen, so ist es nicht mehr der Mühe wert, zu leben; kriegen wir dagegen die Oberhand, so wird gehenkt, aber Höflichkeit bis zur letzten Galgensprosse." In der Erinnerung an diesen Vorfall sagte v. Unruh zu Bismarck: „Nun, wissen Sie was, wenn Ihre Partei siegt, so nehmen Sie mich in Schutz, und kommt meine Partei oben, so werde ich Ihnen denselben Dienst leisten. Schlagen Sie ein." „Sehr gern", erwiderte Bismarck, dessen Achtung für Herrn v. Unruh bedeutend höher stand als für Herrn d'Ester, obwohl er auch den Sieg der Partei Unruh nicht fürchtete. Acht Jahre später sah sich Unruh veranlaßt, Bismarck an diese scherzhafte Abrede zu erinnern und seine Vermittlung in Anspruch zu nehmen, und Bismarck hielt Wort.

Es ist dem Könige Friedrich Wilhelm versagt geblieben, sich an der Energie seines jungen Beraters emporzurichten. Es hat ihm die Entschlossenheit gefehlt, jene Kraft, die sich ihm so willig darbot, nutzbar zu machen. Die Schuld des Königs hat Erich Marcks in seinem Buche über unseren ersten Kaiser festgestellt: Alle persönliche Verantwortung fällt auf den Monarchen selbst, wie stark die Verhältnisse sie milderten, wird man nicht vergessen, und daß das Alte zusammenbrach, war eine Notwendigkeit, aber daß es so zusammenbrach, ruhmlos, würdelos, schmachvoll, im tiefsten Unsegen, der sich schwer genug an Deutschland und Preußen gerächt hat, bleibt schließlich allein auf Friedrich Wilhelms Haut haften. Die ihn dabei mit Bitten und Drohungen vorwärts trieben, handelten, wie sie nach ihren Anschauungen mußten; die ihn schwächlich berieten, hätten an seinem königlichen Willen ein Gleichgewicht finden müssen; die seine halben Befehle auf die Straße trugen, führten doch schließlich nur aus, was er geboten hatte. Daß es ihm an ernstem Widerspruch nicht gefehlt hat, hat Otto v. Bismarck bewiesen, aber wäre er berechtigt gewesen, selbst wenn er gekonnt hätte, in den entscheidenden

Stunden dem Könige zuwider zu handeln, das Königtum gegen ihn selbst zu retten?

Seine Zeit war noch nicht gekommen. Erst der Mann, den er nach der trübsten Episode seines Lebens auf der Station Genthin begrüßte, der ernste, seines Zieles sichere Prinz Wilhelm von Preußen, war berufen, den Schatz zu heben, den die Vorsehung in der Energie und in der genialen Fernsicht des märkischen Junkers dem preußischen Volke und dem deutschen Vaterlande vorbehielt.

* * *

An den Verhandlungen der Idealisten in der Frankfurter Paulskirche hat Bismarck, wie gesagt, nicht teilgenommen. Es wäre wohl auch ein wunderliches Bild gewesen, den Mann, der den Begriff der Realpolitik umbilden sollte in ungeahnter Weise, der überdies der schärfste Vertreter des Altpreußentums war, in der Mitte jener schwärmerischen, in ihren Hoffnungen zerfließenden Männer zu sehen, die sich im ersten deutschen Reichsparlamente zusammenfanden. Aber ein eigentümliches Schicksal und eine wundersame Verschränkung der Ereignisse hat es gefügt, daß dennoch später Otto v. Bismarck in gewissem Sinne angeknüpft hat an die Tradition, die aus der Paulskirche stammte. Das allgemeine und gleiche Wahlrecht ist nach zwei Jahrzehnten etwa eingeführt worden, weil auch die Männer, die unter dem Scepter von Heinrich v. Gagern und Simson sich vereinigt hatten, in diesem Recht die Grundlage des neu zu schaffenden Reiches und die einzige Möglichkeit erblickten, die partikularistischen Widerstände zu besiegen.

Aber Bismarck hat, auch wenn er der Frankfurter Tagung fern blieb, dennoch Zeit und Raum gefunden, Stellung zu nehmen zu der deutschen Verfassungsfrage. Am 21. April wurde von Rodbertus im Landtage der Antrag eingebracht, den König von Preußen um Annahme der deutschen Kaiserkrone und um Anerkennung der in Frankfurt vollendeten Verfassung zu ersuchen. Die Dringlichkeit der Frage wurde mit 216 gegen 113 Stimmen anerkannt. Da bekämpfte Bismarck den Antrag mit einer der bedeutendsten Reden, deren Schauplatz das Parlament der 40er Jahre überhaupt geworden ist. Unter zahlreichen Unterbrechungen führte er aus, daß die nichtigen Beschlüsse, mit denen die Nationalversammlung in Frankfurt ihren Oktroyierungsgelüsten Nachdruck zu verleihen versuchte, für ihn nicht vorhanden seien:

Mag in Belgien oder Frankreich, in Anhalt-Dessau oder dort, wo der morgenrötliche Glanz der mecklenburgischen Freiheit strahlt, konstitutionell sein, was da will, hier ist nur das konstitutionell, was auf der preußischen Verfassung beruht ..... Ich würde mich des äußersten Leichtsinns zeihen müssen, wenn ich in einer so wichtigen Sache nach flüchtiger Diskussion eine ganze Verfassung in Bausch und Bogen annehmen wollte, die in allen Punkten der wichtigsten Aufgabe, welche wir haben, nämlich der Revision der preußischen Verfassung präjudizierlich ist; denn ich kann mir nicht denken, daß in Preußen und Deutschland zwei Verfassungen auf die Dauer nahe aneinander stehen können. Rede vom 21. 4. 1848.

Daß Bismarck an dieser Anschauung schon nach 17 Jahren nicht mehr festgehalten hat, daß er sie als einen Irrtum erkannte, darf nicht als ein Vorwurf gelten; erst aus der freien Zustimmung der Fürsten konnte die Möglichkeit der späteren Zeit entstehen:

„Die preußische Verfassung vom 5. Dezember rechne ich nicht unter die vorzüglichsten, von denen die Geschichte Nachricht giebt; ihr Hauptvorzug ist, daß sie da ist. Sie läßt der Regierung kaum den notdürftigen Bestand derjenigen Rechte, ohne welche sich überhaupt nicht regieren läßt. Auch sie erkennt das Prinzip an, daß der Einfluß einer jeden Volksklasse in demselben Maße steigen müsse, in welchem ihre politische Bildung und Urteilsfähigkeit abnimmt, und giebt damit ein sicheres Bollwerk gegen die Aristokratie der Intelligenz. Indes, die Frankfurter Verfassung hat noch tiefer aus dem Brunnen der Weisheit jener Theoretiker geschöpft, welche seit dem contrat social nichts gelernt und nichts vergessen haben, — jener Theoretiker, deren Phantome uns in sechs Monaten des vorigen Sommers mehr an Blut, Geld und Thränen gekostet haben, als ein dreiunddreißigjähriger Absolutismus. — Die Frankfurter Verfassung bringt uns unter ihren Geschenken zuerst das Prinzip der Volkssouveränität, sie trägt den Stempel derselben offen auf der Stirne, sie erkennt es an in der ganzen Art, wie die Frankfurter Versammlung uns diese Verfassung — ich würde mich, wenn ich zur Linken gehörte, des Ausdruckes „oktroyiert“ bedienen —, sie sanktioniert das Prinzip der Volkssouveränität am schlagendsten in dem Suspensiv-Veto des Königs, was der geehrte Vorredner Camphausen ausführlicher entwickelt hat, als ich es im stande und geneigt bin, zu thun. Die Frankfurter Versammlung veranlaßt den König, seine bisher freie Krone als Lehen von der Frankfurter Versammlung anzunehmen, und wenn diese Volksvertreter es dreimal beschließen, so hat der König und jeder andere Fürst, der Unterthan des engeren Bundesvolkes geworden ist, aufgehört zu regieren. Sie bringt uns zweitens die direkten Wahlen mit allgemeinem Stimmrecht.“

Gegen die Form der Wahl wendet sich Bismarck gleichfalls mit allem Nachdruck, und wiederum sollte gerade er es sein, der sie später in die Verfassung einführte. Als das dritte Opfer bezeichnet er die jährliche Bewilligung des Budgets, und hier sieht er allerdings

die Gefahr voraus, gegen die er in der Konfliktszeit so mühsam ankämpfen mußte. Denn wiederum wurde es in die Hände der Majorität gelegt, die Staatsmaschine in jedem Augenblick zum Stillstehen zu bringen:

„Es wird nicht lange dauern, so werden die Radikalen vor den neuen Kaiser hintreten mit dem Reichswappen und ihn fragen: „Glaubst Du, dieser Adler sei Dir geschenkt?“ Die deutsche Einheit will ein jeder, den man danach fragt, sobald er nur deutsch spricht; mit dieser Verfassung aber will ich sie nicht. Die Frankfurter Krone mag sehr glänzend sein, aber das Gold, welches dem Glanze die Wahrheit verleiht, soll erst durch das Einschmelzen der preußischen Krone gewonnen werden, und ich habe kein Vertrauen, daß der Umguß mit der Form dieser Verfassung gelingen werde.“

Auch in der folgenden Session der Zweiten Kammer, die am 7. August 1849 eröffnet wurde, vertrat Otto v. Bismarck das spezifische Preußentum. Er war im Wahlkreise Westhavelland gewählt worden; der Haß der Menge hatte ihn in ganz besonderem Maße zu seinem Ziel erkoren; später hat er humorvoll über seine Erlebnisse an parlamentarischen Abenden geplaudert. Wenn er auch vielleicht nicht direkt in Lebensgefahr geriet, so hat er doch die ganze Roheit des gegen ihn aufgehetzten Pöbels auskosten müssen. —

Die norddeutschen Königreiche Hannover und Sachsen hatten mit Preußen das „Dreikönigs-Bündnis“ geschlossen. Herr v. Radowitz machte der Kammer davon Mitteilung in einer Rede, die auf die Versammlung einen gewaltigen Eindruck übte, das Urteil Bismarcks aber in keiner Weise beirrte. Er hat darüber mit satter Ironie an die „Kreuzzeitung“ berichtet:

Bericht a. d. Kreuzzeitung.

Jedes Wort kam klar und präzis, ohne Stottern und ohne Verwechseln zu Tage, und keines war zu viel oder zu wenig für den beabsichtigten Eindruck. Die anscheinende Impassibilität (Leidenschaftslosigkeit) des Redners stand in seltsamem Gegensatz zu der Aufgeregtheit der Zuhörer. Man glaubte einen Redner vor sich zu sehen, der klar und scharf auf dem Felde des kalten Verstandes mit Gründen siegender Logik entgegenstehende Ansichten entkräftet; die Versammlung merkte wohl kaum, daß nicht ihr Urteil berichtigt, sondern ihr Gefühl zur Begeisterung gesteigert, daß sie nicht überzeugt, sondern hingerissen wurde. . . . Der beste Beweis hiervon war, daß auch der offenbar schwache Punkt der Rede, nämlich die Art, wie sie die Einwürfe gegen den Inhalt der Verfassung abfertigte, mit dem größten Beifall aufgenommen wurde. Der oratorische Sieg war vollständig. Die Redner von Profession sahen mit unverhehltem Brotneide nach der Tribüne, die Herren aus Frankfurt blickten triumphierend um sich, als wollten sie sagen: seht, so sprachen wir dort alle. . . . Die Rührung war eine allgemeine, ohne daß wir in der gedruckten Rede gerade

die Stelle bezeichnen könnten, über die jeder einzelne weinte. Ernst ergriffen war jeder von dem Eindruck, und namentlich unter den weichgeschaffenen Seelen des Centrums waren wenig Augen trocken. Einem hohen Beamten der Finanz rollte ein Budget von Thränen über die gerötete Wange; bei einem der centralsten Pfeiler der preußischen Regierung brachte das Bestreben, die sichtbaren Zeichen der Rührung zu unterdrücken, so ungewöhnliche Konstellationen der Gesichtszüge hervor, daß ein Spaßvogel, dem selbst dieser Augenblick nicht heilig war, meinte, jener müsse eben das Unglück gehabt haben, Oberschlesier statt Oberungar zu trinken. . . Am Schlusse der Rede stieg der Beifall zu pyramidaler Höhe, es war eine Begeisterung, wie sie nur die Ungarn empfunden haben können, als Maria Theresia unter sie trat. . . Hätte der Redner unter dem Klatschen von mehr als zweitausend Händen sich noch Gehör verschaffen können, er hätte von der Kammer alles, auch Millionen fordern können, es wäre sofort bewilligt worden."

Ganz ähnlich äußerte sich Bismarck am 12. März 1869 einmal im Norddeutschen Reichstage über diese Rede, als er die Gefahren der parlamentarischen Beredsamkeit schildern wollte:

„Ich darf an ein Beispiel erinnern von einem bekannten, jetzt verstorbenen Staatsmann — Herr v. Radowitz war es —; selten habe ich einen so überwältigenden Eindruck eines Redners auf eine Versammlung gesehen, und die, welche Zeugen davon gewesen sind, werden mir bestätigen, wie von einzelnen Reden des Herrn v. Radowitz die Zuhörer aufs mächtigste ergriffen wurden und unverzüglich demgemäß beschlossen. Ich habe erlebt, daß ein neben mir sitzender Kollege die Ergriffenheit der ganzen Versammlung in dem Maße teilte, daß er Thränen darüber vergoß, und daß er meine etwas kühle Frage: „Worüber weinen Sie denn?" mit Entrüstung dahin beantwortete, daß er mich der Herzlosigkeit beschuldigte. Ich habe denselben Herrn am anderen Tage, wo die sofort in dreißigtausend Exemplaren gedruckte Rede vorlag, nachdem sie jede Diskussion tot gemacht hatte — denn es wurde weiter nichts gesprochen, als von dem gewaltigen Eindruck jener Rede —, ich habe denselben Herrn am anderen Tage gefragt, was es denn gewesen sei, worüber ich hätte weinen müssen, wenn ich ein Herz besäße, und darauf antwortete er mir: „Wenn ich die Rede gedruckt lese, — ich weiß nicht, so macht sie nicht den Eindruck." Er konnte nicht einmal wiedergeben, was ungefähr darin stand, aber der Ausdruck des Gesichts, der Stimme, die überwältigende Persönlichkeit, die vor ihm gestanden, hatten ihn hingerissen."

Bismarck ergriff das Wort auch im Landtage, um zu erklären, daß er mit dem Vertrage nicht einverstanden sei:

Ich kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß es das letztemal sein möge, daß die Errungenschaften des preußischen Schwertes mit freigebiger Hand weggegeben werden, um die nimmersatten Anforderungen eines Phantoms zu befriedigen, welches unter dem fingierten Namen von Zeitgeist die Völker mit seinem Geschrei betäubt, bis jeder sich vor dem Rede vom 6. 9. 1849.

Schatten des anderen fürchtet und alle vergessen, daß unter der Löwenhaut des Gespenstes ein Wesen steckt von zwar lärmender, aber wenig furchtbarer Natur.

Weiter führte er aus:

Was uns Deutsche im Jahre 1848 gehalten hat, war gerade das spezifische Preußentum. Es war der Rest des verketzerten Stockpreußentums, der die Revolution überdauert hatte, die preußische Armee, der preußische Schatz, die Früchte langjähriger intelligenter preußischer Verwaltung und die lebendige Wechselwirkung, die in Preußen zwischen König und Volk besteht. Es war die Anhänglichkeit der preußischen Bevölkerung an die angestammte Dynastie, es waren die alten preußischen Tugenden von Ehre, Treue, Gehorsam und die Tapferkeit, welche die Armee, von deren Knochenbau, dem Offizierkorps ausgehend, bis zu den jüngsten Rekruten durchziehen. Diese Armee hegt keine dreifarbigen Begeisterungen, in ihr werden Sie ebensowenig als in dem übrigen preußischen Volke das Bedürfnis nach einer nationalen Wiedergeburt finden. Sie ist zufrieden mit dem Namen Preußen und stolz auf den Namen Preußen. . . Unter diesen Scharen sind die Töne des Preußenliedes, des Dessauer und des Hohenfriedberger Marsches wohl gekannt und geliebt, aber ich habe noch keine preußischen Soldaten singen hören: „Was ist des Deutschen Vaterland?" Das Volk, aus dem diese Armee hervorgegangen ist, dessen wahrster Vertreter die Armee ist, hat kein Bedürfnis, sein preußisches Königtum verschwimmen zu sehen in der fauligen Gärung süddeutscher Zuchtlosigkeit. Seine Treue haftet nicht an einem papiernen Reichsvorstand, nicht an einem Sechstel-Fürstenrat, sie haftet an dem lebendigen und freien Könige von Preußen, dem Erben seiner Väter. Dieses Volk, meine Herren, was es will, das wollen wir auch mit ihm. . . Wir alle wollen, daß der preußische Adler seine Fittige von der Memel bis zum Donnersberge schützend und herrschend ausbreite, aber frei wollen wir ihn sehen, nicht gefesselt durch einen neuen Regensburger Reichstag und nicht gestutzt an den Flügeln von jener gleichmachenden Heckenschere aus Frankfurt, von der wir sehr wohl uns erinnern, daß sie erst in Gotha zu einem friedlichen Instrumente umgeschmiedet wurde, während sie wenige Wochen vorher in Frankfurt als drohende Waffe gegen das Preußentum und gegen die Verordnungen unseres Königs geschwungen worden ist. Preußen sind wir und Preußen wollen wir bleiben; ich weiß, daß ich mit diesen Worten das Bekenntnis der preußischen Armee, das Bekenntnis der Mehrzahl meiner Landsleute ausspreche, und hoffe ich zu Gott, daß wir auch noch lange Preußen bleiben werden, wenn dieses Stück Papier vergessen sein wird wie ein dürres Herbstblatt.

Der Lohn, den diese Rede Bismarcks fand, war das berüchtigte Wort des Abgeordneten Beckerath vom 7. September: „Wo viel Licht ist, da muß auch viel Schatten sein. Das große deutsche Vaterhaus muß auch einen verlorenen Sohn haben."

Der preußische Standpunkt und die Sorge für sein engeres Vaterland hat, wie der Fürst es selbst nach langen Jahrzehnten eingeräumt hat, das Motiv seiner Stellungnahme gebildet. Es trat aber auch ein tiefes Mißtrauen gegen den Parlamentarismus an sich hinzu.

Wenn ich die damaligen preußischen Zustände, persönliche und sachliche, als nicht reif zur Uebernahme der Führung in Deutschland in Krieg und Frieden bezeichne, so will ich damit nicht gesagt haben, daß ich damals die Voraussicht davon mit derselben Klarheit gehabt habe, wie heute im Rückblick auf eine 40jährige seitdem verflossene Entwicklung. Meine damalige Befriedigung über die Ablehnung der Kaiserkrone durch den König lag nicht in der Beurteilung seiner Person, eher in einer stärkeren Empfänglichkeit für das Prestige der preußischen Krone und ihres Trägers, noch mehr aber in dem instinktiven Mißtrauen gegen die Entwicklung seit den Barrikaden von 1848 und ihren parlamentarischen Konsequenzen. Den letzteren gegenüber war ich mit meinen politischen Freunden unter dem Eindruck, daß die leitenden Männer in Parlament und Presse das Programm „es muß alles ruiniert werden“ zum Teil bewußt, zum größeren Teil unbewußt förderten und ausführten und daß die vorhandenen Minister nicht die Männer waren, welche die Bewegung leiten oder hemmen konnten. Mein Standpunkt dazu unterschied sich damals nicht wesentlich von dem noch heute in Kraft stehenden eines parlamentarischen Fraktionsmitgliedes, begründet auf Anhänglichkeit an Freunde und Mißtrauen oder Feindschaft gegen Gegner. Die Ueberzeugung, daß der Gegner in allem, was er vornimmt, im besten Fall beschränkt, wahrscheinlich aber böswillig und gewissenlos ist, und die Abneigung, mit den eigenen Fraktionsgenossen zu dissentieren und zu brechen, beherrscht noch heute das Fraktionsleben; und damals waren die Ueberzeugungen, auf denen diese dem Staatsleben gefährlichen Erscheinungen beruhen, sehr viel lebhafter und ehrlicher, als sie heute sind. Ged. u. Er. I.

Bismarck hat schon damals in einer großen Anzahl politischer und wirtschaftlicher Fragen, die ihn noch später auf das eindringlichste beschäftigten, entschlossen Stellung genommen. Ganz besonders scharf hat er sich in der Frage ausgesprochen, die späterhin die Grundlage des Verfassungskonfliktes werden sollte, in der Frage des Steuerbewilligungsrechtes. Er hat die Ansicht, die er damals aussprach, festgehalten in allen späteren Aeußerungen. In seiner Rede vom 24. September 1849 entwickelt er das Recht der Krone im allgemeinen, um dann die Gefahren des Steuerverweigerungsrechtes darzustellen, das unvereinbar sei mit dem Bestehen und der Verfassung des Staates. Maßgebend sei nur, ob etwas für Preußen nützlich oder schädlich sei, aus Gründen der Theorie könne man Einrichtungen, auch wenn sie anderwärts bestehen, nicht nach Preußen übernehmen:

Rede vom 24. 9. 1849.

Die Berufungen auf das Ausland sind unser Unglück; geben Sie uns alles Englische, was wir nicht haben, geben Sie uns englische Gottesfurcht und englische Achtung vor dem Gesetze, die gesamte englische Verfassung, aber auch die gesamten Verhältnisse des englischen Grundbesitzes, englischen Reichtum und englischen Gemeinsinn, besonders aber ein englisches Unterhaus, kurz und gut alles, was wir nicht haben, dann will ich auch sagen, Sie können uns nach englischer Weise regieren. Aber aus dieser Möglichkeit würde ich noch immer keine Verpflichtung für die preußische Krone entnehmen, sich in die machtlose Stellung drängen zu lassen, welche die englische Krone einnimmt, die mehr als ein zierlicher Kuppelschmuck des Staatsgebäudes erscheint, während ich in der unsrigen den tragenden Mittelpfeiler desselben erkenne. . . . Es wird häufig auf unsern politischen Bildungsprozeß das Sprichwort angewandt: wenn wir schwimmen lernen wollen, müssen wir ins Wasser gehen; das mag wahr sein, aber ich sehe nicht ein, warum jemand, der schwimmen lernen will, gerade da hineinspringen soll, wo das Wasser am tiefsten ist. Die Grundlage unserer Verfassung bildet die Gleichberechtigung der Krone, der Ersten und Zweiten Kammer in der Gesetzgebung. Aendern Sie diese Gleichberechtigung zum Nachteil der Krone, entziehen Sie die Gesetzgebung über Steuern, über deren Einnahme und Ausgabe, dieser allgemeinen Regel, so vernichten Sie die Selbständigkeit der Krone zu Gunsten von Mehrheiten, deren Geltung auf der gewagten Voraussetzung beruht, daß ein jeder einzelne der künftigen preußischen Abgeordneten in der Lage sein werde, sich über alle Fragen der Politik und Gesetzgebung ein unabhängiges und unbefangenes Urteil zu bilden.

Auch in rein wirtschaftlichen Fragen nahm Bismarck entschlossen Stellung; hier entwickelte er im Gegensatz zum „Geheimrats-Liberalismus" die Notwendigkeit des Innungszwanges und die Vorteile der Zünfte, wie er überhaupt sich als ein Gegner einer ungeschulten und ungezügelten Gewerbefreiheit bekannte:

Es ist wahr, die Gewerbefreiheit mag manche Bequemlichkeit für das Publikum darbieten, sie liefert wohlfeile Waren, aber an dieser Wohlfeilheit klebt vergiftend das Element und der Jammer des Handwerkers, der seinem Ruin entgegengeht, und ich glaube, es möchten uns unsre wohlfeilen Röcke aus dem Kleiderladen zuletzt unbehaglich auf dem Leibe sitzen, wenn ihre Verfertiger daran verzweifeln müssen, sich auf ehrliche Weise zu ernähren. (Bravo.) Es mag sein, daß der Zunftzwang, wenn er von den Handwerkern richtig benutzt wird, dahin führt, daß wir in vielen Fällen bessere, im ganzen aber teure Arbeit zu bezahlen haben werden. Indessen, wenn es recht ist, daß wir das wohlfeile englische Eisen teurer bezahlen, um den schlesischen Bergmann zu erhalten; wenn es recht ist, daß wir den Rotwein von Bordeaux, das naturgemäße Getränke des Norddeutschen, teurer bezahlen, um den sauren Reben von der Ahr und Nahe aufzuhelfen, so scheint es ebenso billig, daß wir zum Schutze der Handwerker, eines der unentbehrlichsten Glieder im Staatsorganismus, Maßregeln ergreifen, selbst dann, wenn diese Maßregeln für den Einzelnen drückend, beschränkend oder mit Kosten verbunden sein sollten.

Wiederum trat Bismarck in scharfen Gegensatz gegen die Anschauungen seiner Zeit, als er das Recht des preußischen Adels verteidigte:

Wir finden Beispiele von dauernder Blüte und Macht der Staaten besonders häufig in denen, welche unter dem Einflusse einer erblichen Aristokratie gestanden haben ..... Schon die gebildeten Staaten des Altertums, abgesehen von ihrer speziellen Verfassung, hatten im wesentlichen durch die numerische Ueberlegenheit der Sklavenbevölkerung einen aristokratischen Charakter. Roms Verfall hat gleichen Schritt gehalten mit dem Verfall seiner Aristokratie; die glänzendsten Erinnerungen der deutschen Kaiserzeit führen uns einen mächtigen Reichsadel mit glänzendem Gefolge vor. Die mittelalterliche Blüte unserer Städte fing an zu welken von dem Augenblick, wo die patrizischen Geschlechter dem Andringen der Zünfte unterlagen. Venedig, Genua, Holland liefern Beispiele der Leistungsfähigkeit ihrer Aristokratien mit verhältnismäßig geringen Mitteln. Die Haltlosigkeit der Zustände sämtlicher Staaten des europäischen Kontinents läßt sich in ihrem Keim auf die Zeit zurückführen, wo die überwiegende Fürstengewalt den unabhängigen Adel unterdrückte, eine Richtung, welche sich in Preußen in dem Ausspruche Friedrich Wilhelms des Ersten verkörperte: ich etabliere die Souveränität comme un rocher de bronze. England ist einen glücklicheren Weg gegangen, es hatte keinen Richelieu, welcher die Köpfe abschlug, in denen eine Erbweisheit sondergleichen wohnt. Der Charakter der englischen Revolution ist der der Freiheit, der französischen der der Gleichheit. Noch heute, wenn Sie einen englischen Proletarier auf der Straße anreden, wird es Ihnen aus seiner Erscheinung entgegentreten, daß er sehr wohl das Gefühl männlicher Unabhängigkeit hat, aber Ihre gesellschaftlich höhere Stellung als Gentleman unumwunden anerkennt. Wenn Sie dagegen einen Pariser Arbeiter anreden, so laufen Sie Gefahr, aus der Brutalität seiner Antwort die Befürchtung hervortreten zu sehen, Sie möchten sich, weil Sie besser gekleidet sind, für mehr halten als ihn. Die englische Freiheit wird getragen durch das männliche Selbstbewußtsein, welches seinen eignen Wert stolz genug fühlt, um eine höhere Stellung über sich dulden zu können. Die fränzösische Freiheit ist die chimärische Tochter des Neides und der Habsucht, welcher diese reichbegabte Nation seit 60 Jahren durch Blut und Aberwitz nachjagt, ohne sie erreichen zu können. Schließen wir uns dieser Jagd nicht an, unter dem Vorwande, daß sie populär sei. Wenn etwas populär ist, so ist es damit noch lange nicht gerecht und vernünftig. Ich bestreite, was hier so vielfach behauptet worden ist, daß der Adel in Preußen unpopulär sei. Aber auch für die wahre Freiheit, für die politische Unabhängigkeit, ohne welche die Feiheit in Preußen nicht bestehen kann, sind die Verdienste des preußischen Adels erheblich. Gehen Sie die Schlachtfelder durch, auf denen für den preußischen Ruhm und die Freiheit gestritten ist! Von dem Schlachtfelde an der Brücke bei Warschau, wo der Große Kurfürst den Grund zur Unabhängigkeit Preußens legte, bis unter die Mauern von Rastatt werden Sie finden, daß überall die Wurzel preußischer Freiheit reichlich mit dem Blute seiner edlen Geschlechter getränkt ist. Die geworbene Armee, mit welcher Friedrich

Rede vom 24. 10. 1849.

der Große Preußen vor Zerstücklung und Unterjochung schützte, wäre eine Unmöglichkeit gewesen, wenn der Adel nicht die Handhabe dazu geboten hätte in Gestalt des Offizier-Korps. Am Schlusse des Siebenjährigen Krieges standen Kadetten als Führer vor der Armee, die einzig Ueberlebenden ihrer Familien. Am Anfange dieses Jahrhunderts sind die Vorrechte des Adels, die er durch langjährigen Besitz als seine Rechte zu betrachten gewohnt war, durch die Gesetzgebung aufgehoben worden. Sie haben nicht gesehen, daß durch die Forderung dieser Opfer sich der Adel in eine Stellung hätte drängen lassen, welche der ähnlich wäre, welche die Demokratie jetzt der Regierung gegenüber einnimmt; nicht einmal zu einer mürrischen Fronde haben ihn diese Verluste getrieben, sondern als der König 1813 das Volk zu den Waffen rief, waren die Söhne des preußischen Adels in den Reihen derer, welche bereit waren, Gut und Blut einzusetzen für die Erhaltung des Königshauses und des Vaterlandes, deren Gesetzgebung ihnen diese großen Opfer angesonnen hatte. Auch in der neuesten Zeit dürfen Sie die Verdienste dieses Standes, sei es innerhalb des Offizier-Korps der Armee, sei es in denjenigen Stellungen, welche ihm der Grundbesitz anweist, um Unterdrückung der Anarchie und um Rettung Preußens von der schmählichsten Tyrannei nicht zu gering anschlagen.

Wegen seiner Rede über den preußischen Adel hat Bismarck in dem damals noch jungen Kladderadatsch einen Angriff erfahren, dessen Sinn nicht recht verständlich ist. Das Witzblatt brachte nämlich am 2. Dezember die Frage: „Wo kommandierte doch im Jahre 1809 ein gewisser Herr v. Bismarck?“ Der Angegriffene richtete sofort an Ernst Dohm, den Redakteur des erwähnten Blattes, einen schneidigen Brief von folgendem Wortlaut:

Ew. Wohlgeboren

Brief vom 2. 12. 1849. haben mir in Ihrem geschätzten Blatte schon öfter die Ehre erzeigt, Sich mit meiner Person zu beschäftigen; in der letzten Nummer wenden Sie Ihre Teilnahme auch meiner Familie zu, und freue ich mich, Ihre gefällige Anfrage, insoweit sie sich auf meine näheren Verwandten, die Angehörigen des Schönhauser Hauses, bezieht, dahin beantworten zu können, daß im Jahre 1809 einer derselben das Brandenburgische Kürassierregiment kommandierte, ein anderer Major im ehemaligen Regiment Göcking-Husaren war und zwei sich als Offiziere beim Schillschen Korps befanden. Weniger Wert für Ew. Wohlgeboren hat vielleicht die Notiz, daß von den 7 Mitgliedern dieser Familie, welchen es vergönnt war, an dem Französischen Kriege teilzunehmen, 3 auf dem Schlachtfelde blieben und die 4 andern mit dem Eisernen Kreuz heimkehrten. Alle diejenigen meines Namens, welche nicht aus dem Schönhauser Hause stammen, waren zu jener Zeit entweder westfälische oder, wie noch heut, nassauische und württembergische Unterthanen, und ist mir nicht bekannt, wo im Jahre 1809 einer von ihnen kommandiert hat. Sollten Ew. Wohlgeboren im Besitz näherer Data hierüber sein, so würde ich es dankbar erkennen, wenn Sie mir davon Mitteilung (machen) wollten, da ich mich für die Geschichte meiner

Familie auch in ihren etwaigen unerfreulichen Beziehungen interessiere. Was aber Veröffentlichungen in Ihrem Blatte betrifft, so verhülle ich mich, soweit meine Person dabei beteiligt ist, weder mit der Zweiten Kammer in den Mantel stillschweigender Verachtung, noch würde ich jemals zu andern Mittel der Abwehr greifen, als zu denen, welche die Presse gewähren kann; was aber Kränkungen meiner Familie anbelangt, so nehme ich bis zum Beweis des Gegenteils an, daß Ew. Wohlgeboren Denkungsweise von meiner eignen nicht so weit abweicht, daß Sie es als einen Zopf vorsündflutlichen Junkertums ansehen würden, wenn ich in Bezug auf dergleichen von Ihnen diejenige Genugthuung erwartete, welche nach meiner Ansicht ein Gentleman dem andern unter Umständen nicht verweigern kann.

Ich bitte Sie die Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung vor Ihrer Person und Ihrem Blatte zu genehmigen, mit welcher ich die Ehre habe zu sein

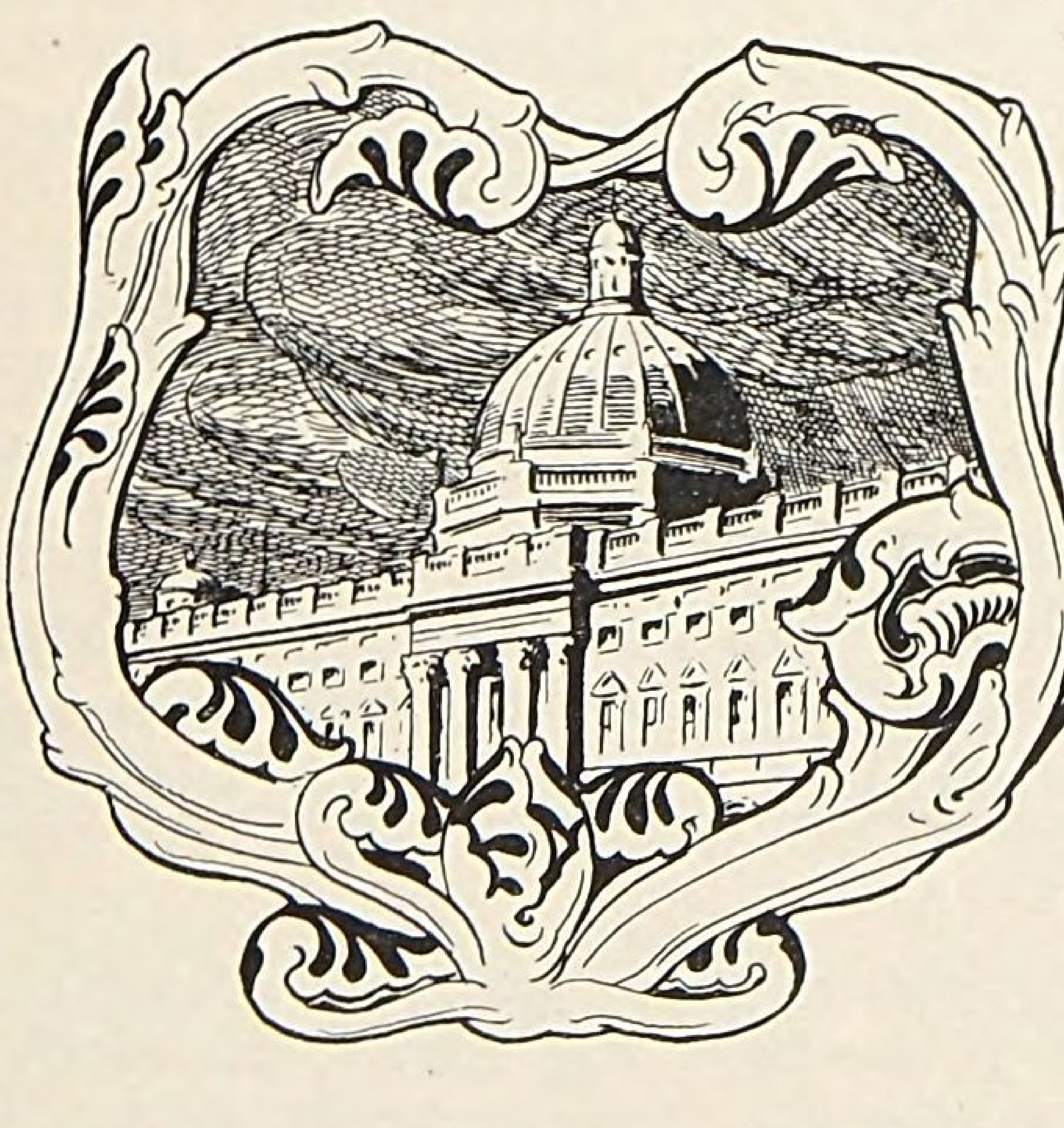
Ew. Wohlgeboren

ergebenster Diener

v. Bismarck-Schönhausen,

Behrenstr. 60.

Otto v. Bismarck ist mit seinen Anschauungen in jener Zeit durchweg in der Minderheit geblieben, aber wir sehen, daß in vielen Punkten ihm die Zukunft Recht gegeben hat. Für ihn selbst ist jene Zeit nicht fruchtlos geblieben, sein Charakter hat sich im Kampfe gestählt, so daß er wirklich das Versprechen vollauf lösen konnte, dereinst den Namen des preußischen Junkers zu Ehren zu bringen.



Fünftes Kapitel.

Bis zum Gang nach Olmütz.

Die von den preußischen Kammern revidierte Verfassung wurde von König Friedrich Wilhelm IV. vollzogen, und sie besteht mit wenigen Aenderungen noch heute zu Recht. An demselben Tage aber, an dem dieses Grundgesetz verkündet wurde, am 31. Januar 1850, war Bismarck in Rathenow zum Abgeordneten für das Volkshaus des Erfurter Unionsparlaments gewählt worden.

Gerade in Preußen aber fehlte es an jedem festen Plane, an jeder Entschlossenheit, die verschiedensten Ideen stürmten durcheinander und oft bewirkte der augenblickliche Einfluß eines Ratgebers, daß die Altäre von gestern am Tage darauf wieder gestürzt wurden. Rückschauend hat vierzig Jahre später der greise Kanzler das Urteil gefällt, daß der latente deutsche Gedanke Friedrich Wilhelm IV. mehr als seine Schwäche die Schuld an den Mißerfolgen der Politik nach 1848 getragen habe:

Ged. u. Er. I. Wenn Preußen und der König gar keinen Wunsch nach irgend etwas gehabt hätten, was sie vor 1848 nicht besaßen, sei es auch nur nach einer historischen mention honorable, wie es die Reden von 1840 und 1842 vermuten ließen; wenn der König keine Ziele und Neigungen gehabt hätte, für deren Verfolgung eine gewisse Popularität nützlich war, was hätte ihn dann abgehalten, nachdem das Ministerium Brandenburg festen Fuß gefaßt,

den revolutionären Errungenschaften im Innern Preußens in ähnlicher Weise entgegenzutreten wie dem badischen Aufstande und dem Widerstande einzelner preußischer Provinzialstädte? Der Verlauf dieser Erhebungen hatte auch denen, die es nicht wußten, gezeigt, daß die militärischen Kräfte zuverlässig waren; in Baden hatte sogar die Landwehr aus Distrikten, die für unsicher galten, ihre Schuldigkeit nach Kräften gethan. Die Möglichkeit einer militärischen Reaktion, die Möglichkeit, wenn man einmal eine Verfassung oktroyierte, das zu Grunde gelegte belgische Formular schärfer, als geschehen ist, im monarchischen Sinne zu amendieren, lag ohne Zweifel vor. Die Neigung, diese Möglichkeit auszunutzen, muß im Gemüte des Königs zurückgetreten sein vor der Besorgnis, dasjenige Maß von Wohlwollen in nationaler und liberaler Richtung zu verlieren, auf dem die Hoffnung beruhte, daß Preußen ohne Krieg und in einer mit legitimistischen Vorstellungen verträglichen Weise das Vorgewicht in Deutschland zufallen würde.

Der große Irrtum jener Zeit lag nach Bismarcks Auffassung in einer Unterschätzung der Dynastien, die bei dem Könige sich zu einer Ueberschätzung der auf den Barrikaden wirksamen Kräfte gesellte. Auch die Frankfurter Versammlung litt an dem gleichen Fehler, sie hielt die dynastischen Fragen für überwunden. Bismarck hat es daher als ein Glück betrachtet, daß der König die Kaiserkrone ausschlug:

Als der König am 3. April 1849 die Kaiserkrone ablehnte, aber aus dem Beschluß der Frankfurter Versammlung „ein Anrecht" entnahm, dessen Wert er zu schätzen wisse, war er dazu hauptsächlich bewogen durch den revolutionären oder doch parlamentarischen Ursprung des Anerbietens und durch den Mangel eines staatsrechtlichen Mandats des Frankfurter Parlaments bei mangelnder Zustimmung der Dynastien. Aber auch wenn alle diese Mängel nicht, oder doch in den Augen des Königs nicht, vorhanden gewesen wären, so würde unter ihm eine Fortbildung und Kräftigung der Reichsinstitutionen, wie sie unter Kaiser Wilhelm stattgefunden hat, kaum zu erwarten gewesen sein. Die Kriege, welche der letztere geführt hat, würden nicht ausgeblieben sein, nur würden sie nach der Konstituierung des Kaisertums, als Folge derselben, und nicht vorher, das Kaisertum vorbereitend und herstellend, zu führen gewesen sein. Ob Friedrich Wilhelm IV. zur rechtzeitigen Führung derselben hätte bewogen werden können, weiß ich nicht; es war das schon schwierig bei seinem Herrn Bruder, in dem die militärische Ader und das preußische Offiziersgefühl vorwiegend waren.

Die Frankfurter Nationalversammlung war jämmerlich zusammengebrochen; die gemäßigten Mitglieder hatten der Linken das Feld überlassen und in Stuttgart, wohin sie ihre Sitzungen verlegten, wurde der Rest durch ein von dem Märzminister Römer beordertes Militärkommando auseinandergejagt. Die Staatsform Deutschlands

war somit die Anarchie geworden und vor den Großmächten lag die Aufgabe, eine neue Ordnung zu schaffen; aber sowohl Oesterreich wie Preußen hatten ein eigenes Programm, und die kommende Zeit war in der Hauptsache ausgefüllt mit den Kämpfen zwischen den beiden rivalisierenden Mächten.

Preußen hatte zuerst eine Einladung an die Königreiche erlassen, Bevollmächtigte zur Erwägung einer neuen Reichsverfassung nach Berlin zu schicken, in einer Zeit, als noch der Donner der demokratischen Revolution auf allen Seiten des Horizontes dröhnte. Aber Preußen hatte sich durch seinen Eingriff während der Aufstände eine starke Autorität in den kleineren Ländern erworben; Grund genug, um in Wien eine starke Eifersucht und ein wachsendes Mißtrauen wachzuhalten. Preußens Vorschläge wurden abgelehnt, Oesterreich hielt schon damals an dem Plan eines dreifach gegliederten Direktoriums fest. So kam Friedrich Wilhelm IV. auf den Gedanken, sein ganzes Unternehmen auf den Boden des alten Bundesrechtes vom Jahre 1815 zu stellen, das den deutschen Souveränen erlaubte, Bundesverträge aller Art abzuschließen. Zwar wohnte der Vertreter Oesterreichs noch der ersten Sitzung über den preußischen Verfassungsentwurf bei, aber er erklärte sofort, nicht weiter teilnehmen zu können. Auch zwischen den anderen Königreichen war nur zum Teil ein Einverständnis erzielt. Einzig und allein Hannover und Sachsen erklärten sich bereit zu einem Bunde mit Preußen, in dem man sich gegenseitig Schutz und Beistand sicherte, einen gemeinsamen Verwaltungsrat einsetzte, dem deutschen Volke eine Verfassung verhieß und der Krone Preußen die Oberleitung der Bundesangelegenheiten übertrug. Aber gerade der letzte Punkt sollte noch zu Weiterungen führen, und auch aus anderem Grunde stellte es sich recht bald heraus, daß das neue Dreikönigsbündnis nur ein kurzes Dasein fristen werde. So war das Dreikönigsbündnis eine karge Frucht der zahllosen Mühen.

Auch in Wien blieb man nicht müßig. Fürst Schwarzenberg, der damalige Leiter der Politik, protestierte wuchtig gegen jeden Versuch, den Sonderbund ins Leben zu rufen, vor allem auch gegen die Einberufung des Reichstages, dessen Beschlüsse von vornherein in jeder Hinsicht als null und nichtig erklärt wurden. In der That vereinigten sich die vier anderen Königreiche zu einem Gegenbunde, der seinerseits wiederum einen Verfassungsplan vereinbarte und in Wien und Berlin zur Annahme empfahl, ein Gegenentwurf, der in

den wesentlichsten Punkten den österreichischen Forderungen nachgab. Das Ergebnis der langwierigen Verhandlungen war endlich der Vorschlag einer Nationalvertretung, die aus den Kammern der Einzelstaaten zu wählen sei, je 100 Mitglieder aus Oesterreich, Preußen und der Gesamtheit der übrigen Staaten. In Berlin fand indes auch dieser Vorschlag keinen Beifall, vielmehr sah man sich veranlaßt, auf die schleunigste Verwirklichung des engeren Bundesstaates zu drängen. Allerdings hing nach dem Ausscheiden der Könige dieser Bundesstaat vollständig in der Luft, so daß man auch füglich nicht mehr von einer Reichsverfassung reden konnte; so erhielt der Bundesstaat den Titel einer Union und dem zum 20. März nach Erfurt berufenen Parlament blieb lediglich die Bestellung einer Unionsverfassung übertragen.

Bismarck war von vornherein entschlossen, sich um ein Mandat in seinem alten Kreise Rathenow zu bewerben. In seinem Wahlprogramm stellt er es als seine Aufgabe hin, den Bestrebungen der demokratischen Partei mit voller Entschiedenheit entgegenzutreten, die Feststellung der Bundesverfassung im wahrhaft konservativen Sinne zu erstreben und dahin zu wirken, daß der Zweck des Bundesstaates möglichst erreicht, aber nicht durch einseitige Verfolgung des Gedankens der deutschen Einheit die Stärke oder die Ehre Preußens gefährdet werde. Es heißt dann weiter in dem Programm: „Die Zeit ist vorüber, wo die Meinung Gehör fand, daß man den preußischen Staat schwächen oder auflösen dürfe, um Deutschland groß zu machen; die Stärke Preußens hat Deutschland gerettet; die Liebe und Treue zwischen dem preußischen Volke und seinem Königshause hat die Bestrebungen der Partei zu Boden geschlagen, welche in Unordnung und Anarchie die Freiheit und das Glück des Volkes sucht. Die Aufgabe ist jetzt, den Entwurf vom 26. Mai im ganzen wie in allen seinen Teilen einer besonnenen, umfassenden, durch keine vorgefaßte Meinung verschränkten Prüfung zu unterwerfen und zu einer haltbaren Verfassung für den engeren Bundesstaat zu verarbeiten.“ Auch in einem weiteren Briefe an seine Wähler stellte sich Bismarck dem Erfurter Plane in gewissem Sinne skeptisch gegenüber: „Wir laufen dort Gefahr, die erheblichsten Opfer an unserer Macht und namentlich an unserer Steuerkraft zu bringen, ohne etwas Anderes zu erreichen, als eine Verminderung unserer Selbständigkeit zu Gunsten der kleinen Staaten.“

In Erfurt wurde Bismarck, als einem der jüngsten Mitglieder, das Amt eines Schriftführers übertragen. Aus jener Zeit stammt die Mitteilung, daß Bismarck die schwarz-rot-goldenen Bändchen, mit denen die Plätze der einzelnen Abgeordneten geschmückt waren, von den Pulten der preußischen Konservativen gelöst und dafür schwarz-weiße Schleifen eingeknüpft habe. Jene dreifarbigen Bänder hatte Herr v. Hagen besorgt, der als Möbelfabrikant die Einrichtung für die in der Augustinerkirche stattfindende Sitzung übernommen hatte, und es lebhaft bedauerte, daß nirgends Fahnen, Wappen oder anderer Schmuck auf die in der Luft schwebenden großdeutschen Gedanken hinwiesen. Herr v. Hagen selbst war Zeuge der Bismarckschen Thätigkeit. Am anderen Tage schilderte er Herrn v. Radowitz den Vorgang mit der Bemerkung, daß er den betreffenden Herrn, der seine Idee so nachdrücklich perhorresziert hat, nicht kenne. Radowitz ließ sich den Attentäter schildern und meinte dann: „Ach, das war Bismarck, der Brausekopf! Na, er wird die Welt auch nicht umreißen!" Herr v. Radowitz hat sich, wie die Zukunft bewies, recht stark geirrt. Als dann während der letzten Sitzung der Präsident Simson, bekanntlich ein getaufter Jude, die Liste der erwählten Schriftführer und unter diesen den Namen Bismarcks verlas, sagte der junge Deputierte, der eben vor der Tribüne stand, zu August Reichensperger: „Mein seliger Vater würde sich dreimal im Grabe herumdrehen, wenn er hörte, daß ich der Schreiber eines jüdischen Gelehrten geworden bin."

Die Thätigkeit Bismarcks als Schriftführer bestimmte es, daß er vielfach reine Formalbemerkungen, die nur die Protokolle, die Rednerliste, den Namensaufruf betrafen, damals gemacht hat. Seine erste größere Rede hielt er jedoch erst zu einem von den Herren Stahl und Gerlach eingebrachten Antrage auf Abänderung des Paragraphen, wonach die Regierung von einem Reichsvorstande an der Spitze eines Fürstenkollegiums geführt werden solle. Der Antrag wollte das Kollegium durch einen Vereinsrat ersetzen und bestimmte, daß das Vereinsparlament aus einem Fürstenhause und einem Volkshause bestehen sollte.

Schon vorher hatte Bismarck beantragt, den Ausdruck „Deutsches Reich" jedesmal durch „Deutsche Union" zu ersetzen. Er hatte daran erinnert, daß schon einmal vor 1000 Jahren ein Landtag stattgefunden habe, der nach der Chronik abgehalten wurde, „um der

Schinderei der Fürsprecher und Zungendrescher, deren Unwesen damals in Deutschland unerträglich geworden sei, ein Ende zu machen", und er hatte geschlossen mit der Bemerkung: „Sollte die Versammlung dieses Jahres hier ein ähnliches Resultat haben, dann werde ich glauben, daß die Raben vom Kyffhäuser vertrieben und daß der Tag der deutschen Einheit nahe herangekommen." In seiner Hauptrede über die Frage des Fürstenkollegiums sprach Bismarck die bemerkenswerten Sätze:

Wenn es doch einmal geschehen soll, daß wir auf den Leib der deutschen Einheit den fadenscheinigen Rock einer französischen Konstitution ziehen, so wird das an und für sich Schwerfällige des Mechanismus einer solchen Verfassung noch erschwert durch den Zuwachs eines neuen, nach Mehrheit entscheidenden und unauflöslichen gesetzgebenden Körpers in Gestalt eines Fürstenrates. . . . Es ist mir ein schmerzliches Gefühl gewesen, hier Preußen zu sehen, die diese Verfassung mit Wärme verteidigt haben, es ist mir ein demütigendes Gefühl gewesen, mir gegenüber die Fürsten, die ich in ihrem Rechtskreise ehre, die aber nicht meine Landesherren sind, mit obrigkeitlicher Gewalt bekleidet zu sehen, ein Gefühl, dessen Bitterkeit bei Eröffnung dieser Versammlung dadurch nicht gemindert wurde, daß ich die Sitze, auf denen wir tagen, mit Farben geschmückt sah, die nie die Farben des Deutschen Reiches gewesen sind, wohl aber seit zwei Jahren die Farben des Aufruhrs und der Barrikaden — Farben, die in meinem Vaterlande neben dem Demokraten nur der Soldat in trauerndem Gehorsam trägt. Meine Herren! wenn Sie dem preußischen, dem altpreußischen Geiste, nennen Sie ihn stockpreußisch, wenn Sie wollen, nicht mehr Konzessionen machen, als es bis jetzt in dieser Verfassung geschehen ist, dann glaube ich nicht an eine Verwirklichung derselben, und wenn Sie sich bemühen, diese Verfassung jenem preußischen Geiste aufzuzwängen, so werden Sie in ihm einen Bucephalus finden, der den gewohnten Reiter und Herrn mit mutiger Freude trägt, der aber den unberufenen Sonntagsreiter mitsamt seiner schwarz-rot-goldenen Zäumung auf den Sand setzt. (Lauter Beifall rechts.) Einen Trost gegen diese Eventualitäten finde ich indessen in dem festen Glauben, es wird nicht lange Zeit vergehen, so werden die Parteien zu dieser Verfassung stehen wie in einer Lafontaineschen Fabel zwei Aerzte zu dem Patienten, dessen Leiche sie verlassen: Der Eine sagt: „Er ist tot, ich habe es gleich gesagt!" Der Andere: „Hätte er meinen Rat befolgt, so würde er noch leben."

Rede vom 15. 4. 1850.

Ungeheure Entrüstung der Linken folgte dieser wie allen anderen Reden Bismarcks, der sich aber schon jetzt als ein so glänzender und schlagfertiger Redner erwies, daß nur wenige noch wagten, mit ihm anzubinden.

Noch eine große Rede hielt Bismarck, als die Frage des Vereinsrechtes zur Verhandlung stand. Hier legte er gegen die beab-

sichtigte schrankenlose Freigabe der Vereinsbildung Verwahrung ein; er nannte diese sogenannten Grundrechte Eroberungen der Revolution, auf Kosten des allgemeinen Grundrechtes den Schutz der Obrigkeit zu finden. Er verlangte für die Regierung die Möglichkeit, die Bevölkerung und namentlich die urteilslosen Schichten zu sichern gegen die Agitation der Demokratie:

Rede vom 17. 4. 1850. Darf eine Regierung beispielsweise ein Verfahren dulden wie dasjenige, welches angewandt wird, um die ländliche Bevölkerung und namentlich die Schichten, welche politisch urteilslos sind, für die Zwecke der Demokratie zu gewinnen? Irgend ein gewandter Demokrat nimmt einen Kreis in Entreprise, die Kosten werden ihm, ich weiß nicht woher, erstattet, und je nach der Ausdehnung des Kreises zwei oder drei routinierte Geschäftsreisende in Demokratie zur Disposition gestellt, die jeden Sonntag Nachmittag eine Versammlung im Kreise, und zwar jedesmal an einem anderen Orte halten, nicht, wie die Konservativen die wunderliche Einrichtung haben, immer an demselben Orte, so daß der Kreis in fünf, sechs Distrikte zerlegt wird, davon jeder seine Volksversammlung hat. Diese Herren verstehen ihr Handwerk, sie wissen, was den Bauern lieb ist, sie fangen ihre Rede gewöhnlich damit an, daß sie sagen, „sie lieben und ehren den König, sie wären bereit, für ihn zu sterben, daß aber der König ganz denke wie sie, daß es nur Junker und Beamte seien, die der Ausführung der wohlwollenden Absichten des Landesherrn im Wege stünden." Es liegt auf der Hand, wie ein solches Unwesen auf die Begriffe des gemeinen Mannes verwirrend einwirkt, und man verschmäht kein Mittel. Die Berichte der Volksversammlungen werden ebensogut gedruckt wie die unsrer Versammlung, und jeder Einfaltspinsel, der den Mund aufgethan hat, bekommt einen gedruckten Bericht von seiner Rede vorgelegt, und ist stolz darauf, so schön gesprochen zu haben, wie der demokratische Emissar es hineingeschrieben hat. (Heiterkeit.) Ich glaube, daß das Vereinsrecht ein Recht ist, dessen Mißbrauch entschieden den Gebrauch übertrifft. Es wird oft gesagt, man solle nicht das Kind mit dem Bade ausschütten, was nicht gemißbraucht werde, sei auch nicht zu gebrauchen — und dergleichen Redensarten mehr. Dieses Recht aber wird so viel gemißbraucht, daß es ganz unbrauchbar ist, und ich kann mich gegen die üblen Folgen dieses Rechtes nicht mit jenem moralischen Vertrauen waffnen, welches von jener Seite gegen alle Fehler der Verfassung geltend gemacht wird, mit dem unbegrenzten Vertrauen auf den Edelmut der Menschen, welches ich so oft an dem verehrten Abg. von Crefeld zu bewundern Gelegenheit gehabt habe. Ich glaube, daß besonders das Vereinsrecht im stande ist, dieses Vertrauen auf das bitterste zu täuschen und den Vertrauenden zu nötigen, sich in dumpfer Mutlosigkeit in den Schleier der Schwermut zu hüllen. (Heiterkeit in der Versammlung.) Gerade in dem Vereinsrechte liegt vorzugsweise die Schneide jener Scheere, mit welcher die konstitutionelle Delila dem Simson der Monarchie die Locken verschneidet, um ihn den demokratischen Philistern wehrlos in die Hände zu liefern, mag dieser Prozeß nun 10 oder, wie in Frankreich, 18 Jahre dauern. Ich hoffe, daß die Anträge, die in Be-

schränkung der Vereine am weitesten gehen, Ihre Zustimmung finden werden. . . . Ich hoffe das um so mehr, als ich hier so viele Staatsmänner sehe, die seit dem März 1848 Gelegenheit gehabt haben, zu probieren, wie es sich schrankenlosen Vereinen gegenüber regiert, die gerade in der Wirksamkeit der Vereine die einzige Entschuldigung dafür finden, daß sie nicht glaubten wagen zu dürfen, die Anarchie zu bewältigen, gleich ihren Nachfolgern Ich gebe mich jener Hoffnung hin, da wir nach einer Erfahrung von zwei Jahren so manchen unter uns haben dürften, der vor der Revolution sein Licht so hell leuchten und so scharf auf die Mißbräuche des Staatsgebäudes, in welchem er eben wohnte, fallen ließ, daß dasselbe schließlich in Brand gerät, und der sich überzeugt haben dürfte, daß die Tendenz der Gesetzgebung, welche lediglich den Schutz der Verschwörer gegen die Obrigkeit im Auge hat, auf die Dauer nicht haltbar ist; so wie die Männer des konstitutionellen Rütli von Heppenheim sich überzeugt haben werden, daß die Flamme, welche sie liebten und für wohlthätig wärmend hielten, sie selbst verbrannt haben würde, wenn nicht das kalte Eisen der Reaktion löschend dazwischen ging. Ich möchte Sie also bitten, meine Herren, alles zu thun, was nach den vorliegenden Anträgen, von denen ich bedaure, daß sie nicht noch weiter gehen, in Ihrer Macht steht, damit dieser Blasebalg der Demokratie nicht in den Händen verbleibe, um die Kohlen unter der Asche anzublasen. Lassen wir uns dadurch nicht täuschen, daß wir unsere Gegner hier nicht unter uns sehen, die Glut, dicht unter der Asche, ist leicht wiedcr anzufachen. Ich will die Demokratie nicht gerade das Reich der Geister nennen, aber die Geister, die verneinen, gehören ihr, und wie leicht davon ein Reich aufzureizen ist, werden wir noch erleben, mag es augenblicklich ruhig scheinen. Darum bitte ich Sie, stimmen Sie für jede Beschränkung.

In die Erfurter Zeit fällt ein persönlicher Konflikt Bismarcks, der für seine damalige Geistesrichtung ungemein bezeichnend ist. Bismarck war nämlich, im Gegensatz zu seinen späteren Anschauungen, in jenen Zeiten ein begeisterter Verehrer Oesterreichs. Er war der Meinung, daß dieses Land durchaus mit Preußen an die Spitze Deutschlands gehöre. Seiner Sympathie für Oesterreich gab er nun eines Tages einen merkwürdigen Ausdruck, der zu der angedeuteten Szene führte:

Auf der Journalistentribüne des Erfurter Volkshauses saßen nämlich u. a. zwei Journalisten, deren österreich-feindliche Berichte Bismarcks besonderes Mißfallen erregt hatten. Der eine dieser Herren war der Braunschweiger Ludwig v. Rochau, der begeisterte nationale Kämpfer und spätere Historiker, der wegen seiner Beteiligung an den burschenschaftlichen „Umtrieben" und namentlich an dem Frankfurter Attentat zu zwanzigjähriger Zuchthausstrafe verurteilt, aber nach Paris entflohen und erst im Jahre 1848 nach Deutschland zurückgekehrt war, wo er bis 1851 für Zeitungen schrieb. Er war damals in Erfurt ein ebenso untadeliger deutscher Patriot, wie später, da er als Historiker und Abgeordneter des norddeutschen Reichstags Blum, Bd. I.

für Bismarcks Politik in trefflichen Schriften und Reden eintrat. Der Name des anderen Urhebers von Bismarcks Mißvergnügen ist von keiner Bedeutung. An diese beiden Herren richtete nun Bismarck ein amtliches Schreiben, welches unterzeichnet war: „Das Schriftführeramt des Volkshauses zu Erfurt, v. Bismarck.“ In diesem Schreiben zeigte er den Herren an, daß ihnen die Plätze auf der Journalistentribüne entzogen würden, wenn sie fortführen, ihre Berichte in einem Oesterreich feindlichen Sinne zu schreiben. Der eine Betroffene mit dem minder bekannten Namen wandte sich einfach an Dr. Simson mit der Anfrage, ob denn dieser erstaunliche Erlaß mit Wissen des Präsidenten des Volkshauses ergangen sei. Rochau dagegen hielt diese Frage für überflüssig, da er in dem Ukas des „Schriftführeramtes“ nur eine unzweifelhaft ganz ungehörige Eigenmächtigkeit des ihm damals wenig sympathischen Abgeordneten v. Bismarck-Schönhausen erblickte. Er schrieb daher dem Herrn v. Bismarck einen recht scharfen und beleidigenden Brief. Fast zu gleicher Zeit empfing Präsident Simson die Nachricht von dem ungewöhnlichen Vorfall, nämlich durch das Schreiben des minder Berühmten und durch das persönliche Verlangen Bismarcks, ihm selbst volle Genugthuung gegen den frechen Rochau zu verschaffen. Simson richtete darauf an Bismarck vorläufig nur die Frage, ob dieser im Namen des „Schriftführeramtes des Volkshauses zu Erfurt“ die beiden Schreiben an die beiden Gentlemen gerichtet habe, was Bismarck mit der Zuversicht einer guten und gerechten That bejahte. Darauf wurde der „Schriftführer des Volkshauses“, der zugleich anklagte und verklagt war, vom Präsidenten auf eine frühe Abendstunde zu einer Unterredung unter vier Augen eingeladen. Von dem, was dann hier weiter vorgegangen ist, war Präsident Simson noch nach fast zwanzig Jahren, da er dem Verfasser dieses Ereignis erzählte, einigermaßen erregt: „Bis nach Mitternacht rangen wir förmlich gegeneinander in Worten, so daß die Wände erdröhnten,“ berichtete er etwa von dieser Szene. „Sie müssen sich eben diesen gewaltigen Mann um fast zwanzig Jahre jünger denken.“ Schließlich fügte sich aber Bismarck doch den Vorstellungen Simsons, indem er seinen Ukas zurücknahm. Simson dagegen entzog Herrn v. Rochau den Sitz auf der Berichterstattertribüne, da er sich zu einem Widerruf der an Herrn v. Bismarck-Schönhausen gerichteten Beleidigungen nicht verstehen wollte.

Am Schlusse des Erfurter Tages schrieb Bismarck in Stahls Stammbuch die Worte ein, welche dieser selbst in einer Rede gebraucht hatte: „Darum ist unsere Losung nicht: Bundesstaat um jeden Preis, sondern: Unversehrtheit der preußischen Krone um jeden Preis.“

Bismarcks Auffassung der ganzen recht wenig erfolgreichen Arbeit in Erfurt ergab sich aus einem halb humoristischen Briefe, den er aus der Sommerfrische in Schönhausen an Hermann Wagner richtete:

Brief vom 30. 6. 1850. .. Ich führe hier ein bodenlos faules Leben, rauchen, lesen, spazierengehn und Familienvater spielen; von Politik höre ich nur aus der Kreuz-

zeitung, so daß ich durchaus keine Gefahr heterodoxer Ansteckung laufe; meine Nachbarn sind nicht zum Umgang geeignet, und mir bekommt diese idyllische Einsamkeit sehr wohl; ich liege im Grase, lese Gedichte, höre Musik und warte, daß die Kirschen reif werden; es soll mich nicht wundern, wenn dieses Schäferleben meinen nächsten politischen Leistungen in Erfurt (??) oder Berlin eine Färbung verleiht, die an Beckerath und an laue blütenschwangre Sommerlüfte erinnert. Das Preßgesetz habe ich nicht gelesen, dazu wird bei der Diskussion noch Zeit sein; ich weiß daher nicht, ob ich Ihren Tadel ganz teile. Einen zuverlässigen Richterstand giebt es in Preußen nicht, und ein Schwert in den Händen der „Regierung" wird stets ein zweischneidiges sein. Der Fehler liegt meines Erachtens weniger in dem zu starken Einfluß der Beamten, als in ihrer Beschaffenheit; ein Staat, der sich von einer Bürokratie, wie die unsre, nicht durch einen heilsamen Gewittersturm losreißen kann, ist und bleibt dem Untergange geweiht, denn ihm fehlen die geeigneten Werkzeuge zu Funktionen, die einem Staate obliegen, nicht bloß zur Ueberwachung der Presse. Ich kann nicht leugnen, daß mir einige Chalif-Omarsche Gelüste beiwohnen, nicht nur zur Zerstörung der Bücher außer dem christlichen „Koran", sondern auch zur Vernichtung der Mittel, neue zu erzeugen; die Buchdruckerkunst ist des Antichristen auserlesenes Rüstzeug, mehr als das Schießpulver, welches, nachdem es ursprünglich der Haupthebel, wenigstens der sichtbarste, zum Umsturz natürlicher politischer Ordnung und zum établissement des souveränen rocher de bronze war, jetzt mehr den Charakter einer heilsamen Arznei gegen die von ihm selbst hervorgerufenen Uebel annimmt, wenn es auch einigermaßen in die Apotheke jenes Arztes gehört, der den Gesichtskrebs durch Amputation des Kopfes heilte. Dies selbige Mittel auf die Presse anzuwenden, ist mehr ein Phantasiestück in Callots Manier, die Bürokratie aber ist krebsfräßig an Haupt und Gliedern, nur ihr Magen ist gesund, und die Gesetzexkremente, die sie von sich giebt, sind der natürlichste Dreck von der Welt. Mit dieser Bürokratie, inkl. Richterstand, können wir eine Preßverfassung haben, wie die Engel, sie hilft uns doch nicht durch den Sumpf. Mit schlechten Gesetzen und guten Beamten (Richtern) läßt sich immer noch regieren, bei schlechten Beamten aber helfen uns die besten Gesetze nichts ...

Von der Sommerfrische schreibt Bismarck auch an seine „geliebte Malle" einen köstlichen Brief:

Eigentlich giebt mir diese Reise, das sehe ich je näher desto mehr ein, eine Anwartschaft auf das neue Irrenhaus oder wenigstens auf zeitlebens Zweite Kammer. Ich sehe mich schon mit den Kindern auf dem Genthiner Perron, dann beide im Wagen ihre kindlichen Bedürfnisse rücksichtslos ... befriedigend, nasenrümpfende Gesellschaft, Johanna geniert sich dem Jungen die Brust zu geben, und er brüllt sich blau, dann Legitimationsgedränge, Wirtshaus, mit beiden Brüllaffen auf dem Stettiner Bahnhof und in Angermünde 1 Stunde auf die Pferde warten, einpacken; und wie kommen wir von Kröchlendorf nach Külz? wenn wir in Stettin die Nacht bleiben müßten, das wäre schauderhaft. Ich habe das im vorigen Jahre mit Marie und ihrem Schreien durchgemacht. Ich war gestern so verzweifelt über

Brief vom 8. 7. 1850.

alle diese Aussichten, daß ich positiv entschlossen war, die ganze Reise aufzugeben, und ich ging mit noch dem Entschluß zu Bett, wenigstens grade durchzufahren, ohne irgendwo anzuhalten. Aber was thut man nicht um den lieben Hausfrieden? Die jungen Vettern und Kousinen müssen sich kennen lernen, und wer weiß, wann Johanna Dich einmal wieder sieht; sie hat mich in der Nacht mit dem Jungen auf dem Arm überfallen, und mit allen Künsten, die uns um das Paradies brachten, natürlich erreicht, daß alles beim Alten bleibt. Aber ich komme mir vor wie einer, dem furchtbar Unrecht geschieht; im nächsten Jahre muß ich sicher mit drei Wiegen, Ammen, Windeln, Bettstücken reisen; ich wache schon um 6 Uhr in gelinder Wut auf und kann Abends nicht schlafen vor allen Reisebildern, die meine Phantasie mir in den schwärzesten Farben ausmalt, bis zu den „Landpartien" in den Dünen von Stolpmünde. Und wenn man dafür noch Diäten bekäme, aber die Trümmer eines ehemals glänzenden Vermögens mit Säuglingen zu verreisen — ich bin sehr unglücklich.

Von Schönhausen ist auch ein Brief datiert, dessen Anlaß ganz besonders bezeichnend ist für die Schätzung, deren sich Bismarck damals in den Kreisen seiner Gegner erfreute. Die Kölnische Zeitung hatte nämlich aus Berlin folgende Räuber- und Mordgeschichte gebracht:

Köln. Zeitg. v. 29. 9. 1850.

Die Herren Kreuzritter scheinen ihre Haltung noch nicht ganz wieder erlangt zu haben und begehen Ungeschicklichkeiten in ihrem Grimme. So äußerte neulich Bismarck-Schönhausen in zahlreicher Umgebung: daß ihm jetzt ein Giftmischer fehle. Kleist-Retzow saß daneben und schwieg! Der Scherz wird seine ärgerlichen Seiten haben!

Tante Brüggemann und Onkel Dumont jrault es bereits vor der Aqua Toffana, die uns die reiche Erbschaft verschaffen soll. Ja, ja — —

Sie hat die Jungen,
Sie hat die Jungen,
Mit einer Fabel umgebrungen!

Bismarck schreibt an Wagner in folgender scharf sarkastischer Weise:

Brief vom 6. 10. 1850.

Aus Ihrem Zuschauer ersehe ich in meiner ländlichen Einsamkeit, wie sich die Kölner Zeitung schreiben läßt, daß ich einen Giftmischer suche. Da ich infolge dessen fürchten muß, von Lesern des rheinischen Blattes mit unfrankirten Anstellungsgesuchen überhäuft zu werden, so erkläre ich, daß ich einen derartigen Wunsch, selbst im Scherz, neuerdings nie ausgesprochen habe. Auch bin ich seit Vertagung der Kammern nicht mit Herrn v. Kleist-Retzow in einer „zahlreichen Gesellschaft" gewesen, und sind mir überhaupt in den letzten Monaten nur solche „zahlreichen Gesellschaften" vor Augen gekommen, deren Mitglieder mir zu tief in der Wolle und, wie ich mir schmeichle, in ziemlich feiner, zu sitzen scheinen, als daß ich bisher von ihnen erwarten konnte, sie würden sich zu Korrespondenten eines demokratischen Blattes hergeben.

Zur Beruhigung der Kölner Redaktion und aller, die es sonst angeht, versichre ich ausdrücklich, daß ich mich augenblicklich in der eben so seltenen als angenehmen Lage befinde, niemand vergiften zu wollen, namentlich seit unter meinen dermaligen politischen Gegnern die Neigung zum Selbstmorde eine befriedigende Verbreitung findet. Sonst könnte die Kölner Zeitung, wenn sie es nicht ohnehin wüßte, sich aus ihren eignen Korrespondenz-Artikeln überzeugen, daß ein Giftmischer heut zu Tage dem, der ihn verwenden will, weniger als jemals fehlt. Der Verfasser jener Notiz ist wahrscheinlich derselbe Geschäftsreisende, welcher mir in diesem Sommer im Kupee erzählte, daß er vor zwei Tagen in Leipzig mit Herrn v. Bismarck-Schönhausen gegessen habe, und meinen bescheidnen Zweifel an der Möglichkeit dieses Faktums mit der Versicherung niederschlug, daß er Herrn v. B. sehr genau kenne und selbst über das Erfurter Parlament mit ihm gesprochen habe. Ich vermutete gleich in diesem Herrn einen Korrespondenten der Kölnischen Zeitung

v. Bismarck.

Aber Bismarck gab seinen Gegnern in der folgenden Zeit noch stärkeren Grund zum Mißtrauen und Haß. Seine Auffassung der Vorgänge, die zu der Demütigung Preußens in Olmütz führen, seine Verteidigung des dort geschlossenen Vertrages fand selbst in dem Lager seiner Freunde nur einen geteilten Beifall. Sicherlich hat er selbst an dem viel getadelten Vertrage keine Freude gehabt und er hat es später oft genug ausgesprochen, daß er in dem Schritt von Olmütz eine Demütigung Preußens erblicke; aber gerade aus seiner realpolitischen Auffassung heraus vermochte er nicht die Dinge allein von der idealen Seite aus zu betrachten, sondern er mußte die Wirklichkeit ins Auge fassen und so zu der Erkenntnis gelangen, daß unter den gegebenen Voraussetzungen eine andere Möglichkeit als ein Zurückweichen nicht vorhanden war. Selbst ein so überzeugter Gegner des Vertrages wie Sybel muß resigniert zugeben, daß namentlich vom militärischen Standpunkte aus und bei der mangelhaften Fürsorge für die Kriegstüchtigkeit des Heeres es gut war, daß sich ein Manteuffel fand, um einen Frieden wie den Olmützer auf sich zu nehmen. Es ist eine eigentümliche Fügung der Geschichte und zugleich die höchste Rechtfertigung der Bismarckschen Auffassung, daß er, der Olmütz verteidigte, dereinst berufen sein sollte, für Olmütz die Rache zu nehmen.

Die Neugestaltung des Bundestages war selbstverständlich durch das einseitige Vorgehen Preußens und durch die Erfurter Union nicht erledigt worden, eine Lösung konnte, wenn nicht die Gewalt das letzte Wort sprechen sollte, immer nur herbeigeführt werden durch

ein Einverständnis der beiden deutschen Großmächte. Leider aber war Friedrich Wilhelm IV. nicht ein Mann, der Kühnheit genug besaß, das verwirrte Gewebe mit einem einzigen Schwertschlage durchzuhauen. Er hätte sich wohl an die Spitze der Union stellen und allem Trotz bieten können, aber das hätte den Bruch mit Oesterreich bedeutet. In Wien wiederum benutzte man geschickt die Stimmung der kleineren Staaten, um die preußischen Projekte zu durchkreuzen. Am 26. April lud Fürst Schwarzenberg im Namen der Präsidialmacht alle Regierungen ein, zum 10. Mai ihre Vertreter nach Frankfurt zu entsenden, um die alte Bundesverfassung von Neuem zu beleben. Er bedrohte zugleich mit der Exekution jeden Staat, der nicht an der Beratung teilnähme. Friedrich Wilhelms Antwort, die Berufung eines Fürstentages nach Berlin, machte wenig Eindruck; mit Oesterreich zugleich schickte Bayern, Sachsen, Hannover, Luxemburg und Dänemark seine Gesandten nach Frankfurt. So standen zwei Staatengruppen drohend einander gegenüber. Der Konflikt wurde verschärft durch die Schleswig-Holsteiner Frage, die ihren vorläufigen Abschluß durch einen Frieden fand, der wieder eine Demütigung des deutschen Volkes bedeutete, zumal er die Herzogtümer so gut wie vollständig dem dänischen Feinde auslieferte. Die weiteren Verhandlungen führten seitens Oesterreichs zu der Konzession, dem Nebenbuhler Gleichberechtigung im Bunde zu gewähren und den Bundestag aufzulösen, falls der König von Preußen die Erfurter Union preisgeben wolle. Aber Friedrich Wilhelm lehnte dieses Entgegenkommen ab, und so gelang es dem Fürsten Schwarzenberg, die russischen Sympathien, die vorher den Gegnern gehört hatten, auf seine Seite zu ziehen. Die kurhessische Frage, die zu der Flucht des Kurfürsten und seines Ministers nach Frankfurt zur Anrufung der Bundesexekution führte, verschärfte die herrschende Stimmung in hohem Grade, zumal als Schwarzenberg die Zustimmung des Zaren zu seinem Plane gewann, die „Revolution“ in Cassel mit Hilfe des Bundestages niederzuwerfen, und als am 11. Oktober der Kaiser von Oesterreich und die Könige von Bayern und Württemberg in Bregenz ein Schutz- und Trutzbündnis gegen Preußen schlossen, mit der Verpflichtung, 200000 Mann ins Feld zu stellen. In jene kritischen Tage fällt die Entsendung des Grafen Brandenburg nach Warschau. Er hatte den Auftrag, Rußland zu überzeugen, daß Preußen mit seinem Widerstande gegen den

Bundestag keineswegs eine demokratische oder gar revolutionäre Politik treibe, er sollte auch erklären, daß man in Berlin bereit sei, die Unionsverfassung preiszugeben und die hessischen Wirren durch Gesamtbeschlüsse aller deutschen Staaten zu ordnen. Gerade damals war die Spannung in Europa ganz gewaltig, in Preußen selbst war die Menge von kriegerischem Feuer beseelt, weil man die Regierung für entschlossen hielt, sich an die Spitze der deutschen Angelegenheiten zu stellen, das Gespenst des Bundestages zu verjagen, die geschichtliche Verbindung der Elbherzogtümer mit Deutschland wieder herzustellen, Kurhessen von der Herrschaft der Willkür zu befreien und dem deutschen Volke eine Volksvertretung zu gewähren. Aber man hatte in die Rechnung nicht den Faktor eingesetzt, der auch gerade damals von der höchsten Bedeutung war, den Charakter Friedrich Wilhelm IV. Als Brandenburg in Warschau keineswegs das Entgegenkommen fand, das er erhofft hatte, als Rußland namentlich in der Holsteiner Frage zu drängen begann, hielt der Abgesandte des Königs selbst es für angebracht, zur Anerkennung der Frankfurter Versammlung zu raten. Damals wurde auch Bismarck vom Könige berufen und um seine Ansicht befragt. Er hat später erzählt, daß er besonders deshalb gegen eine kriegerische Entscheidung sich erklärte, weil Preußen der Waffenmacht seiner Feinde nicht gewachsen gewesen sei.

Hatte er doch in jenen Tagen eine Unterredung mit dem Kriegsminister General Stockhausen gehabt, in der dieser „alte, schneidige Soldat" folgendes ausführte:

Wir müssen für den Augenblick den Bruch nach Möglichkeit vermeiden. Wir haben keine Macht, welche hinreichte, die Oesterreicher, auch wenn sie ohne sächsische Unterstützung bei uns einbrechen, aufzuhalten. Wir müssen ihnen Berlin preisgeben und in zwei Centren außerhalb der Hauptstadt, etwa in Danzig und in Westfalen, mobilisieren; vorwärts Berlin können wir erst in 14 Tagen etwa 70 000 Mann haben, und auch die würden nicht reichen gegen die Streitkräfte, die Oesterreich jetzt schon gegen uns in Bereitschaft hat. Es sei, fuhr er fort, vor allem nötig, wenn wir schlagen wollten, Zeit zu gewinnen, und deshalb zu wünschen, daß die bevorstehenden Verhandlungen im Abgeordnetenhause nicht den Bruch beschleunigten durch Erörterungen und Beschlüsse, wie man sich deren nach den herrschenden Stimmen in der Presse versehen müsse. Er bäte mich daher, in Berlin zu bleiben und auf die bereits anwesenden und nächstens eintreffenden befreundeten Abgeordneten vertraulich im Sinne der Mäßigung einzuwirken. Er klagte über die Verzettelung der Stämme, die in ihrer Friedensformation ausgerückt und verwendet wären und sich nun fern von

Ged. u. Er. I.

ihren Ersatzbezirken und Zeughäusern befänden, teils im Inlande, zum großen Teil aber im Südwesten Deutschlands, also in Oertlichkeiten, wo eine schleunige Mobilmachung auf Kriegsfuß sich schwer ausführen lasse.

Die Erwägungen eines sachkundigen und ehrliebenden Generals, wie Stockhausen, konnte ich einer Kritik nicht unterziehen und vermag das auch heut noch nicht. Die Schuld an unsrer militärischen Gebundenheit, die er mir schilderte, lag nicht an ihm, sondern an der Planlosigkeit, mit der unsre Politik auf militärischem Gebiete sowohl wie auf diplomatischem in und seit den Märztagen mit einer Mischung von Leichtfertigkeit und Knauserei geleitet worden war. Auf militärischem namentlich war sie von der Art, daß man nach den getroffenen Maßregeln voraussetzen muß, daß eine kriegerische oder auch nur militärische Lösung der schwebenden Fragen in letzter Instanz in Berlin überhaupt nicht in Erwägung gezogen wurde. Man war zu sehr mit öffentlicher Meinung, Reden, Zeitungen und Verfassungsmacherei präokkupiert, um auf dem Gebiete der auswärtigen, selbst nur der außerpreußischen deutschen Politik zu festen Absichten und praktischen Zielen gelangen zu können. Stockhausen war nicht im stande, die Unterlassungssünden und die Planlosigkeit unserer Politik durch plötzliche militärische Leistungen wieder gut zu machen, und geriet so in eine Situation, die selbst der politische Leiter des Ministeriums, Graf Brandenburg, nicht für möglich gehalten hatte. Denn derselbe erlag der Enttäuschung, welche sein hohes patriotisches Ehrgefühl in den letzten Tagen seines Lebens erlitten hatte. Es ist Unrecht, Stockhausen der Kleinmütigkeit anzuklagen, und ich habe Grund zu glauben, daß auch König Wilhelm I. zu der Zeit, da ich sein Minister wurde, meine Auffassung bezüglich der militärischen Situation im November 1850 teilte. Wie dem auch sei, mir fehlte damals jede Unterlage zu einer Kritik, die ich als konservativer Abgeordneter einem Minister, auf militärischem Gebiete als Landwehrlieutenant dem General gegenüber hätte ausüben können.

Wenn trotzdem das preußische Ministerium dem Könige zur Mobilmachung der gesamten Armee riet und hiermit überall die freudigste Zustimmung erweckte, so war dies nur das Produkt einer jener Wallungen, die über die Bedingungen der Wirklichkeit hinweggleiten. Es war besonders Graf Brandenburg, der zu einer Verständigung mahnte. Er brachte den Vorschlag Oesterreichs mit, die von Preußen geforderten freien Konferenzen über die deutsche Frage einzuberufen, und er hielt es für unmöglich, daß Preußen zugleich gegen Oesterreich und die Süddeutschen, vielleicht sogar auch gegen Rußland kämpfen könne, während auf seiner Seite kaum die Sympathien des beutehungrigen Frankreichs standen. Für eine kriegerische Entscheidung trat vor allem Prinz Wilhelm, der spätere König von Preußen, auf. Er fühlte sich als der berufene Heerführer in dem bevorstehenden Kriege, und seine Stimmung spricht am besten ein Schreiben aus, daß er am 4. April des folgenden Jahres an seinen

Freund, den General v. Natzmer, sandte. Dieser hatte ihn daran erinnert, daß man in jenen Tagen der ärgsten Verwirrung mit Stolz die Begeisterung und Erhebung des Vaterlandes gesehen, daß man von dem Schwerte des Prinzen alles erwartet habe; er hatte an das Jahr 1813 erinnert und an die Demütigung, die acht Jahre vorher die Haugwitz und Lombard Preußen zugefügt hatten, so daß Jena die Folge war. Der Prinz sagte in seiner Antwort: „Ja wohl, es war im vorigen November ein zweites 1813, nur vielleicht noch erhebender, weil nicht ein siebenjähriger fremdherrlicher Druck diese Erhebung hervorgerufen hatte. Es war ein allgemeines Gefühl, daß der Moment gekommen sei, sich die ihm durch die Geschichte angewiesene Stellung zu erobern. Es sollte noch nicht sein. Es muß wohl verfrüht gewesen sein, und ich glaube, wir sehen die gehoffte Stellung für Preußen nicht mehr. Ich bin gewiß für den Frieden und für ein Handinhandgehen mit Oesterreich, doch beides muß mit Ehren geschehen und wir dürfen uns nicht, wie's geschieht, an das Gängelband nehmen lassen. Unser jetziges, momentan festeres Vertrauen wird sich gewiß wieder in Wohlgefallen auflösen. Das Kommando, das mir des Königs Vertrauen im November anwies, war recht gemacht, um zu glauben, daß man die Welt stürmen könnte. Ich sah mit großem Vertrauen den Ereignissen entgegen, obschon ich den Gegner nicht gering schätzte und großen Feldherren entgegenging, denn in dem Geist, der unsere Armee belebte, lag das Gefühl der Nachhaltigkeit."

Die Ereignisse drängten hart an einander. Graf Brandenburg starb unmittelbar, nachdem er eine Depesche nach Wien entsandt hatte, in der er das Entgegenkommen seiner Regierung gegen die österreichischen Anschauungen kundgab und der Abhaltung freier Konferenzen in Dresden zustimmte, der leitende Minister Herr v. Radowitz nahm seinen Abschied und wurde durch Herrn v. Manteuffel ersetzt; gleichzeitig jedoch wurde als Antwort auf die Rüstungen der Gegner die Mobilmachung Preußens durchgeführt. Es kam dann bei Bronzell zu dem bekannten Scharmützel zwischen den Exekutionstruppen des Bundes und Preußen, zu der drohenden Note, in der Schwarzenberg die Räumung Hessens forderte, zu der Anerkennung des Frankfurter Bundestages durch Rußland. Gleichzeitig rüstete Louis Napoleon an der Ostgrenze Frankreichs ein starkes Heer.

Noch klangen in der Thronrede, mit welcher die preußischen Kammern eröffnet wurden, kriegerische Töne. „Mit Stolz und Freude", hieß es da, „sehe ich, daß mein wehrhaftes Volk sich allenthalben erhebt wie ein Mann und sich meinem in Tapferkeit und Treue bewährten Heere anschließt. In kürzester Zeit werden wir stärker gerüstet dastehen als jemals in alten oder neuen Zeiten. Wir suchen nicht den Krieg, wir wollen Niemandes Rechte schmälern, Niemandem unsere Vorschläge aufzwingen, aber wir fordern eine Einrichtung des Gesamtvaterlandes, die unserer gegenwärtigen Stellung in Deutschland und Europa angemessen ist und der Summe der Rechte entspricht, welche Gott in unsere Hand gelegt hat. Wir haben ein gutes Recht, das wollen wir verteidigen, und so lange in kräftiger Rüstung unter den Waffen bleiben, bis wir der Geltung dieses Rechts gewiß sind. Das sind wir Preußen, das sind wir Deutschland schuldig!" Diese Ausführungen fanden bei den Abgeordneten jubelnde Zustimmung. Sie galten als ein Beweis dafür, daß Preußen zu einer energischen Haltung bereit sei.

Die Verhandlungen über die Regelung der hessischen Frage scheiterten. Am 25. November erfolgte von österreichischer Seite ein Ultimatum, als eben Manteuffel einen Vertrauten nach Wien gesandt hatte, um eine persönliche Konferenz der leitenden Minister zu beantragen. Dieser Antrag fand in Wien Entgegenkommen. Die Zusammenkunft fand in Olmütz statt und hier kam die viel berufene Punktation zustande. Danach sollten die Holsteiner Angelegenheiten durch eine gemeinsame Kommission der beiden Mächte erledigt werden, die kurhessische Frage wollte man in freier Konferenz zu Dresden erörtern, Kassel sollte gemeinsam besetzt werden und beide Mächte abrüsten. Hinsichtlich des Inhaltes der Bundesreform gelangte man in Olmütz nur zu dem negativen Resultate, daß Preußen auf seine bisherigen Pläne Verzicht leistete.

Der schwächste Punkt in den Abmachungen war unstreitig die Zustimmung Preußens zur Abrüstung; denn ein bewaffnetes Preußen konnte auch bei den künftigen Verhandlungen seinen Wünschen in ganz anderer Weise Nachdruck verschaffen als ein ungerüstetes. Es kam noch hinzu, daß Oesterreich keineswegs seinerseits die gleichen Verpflichtungen übernahm, denn es behielt sich vor, 3 Bataillone jedes Infanterieregiments, die gesamte Kavallerie und Artillerie, die 40 000 Mann der Exekutionstruppe von Hessen und Holstein und

die Streitkräfte seiner Verbündeten auf der vollen Kriegsstärke zu belassen. Prinz Wilhelm protestierte energisch gegen die Abrüstung und auch der junge Abgeordnete v. Bismark erklärte es in der Kammer für wünschenswert, einen Aufschub eintreten zu lassen, wenn er auch andererseits die Gelegenheit der Debatte ergriff, um nachzuweisen, daß die Unterwerfung von Olmütz keinen Flecken auf Preußens Ehre bedeute.

Manteuffel hatte eben in der Kammer den berühmten Ausspruch gethan: „Der Starke weicht wohl einen Schritt zurück, behält aber das Ziel fest im Auge und sieht, auf welchem anderen Wege er es erreichen kann.“ Er hatte damit nur den tiefsten Zorn der Abgeordneten erweckt, unter denen namentlich Georg v. Vincke eine von patriotischer Begeisterung getragene Rede gegen das Ministerium hielt, das die preußische Ehre preisgegeben habe. Bismarck führte nun in seiner Erwiderung aus: er würde vor dem Kriege nicht zurückschrecken, ja er würde dazu raten, wenn jemand imstande wäre, ihm die Notwendigkeit desselben nachzuweisen oder ein würdiges Ziel, welches durch ihn erreicht werden soll und ohne den Krieg nicht zu erreichen ist:

„Warum führen große Staaten heutzutage Krieg?“ rief der junge konservative Abgeordnete aus. Rede vom 3. 12. 1850.

„Die einzige gesunde Grundlage eines großen Staates, und dadurch unterscheidet er sich wesentlich von einem kleinen Staate, ist der staatliche Egoismus und nicht die Romantik, und es ist eines großen Staates nicht würdig, für eine Sache zu streiten, die nicht seinem eigenen Interesse angehört. Zeigen Sie mir also, meine Herren, ein des Krieges würdiges Ziel, und ich will Ihnen beistimmen. Es ist leicht für einen Staatsmann, sei es in dem Kabinette oder in der Kammer, mit dem populären Winde in die Kriegstrompete zu stoßen und sich dabei an seinem Kaminfeuer zu wärmen oder von dieser Tribüne donnernde Reden zu halten und es dem Musketier, der auf dem Schnee verblutet, zu überlassen, ob sein System Sieg und Ruhm erwirbt oder nicht. Es ist nichts leichter als das, aber wehe dem Staatsmann, der sich in dieser Zeit nicht nach einem Grunde zum Kriege umsieht, der auch nach dem Kriege noch stichhaltig ist. Ich bin der Ueberzeugung, Sie sehen die Fragen, die uns jetzt beschäftigen, nach einem Jahre anders an, wenn Sie sie rückwärts durch eine lange Perspektive von Schlachtfeldern und Brandstätten, Elend und Jammer, von 100 000 Leichen und 100 Millionen Schulden erblicken werden. Werden Sie dann den Mut haben, zu dem Bauer auf der Brandstätte seines Hofes, zu dem zusammengeschossenen Krüppel, zu dem kinderlosen Vater hinzutreten und zu sagen: „Ihr habt viel gelitten, aber freut Euch mit uns, die Unionsverfassung ist gerettet (Heiterkeit); freut Euch mit uns, Hassenpflug ist nicht mehr Minister, unser Bayrhoffer regiert in Hessen“

(Bravo von der Rechten). Haben Sie den Mut, das den Leuten dann zu sagen, dann beginnen Sie diesen Krieg, aber von vielen Seiten, von manchen, wo ich erwartete, daß man mit klaren Augen in das blendende Licht sehen werde, sind diese Fragen indentifiziert worden mit der preußischen Ehre, und darin glaubt man den Hebel gefunden zu haben, der die trägste preußische Faust an den Degengriff führt; da glaubt man das Geheimnis gefunden zu haben, die preußische Armee für dasselbe Prinzip ins Gefecht zu führen, welches sie im März 1848 in den Straßen Berlins bekämpfte (Unruhe auf der Linken).

Meine Herren, es hat mir überraschend sein müssen, gerade den Mund derjenigen heute von Soldatenehre, von militärischen Sympathien überfließen zu sehen, welche während des Gefechts am 18. März mit ihren Sympathien, mit ihrem Rate nicht die Stelle trafen, wo das preußische Militär seine Ehre suchte, welche in der Adreßdebatte des zweiten Vereinigten Landtags und in der Adresse selbst für das wunde Soldatenherz keinen besseren Balsam hatten als die kühle Phrase: „Auf beiden Seiten schlagen Heldenherzen", auf beiden Seiten, auf Seiten der preußischen Armee und auch auf Seiten des Teiles des sogenannten Volkes, der ihr gegenüberstand. Aber, meine Herren, mögen Sie, ich will nicht sagen aus Mangel an Patriotismus, es mag jemand den Begriff des Patriotismus anders auffassen wie ich, mögen Sie es nicht verschmähen, den Stachel tiefer in das tapfere Herz des preußischen Soldaten in diesem Augenblick zu drücken, wo vermöge einer anderthalbjährigen verkehrten Politik, deren Träger (v. Radowitz) und mit ihm, meiner Ansicht nach, sein System gefallen ist, das preußische Militärgefühl schon tief genug verwundet ist; mögen Sie die Leidenschaften der Armee entflammen wollen, daß sie wie ein unbändiges Pferd mit der preußischen Staatsweisheit durchgehen; mögen Sie es versuchen, es wird Ihnen nicht gelingen, das preußische Heer, welches am 19. März, den Zorn des gereizten Siegers im Herzen, die geladene Waffe in der Hand, lediglich dem Befehle seines Kriegsherrn gehorchend, unter dem Hohn seiner Gegner die Rolle des Besiegten übernahm, zu einem Parlamentsheer zu machen; es wird stets das Heer des Königs bleiben und seine Ehre im Gehorsam suchen. (Bravo auf der Rechten.)

Ich habe das feste Vertrauen, und ich glaube, die Mehrzahl der Preußen hat es mit mir, daß das Ministerium, welches im November 1848 die Ehre des Vaterlandes gewahrt hat, daß der General, auf den die ganze Armee mit Achtung sieht und der an der Spitze des Kriegsministeriums steht, daß sie und ihre Kollegen auch wissen, was preußische Ehre ist und wie sie zu wahren sei.

Die preußische Ehre besteht nach meiner Ueberzeugung nicht darin, daß Preußen überall in Deutschland den Don Quixote spiele für gekränkte Kammercelebritäten, welche ihre lokale Verfassung für gefährdet halten. Ich suche die preußische Ehre darin, daß Preußen vor allem sich von jeder schmachvollen Verbindung mit der Demokratie entfernt halte, daß Preußen in der vorliegenden wie in allen Fragen nicht zugebe, daß in Deutschland etwas geschehe ohne Preußens Einwilligung (Heiterkeit), daß dasjenige, was Preußen und Oesterreich nach gemeinschaftlicher unabhängiger Er-

wägung für vernünftig und politisch richtig halten, durch die beiden gleichberechtigten Schutzmächte Deutschlands gemeinschaftlich ausgeführt werde.

. . . Wenn ich dem Ministerium gegenüber einen Wunsch aussprechen wollte, so wäre es der, daß wir nicht eher entwaffnen, als bis die freien Konferenzen ein positives Resultat gegeben haben; dann bleibt es noch immer Zeit, einen Krieg zu führen, wenn wir ihn wirklich mit Ehren nicht vermeiden können oder nicht vermeiden wollen (Beifall rechts).

. . . Wenn ich vorher von dieser Tribüne Oesterreich als Ausland und, wenn ich nicht irre, als verwegenes Ausland habe bezeichnen hören, so möchte ich fragen, mit welchem Rechte Sie behaupten, daß Hessen und Holstein uns nicht für Ausland gelten, wenn Sie Oesterreich als Ausland behandeln, das mit demselben Rechte zu Deutschland gehört? Ich hatte geglaubt, die Union, welche ich außerhalb dieser Kammer und bis ich wieder nach Berlin kam, von niemand anders als mit einem leisen Anflug von Heiterkeit habe nennen hören, wie eine Jugendphantasie, deren man sich mit dem angenehmen Gefühle erinnert, daß sie glücklicherweise ohne üble Folgen geblieben ist, diese Union, glaubte ich, wäre mit ihrem Träger gefallen. Der Träger der Union, der Schöpfer dieser Verfassung vom 26. Mai, Herr v. Radowitz, ist aus dem Ministerium getreten, meiner Auffassung nach deshalb, weil das Ministerium das frühere als verkehrt erkannte System, das System Radowitz, hatte fallen lassen. Ich will den Nichtanwesenden hier nicht angreifen, ich würde es aber gern gesehen haben, wenn Herr v. Radowitz mir jetzt wie vor einem Jahre gegenüber säße . . .

Ich will auf die Idee der Gültigkeit oder Ungültigkeit der Unionsverfassung hier nicht zurückkommen, wir haben das in Erfurt hinreichend besprochen, ich habe wie damals die Ueberzeugung, daß sie rechtsgültig bei uns, Gott sei dank, nicht besteht, und wenn sie bestände, so wäre sie nichts anderes, als eine Mediatisierung Preußens, nicht unter die Fürsten, sondern unter die Kammern der kleinen Staaten, und ein Krieg, für die Union von Preußen geführt, könnte mich nur lebhaft an jenen Engländer erinnern, der ein siegreiches Gefecht mit einer Schildwache bestand, um sich in dem Schilderhause hängen zu können, ein Recht, welches er sich und jedem freien Briten vindizierte. Sollten wir trotzdem dahin getrieben werden, für die Idee der Union Krieg zu führen, meine Herren, es würde nicht lange dauern, daß den Unionsmännern von kräftigen Fäusten die letzten Fetzen des Unionsmantels heruntergerissen würden, und es würde nichts bleiben als das rote Unterfutter dieses sehr leichten Kleidungsstückes. Am wenigsten kann ich glauben, daß die Staatsmänner, die im Sommer 1848 der Freundschaftsbezeugungen einer Handvoll Berliner Proletarier sich nicht erwehren konnten, stark genug sein würden, wenn einmal der Brand entzündet ist, im Kampfe mit der Uebermacht die dargebotene Hand der polnischen, italienischen, ungarischen und deutschen Demokraten zurückzuweisen.

. . . Gelingt es dem Ministerium nicht, diesen Krieg der Propaganda, diesen Prinzipienkrieg von uns fern zu halten, dann, meine Herren, bleibt dem Preußen nichts anderes übrig, als dem Befehle, der ihn in die Reihe der Krieger ruft, zu folgen, wenn auch in bitterem Schmerze und zu

schmachvollem Untergange, selbst im Siege. Aber es möge jeder, der diesen Krieg hindern konnte und es nicht that, bedenken, daß das Blut, welches in solchem Kriege vergossen wird, in seinem Schuldbuche steht; möge ihn der Fluch jedes ehrlichen Soldaten treffen, der für eine Sache stirbt, die er im Herzen verdammt und verachtet, und möge dieser Fluch schwer auf seiner Seele lasten am Tage des Gerichts.

Aber, meine Herren, einen solchen Prinzipienkrieg — ich habe nicht gehört, daß irgend jemand nach ihm verlangt — ich gestehe, ich habe dies Wort seit lange zum erstenmal in dieser Kammer gehört: sollte niemand im Lande einen solchen Prinzipienkrieg verlangen als die Majorität der Kammer, so ist dies meiner Meinung nach kein Grund zum Kriege mit Oesterreich, sondern zum Kriege mit dieser Kammer. Dann wäre es Pflicht der Räte der Krone, sich zu erinnern, daß eine Kammer leichter mobil zu machen ist als eine Armee (Heiterkeit), und in einer Neuwahl das Volk zu fragen, ob es die Ansichten seiner Vertreter durch Wiederwahl gutheiße . . . (Lärm. Präsident: Ich bitte um Ruhe) oder ob es durch seine Wahl zeigen will, daß es mit festem Vertrauen an dem Ministerium hängt, zu dessen Unterstützung — daran erinnern Sie sich, meine Herren — wir fast alle vor einem Jahre hierher geschickt wurden."

Otto v. Bismarck hat an den Anschauungen, die er seiner Rede über Olmütz zu Grunde legte, nicht festgehalten. Schon in den ersten Zeiten seiner Frankfurter Thätigkeit kam er zu der Gewißheit, daß die deutsche Frage nur gelöst werden könne, wenn Preußen allein sie in die Hand nähme, aber er zog auch aus der Demütigung von Olmütz die Konsequenz, daß eine Wiederholung nur dann zu vermeiden sei, wenn Preußen in den Besitz einer starken bewaffneten Macht gelangte, mit der es auch, wenn es auf sich allein angewiesen bliebe, seine Grenzen sichern und verteidigen könnte.

Wie man selbst in den Kreisen, die amtlich oder persönlich dem Minister nahe standen, damals geurteilt hat, beweist ein Brief von Heinrich Abeken, der mit Manteuffel nach Olmütz gefahren war:

Heinr. Abeken, Ein schlichtes Leben, 8. 12. 1850.

. . . Die Angelegenheiten meines Vaterlandes sind so tief gesunken, daß ich fürchte, daß alles Streben nach wahrer Freiheit, nationaler Ehre und Macht für den Augenblick aufzugeben ist, damit es nach dem Willen Gottes einst wiedergeboren werde, was wir vielleicht nicht mehr erleben. Aber spreche ich nicht gleich wieder von Politik! — Doch wer thäte das jetzt nicht! In unseren Tagen hat die Politik einen geheiligten Sinn. Sie bedeutet den Kampf zwischen Freiheit und Tyrannei, Zivilisation und Barbarei, nicht wie in alter Zeit zwischen streitenden Parteien und kleinlichen Interessen der Kabinette und Minister.

Ich wünsche, ich hätte Ihnen an Ihrem Geburtstag geschrieben, aber an dem Tage war ich fern von Berlin in Olmütz, wohin ich den Minister begleitet hatte wegen eines Versuches, den Frieden zu erhalten und den Krieg abzuwenden. Nun, der Krieg ist abgewandt. Mittel und Wege zu

weisen, um ihn abzuwenden, daran hatte ich mehr Teil, als ich sagen möchte; ich bereue es jetzt. Denn was ich für das Beste zu raten meinte, ist so ausgeführt worden, daß ein beinahe größeres Unglück daraus entstanden ist, als selbst der schwerste Krieg es hätte bringen können. Das ist eine schmerzliche Erfahrung, eine sehr demütigende; aber wenn wir dankerfüllt annehmen, daß Gott unser Böses zum Guten wendet, so müssen wir uns auch mit Ergebung unterwerfen, wenn das Gegenteil eintritt, und warten in Glauben und Geduld.

Eine bezeichnende Episode lernen wir aus einem Briefe kennen, den Roons Frau in die Heimat gesandt hat:

Soll ich mich noch auf das politische Feld begeben? schreibt sie am 20. November 1850, ich wage es nicht, es führt zu weit, wollte ich Euch die Spannung, in der wir fortwährend leben, jeden Tag neue Ereignisse erwartend, den Zustand zwischen Furcht und Hoffnung schildern — ich würde Bogen vollschreiben können. Was werden die nächsten Tage bringen, was werden die Kammern beginnen, was wird ihnen der König sagen? Wird sich das Ministerium den Kammern gegenüber halten? . . . . Es ist, nachdem man Genaues über den Ministerrat vom 2. d. Mts. hört, unbegreiflich, daß der König nicht augenblicklich Manteuffel und Stockhausen entließ. Aber was ist bei uns nicht alles geschehen und geschieht noch! — Die Geschichte mit dem Prinzen und dem Degen ist, mit Ausnahme des letzteren, wahr; das heißt, der Prinz hat im höchsten Unmut, nachdem er die längste Zeit die Scheingründe gegen den Krieg, welche Manteuffel, Stockhausen und Gerlach entwickelten, mit der heftigsten Unruhe angehört, gesagt: Nein, das kann ich nicht mehr mit anhören, da will ich ja lieber gleich meinen Abschied nehmen! — Darauf hat er sich wieder hingesetzt, an seinem Handschuh gepflückt und zähneknirschend die Geduld des Königs bewundert (der auf seiner Seite war, bekanntlich), während Manteuffel fortwährend von dem Schrecken eines Bruderkrieges, von unserm wahrscheinlichen Unvermögen, den Krieg siegreich zu führen rc. doziert. Endlich sagt Stockhausen (der Kriegsminister!!): „Und es ist auch noch sehr die Frage, ob unsere Armee sich gegen die Oesterreicher schlägt!" Bei diesen Worten springt der Prinz auf . . . . . und widerspricht im Namen der Armee einer derartigen Annahme in sehr heftigen Worten. Hierauf stürzt er hinaus, fiel seinem Adjutanten um den Hals und sagte schluchzend: „Es ist alles verloren — mit den Männern da drinnen ist nichts zu machen!" — Wie die Dinge wenige Tage nachher die andere Wendung genommen (da dennoch mobil gemacht wurde), darüber schwebt noch ein Dunkel; es hat sich alles wieder planiert. — Es ist kaum zu glauben und doch wahr! Und welche Rolle spielt bei allem diesem unser teurer König! Ach, es könnte einem das Herz abdrücken! Man hört jetzt schon wieder allerlei munkeln von Gewissensbissen wegen des Mobilmachungsbefehls. Und wenn es auch nicht wahr ist, so zeigt es doch deutlich von dem allgemeinen und gerechtfertigten Mißtrauen. Daß Graf Brandenburg mit und aus den heftigsten Gewissensbissen und gewiß mit tiefem Schmerze erkrankte und starb, bezeugten seine Phantasien, die furchtbar gewesen sein sollen. — —

Denkw. Roons, Brief vom 20. 11. 1850.

Wann immer Bismarck in seinen späteren Reden als leitender Minister oder als Reichskanzler auf die Episode von Olmütz zurückkam, so stellte er sie hin in dem Licht einer seinem Vaterlande zugewiesenen Demütigung, aber immer hat er auch darauf gewiesen, daß die Verhältnisse jener Zeit einen andern Ausweg unmöglich gemacht haben. Noch im Juli 1892 auf dem Marktplatze zu Jena sagte Bismarck:

Rede vom 31. 7. 1892. Es gehörte zu der göttlichen Fügung der deutschen Nation, auf die ich für die Zukunft Vertrauen habe, daß politische Zufälle, die niemand voraussehen konnte, den engen Zusammenhang zwischen Oesterreich und Rußland, der uns zur Zeit von Olmütz gegenüberstand, sprengten, und zwar in einer Weise, daß wir die Trennung der Olmützer Verbindung für unseren nationalen Zweck politisch benutzen konnten. Hätten uns 1866 Oesterreich und Rußland in derselben Geschlossenheit gegenüber gestanden wie zur Zeit von Olmütz — Gott weiß allein, ob der Erfolg derselbe gewesen wäre und ob wir heute auf derselben Stufe ständen.

In seiner großen Rede aber vom 6. Februar 1888 erklärte er:

Rede vom 6. 2. 1888. Das Saldo, welches Rußland im preußischen Konto hatte, ist durch die Freundschaft, ich kann fast sagen Dienstfertigkeit Preußens, ist während der Regierung Nikolaus' ausgenützt und in Olmütz, kann ich sagen, getilgt worden. In Olmütz nahm der Kaiser Nikolaus nicht für Preußen Partei, er schützte uns nicht einmal vor üblen Erfahrungen, vor gewissen Demütigungen; der Gedanke, daß wir Rußland während seiner Regierung irgend welchen Dank schuldig waren, ist eine historische Legende.

Dem Tage von Olmütz sind die Beratungen in Dresden gefolgt. Preußens Wünsche gingen auch hier dahin, daß die Union anerkannt werde, daß man ihm einen Anteil im Präsidium des Bundestages einräume und daß Preußen und Oesterreich eine starke Exekutivgewalt erhielten, sodaß künftig nur noch eine gemeinsame deutsche Politik möglich sei. Von dem deutschen Parlamente war aber keine Rede. Oesterreich dagegen, das an die Kriegsfurcht seines Rivalen glaubte und sich vollkommen als Herr der Lage fühlte, ging in seinen Forderungen bedeutend weiter. Schon die Eröffnungssitzung in Dresden am 23. Dezember war charakteristisch. Fürst Schwarzenberg ergriff gleich, wie selbstverständlich, den Vorsitz und sprach die einleitenden Worte. Darauf redete Herr v. Beust als begrüßender Wirt und dann erst erhielt der preußische Ministerpräsident das Wort, dem sofort der bayerische Vertreter folgte, so daß sich Preußen, wie von selbst, inmitten der Kleinstaaten befand. Eine unendliche Reihe von Vorschlägen und Gegenvorschlägen wurden

gemacht; das Resultat war dürftig genug. Die wichtigsten nationalen Bedürfnisse, wie die Reform des Bundes, eine Kriegsverfassung und die Schaffung einer deutschen Flotte blieben ohne jede Berücksichtigung. Der Wunsch Preußens nach einer Parität im Bundespräsidium blieb ohne Erfüllung und wenn auch die weitestgehenden österreichischen Vorschläge scheiterten, so konnte doch Oesterreich auch in diesen Verhandlungen sich als den Sieger betrachten.

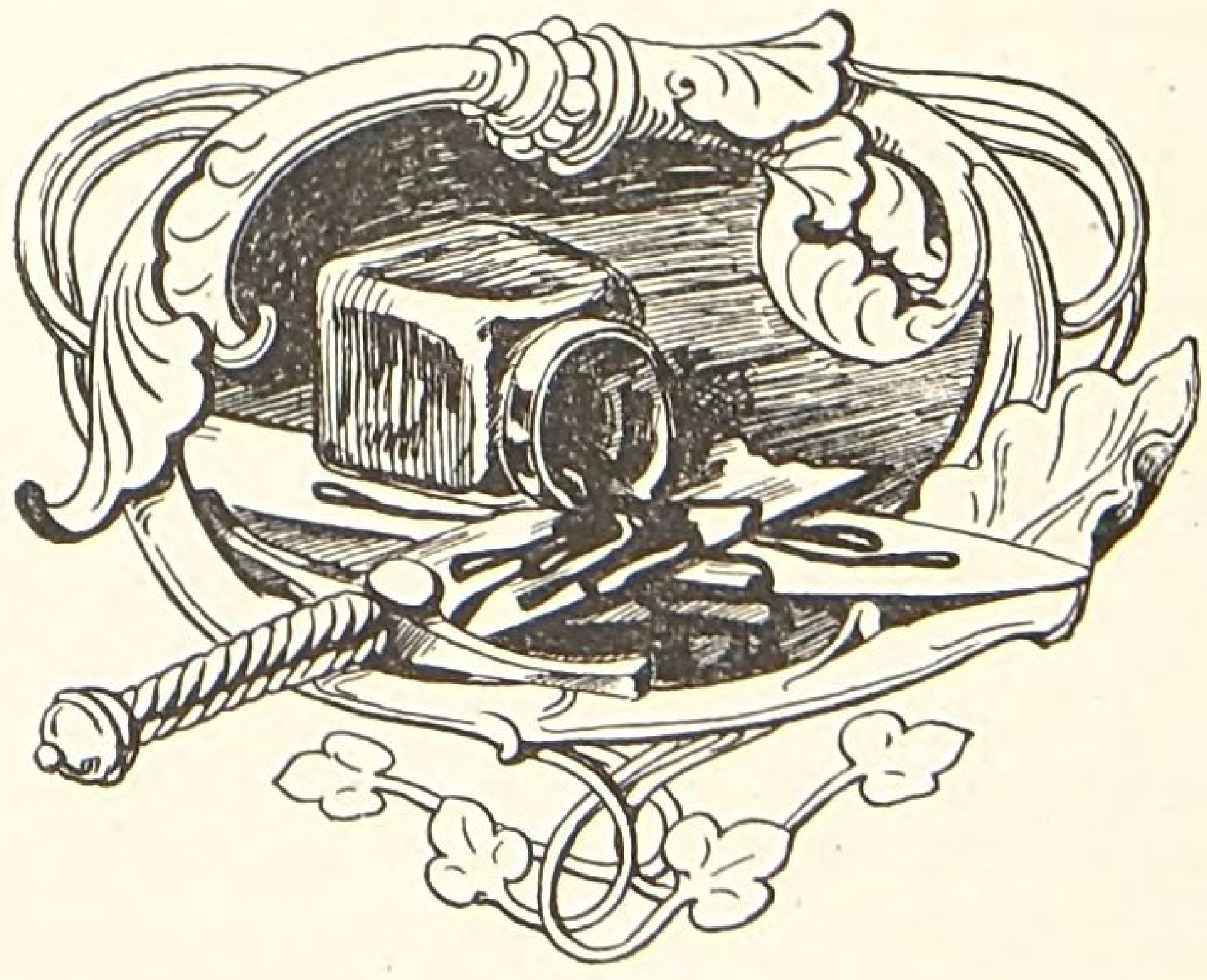
Wenn die Dresdener Verhandlungen, urteilte später Bismarck, nicht dazu benutzt worden sind, im preußischen Sinne entweder ein höheres Resultat oder einen berechtigt erscheinenden Anlaß zum Kriege zu gewinnen, so ist mir niemals klar geworden, ob die auffällige Beschränkung unserer Ziele in Dresden von dem Könige oder von Herrn v. Manteuffel, dem neuen auswärtigen Minister, ausgegangen ist. Ich habe damals nur den Eindruck gehabt, daß letzterer nach seinem Vorleben als Landrat, Regierungs-Präsident und Direktor im Ministerium des Innern sich in der Sicherheit seines Auftretens durch die renommierenden vornehmen Verkehrsformen des Fürsten Schwarzenberg geniert fühlte. Schon die häusliche Erscheinung beider in Dresden — Fürst Schwarzenberg mit Livreen, Silbergeschirr und Champagner im ersten Stock, der preußische Minister mit Kanzleidienern und Wassergläsern eine Treppe höher — war geeignet, auf das Selbstgefühl der beteiligten Vertreter beider Großmächte und auf ihre Einschätzung durch die übrigen deutschen Vertreter nachteilig für uns zu wirken. Die alte preußische Einfachheit, die Friedrich der Große seinem Vertreter in London mit der Redensart empfahl: „Sage Er, wenn Er zu Fuß geht, daß 100 000 Mann hinter ihm gehn", bezeugt eine Renommage, die man dem geistreichen Könige nur in einer der Anwandlungen von übertriebener Sparsamkeit zutrauen kann. Heute hat jeder 100 000 Mann, nur wir hatten sie, wie es scheint, zur Dresdener Zeit nicht verfügbar. Der Grundirrtum der damaligen preußischen Politik war der, daß man glaubte, Erfolge, die nur durch Kampf oder durch Bereitschaft dazu gewonnen werden konnten, würden sich durch publizistische, parlamentarische und diplomatische Heucheleien in der Gestalt erreichen lassen, daß sie als unserer tugendhaften Bescheidenheit zum Lohn oratorischer Bethätigung unserer „deutschen Gesinnung" aufgezwungen erschienen. Man nannte das später „moralische" Eroberungen; es war die Hoffnung, daß andere für uns thun würden, was wir selbst nicht wagten. Ged. u. Er. I.

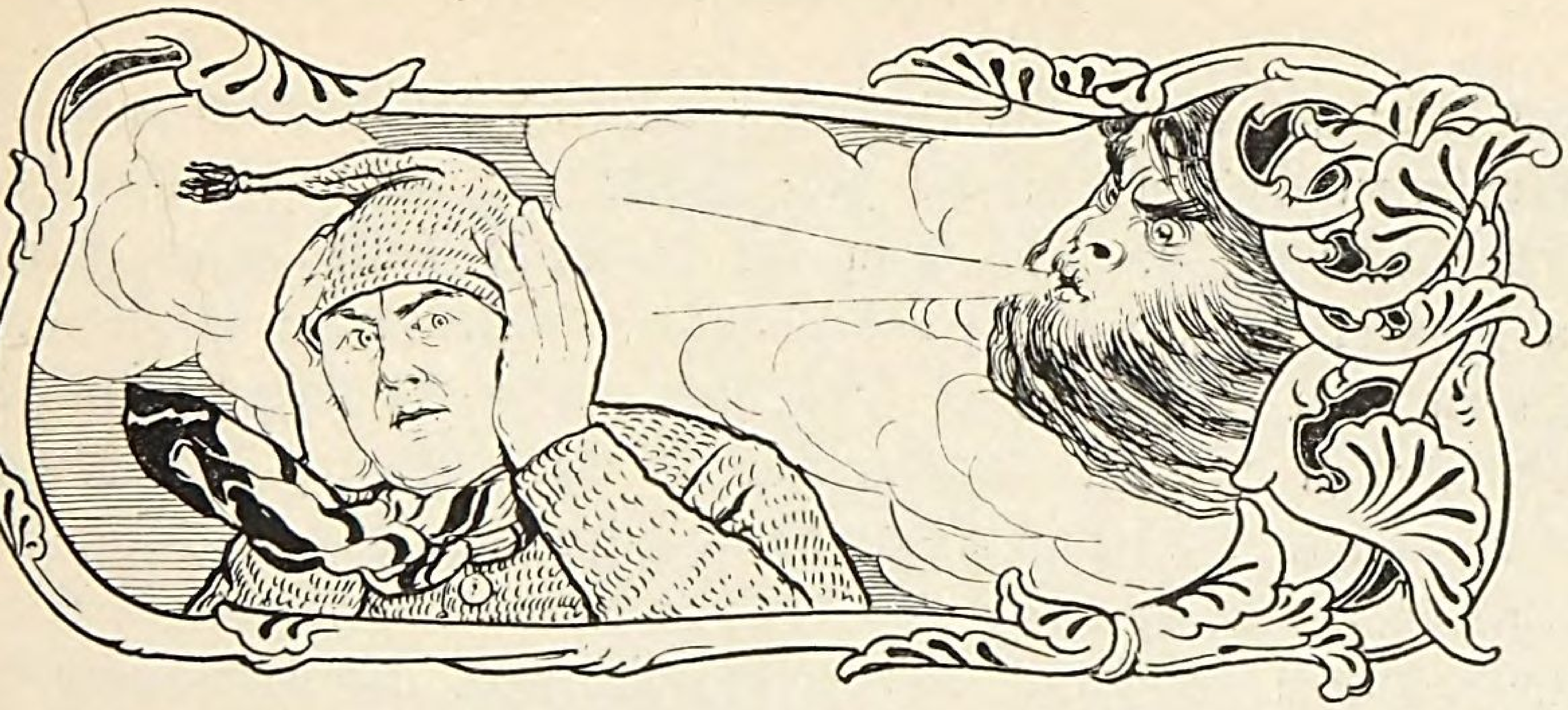
Am 16. Mai wurde ein geheimer Allianzvertrag mit Oesterreich unterzeichnet, der die Waffenhilfe auch für die Regelung der italienischen Wirren in Aussicht stellte. Der alte, verschlafene Bundestag wurde zu neuem Leben galvanisiert, das lächerliche Resultat der erbitterten Kämpfe langer Jahre; man war auf den Standpunkt zurückgekommen, auf dem man vor der Revolution gestanden hatte, und wirklich erfreut konnte den Gang der Dinge nur einer begrüßen:

der alte Metternich. Wenn wir aber dem Bundestage in einem Punkte Dank wissen dürfen, so ist er darin gegeben, daß er dem jungen Bismarck den Raum bot, sein diplomatisches Genie zu schulen und Erfahrungen zu sammeln, die für seine späteren Thaten die Rüstung bilden sollten.

Am 13. März 1867 hat Bismarck den Wandel seiner Anschauungen dargelegt:

Ich kam nach Erfurt mit denjenigen politischen Anschauungen, die ich, ich möchte sagen, aus dem Vaterhause mitbrachte, geschärft in jener Zeit durch den Kampf gegen die Angriffe der Bewegung von 1848 auf Zustände, die mir wert waren. Im Jahre darauf, 1851, bin ich in die praktischen Geschäfte eingetreten und habe seitdem Gelegenheit gehabt, Erfahrungen in der praktischen Politik sechzehn Jahre hindurch in Stellen, wo ich ohne Unterbrechung mit der großen Politik, namentlich aber mit der deutschen, beschäftigt war, sammeln zu können. Ich habe mich dabei überzeugt, daß aus dem Zuschauerraum die politische Welt — nicht bloß auf den Brettern, die die Welt bedeuten — anders aussieht, als wenn man hinter die Kulissen tritt, und daß der Unterschied nicht bloß an der Beleuchtung liegt. Ich habe an mir selbst wahrgenommen, daß man die Politik anders beurteilt, so lange man als Dilettant ohne das Gefühl schwerer persönlicher Verantwortlichkeit, etwa in den Mußestunden, die die anderweitige Berufsart zuläßt, an ihr mitwirkt, als wo man im Gegenteil einer vollen Verantwortung für die Folgen jedes Schrittes, den man thut, sich bewußt ist. Ich habe in Frankfurt im Amte erkannt, daß viele der Größen, mit denen meine Erfurter Politik gerechnet hatte, nicht existierten, daß das Zusammengehen mit Oesterreich, wie es mir aus den Erinnerungen an die heilige Allianz, die durch die Traditionen der früheren Generationen mir überkommen waren, vorschwebte, — daß dieses nicht möglich war, weil das Oesterreich, mit dem wir rechneten, es war die Periode des Fürsten Schwarzenberg, überhaupt eben nicht existierte.





Sechstes Kapitel.

Die ersten Jahre in Frankfurt.

Als Otto v. Bismarck in den diplomatischen Dienst eintrat und an ihm sich der wunderbare Wandel vom märkischen Deichhauptmanne zum Vertreter Preußens am Bundestage zu Frankfurt vollzog, da wurde ein bis dahin unerhörter Riß in den bureaukratischen Anschauungen des Beamtentums vollzogen. Ein Mann, der weder seine regelrechten Examina bestanden hatte, noch den korrekten Weg durch die Schreibstuben gewandert war, der vielleicht gerade durch eine gewisse Ungebundenheit seines Wesens einen scharfen Gegensatz zu der landesüblichen Methode bildete, war vorher in Altpreußen eine unbekannte Größe gewesen. Und es ist psychologisch merkwürdig, daß gerade der unentschlossenste aller Könige aus dem Hause der Hohenzollern es sein mußte, der mit einer Art natürlichen Instinktes den entschlossensten Charakter seiner Zeit entdeckte und zu sich heranzog. Schon bei der ersten Begegnung hat Friedrich Wilhelm IV. den tapferen Junker aus der Altmark ausgezeichnet; die schneidige Opposition, die er auf dem Landtage von 1847 gegen die großdeutschen Stürmer und Dränger und gegen die demokratischen Feinde des Königtums vertreten hatte, lenkte bereits die Aufmerksamkeit des Monarchen im besonderen Maße auf ihn;

das treue und mannhafte Verhalten während der schweren Tage der Revolution ließ in ihm die beste Stütze der wankenden staatlichen Grundlagen ahnen. Und schon der 33jährige hatte seinem Könige in schwerer Stunde Rat erteilen müssen, schon in der Revolutionszeit mahnten Vertraute den König, den jungen Deichhauptmann zum Minister zu machen. Diesem Rat ist der Monarch nur deshalb nicht gefolgt, weil er in Bismarck noch die Schulung vermißte, vielleicht auch, weil er durch die Berufung eines Mannes, der in seinen Anschauungen so schroff und entschlossen war, die herrschende Erregung noch zu schüren fürchtete. „Roter Reaktionär! Riecht nach Blut! Vielleicht später zu gebrauchen", oder, wie Bismarck versichert: „Nur zu gebrauchen, wenn das Bajonett schadenlos waltet", lautete das Urteil des Königs. Wir dürfen es als ein Glück sondergleichen betrachten, daß thatsächlich dem jungen Politiker Gelegenheit geboten wurde, seine Anschauungen über das Verhältnis Preußens zu den deutschen Bundesstaaten und zu den europäischen Mächten zu kontrollieren und zu regulieren, daß er vor allem einen tiefen Einblick gewann in die Menschen und in die Charaktere, die für die Geschicke der Welt entscheidend waren. So wie wir in Bismarcks Leben die Berufung nach Petersburg und Paris nicht missen möchten, so würde vielleicht, auch wenn die Frankfurter Zeit aus seiner Geschichte ausgelöscht bliebe, eine der wichtigsten Stufen gefehlt haben zu der Entwicklung, die seinem Genius wurde. Der schwankende Charakter Friedrich Wilhelms IV. hat allerdings wohl einer Stütze bedurft, und wenn Leopold v. Gerlach später einmal schrieb, Bismarcks Anstellung sei ganz sein Werk gewesen, so mag diese Auffassung im Grunde berechtigt gewesen sein.

Sybel I. Bismarck stand damals, so schreibt Sybel, mit 36 Jahren in der vollen Blüte des kräftigsten Mannesalters. Eine hohe Gestalt, welche die Mehrzahl der Menschenkinder um eine Kopfeslänge überragte, ein gesundheitstrahlendes Antlitz, ein von Intelligenz belebter Blick, in Mund und Kinn der Ausdruck unbeugsamen Willens, so erschien er damals den Zeitgenossen, in jedem Gespräche erfüllt von originellen Gedanken, farbigen Bildern, frappanten Wendungen, von gewinnender Liebenswürdigkeit im geselligen, von schneidender Ueberlegenheit im geschäftlichen Verkehr. Sein Bildungsgang war großenteils der eines Autodidakten gewesen; die frische Ursprünglichkeit seiner Natur hatte er weder durch mechanische Schulung, noch durch äußerlichen Dienstzwang einschnüren oder umschleifen lassen. ... Bismarck pflegte gern zu erzählen, wie früh ihm durch gründliches Studium der Karte von Deutschland mit ihrem Farbenreichtum von 39 verschiedenen

Landesgrenzen die Erkenntnis der Naturwidrigkeit eines solchen Gebildes aufgegangen sei. Vor allem aber widmete er sich, wie nach einem Vorgefühl des künftigen Wirkens, historischen Studien. Nach der eigenen weiteren Erfahrung sprach er den Grundsatz aus, für jeden Staatslenker sei ein richtig geleitetes Studium der Geschichte die wesentliche Grundlage des Wissens; hier allein sei zu lernen, was bei der Verhandlung mit anderen Staaten in jeder Frage erreichbar sei; in der Fähigkeit aber, die Grenzen des Erreichbaren zu erkennen, sei die höchste Aufgabe der diplomatischen Kunst bezeichnet. Sein ganzes späteres Leben bildet einen praktischen Kommentar zu diesem Satze. Hier hat er sowohl die Kühnheit geschöpft, die Ziele seiner Aktion sich möglichst hoch zu setzen, als die Besonnenheit, niemals im Siegesrausche über die Grenze des Erreichbaren hinaus zu schweifen.

Ganz im Sinne des Königs, von dem Bismarck später gesagt hat, er habe ihn für ein Ei gehalten, aus dem er einen Minister ausbrüten wollte, hat man oft von Bismarcks Frankfurter Lehrjahren geredet. In der That hat er schon, als er binnen wenigen Wochen sich auf dem neuen Boden orientiert hatte, in den ersten Schritten seines Wirkens eine politische Meisterschaft entwickelt, er war ein Staatsmann von Geburt. Eine freigebige Natur hatte ihn mit allen Erforderniſſen des Herrscherberufes ausgestattet, mit rascher und durchdringender Auffassung aller Verhältnisse, mit scharfer Erkenntnis der Stärken und Schwächen jeder Position, mit sicherem Blick für die Brauchbarkeit der verschiedensten Menschen zur Förderung seiner Zwecke. Mit einer unerschütterlichen Willenskraft in der Verfolgung seiner Absichten verband er eine niemals versagende Elastizität des Geistes in der wechselnden Anwendung des jedesmal zweckmäßigen Verfahrens; ohne jemals einen systematischen Unterricht durchgemacht zu haben, besaß er die Fähigkeit, welche Thucydides von Themistokles rühmt, durch die Macht seiner Natur in kurzem Nachdenken das Erforderliche sofort zu treffen.

Ueber die entscheidende Unterredung mit dem Könige berichtet Bismarck selbst:

Nachdem ich auf die plötzliche Frage des Ministers Manteuffel, ob ich die Stelle eines Bundesgesandten annehmen wolle, einfach mit Ja geantwortet hatte, ließ der König mich zu sich bescheiden und sagte: „Sie haben viel Mut, daß Sie so ohne weiteres ein Ihnen fremdes Amt übernehmen." Ich erwiderte: „Der Mut ist ganz auf Seiten Eurer Majestät, wenn Sie mir eine solche Stellung anvertrauen, indessen sind Eure Majestät ja nicht gebunden, die Ernennung aufrecht zu erhalten, sobald sie sich nicht bewährt. Ich selbst kann keine Gewißheit darüber haben, ob die Aufgabe meine Fähigkeit übersteigt, ehe ich ihr nähergetreten bin. Wenn ich mich derselben nicht gewachsen finde, so werde ich der erste sein, meine Abberufung zu erbitten. Ich habe den Mut zu gehorchen, wenn Eure Majestät den haben zu befehlen." Worauf der König: „Dann wollen wir die Sache versuchen."

Es ist in hohem Maße erfreulich, daß wir über die Thätigkeit Bismarcks als Diplomat und über seine Entwickelung während der

nächsten Jahre eine Reihe der wertvollsten Dokumente besitzen, die nicht in der Schreibstube des Geschichtsforschers, sondern in dem Arbeitszimmer eines Mannes erstanden sind, der selbst daran mitarbeitete, der Geschichte ihren Gang zu weisen: in dem Arbeitszimmer Bismarcks. Seine Staatsschriften und seine Briefe aus jener Zeit bieten ein überaus lebendiges Bild all der Persönlichkeiten nicht nur, mit denen ihn sein Stern zusammenführte, sondern sie beleuchten auch die ganze innere Geschichte Preußens und Deutschlands, sie zeigen uns die Misere des bundesstaatlichen Lebens, und sie lassen uns mit doppeltem Dank die Entwickelung empfinden, die der Beobachter von damals aus eigener Kraft später seinem Volke gebracht hat. Ueberall bewundert man die Umsicht der jede Frage allseitig beleuchtenden Erörterung, den Mut in der Aufstellung des anzustrebenden Zieles, die unerschöpfliche Fülle immer neuer, den Gegner überraschender und verwirrender Evolutionen, und dabei den festen Pulsschlag einer stets vom Verstande geleiteten Energie. Noch befand er sich nicht in der leitenden Stellung, sondern hatte den Befehlen der vorgesetzten Behörde zu gehorchen; aber stets traf der Gang seiner Berichte in thatsächlicher Begründung und zwingender Logik so unwiderstehlich den Zweck, daß sich nur in seltenen Fällen dem Minister die Möglichkeit einer abweichenden Auffassung darbot. Herr von Manteuffel brummte wohl in aufkeimender Eifersucht: „Der junge Schönhauser scheint ja seiner Sache sehr gewiß zu sein“, schrieb aber dann sein „Einverstanden“ unter den Bericht.

Sybel I. Durch die Frühreife des Talentes und die indizierte Beherrschung des Vorgesetzten erinnert Bismarck lebhaft an das Auftreten des Generals Bonaparte im Jahre 1796. In allem übrigen aber erscheint neben der Aehnlichkeit der tiefste Gegensatz der Charaktere zwischen beiden Männern. Statt der kolossalen, jedes andere Gefühl erdrückenden Selbstsucht des korsischen Imperators zeigt sich bei dem preußischen Beamten die patriotische Hingabe an den Staat, die unbedingte Pflichttreue gegen König und Vaterland. Seine Seele war erfüllt von dem Berufe, Preußen zu Macht und Blüte zu erheben; jeder Schritt seines Wirkens war abhängig von dieser einzigen und beherrschenden Aufgabe. War er früher Parteimann gewesen, so wurde er jetzt, im prägnantesten Sinne des Wortes, Diener des Staates. Gegen dessen Anforderung trat jede andere Rücksicht in den Hintergrund. Fragen höchster Bedeutung, Freihandel oder Schutzzoll, feudale oder demokratische Einrichtungen, Religionsfreiheit oder Hierarchie, Fragen also, die für viele tausend Menschen als bestimmende Prinzipien des ganzen Daseins gelten, waren für ihn nichts als je nach den Umständen

gebrauchte Mittel für Preußens ferneres Emporwachsen, so daß ihn nicht selten seine Gegner den grundsatzlosesten Opportunisten aller Zeiten schalten. Wenn ferner Friedrich der Große, der ein langes Leben dem harten Dienste des Staatsinteresses widmete, im innersten Herzen der Ueberzeugung war, daß der Staat nur ein Mittel zur Erhaltung und Pflege der idealen Güter, der Schönheit und Wahrheit, der Kunst und Wissenschaft sei: so war umgekehrt Bismarck auch hier Utilitarier, und so sehr er jene Güter zu schätzen verstand, so war doch stets seine erste und letzte Frage, in wie weit diese Kunst oder jene Wissenschaft dem preußischen Staatszweck nutze. Obgleich nicht ganz in diesen Zusammenhang gehörig, mag hier auch die Thatsache erwähnt werden, daß er, der weiter als irgend ein Mensch von religiösem Indifferentismus entfernt war, wiederholt seine ehemaligen Parteigenossen vor der damals üblichen Verquickung von Politik und Kirchentum warnte: ihr predigt damit, war sein Wort, die Menschen nicht in die Kirche hinein, sondern aus der Kirche hinaus, und schadet dem Staat, indem ihr dem Volke seine Religion verleidet.

Bismarck hat am Ende seines Aufenthaltes in Frankfurt über die Hauptfrage, die er dort zur Entwickelung bringen mußte und die ihre letzte Lösung vor Königgrätz fand, in einem Satze seines Briefes an seinen vorgesetzten Minister sein Schlußurteil gefällt: „Ich sehe in unserem Bundesverhältnis ein Gebrechen Preußens, welches wir früher oder später ferro et igni werden heilen müssen." Aber er hat sich schon frühzeitig zu dieser Erkenntnis durchgerungen, wenn er auch vielleicht noch glauben mochte, daß ein weniger blutiges Verfahren die Lösung des Rätsels bringen könne. Das aber, was er am schnellsten erkannte, war die ganze Nichtigkeit und Wichtigthuerei des Lebens am Bundestage und die Bedeutungslosigkeit der Fragen, die dort oft genug die Gemüter auf das bitterste erregten. Schon 8 Tage nach seinem Eintreffen in Frankfurt schrieb er an seine Frau die berühmten Worte:

Der hiesige Verkehr ist im Grunde nichts als ein gegenseitiges mißtrauisches Ausspionieren, und wenn man noch etwas auszuspionieren und zu verbergen hätte! Es sind lauter Lappalien, mit denen sich die Leute quälen, und diese Diplomaten sind mir schon jetzt mit ihrer wichtigthuenden Kleinigkeitskrämerei viel lächerlicher als der Abgeordnete der 2. Kammer im Gefühl seiner Würde. Wenn nicht äußere Ereignisse zutreten, und die können wir superklugen Bundestagsmenschen weder leiten noch vorherbestimmen, so weiß ich jetzt ganz genau, was wir in 1, 2 oder 5 Jahren zu stande gebracht haben werden, und will es in 24 Stunden zu stande bringen, wenn die anderen nur einen Tag lang wahrheitsliebend und vernünftig sein wollen. Ich habe nie daran gezweifelt, daß sie alle mit Wasser kochen; aber eine solche nüchterne, einfältige Wassersuppe, in der auch nicht ein einziges Fettauge zu spüren ist, überrascht mich. Schickt

Brief vom 18. 5. 1857.

den Schulzen X oder Herrn von ?arsky aus dem Chausseehause her, wenn sie gewaschen und gekämmt sind, so will ich in der Diplomatie Staat mit ihnen machen. In der Kunst, mit vielen Worten gar nichts zu sagen, mache ich reißende Fortschritte, schreibe Berichte von vielen Bogen, die sich nett und rund wie Leitartikel lesen, und wenn Manteuffel, nachdem er sie gelesen hat, sagen kann, was drin steht, so kann er mehr wie ich. Jeder von uns stellt sich, als glaube er vom anderen, daß er voller Gedanken und Entwürfe stecke, wenn er's nur aussprechen wollte, und dabei wissen wir alle zusammen nicht um ein Haar besser, was aus Deutschland werden wird, als Dutken Sommer. Kein Mensch, selbst der böswilligste Zweifler von Demokrat, glaubt, was für Charlatanerie und Wichtigthuerei in dieser Diplomatie hier steckt.

In dem Brief an Herrmann Wagner schreibt Bismarck schon wenige Tage später:

Brief vom 5. 6. 1851.

Die Oesterreicher (am Bundestage) sind intrigant unter der Maske burschikoser Bonhommie . . . . . . und suchen uns bei kleineren Formalien zu übertölpeln, worin bis jetzt unsere einzige Beschäftigung besteht. Die von den kleinen Staaten sind meist karikierte Zopfdiplomaten, die sofort die Berichtphysiognomie aufstecken, wenn ich sie nur um Feuer zur Zigarre bitte, und Blick und Wort mit Regensburger Sorgfalt wählen, wenn sie den Schlüssel zum A . . . fordern.

Die gleiche Stimmung tritt auch in dem ersten Brief hervor, den Bismarck an seinen Gönner, Herrn von Gerlach schrieb. Auch hier sagte er von den Vertretern Oesterreichs:

Brief vom 22. 6. 1851.

Redensarten von der Notwendigkeit gemeinsamen und einheitlichen Verkehrs mit Preußen haben sie bis zum Ueberdrusse im Munde; wenn es sich darum handelt, unsere Wünsche zu fördern, so ist ein amtliches „nicht entgegen sein wollen", und ein heimliches Vergnügen, uns Hindernisse zu bereiten, das Einzige, was wir m. E. zu erwarten haben.

In sarkastischer Weise schildert er all die kleinen Gernegroße in Frankfurt, um schließlich sein herbes Gesamturteil über die „superklugen Bundestagsmenschen" in die Worte zusammenzufassen:

Daß wir mit dieser ganzen Gesellschaft Deutschland reformieren und Europa durch die Regeneration unseres Vaterlandes staunende Teilnahme ablocken werden, glaube ich nicht. Die gemeinsame Gefahr von 1848 ist vergessen, und die gegenseitige Mißgunst und Empfindlichkeit wird schwerlich in irgend einer wichtigen Frage ein entschiedenes und einheitliches Vorgehen des Bundes aufkommen lassen, so lange neue Gefahren nicht plausibel vor Augen treten. Außer etwa zwei ist niemand in der Versammlung, für den das Recht als solches einen Wert hat, und der überhaupt mehr von bestimmten Rechtsauffassungen, als von Gründen augenblicklicher Zweckmäßigkeit geleitet würde. Das Traurigste ist, daß es sich trotz der entente cordiale hier fast nur um die Parteistellung von österreichisch oder preußisch zu handeln scheint, während eine richtige Teilungslinie so liegen müßte,

daß man entweder österreichisch und preußisch oder keines von beiden wäre. Die benachbarten Fürsten sind entschieden antipreußisch und aus dem Grunde österreichisch . . . . . Für sehr nützlich würde ich es halten, wenn man sich in Zeiten mit den deutsch-materiellen Fragen beschäftigte. Diejenige Stelle, die darin die Initiative ergreift, sei es der Bundestag, der Zollverein oder Preußen allein, wird einen großen Vorsprung in den Sympathien der Beteiligten haben, denn die Sachen, die sich in Zahl und Gewicht ausdrücken lassen, sind der Mehrheit der Deutschen wichtiger als Ihnen und mir, und wenn ich auch eine Gleichheit von Maß, Gewicht Wechselrecht und dergleichen Schnurrpfeifereien nicht sehr hoch anschlage und für schwer ausführbar halte, so sollte man doch den guten Willen zeigen und zu Ehren des Handwerks etwas damit klappern, [und] das mehr von preußischer als von bundestäglicher Seite.

Wie ein roter Faden zieht sich durch sämtliche Briefe und Berichte Bismarcks aus Frankfurt die Ueberzeugung von der Notwendigkeit eines Bruches mit Oesterreich. So schreibt er an seinen vorgesetzten Minister schon am 29. 6. 51:

Meine Erwartungen von den Ergebnissen der Bundestagsverhandlungen waren nicht hoch, als ich herkam, aber sie haben sich seitdem vermindert; wir müssen ohne Zweifel, wie Ew. Excellenz in Ihrem Schreiben andeuten, die Probe durchmachen, und ich will in aufrichtigen Bemühungen dazu, soviel an mir liegen kann, nicht nachlassen; aber ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich annehme, daß wir, abgesehen von dem außer der Berechnung liegenden Einfluß unvorhergesehener Ereignisse, über kurz oder lang dahin kommen werden, den Bundestag zwar als eine zweckmäßige Handhabe für gewisse allgemeine polizeiliche und militärische Maßregeln zu betrachten, auf eine organische Entwickelung deutscher Politik in ihm aber zu verzichten, und eine Befriedigung unserer Bedürfnisse in letzterer Beziehung mehr auf dem Wege der Separatverträge über Zölle, Gesetzgebung und Militärwesen zu suchen, innerhalb des uns durch die Natur angewiesenen geographischen Gebietes. Eine richtige Würdigung der gemeinsamen Interessen der deutschen Regierungen und der dadurch bedingten Notwendigkeit des Anschlusses an- und der Unterordnung untereinander ist hier so wenig vorhanden, daß der Bundestag eher das Bild eines bellum omnium contra omnes bei genauer Prüfung bietet, als das einer Verbindung zu anerkannt gemeinsamen Zwecken. Diese, wie ich glaube, unzweifelhafte Disposition der übrigen Staaten, einschließlich Oesterreichs, setzt uns in die Notwendigkeit, jenseitigen Wünschen aller Art niemals aus Gefälligkeit, sondern nur gegen gleichwertige Zugeständnisse zu entsprechen, auch dann, wenn ersteres ohne Unbequemlichkeit für uns geschehen könnte.

Brief vom 29. 6. 1851.

Bald darauf schreibt Bismarck wiederum an seinen Chef:

Mit der Phrase: „Ich kann meinen sechs blödsinnigen Vettern unmöglich alle Gouverneurstellen geben", fertigt der Fürst Schwarzenberg die österreichische Aristokratie ab, die er allerdings nicht im Staatsdienste anstellen, wohl aber in der örtlichen Organisation nutzbar machen sollte;

Brief vom 12. 7. 1851.

anstatt das reiche Material für Gemeinde- und Provinzialzwecke, welches Oesterreich in seinem Adel und in städtischen Körperschaften besitzt, zu beleben und nutzbar zu machen, zerschlägt er es, um den subalternen Schreiber und den Gendarmen an die Stelle zu setzen. Wenn er sein System durchführt, so fürchte ich, daß er selbst noch den praktischen Beweis erlebt, wie wenig er den Namen eines Konservativen verdient. Den eisernen Reif, der das Staatswesen zusammenhalten soll, nach Zersetzung alles rechtlichen und organischen Bandes, sieht der Fürst allein in der Armee und deren korporativer Vereinzelung.

Bismarcks Thätigkeit war namentlich zu Anfang nicht anstrengend genug, um ihn von kleinen Ausflügen in die Umgebung abzuhalten. Er reiste nach Wiesbaden und vielfach an den Rhein, schwelgte in der frischen Bergluft des Taunus, fuhr nach Mainz und an die kleinen Höfe nach Darmstadt und Nassau, wurde von Gerlach nach Heidelberg entführt und verlebte mit ihm reizende Stunden in Wolfsbrunn und Neckar-Steinach und sendet von allen diesen Ausflügen stimmungsvolle Briefe an seine Lieben daheim.

Recht viel Mühe machten ihm jedoch die fürstlichen Besuche, die ihn stets zu einem lästigen Hofdienste zwangen. So schreibt er einmal an die Gattin:

Brief vom 23. 8. 1851. . . . Ueber allen Geschäften ist die Poststunde heran, und ich will Dir doch lieber flüchtig schreiben als gar nicht. Seit Montag bin ich immer unterwegs. Zuerst großes Galadiner hier für den Kaiser von Oesterreich, wobei für 20 000 Thlr. Uniformen goldbeladen am Tisch saßen, dann nach Mainz, den König zu empfangen; er war sehr gnädig für mich, seit langer Zeit zum erstenmal wieder harmlos und heiter mit mir spaßend. Großes Souper, dann Arbeit mit Manteuffel bis gegen 2, dann Zigarre mit dem lieben alten Stolberg, um halb 6 wieder auf Parade, hier große Vorstellung, ich mit nach Darmstadt, dort Diner, nach dem ging der König nach Baden, ich nach 3 langweiligen Stunden mit dem dortigen ** am Abend wieder hierher. Mittwoch noch im Bett wurde ich zum Herzog von Nassau nach Bieberich geholt, aß dort. Spät abends kam ich zurück.

Auch den alten Metternich, der einst als ein Meister der europäischen Diplomatie galt, besuchte Bismarck auf seinem Schloß Johannisberg. Es gelang ihm, die Zuneigung des argwöhnischen alten Herrn zu gewinnen. Er vertiefte sich mit ihm in ein längeres politisches Gespräch.

Blum II. Eine sehr merkwürdige Aeußerung, die der Fürst Metternich dabei that, verflocht Bismarck noch am 15. Februar 1854 in einen vertraulichen Bericht an den Minister Manteuffel: „Fürst Metternich machte in Johannisberg zu mir die Aeußerung: Preußen sei noch kein saturierter (gesättigter)

Staat; es liege in Oesterreichs Interesse, daß Preußen „saturiert“ werde, dann werde es im stande und geneigt sein, aufrichtig und ohne Rivalität mit Oesterreich zu gehen. Gewiß ein sehr wahres Wort, wenn man in Wien nur danach handeln wollte.“ Wie Bismarck aber die rasche Eroberung des alten argwöhnischen Zuchtmeisters von Europa fertig brachte, das erzählte er später dem Grafen Thun auf dessen erstaunte Frage: „Ich weiß nicht, was haben Sie nur dem alten Fürsten angethan, der hat ja in Sie wie in einen goldenen Kelch hinein gesehen und meinte, wenn Sie mit dem nicht zurecht kommen, so weiß ich wirklich nicht.“ „Ja“, erwiderte Bismarck, „das will ich ihnen erklären, ich habe seine Geschichten ruhig angehört und nur manchmal an die Glocke gestoßen, daß sie weiter klang. Das gefällt solchen redseligen Leuten.“

Am 3. Juli erhielt Bismarck in Frankfurt den Besuch des Prinzen Wilhelm von Preußen. Die Begrüßung durch den fürstlichen Herrn war ungemein freundlich. Damals that der Prinz die bekannte Frage an den Gesandten v. Rochow: „Und dieser Landwehrlieutenant soll Bundesgesandter werden?“ Worauf die Antwort erfolgte: „Allerdings, und ich glaube, die Wahl ist gut. Herr v. Bismarck ist frisch, kräftig und wird gewiß allen Anforderungen Ew. Königlichen Hoheit entsprechen.“ An jenem Tage berichtete Bismarck an seine Gattin:

Ueber meine Ernennung oder Nichternennung weiß ich gar nichts, als was man mir bei meiner Abreise sagte, alles andere sind Möglichkeiten oder Vermutungen. Das Schiefe in der Sache ist bisher nur das Stillschweigen auf Seite der Regierung mir gegenüber, indem es billig wäre, mich nachgerade wissen zu lassen, und zwar amtlich, ob ich mit Frau und Kind im nächsten Monat hier oder in Pommern wohnen werde. Sei vorsichtig in Deinen Reden gegen alle dort ohne Ausnahme, nicht bloß gegen *, namentlich in Urteilen über Personen, denn Du glaubst nicht, was man in dieser Art erlebt, wenn man erst einmal Gegenstand der Beobachtung wird; sei darauf gefaßt, daß hier oder in Sanssouci mit Sauce aufgewärmt wird, was Du etwa in den Bossatken oder in der Badehütte flüsterst. Verzeih, daß ich so ermahnend bin, aber nach Deinem letzten Brief muß ich etwas die diplomatische Heckenscheere zur Hand nehmen. Wenn die *** und andere Leute in unserem Lager Mißtrauen säen können, so erreichen sie damit einen der Hauptzwecke ihrer Briefdiebstähle. *Brief vom 3. 7. 1851.*

Ueberhaupt bereitet es ihm recht viel Verdruß, daß die Entscheidung darüber, ob er zum Nachfolger Rochows als Bundestagsgesandter ernannt werden soll, so lange sich verzögerte. Auch an Gerlach schreibt er über Gehässigkeiten, die man über ihn verbreitet hat. Er verwahrt sich namentlich gegen den Vorwurf, als sei er ein Spieler geworden.

Brief vom 22. 6. 1851.

Ew. Excellenz fragen Rochow, welche Bewandtnis es mit einem englischen Artikel über mein Spielen in Homburg hat. Der Schreiber desselben ist Mr. Hodgekins, Korrespondent der Daily News und einer der gekränkten Litteraten, mit denen ich meine Fehde in Erfurt hatte, indem ich ihm den Tribünenplatz entzog, weil er den von seinen Kollegen erfüllten Bedingungen nicht nachkommen wollte. Ich war bis zum Erscheinen jenes Artikels nur einmal in meinem Leben, und zwar auf Rochows Wunsch und mit ihm in Homburg gewesen, habe 2 Minuten lang gespielt und mich dann entfernt. Ich spiele sonst seit meiner Verheiratung grundsätzlich gar nicht Hazard, auch nicht in Privatgesellschaft, weil es mir zu teuer ist, und meine Frau triumphiert schon, daß jener Bruch meiner Grundsätze mich sofort öffentlich als einen enragierten Spieler erscheinen läßt. Thun und Nostiz sind übrigens an der Roulette Stammgäste und spielen sehr hoch, letzterer glücklich, ersterer mit schlechtem Erfolg, und ich finde es in seiner Stellung überhaupt unschicklich.

Am 15. Juli wurde Bismarck definitiv zum Gesandten in Frankfurt ernannt. Einige Tage vorher hatte Rochow noch den jungen Diplomaten mit aller Energie empfohlen, indem er an den leitenden Minister schrieb:

Brief Rochows an Manteuffel.

Es gehört für diesen Posten vornehmlich Entschiedenheit und Festigkeit des Charakters, Würde und Anstand im Lebenswandel, Wohlwollen im Umgang, reife Menschenkenntnis, Vorsicht im Ausdruck, die Gabe, Vertrauen zu erwecken und Achtung sich zu erwerben, sowie Geschäftserfahrung. Der ausgezeichnete Mann, welchen des Königs Majestät für die hiesige dornenvolle Aufgabe aus der Zahl mehrerer wahrer und hingebender Patrioten auszuersehen geruhte, besitzt so hervorleuchtende Verstandes- und Charakter-Eigenschaften, daß er das, was ihm vielleicht für den nächsten Moment an Erfahrung noch abgehen möchte, durch andere überwiegend nützliche Eigenschaften und selten anzutreffende große Gaben hinreichend ersetzt. Derselbe ist ganz unstreitig eine Zierde der preußischen Ritterschaft, ein Stolz derjenigen Wohlgesinnten, welche mit Mut und Hingebung für den Glanz der Krone, sowie für die Ehre und Sicherheit des Vaterlandes unablässig arbeiten, ja ich möchte nicht anstehen, die Behauptung auszusprechen, daß eine solche Persönlichkeit in vieler Hinsicht für den hiesigen Posten zu gut ist, insofern nämlich so bewährte Eigenschaften mehr für ein thatkräftiges Einschreiten, für eine höchste Stelle im Innern des Vaterlandes vorzugsweise berufen zu sein scheinen.

Auch General v. Gerlach hatte sich für Bismarcks Anstellung verwandt. Die Bedenken entkräftete er mit dem Satze, den er in seinem Tagebuch niederschrieb: „Wer schwimmen lernen will, muß in das Wasser gehen; wir sind viel zu einseitig gewesen mit Anstellungen. Wo die Hauptsache vorhanden ist, wird sich das andere schon finden.“ Bismarck selbst erfuhr seine Anstellung erst im August, und jetzt erst konnte er daran denken, seine Familie nach Frankfurt

überzusiedeln. Sein Eintritt in die Geschäfte war nicht besonders erfreulich. So schreibt er an Manteuffel:

Bei Herrn v. Rochows Abreise hat er mir keinerlei Mitteilungen über die die Lage der schwebenden Angelegenheiten gemacht, nicht einmal eine Uebergabe fand statt. Er gab mir den Termin seiner Abreise noch am Abend vorher um 24 Stunden später an, als er sie beschlossen hatte, und schickte mir am anderen Morgen ein Abschiedsschreiben, worin er erklärte, daß er sich wegen des schönen Wetters entschlossen habe, einen Tag früher zu fahren. Ich konnte ihn nur noch einige Minuten auf dem Bahnhofe sehen und übernahm dann von Amts wegen die Geschäfte, ohne Mitteilung über deren Lage von seiten meines Vorgängers. Brief vom 6. 9. 1851.

Am 27. August wurde Bismarck feierlich als preußischer Gesandter in die Bundesversammlung eingeführt, um acht Jahre lang auf diesem Vorposten den Intriguen standzuhalten, die auf die Herabsetzung Preußens gerichtet waren. Die ganze folgende Zeit ist reich illustriert durch seine privaten und amtlichen Briefe, deren Ton trotz aller Mühen und Unannehmlichkeiten fast durchweg einen frischen Humor atmet, und die von jener Beobachtungsgabe zeugen, die in der diplomatischen Laufbahn wohl das wichtigste Erfordernis ist. Seine Ernennung wurde in seinem eigenen Vaterlande nur mit recht gemischten Gefühlen begrüßt. Man beurteilte ihn nach seinen Leistungen als Junker, nannte ihn einen diplomatischen Säugling und erwartete von ihm eine strikte Fortführung der Olmützer Politik. Er selbst hatte einmal nach langen Jahren im Reichstage erklärt:

Ich bin, ehe ich überhaupt in das Amt trat, in derselben Weise beurteilt worden, in Bezug auf jede politische Befähigung, wie ich jetzt beurteilt werde in Bezug auf mein Recht, ich möchte sagen, meine Pflicht, in wirtschaftlichen Dingen mitzureden. Ich erinnere mich, wie ich nach Frankfurt als Bundestagsgesandter ernannt wurde, kam in den Blättern die Bemerkung über mich: Dieser Mensch würde, wenn man ihm das Kommando einer Fregatte anvertraute oder eine chirurgische Operation zumutete, sagen: „Nun, ich habe es noch nicht probiert, ich will es einmal versuchen." Nun, diese chirurgische Operation ist nachher zu Ihrer Zufriedenheit, wie ich glaube, vollzogen worden. Brief vom 21. 2. 1879.

Der „Kladderadatsch" begrüßte Herrn v. Bismarcks Ernennung mit den Worten Zwickauers: Also Hörr von Büsmarck würd bzum Bundestag nach Frankfurt am Mäun geschückt. Ich glaube, sogleuch er würklich geschückt ist, würd dort Hörr von Büsmarck schön hausen.

Bismarck gehörte nicht zu denen, die an vorgefaßten Meinungen festhalten. Wie er an Jahren zunahm, so reifte er an Erfahrungen, und manche Altäre, die er früher aufgerichtet hatte, zerstörte er später mit eigener Hand.

Bismarcks erste Aufgabe in Frankfurt war es, die untergeordnete Stellung, in die Preußen nach dem Olmützer Vertrage geraten war und die ihren Ausdruck in den Tagen Rochows auch durch eine gewisse soziale Unterordnung des preußischen Vertreters unter den Grafen Thun gefunden hatte, zur Gleichberechtigung zu erheben. Für uns, die wir im neuen Reiche leben, müssen jene kleinlichen Intriguen, die damals den Inhalt der Frankfurter Vorgänge bildeten, einen leisen Anflug der Lächerlichkeit tragen, wir mögen mit Achselzucken über Rangstreitigkeiten fortgehen, die uns an die Regensburger Zeit erinnern; in der That aber gewann auch das Unscheinbare Bedeutung, und wenn Preußen am Schlusse der Zeit, die Bismarck in Frankfurt verbrachte, an Ansehen im Bunde wie in Europa unendlich gewonnen hatte, so greifen doch die letzten Wurzeln dieser Erscheinung zurück bis in jene Tage, in denen Bismarck selbstbewußt und entschlossen zuerst dem österreichischen Vertreter sich gegenüberstellte.

Es war eine unscheinbare Geschichte, die alsbald Bismarcks Namen in Preußen mit einer gewissen Popularität versah; noch heute lächelt man vergnügt über den Bericht von dem ersten Besuche, den der junge Gesandte seinem österreichischen Kollegen machte. Graf Thun soll ihn in gewohnter Weise recht formlos empfangen haben, indem er ruhig seine Cigarre weiter rauchte und es nicht für nötig fand, seinem Besuche einen Stuhl anzubieten. Dieser soll darauf aus seiner Tasche eine Cigarre genommen und die Excellenz um Feuer ersucht haben.

Als Kanzler erzählte Bismarck in Ferrières eine Anekdote, die gleichfalls die Cigarre zum Gegenstande hat:

Bei den Sitzungen der Militärkommission (des Bundestages) hatte, als Rochow Preußen vertrat, Oesterreich allein geraucht. Rochow hätte als leidenschaftlicher Raucher es auch gern gethan, getraute sich aber nicht. Als ich nun hinzukam und nicht einsah, warum nicht, ließ ich mir von der Präsidialmacht Feuer geben, was von ihr und den anderen Herren mit Erstaunen und Mißvergnügen bemerkt zu werden schien. Es war offenbar für sie ein Ereignis. Für diesmal rauchten nun bloß Oesterreich und Preußen. Aber die anderen Herren hielten das augenscheinlich für so

wichtig, daß sie darüber nach Hause berichteten. Auch nach Berlin muß man's geschrieben haben, denn es erfolgte eine Anfrage vom Hochseligen, der selber nicht rauchte und die Sache vermutlich nicht nach seinem Geschmacke fand. Die Sache erforderte an den kleineren Höfen reifliche Ueberlegung, und es dauerte wohl ein halbes Jahr, daß nur die beiden Großmächte rauchten. Darauf begann auch Schrenck, der bayerische Gesandte, die Würde seiner Stellung durch Rauchen zu wahren. Der Sachse Nostitz hatte ohne Zweifel auch große Lust dazu, aber wohl noch keine Erlaubnis von seinem Minister. Als er aber das nächstemal sah, daß der Hannoveraner Bothmer sich eine genehmigte, mußte er, der eifrig österreichisch war — er hatte dort Söhne in der Armee —, sich mit seinem Nachbar schon verständigt haben, denn er zog jetzt ebenfalls vom Leder und dampfte. Nun waren noch der Württemberger (v. Reinhard) und der Darmstädter (v. Münch-Bellinghausen) übrig, und die rauchten überhaupt nicht. Aber die Ehre und die Bedeutung ihrer Staaten erforderten es gebieterisch und so langte richtig das folgende Mal der Württemberger eine Cigarre heraus — und ich sehe ihn noch damit, es war ein langes, dünnes und hellgelbes Ding, Couleur Roggenstroh — und rauchte mit mürrischer Entschlossenheit als Brandopfer für das schwäbische Vaterland wenigstens halb. Nur Hessen-Darmstadt enthielt sich.

Bismarck sah sich auch oft genötigt, sich über Thuns Formlosigkeit in Berlin zu beschweren.

So präsidierte er in einer kurzen Jacke von hellem Sommerzeug, die zugeknöpft den Mangel einer Weste verdeckte, mit einer geringen Andeutung von Halsbinde, übrigens Nanking, und den Vortrag im Konversationston haltend. Im übrigen accentuiere er die Stellung der Präsidialgesandtschaft mehr als richtig und machte namentlich die Ausschußsitzung zu einer Geduldprobe für alle Teilnehmer, indem er die Eingänge, die er vorher nicht lese, stundenlang vortrage. Gegen einen der Gesandten sei er so ausfallend geworden, daß dieser ihn beauftragt habe, den Grafen Thun zu fordern. Er hat indessen die Sache beigelegt, obschon eine anderweitige Entwicklung ohne Zweifel pikanter gewesen wäre. Er hat auf meinen ersten Besuch im Mai eine Karte geschickt, seitdem ist er niemals wieder bei mir gewesen und hat meine zahlreichen Besuche, auch die amtlichen, nie erwidert. Wenn ich in Geschäften zu ihm komme, läßt er mich im Vorzimmer warten, um mir dann zu sagen: er habe eben einen sehr interessanten Besuch eines englischen Zeitungs-Korrespondenten gehabt. Selbst mit Herrn v. Rochow machte er es nicht anders; Wentzel sagt mir, daß er mit Rochow 20 Minuten dort antichambriert habe. Er steht nie von seinem Sitze auf, um jemand zu empfangen, bietet auch keinen Stuhl an, während er selbst sitzen bleibt und stark raucht. Ich teile Ew. Excellenz das nur zu Ihrer Erheiterung mit; ich beobachte dieses seltene Exemplar von Diplomaten mit der Ruhe des Naturforschers und schmeichle mir, zu seiner gesellschaftlichen Glättung wenigstens in seiner Haltung mir gegenüber schon einiges beizutragen, ohne daß unser gegenseitiges Verhältnis den freundschaftlichen und vertraulichen Charakter verloren hat. Unbequemer wird der geschäft- Brief vom 6. 9. 1851.

liche Verkehr aber allerdings durch die Notwendigkeit, jenem Benehmen gegenüber die Würde der amtlichen Stellung zu wahren.

Die Zurechtweisung, die Bismarck dem österreichischen Vertreter zu teil werden ließ, trug ihre Früchte, so daß später, als die Abberufung des Grafen Thun beabsichtigt wurde, sein einstiger Gegner selbst den Wunsch aussprach, ihn in Frankfurt zu behalten. Sachliche Gegensätze ergab die gemeinsame Thätigkeit natürlich in Fülle. So trug Preußen einen Sieg davon mit seinem Antrage, Ost- und Westpreußen außerhalb des Bundes zu stellen; die Frage, ob der Bundestag militärisch geschützt werden solle, führte dagegen zu zahlreichen Weiterungen, die noch verbittert wurden durch die eigenmächtige und einseitige Veröffentlichung der Protokolle durch Oesterreich, eine Thatsache, die nicht gerade geeignet war, das gegenseitige Vertrauen zu heben. Schließlich hat auch hier Bismarck einen Sieg davongetragen.

Bismarcks persönliche Stellung wurde ganz wesentlich gehoben, als er sich entschlossen hatte, seine Familie nach Frankfurt kommen zu lassen. In den ersten Tagen des Oktober vollzog er „unter erschwerten Umständen und mit dem Intermezzo langer Ausschußsitzungen“ den Umzug in die Bockenheimer Allee 40. Schon nach wenigen Tagen schreibt er an Manteuffel:

Brief vom 9. 10. 1851. Seit ich Frau und Kinder hier habe, sehe ich Frankfurt mit viel mehr Behagen an, so weit mich die vielen Handwerker, die ich im Hause habe, dazu kommen lassen.

Und an Gerlach schreibt er:

Sie würden mich aber nachsichtig beurteilen, wenn Sie wüßten, wie jemand zu Mute ist, der, nachdem er 12 Jahre lang ein unabhängiger Landjunker, das heißt bodenlos faul gewesen ist, nun plötzlich vom Aufstehen bis zum Niederlegen galérien des Dienstes ist. Eine Viertelstunde bei meiner Frau zu sitzen und mit väterlichem Wohlgefallen dem Gebrüll der unnützesten beiden Kinder auf der Welt zuzuhören, ist mir ein seltener Genuß, wenn „aus dem schrecklichen Gewühle ein süß bekannter Ton mich zieht“.

Aus späterer Zeit ist eine Schilderung erhalten, die uns die Häuslichkeit des jungen Diplomaten mit besonderer Anschaulichkeit vorführt:

Kohl, Jahrb. II., 1871. Die gemütvolle Wärme und Innigkeit der Bismarckschen Häuslichkeit habe von Anfang an eine „gewählte Schar geistig regsamer Freunde angezogen“. Hier fand auch Bismarck selbst „nach Arbeit und geschäftlichem Mißbehagen, die liebste Erholung in der Musik, durch welche ihn seine

Gemahlin im Verein mit den Töchtern des bekannten Malers Jakob Becker von Worms zu erfreuen pflegte". Nach Schilderung der gemeinsamen Landpartien der Gäste des Bismarckschen Hauses, der jungen Attachés mit den jungen Künstlerinnen, heißt es weiter: „Am Theetisch, der abends die Heimgekehrten im lauschigen Gemach zu vereinigen pflegte, erschien mitunter auch der preußische Gesandte, lächelnd, wenn die Hausfrau statt des chinesischen Trankes ein Glas mit jener vortrefflichen Mischung aus Porterbier und Champagner ihm vorsetzte, welche von den Studenten als „Menschenfreund" genannt wird. Neckend oder ernst wußte er dann, oft nur mit einem hingeworfenen Wort, das Gespräch in seiner originellen Weise zu färben, und die ihm eigene sprühende Unterhaltungsgabe war in Frankfurt bald sprichwörtlich. „Er sagt stets das Unerwartete!" pflegten die Damen auszurufen, indem ihr Gesicht zugleich Stolz und weibliche Bewunderung für ihn ausdrückte. Auch bedurfte es dort, wo er im kleinen Kreise zugegen war, längst nach Mitternacht noch eines kräftigen Entschlusses, um das Behagen der Stunde durch den Aufbruch zu stören."

Bei einem Feste vom 15. Oktober, das die Füsiliere des 29. Infanterieregiments gaben, brachte ein Unteroffizier das bekannte Hoch aus auf „Seine Excellenz, den Herrn Lieutenant von Bismarck".

In der europäischen Politik trat in jenen Tagen ein Ereignis ein, das die ganze europäische Lage auf das höchste beeinflussen sollte: der Staatsstreich Napoleons vom 2. Dezember. Bismarck hat sich über das Ereignis wiederholt ausgesprochen, und es ist von höchstem Interesse, mit welcher Klarheit er die Bedeutung desselben für die Gegenwart und die Zukunft erkannte. So schreibt er an Gerlach:

Der erste Eindruck, den mir der 2. Dezember machte, war ein gemischter, ähnlich dem, als das Gehöft eines mir bekannten Demokraten und Leuteschinders brannte. Der Anteil des Ormuzd in mir fand das Schauspiel peinlich, während Ariman in den dunkeln Winkeln meines Herzens ein uneingestandenes Behagen verbreitete, gemischt aus der befriedigten avidité d'émotions und dem Gedanken, daß es nicht mich, sondern gerade diesen traf. So dachte ich mir Frankreich unter dem Gesichtspunkte fiat experimentum in corpore vili; Gott zeigt uns, wohin das führt, wenn ein Volk das Festland der Legitimität steuerlos verläßt, um sich dem Mahlstrom der Revolution anzuvertrauen. Wie Hamlet, nachdem er den konstitutionellen Philister Polonius erstochen hat, zu seiner Mutter, so mag auch der Präsident von Frankreich sagen: Brief vom 25. 12. 1851.

A bloody deed; almost as bad, good mother,
As kill a king, and marry with his brother
(Ein blutig Werk; so schlecht fast, Mütterlein,
Als Mord des Gatten und den Bruder frei'n),

wobei ich den hinkenden Vergleich dahin ausdehne, daß ich den Bruder durch den Vetter, Hamlets Stiefvater durch Louis Philippe, die Orleans

wiedergegeben finde. . . . Der Bonapartismus ist bei uns in Preußen, möchte ich behaupten, älter als Bonaparte, nur in milderer deutscher Form; die letztere hat er einigermaßen abgestreift, als er sich in Gestalt der aus dem Königlich Westfälischen Bulletin übersetzten Hardenbergschen Gesetzgebung in mehr französischer Form einführte; jetzt finde ich ihn vorzugsweise durch das liberalisierende Beamtentum körperlich dargestellt; daß ich ihn in solcher Form nicht anfeinde, werden Sie von mir nicht vermuten. Wenn ich den Zustand der französischen Bevölkerung nach der Analogie derjenigen Wirkungen beurteile, wie ihn französische Herrschaft und Nachbarschaft auf die Anwohner des Mittel- und Oberrheins geübt haben, so möchte ich jede Hoffnung auf lange hin aufgeben, daß eine andere als eiserne Gewaltherrschaft dort (d. h. in Frankreich) möglich sei. Wenn unbotmäßiger Hochmut in Vereinigung mit neidischem Streben nach Geld und Gunst jeden anderen Regulator verloren haben, als die Furcht vor den Uebeln, die das Gesetz androht, so weiß ich nicht, wie dieses Volk anders regiert werden kann, als mit diktatorischer Handhabung des eisernen Scepters, mit welchem die Hand des rechtmäßigen Königs von Gott und Rechtswegen unter sie schlagen würde, während Bonaparte dadurch, daß er Frankreich diesen nützlichen Dienst erweist, am Charakter eines unberechtigten aventurier nichts verliert. Ich kann mich nicht recht in die Lage des Präsidenten denken, weil ich schon auf dem Wege dahin den Stab über mich brechen müßte und als Franzose nur mit Genehmigung des sanften Heinrich v. Frohsdorf die Präsidentschaft hätte annehmen können. Als Preuße kann ich mich nicht freuen über den 2. Dezember, weil ich nun einen Feind, der krank war, erstarken sehe, mit der beiläufigen Folge, daß ein leichtsinniger und lügenhafter Freund, Oesterreich, einen Zuwachs von Unverschämtheit aus dieser Thatsache zieht. An Kriegsgelüste Bonapartes glaube ich nicht, ich bin sogar überzeugt, daß er alles aufbieten wird, den Frieden zu erhalten, weil Krieg die Armee von ihm lösen würde; aber ich kann mir nicht denken, daß er sich der Armee gegenüber auf die Dauer hält. Das Element, welches ihn bei der nichtmilitärischen Bevölkerung trägt, Ermattung und Zerfahrenheit, fehlt im Heere.

So tief aber auch der Schatten war, den Napoleons That über den Kontinent warf, so trat seine Wirkung auf die deutschen Angelegenheiten doch erst später hervor. In Frankfurt hatte man sich ja vorläufig mit anderen Dingen zu beschäftigen. Hier galt es zunächst, die deutsche Nordsee-Flotte, die in dem Aufschwunge des Revolutionsjahres geschaffen und eingerostet war, und an der das junge Deutschland mit besonderer Begeisterung hing, wieder zu vernichten. Die Versteigerung der Flotte durch Hannibal Fischer bildete eines der traurigsten Kapitel, die in der Leidensgeschichte unseres Vaterlandes verzeichnet sind. Auch hier trat Oesterreich wieder den preußischen Plänen entgegen, so daß Bismarck empört an seinen Chef schreiben mußte:

Ich glaube nicht, daß der Bundestag in seiner jetzigen Gestaltung das letzte Wort unserer Politik sein könne, vielmehr sehe ich in derselben nur eine Schale, innerhalb welcher sich das, was in der Unionspolitik an gesunden und praktischen Elementen lag, auszubilden hat, und welche von selbst abfällt, wenn der Kern reif ist. Solange aber die Unsicherheit der jetzigen politischen Lage gegenüber der Revolution ein enges Zusammengehen mit Oesterreich und vorausgesetzt, daß die österreichische Politik nicht angreifend gegen uns verfährt, eine Vertagung der zwischen beiden Staaten unvermeidlich vorhandenen Streitfragen gebietet, dürfte es allerdings durch die Notwendigkeit gegeben sein, solche Pläne, welche den Bestand des Bündnisses mit Oesterreich gefährden, nicht ostensibel zu Tage treten zu lassen. Indessen können wir an letzterem System nur dann festhalten, wenn Oesterreich eine ebenso rücksichtsvolle Haltung uns gegenüber in allen Punkten bewahrt. Brief vom 19. 11. 1851.

In seinem Briefe an Gerlach beschwert er sich über die „verlogene, doppelzüngige und nichts weniger als bundesfeindliche Politik der Oesterreicher": „Was hier gelogen und intriguiert wird, den Rhein auf und ab, davon hat der ehrliche Altmärker gar keine Vorstellung. Diese süddeutschen Naturkinder sind sehr verderbt." Bismarck mußte immer wieder mit voller Energie die Rechte Preußens gegen die tückische Politik seiner Gegner wahren, und es kam wohl einmal vor, daß er selbst mit einem Staatsstreich drohte, indem er in Berlin den Vorschlag machte, ihn für längere Zeit abzuberufen, ohne einen Nachfolger oder Vertreter zu bestimmen. Es ist nicht dazu gekommen, aber man begann bereits in Frankfurt zu bemerken, daß seit Bismarcks Erscheinen ein anderer Wind in der preußischen Politik wehe, und wenn Graf Thun sich frühzeitig schwach und krank fühlte, so lag der Grund sicherlich vor allem in den mannigfaltigen diplomatischen Niederlagen, die er durch den jungen Gesandten erlitt. Thatsächlich siegte Bismarck überall, auch der glückliche Ausgang der Zollvereinskrisis ist auf das Konto seines Verdienstes zu schreiben.

In dieser Frage ging Bismarck konsequent, aber ungleich geschickter vor als bei Begründung der Frankfurter Union. Wiederum schloß er mit einzelnen Staaten einen wirtschaftlichen Sonderbund, aber jetzt erzwang er durch seine gewandte Diplomatie auch seine Anerkennung. Der Sieg war um so entscheidender, als Oesterreichs offenes Bestreben darauf hinausging, den Zollverein zu sprengen und die Zolleinigung Deutschlands mit den gesamten Länderbesitzen des Kaiserstaates durchzuführen. Man hoffte vor allem, Preußen

durch das dazwischenliegende Hannover und Oldenburg in zwei Zollstaaten zu zerreißen, und man war um so tiefer erbittert, als plötzlich der heimliche Abschluß dieses Vertrages zwischen den drei Staaten bekannt wurde. Preußen ging sogar noch weiter, es kündigte am 11. November den Zollverein und erklärte sich bereit, ihn nur auf Grund des Vertrages mit Hannover zu erneuern. Es lud zu diesem Zweck zu Konferenzen nach Berlin ein, während Fürst Schwarzenberg seinerseits eine Einladung nach Wien ergehen ließ. Oesterreich hatte die Absicht, mit den süddeutschen Staaten, beiden Hessen und Nassau eine besondere Zolleinigung abzuschließen und diese Länder zum Austritt aus dem Zollverein zu verpflichten Eine Reihe von Dokumenten zeigt uns, mit welcher Entschlossenheit Bismarck die österreichischen Intriguen durchkreuzte. In das Treiben und die Anschauungen jener Zeit gestattet uns aber ein vertrauliches Schreiben an Manteuffel den besten Einblick. Da heißt es:

Brief vom 29. 11. 1851.

Dem Grafen Thun habe ich heute früh, in der Form rein privater Aussprache, die nach meinem Dafürhalten unausbleiblichen beklagenswerten Folgen entwickelt, welche die angreifende Politik Oesterreichs gegen den Zollverein nach sich ziehen müsse. Er antwortete mir mit dem Tone freundschaftlicher Offenheit im ganzen ungefähr folgendes: Die unverhältnismäßigen Opfer, welche Preußen in dem Vertrage vom 7. September gebracht habe, seien der beste Beweis, daß es sich bei demselben weniger um die kommerzielle als um die politische Bedeutung handle. Wenn ich annehme, daß er ein ebenso guter Oesterreicher sei als ich Preuße, so werde ich natürlich finden, daß er es billige, wenn seine Regierung alles daransetze, um zu verhindern, daß Oesterreich in noch schrofferer Weise, als früher im Zollverein, von einer neuen, das ganze übrige Deutschland umfassenden Gemeinschaft ausgeschlossen werde. In Wien sei man weit davon entfernt, den Zollverein zerstören zu wollen, nur müsse derselbe Grundlagen annehmen, die einen Beitritt Oesterreichs, wenn nicht sofort ermöglichten, doch anbahnten. Den Zweck, die Zoll- und Handelsgesetzgebung auf den Bund zu übertragen, gestand er ein, und fand ihn ganz natürlich für Oesterreich; auch leugnete er keineswegs, Hock mit entsprechenden Aufträgen an die westdeutschen Höfe gesandt zu haben; er bedauerte, daß Preußen in dem Bunde nur ein Polizei- und Militär-Institut wolle. Ein überwiegender Einfluß Oesterreichs in Deutschland liege in der Natur der Dinge, solange Oesterreich ohne Selbstsucht sich Deutschland hingebe; breche es die letztere Bedingung, so werde Preußen an Oesterreichs Stelle treten; halte es jene Bedingung, so sei Preußens Aufgabe eine gleiche, mit Oesterreich gemeinsame Hingabe für die Interessen der Gesamtheit. Solange das gegenseitige Verhältnis nicht frei von partikularistischer Eifersucht sei, könne das jetzige gute Einvernehmen nicht ein Friede, sondern nur ein Waffenstillstand genannt werden. Er sprach wie Posa und entwickelte großdeutsche Schwärmerei; ich vervollständigte seinen Ideengang dahin, daß danach die Existenz Preußens

und noch weiter der Reformation eine bedauerliche Thatsache sei, wir beide könnten sie aber nicht ändern, und müßten nach Thatsachen, aber nicht nach Idealen rechnen, und ich bäte ihn zu überlegen, ob die Ergebnisse, die Oesterreich auf den Hockschen Wegen wirklich erreichen werde, die Annehmlichkeit des preußischen Bündnisses aufwiegen würden; denn ein Preußen, welches, wie er sich ausdrückte, „der Erbschaft Friedrichs des Großen entsagte“, um sich seiner wahren providentiellen Bestimmung als Reichs-Erz-Kämmerer hingeben zu können, bestehe in Europa nicht, und ehe ich zu einer derartigen Politik zu Hause riete, würde eine Entscheidung durch den Degen vorhergehen müssen. Er verglich Preußen mit einem Manne, der einmal das Los von 100 000 Thlr. gewonnen hat, und nun seinen Haushalt auf die jährliche Wiederkehr dieses Ereignisses einrichte. Ich erwiderte ihm, wenn diese Ansichten in Wien so klar wären wie bei ihm, so sehe ich allerdings voraus, daß Preußen nochmals in der bewußten Lotterie werde setzen müssen; ob es gewinnen werde, stehe bei Gott. Diese Unterhaltung hat mir die Ueberzeugung befestigt, daß Oesterreich die Bedeutung unseres Bündnisses oder unserer Abneigung empfinden muß, ehe es den Wert davon einsehen oder nach dieser Einsicht handeln wird. Thun ist stets in seinen Meinungen das Daguerreotyp seines Chefs, und ich zweifle nicht, daß letzterer (Fürst Schwarzenberg) seine Politik in dem Sinne gegen Thun entwickelt hat, wie dieser heute gegen mich.

Auch der Tod des Fürsten Schwarzenberg schleifte die bestehenden Gegensätze zunächst nicht ab; so hielt man es für wünschenswert, Bismarck selbst zu beauftragen, nach Wien zu reisen, um die Beziehungen beider Kabinette so freundlich als möglich zu gestalten, unnötige Spannungen zu heben und die Bedeutung der Zollfrage nicht mehr als nötig wachsen und auf andere Fragen Einfluß gewinnen zu lassen. Er sollte eben freundlich und eingehend für jeden sein, einen Abbruch und schroffe Zurückweisungen ebenso vermeiden, wie eigentliche Verhandlungen, und in der Sache nichts nachgeben. Bismarcks Sendung wurde formell damit begründet, daß er den erkrankten Gesandten, den Grafen Arnim, zu vertreten habe. Von Wien aus schreibt er vertraulich an Gerlach unter anderem:

Die Erzählungen von dem steifen und zugeknöpften Wesen dieses Ministers habe ich nicht bestätigt gefunden; seine Haltung ist ruhig und besonnen, aber freundlich mit einem Anschein von Geradheit. . . . Graf Rechberg sieht mehr wie ein Kammergerichtsrat aus als wie ein Diplomat. Er war sehr entgegenkommend und mitteilend für mich, und gefällt mir sonst gut; aber auch er glaubt, der Deutsche Bund würde durch eine amtliche Annahme der schwarzrotgoldenen Farbe Kräfte gewinnen und solche der Demokratie entziehen. Brief vom 10. 6. 1852.

Auch den Feldmarschall Fürsten Windischgrätz lernte Bismarck kennen, „der mich gleich bei meinem Eintritte auf den ganzen Abend in Beschlag nahm, sich mit Bitterkeit über die amtliche Revolutionierung des Landes

durch die Gesetzgebung und über die Unmöglichkeit eines Systems aussprach, welches sich nur auf Soldaten und Beamte von meistens wenig Bildung und Moral stützen wolle. Mit der größten Anerkennung und Freude sprach er über alles Preußische. Letzteres soll auch die Stimmung der höheren Militärs in der Nähe des Kaisers sein, der Generale Graf Grünne, Degenfeld, Heß und anderer. Als Träger der feindlichen Richtung gegen uns, besonders auf dem handelspolitischen Gebiete, bezeichnet man mir die vom verstorbenen Premierminister gehobene „Juden-Clique" — Bach, Hock und Zeitungsschreiber, obschon Bach kein Jude ist. Um so wünschenswerter wäre es mir, Bekanntschaften in der militärischen Welt, die den Kaiser umgiebt, anzuknüpfen. Die Unbekanntschaft des Grafen Buol mit dem Lande und den Geschäften, von der ich allgemein höre, trägt dazu bei, den Einfluß des Schwarzenbergschen Nachlasses aufrecht zu erhalten."

Die Audienz, die Bismarck bei dem Kaiser haben sollte, wurde verzögert durch allerlei Winkelzüge des Herrn von Buol, zugleich aber auch durch die Thatsache, daß der Monarch das Hoflager in Pest aufgeschlagen hatte. So konnte Bismarck ziemlich geärgert an die Gattin schreiben:

Brief vom 16. 6. 1852.

'S g'fallt mer hier gar net, wie Schrenk sagt, obschon es so nett war Anno 47, mit Dir, aber nicht bloß Du fehlst mir, sondern ich finde mich hier überflüssig, und das ist schlimmer, als ich Deinem unpolitischen Gemüt verständlich machen kann. Wenn ich, wie damals, nur zum Vergnügen hier wäre, so könnte ich nicht klagen; alle, die ich bisher kennen gelernt habe, sind bemerkenswert liebenswürdig, und die Stadt ist zwar heiß und engstraßig, aber doch eine ausgezeichnete Stadt. Im Geschäft dagegen herrscht große Flauheit: die Leute haben entweder nicht das Bedürfnis, sich mit uns zu arrangieren, oder setzen es bei uns in höherem Grade voraus, als es vorhanden ist. Ich fürchte, die Gelegenheit der Verständigung geht ungenützt vorüber, das wird bei uns einen bösen Rückschlag üben, denn man glaubt, einen sehr versöhnlichen Schritt durch meine Sendung gethan zu haben, und sie werden sobald nicht wieder einen herschicken, der so geneigt ist, sich zu verständigen, und dabei so freie Hand hat wie ich. Verzeih, daß ich Dir Politik schreibe, aber wessen das Herz voll ist u. s. w., ich trockne ganz aus geistig in diesem Getriebe, und ich fürchte, ich bekomme noch einmal Geschmack daran. Ich komme eben aus der Oper, mit Old Westmoreland, Don Giovanni, von einer guten italienischen Truppe, bei der ich die Miserabilität des Frankfurter Theaters doppelt empfand. Gestern war ich in Schönbrunn und gedachte an unsere abenteuerliche Mondschein-expedition beim Anblick der himmelhohen Hecken und der weißen Statuen in den grünen Büschen, besah mir auch das heimliche Gärtchen, in das wir zuerst gerieten, was sehr verbotner Grund ist, so daß die Jägerschild-wache, die schon damals dort stand, sogar das Hineinsehen verbietet. . . .

Scharf und klar ist auch hier das Urteil, das Bismarck über die Persönlichkeiten, mit denen ihn das Schicksal zusammenführte,

fällt. So schreibt er über den bekannten Minister Bach und über den jungen Kaiser:

Vom Kaiser höre ich, daß er alles mit einem für seine Jahre seltenen Maßhalten treibt, bis auf seine Regentenpflichten und gelegentlich die Jagd. Er strengt seinen Körper übermäßig mit Tanzen, Reiten und Schlafentbehren an. Er steht um 4 Uhr auf, arbeitet rastlos, spricht mit jedem Beamten nur über sein Fach, schneidet in der Beziehung übergreifende Ratschläge, sowie Fragen schnell ab, läßt die eigene selbständige Entscheidung nach Form und Inhalt überall augenscheinlich in den Vordergrund treten und giebt sie kurz und entschieden. Die eigene angespannte Pflichterfüllung läßt ihn die gleiche Anstrengung als etwas sich von selbst Verstehendes bei anderen voraussetzen, und jeder Mangel darin setzt ihn in Erstaunen. Dabei ist er niemals barsch in der Form Gerühmt wird seine große Wahrheitsliebe. Brief vom 19. 6. 1852

Im adligen Kasino, meint Bismarck, könne er gegenwärtig, unter den „spielenden und rauchenden Resten der höheren Gesellschaft", allein noch den Kreis seiner Bekanntschaften erweitern. Daselbst, fuhr er fort, würden gelegentlich dem Minister des Innern Dr. Bach „Schimpfwörter der stärksten Färbung angehängt. Die Meisten sind einig in Anklagen gegen Fürst Schwarzenberg, dessen Unkenntnis des Landes von Bach mißbraucht sei. Bach war für Schwarzenberg, was der Mohr für Fiesco. Seine Haltung gegen Buol scheint das Bewußtsein zu verraten, daß der ihn noch weniger entbehren kann, als Fürst Schwarzenberg es konnte; und das glaube ich auch. Der Haß der Aristokratie, auch der militärischen, gegen Bach ist groß. Man schildert ihn mir als den Träger und Schürer der Leidenschaft gegen Preußen."

Am 23. reiste Bismarck nach der ungarischen Hauptstadt, nachdem er als das Resultat der Verhandlungen mit Buol festgestellt hatte, daß dieser auf einen Handelsvertrag ohne Festlegung der Zolleinigung nicht eingehen wollte. Die Briefe aber, die Bismarck gerade damals nach Hause schrieb, atmen alles andere als politische Bedenklichkeiten. Sie atmen vielmehr eine außerordentlich zarte Beobachtung der Natur und sind von einer Plastik der Darstellung, die das Wort rechtfertigen, daß Bismarck einer der Meister der deutschen Sprachkunst gewesen sei. Wir lassen diese köstlichen Briefe im Wortlaut folgen:

Soeben komme ich vom Dampfschiff und weiß den Augenblick, der mir bleibt, bis Hildebrand mit meinen Sachen nachfolgt, nicht besser anzuwenden, als indem ich Dir ein kleines Lebenszeichen von dieser sehr östlich gelegenen, aber sehr schönen Welt schicke. Der Kaiser hat die Gnade gehabt, mir Quartier in seinem Schlosse anzuweisen, und ich sitze hier in einer großen, gewölbten Halle am offenen Fenster, zu dem die Abendglocken von Pest hereinläuten. Der Blick hinaus ist reizend. Die Burg liegt hoch, unter mir zuerst die Donau, von der Kettenbrücke überspannt, dahinter Pest und weiterhin die endlose Ebene über Pest hinaus im blauroten Brief vom 26. 6. 1852.

Abendduft verschwimmend. Neben Pest links sehe ich die Donau aufwärts, weit, sehr weit links von mir, d. h. auf dem rechten Ufer, ist sie zuerst von der Stadt Ofen besäumt, dahinter Berge, blau und blauer, dann braunrot im Abendhimmel, der dahinter glüht. In der Mitte beider Städte liegt der breite Wasserspiegel wie bei Linz, von der Kettenbrücke und einer waldigen Insel unterbrochen. Auch der Weg hierher, wenigstens von Gran bis Pest, würde Dich gefreut haben. Denke Dir Odenwald und Taunus nahe aneinandergerückt, und der Zwischenraum mit Donauwasser angefüllt. Die Schattenseite der Fahrt war die Sonnenseite, es brannte nämlich, als ob Tokayer auf dem Schiffe wachsen sollte, und die Menge der Reisenden war groß, aber denke Dir, nicht ein Engländer, die müssen Ungarn noch nicht entdeckt haben. Uebrigens sonderbare Käuze genug, von allen orientalischen und occidentalischen Nationen, schmierige und gewaschene. Ein recht liebenswürdiger General war meine Hauptreisegesellschaft, mit dem ich fast die ganze Zeit über oben auf dem Radkasten gesessen und geraucht habe. Nachgerade werde ich ungeduldig, wo Hildebrand bleibt; ich liege im Fenster halb mondscheinschwärmend, halb auf ihn wartend, wie auf die Geliebte, denn mich verlangt nach einem clean shirt (reinen Hemd). Wärst Du doch einen Augenblick hier und könntest jetzt auch die mattsilberne Donau, die dunkeln Berge auf blaßrotem Grund und auf die Lichter sehn, die unten aus Pest heraufscheinen; Wien würde sehr bei Dir im Preise sinken gegen Buda-Pest, wie der Ungar sagt; Du siehst, ich bin auch Naturschwärmer. Jetzt werde ich mein erregtes Blut mit einer Tasse Thee besänftigen, nachdem Hildebrand wirklich eingetroffen ist, und dann bald zu Bette gehn.

Vorige Nacht wurden es nur 4 Stunden Schlaf, und der Hof ist schauerlich matinös hier; der junge Herr selbst steht schon um 5 Uhr auf, da würde ich also ein schlechter Höfling sein, wenn ich sehr viel länger schlafen wollte. Daher, mit einem Seitenblick auf eine riesenhafte Theekanne und einen verführerischen Teller mit Kaltem in Gelee und anderem Zeuge, wie ich sehe, sage ich Dir gute Nacht aus weiter Ferne. Wo habe ich denn das Lied her, was mir heut den ganzen Tag im Sinne liegt: „Over the blue mountain, over the white sea-foam, come thou beloved one, come to thy lonely home!“ Ich weiß nicht, wer mir das einmal vorgesungen haben muß, in auld lang syne! —

Nachdem ich sehr gut, obschon auf einem Keilkissen, geschlafen habe, sage ich Dir guten Morgen. Die ganze Landschaft vor mir schwimmt in so heller, brennender Sonne, daß ich gar nicht hinaussehen kann ungeblendet. Bis ich meine Besuche beginne, sitze ich hier einsam frühstückend und rauchend in einem sehr geräumigen Lokal, 4 Zimmer, alles dick gewölbt, 2 etwa so wie unsere Tafelstube in der Dimension, dicke Wände wie in Schönhausen, riesenhafte Nußbaumschränke, blauseidne Möbel, auf der Diele eine Profusion von ellengroßen, schwarzen Flecken, die eine erhitztere Phantasie als die meine für Blut ansehn könnte, ich aber décidément für Tinte erkläre; eine unglaublich ungeschickte Schreiberseele muß hier gehaust, oder ein anderer Luther wiederholentlich große Tintenfässer gegen den Widersacher geschleudert haben. Ein sehr freundlicher, alter Diener in hellgelber Livree teilt sich mit Hildebrand ins Geschäft: überhaupt sind sie sehr liebens-

würdig; das Dampfschiff fuhr gestern dem Vertreter des Königs zu Ehren unter großer preuß. Flagge, und dank dem Telegraphen, wartete Kais Equipage am Landungsplatz Sage das nicht *, er schreibt sonst Artikel darüber. Unten treiben auf langen Holzflößen die sonderbarsten braunen, breithutigen und weithosigen Gestalten die Donau entlang. Es thut mir leid, daß ich nicht Zeichner bin, diese wilden Gesichter, schnurrbärtig, langhaarig, mit den aufgeregten schwarzen Augen und der einzig malerischen Draperie, die an ihnen hängt, hätte ich Dir gern vorgeführt, wie sie gestern den Tag über mir unter die Augen kamen. Nun muß ich ein Ende machen und Besuche. Ich weiß nicht, wann Du diese Zeilen erhältst, vielleicht schicke ich morgen oder übermorgen einen Feldjäger nach Berlin, der sie mitnehmen kann.

Abends.

Noch habe ich keine Gelegenheit gefunden, dies abzusenden. Wieder scheinen die Lichter aus Pest herauf, am Horizont nach der Theiß zu blitzt es, über uns ist es sternenklar. Ich habe heute viel Uniform getragen, in förmlicher Audienz dem jungen Herrscher dieses Landes meine Kreditive überreicht, und einen sehr wohlthuenden Eindruck erhalten. Nach der Tafel wurde vom ganzen Hofe eine Exkursion ins Gebirge gemacht, zur „schönen Schäferin", die aber lange tot ist, der König Mathias Corvinus liebte sie vor etlichen hundert Jahren. Man sieht von da über waldige, neckaruferartige Berge auf Ofen, dessen Berge und die Ebene. Ein Volksfest hatte Tausende hinausgeführt, die den Kaiser, der sich unter sie mischte, mit tobenden eljen (evviva) umdrängten, Csardas tanzten, walzten, sangen, musizierten, in die Bäume kletterten und den Hof drängten. Auf einem Rasenabhang war ein Soupertisch von etwa 20 Personen, nur auf einer Seite besetzt, die andere für die Aussicht auf Wald, Burg, Stadt und Land frei gelassen, über uns hohe Buchen mit kletternden Ungarn in den Zweigen, hinter uns dicht gedrängtes und drängendes Volk in nächster Nähe, weiterhin Hörnermusik mit Gesang wechselnd, wilde Zigeunermelodien, Beleuchtung, Mondschein und Abendrot, dazwischen Fackeln durch den Wald; das Ganze konnte ungeändert als große Effektscene in einer romantischen Oper figurieren. Neben mir saß der weißhaarige Erzbischof von Gran, Primas von Ungarn, im schwarzseidnen Talar mit rotem Ueberwurf, auf der anderen Seite ein sehr liebenswürdiger, eleganter Kavalleriegeneral: Du siehst, das Gemälde war reich an Kontrasten. Dann fuhren wir unter Fackeleskorte im Mondschein nach Hause. Sage Frau v. V., ihr Bruder (Graf Buol) wäre ein sehr liebenswürdiger Mann, wie das nach den beiden Schwestern, die ich kannte, nicht anders zu erwarten war. Eben erhielt ich eine telegraphische Depesche aus Berlin; sie enthielt nur 4 Buchstaben: „Nein". Ein inhaltschweres Wort. Ich habe mir heute erzählen lassen, wie dieses Schloß vor drei Jahren von den Insurgenten gestürmt wurde, wobei der brave General Hentzy und die ganze Besatzung nach einer bewundernswert tapferen Verteidigung niedergehauen wurden. Die schwarzen Flecken auf meiner Diele sind zum Teil Brandflecken, und wo ich Dir schreibe, tanzten damals die platzenden Granaten und schlug man sich schließlich auf rauchendem Schutt. Erst vor wenig Wochen ist dies zur Herkunft des Kaisers wieder in stand gesetzt worden. Jetzt ist

es recht still und behaglich hier oben, ich höre nur das Ticken einer Wanduhr und fernes Wagenrollen von unten herauf. Mögen Engel bei Dir wachen, bei mir thut's ein bärenmützger Grenadier, von dessen Bajonett ich 6 Zoll auf 2 Armeslängen von mir über den Fensterrand ragen und einen Strahl widerspiegeln sehe. Er steht über der Terrasse an der Donau und denkt vielleicht an seine Nanni...

Aehnlich schreibt Bismarck in einem Immediatbericht:

Poschinger: Brief vom 25. 6. 1852.

Am Abend hatte ich die Ehre, zu einer Landpartie des Hofes nach einem im nahen Gebirge gelegenen Punkte, genannt „zur schönen Schäferin" eingeladen zu werden. Der Ort trägt seinen Namen von der Sage, daß der König Mathias Corvinus dort seiner Zeit eine wirklich schöne Schäferin mit seiner Aufmerksamkeit beehrt habe.

Die Bevölkerung der Umgegend hatte sich gestern zu Tausenden in dem dortigen Walde eingefunden, und der Kaiser, der sich zu Fuß unter dieselbe mischte und dem Csardas-Tanzen der Ungarn und dem Walzer besonders kostümierter Schwäbinnen aus der Nachbarschaft in nächster Nähe längere Zeit zusah, wurde von der Bevölkerung mit lärmenden Eljen-Rufen dergestalt umdrängt, daß es dem Erzherzog Gouverneur und dem Hofe nicht immer gelang, in der allerhöchsten Nähe zu bleiben. Es kam sogar vor, daß Seine Majestät von Leuten, die bemüht waren, den Kaiser zu sehn, und ihn suchten, unerkannt zur Seite gedrängt wurde. Das Souper wurde an einer Tafel von etwa 20 Personen im Freien an einer Stelle, welche den Durchblick auf Ofen bot, eingenommen. Ich hatte den Erzbischof Primas von Gran zum Nachbar, einen Herrn von sehr hohem Alter, der in seiner Unterhaltung mit mir ein lebhaftes und stolzes Bewußtsein ungarischer Nationalität in den Vordergrund stellte. Das Primat hat von seinen ehemals 800 000 Fl. betragenden Einkünften durch die Revolution, wie ich höre, den größten Teil eingebüßt.

Die Rückkehr hierher fand unter Begleitung eines Fackelzuges statt.

Endlich schreibt Bismarck an Leopold v. Gerlach:

Brief vom 25. 6. 1852.

Auf die Gefahr hin, von Ihnen wieder für einen importunen, brieflichen Schwätzer erklärt zu werden, schreibe ich Ihnen einige Zeilen aus dem Sitze des Pascha von Buda. Se. Majestät der Kaiser hat die Gnade gehabt, mich hier in der Burg in eine gewölbte Halle einzuquartieren, von wo aus ich einen prächtigen Blick auf die Stadt Ofen, blaue Berge, die Ausläufer des Bakonyer Waldes, sehr viel Donau, eine imposante Kettenbrücke, ganz Pest mit einer schönen neuen Kaifront und die endlose Sandsteppe dahinter habe, von deren Bestandteilen augenblicklich ein wütender Sturm viele 1000 Centner in der Luft umherführt, so daß der Horizont wie in Rauch gehüllt aussieht und der Staub beide Städte überzieht bis hier oben in das Schloß hinein. Der junge Herrscher dieses Landes hat mir einen sehr angenehmen Eindruck gemacht: zwanzigjähriges Feuer, mit der Würde und Besonnenheit reifen Alters gepaart, ein schönes Auge, besonders wenn er lebhaft wird, und ein gewinnender Ausdruck von Offenheit, namentlich beim Lächeln. Wenn er nicht Kaiser wäre, würde

ich ihn für seine Jahre etwas zu ernst finden. Die Ungarn sind begeistert von dem nationalen Accent, mit dem er ihre Sprache redet, und von der Eleganz, mit der er reitet.

Die nächsten Tage benutzte Bismarck, da der Kaiser eine Fahrt nach Stuhlweißenburg unternahm und von seinen Ministern begleitet wurde, zu einem Ausfluge in das innere Land. Auch von dieser Reise sendet er wundervolle Berichte an die Lebensgefährtin; so schreibt er aus Szolnok:

Szolnok 27./6. 52.

In den vorhandenen Atlanten wirst Du eine Karte von Ungarn finden, auf dieser einen Fluß Theiß und, wenn Du dann über Szegedin hinauf nach der Quelle suchst, einen Ort Szolnok. Ich bin gestern mit Eisenbahn von Pest nach Alberti-Irza gefahren, wo ein Fürst W. in Quartier liegt, der mit einer Prinzessin v. M. verheiratet ist. Dieser machte ich meine Aufwartung, um ** Nachricht von ihrem Ergehn bringen zu können. Der Ort liegt am Rande der ungarischen Steppen zwischen Donau und Theiß, welche ich mir Spaßes halber ansehen wollte. Man ließ mich nicht ohne Eskorte reisen, da die Gegend durch berittne Räuberbanden, hier Petyaren genannt, unsicher gemacht wird. Nach einem komfortabeln Frühstück unter dem Schatten einer Schönhausischen Linde, bestieg ich einen sehr niedrigen Leiterwagen mit Strohsäcken und drei Steppenpferden davor, die Ulanen luden ihre Karabiner, saßen auf, und fort ging's in sausendem Galopp. Hildebrand und ein ungarischer Lohndiener auf dem Vordersack, und ein Kutscher, ein dunkelbrauner Bauer mit Schnurrbart, breitrandigem Hut, langen speckglänzenden schwarzen Haaren und einem Hemd, das über dem Magen aufhört und einen handbreiten, dunkelbraunen Gurt eigner Haut sichtbar läßt, bis die weißen Hosen anfangen, von denen jedes Bein weit genug zu einem Weiberrock ist, und die bis an die Knie reichen, wo die gespornten Stiefel anfangen. Denke Dir festen Rasengrund, eben wie der Tisch, auf dem man bis an den Horizont meilenweit nichts sieht, als die hohen, kahlen Bäume der für die halbwilden Pferde und Ochsen gegrabnen Ziehbrunnen (Püttschwengel), Tausende von weißgrauen Ochsen mit armlangen Hörnern, flüchtig wie Wild, von zottigen, unansehnlichen Pferden, gehütet von berittnen halbnackten Hirten mit lanzenartigen Stöcken, unendliche Schweineherden, unter denen jederzeit ein Esel, der den Pelz (bunda) des Hirten trägt und gelegentlich ihn selbst, dann große Scharen von Trappen, Hasen, hamsterartige Zeisel, gelegentlich an einem Weiher mit salzigem Wasser wilde Gänse, Enten, Kibitze, waren die Gegenstände, die an uns — und wir an ihnen — vorüberflogen während der drei Stunden, die wir auf 7 Meilen bis Kecskemet fuhren, mit etwas Aufenthalt in einer Csarda (einsames Wirtshaus). Kecskemet ist ein Dorf, dessen Straßen, wenn man keine Bewohner sieht, an das kleine Ende von Schönhausen erinnern, nur hat es 45 000 Einwohner, ungepflasterte Straßen, niedrige, orientalisch gegen die Sonne geschlossne Häuser mit großen Viehhöfen. Ein fremder Gesandter war da eine so ungewöhnliche Erscheinung, und mein magyarischer Diener ließ die

Brief vom 27. 6. 1852.

Excellenz so rasseln, daß man mir sofort eine Ehrenwache gab, die Behörden sich meldeten und Vorspann requiriert wurde. Ich brachte den Abend mit einem liebenswürdigen Offizierkorps zu, die darauf bestanden, daß ich auch ferner Eskorte mitnehmen müsse, und mir eine Menge Räubergeschichten erzählten. Gerade in der Gegend, nach der ich reiste, sollten die übelsten Raubnester liegen, an der Theiß, wo die Sümpfe und Wüsten ihre Ausrottung fast unmöglich machen. Sie sind vortrefflich beritten und bewaffnet, diese Petyaren, überfallen in Banden von 15 bis 20 die Reisenden und die Höfe und sind am anderen Tage 20 Meilen davon. Gegen anständige Leute sind sie höflich. Ich hatte den größten Teil meiner Barschaft bei Fürst W. gelassen, nur etwas Wäsche bei mir und hatte eigentlich einen Kitzel, diese Räuber zu Pferde, in großen Pelzen, mit Doppelflinten in der Hand und Pistolen im Gurt, deren Anführer schwarze Masken tragen und zuweilen dem kleinen Landadel angehören sollen, näher kennen zu lernen. Vor einigen Tagen waren mehrere Gendarmen im Gefecht mit ihnen geblieben, dafür aber zwei Räuber gefangen und in Kecskemet standrechtlich erschossen worden. Dergleichen erlebt man in unseren langweiligen Gegenden garnicht. Um die Zeit, wo Du heute morgen aufwachtest, hast Du schwerlich gedacht, daß ich in dem Augenblick in Kumanien in der Gegend von Felegyhaza und Csongrad mit Hildebrand in gestrecktem Galopp über die Steppe flog, einen liebenswürdigen, sonnenverbrannten Ulanenoffizier neben mir, jeder die geladnen Pistolen im Heu vor sich liegend, und ein Kommando Ulanen, die gespannten Karabiner in der Faust, hinterher jagend. Drei schnelle Pferdchen zogen uns, die unweigerlich Rosa und Csillag (Stern) und das nebenlaufende Petyar (Vagabund) heißen, von dem Kutscher ununterbrochen bei Namen und in bittendem Ton angeredet werden, bis er den Peitschenstiel quer über den Kopf hält, und mega, mega (halt an) ruft, dann verwandelt sich der Galopp in sausende Karriere. Ein sehr wohlthuendes Gefühl! Die Räuber ließen sich nicht sehen; wie mir mein netter, brauner Lieutenant sagte, würden sie schon vor Tagesanbruch gewußt haben, daß ich unter Bedeckung reiste, gewiß aber seien welche von ihnen unter den würdig aussehenden stattlichen Bauern, die uns auf den Stationen aus den gestickten, bis zur Erde gehenden Schafpelzmänteln ohne Aermel ernsthaft betrachteten und mit einem ehrenfesten istem adiamek (gelobt sei Gott) begrüßten. Die Sonnenhitze war glühend den ganzen Tag, ich bin im Gesicht wie ein Krebs so rot. Ich habe 18 Meilen in 12 Stunden gemacht, wobei noch 2 bis 3 Stunden, wenn nicht mehr, auf Anspannen und Warten zu rechnen sind, da die 12 Pferde, die ich brauchte, für uns und die Bedeckung erst gefangen werden mußten. Dabei waren vielleicht ein Drittel des Weges tiefster Mahlsand und Dünen, wie bei Stolpmünde. Um 5 kam ich hier an, wo ein buntes Gewühl von Ungarn, Slovaken, Walachen die Straßen (Sz. ist ein Dorf von etwa 6000 Einwohnern, aber Eisenbahn- und Dampfschiffstation an der Theiß) belebt und mir die wildesten und verrücktesten Zigeunermelodien ins Zimmer schallen. Dazwischen singen sie durch die Nase mit weit aufgerissnem Munde in kranker, klagender Molldissonanz Geschichten von schwarzen Augen und von dem tapfern Tod eines Räubers, in Tönen, die an den Wind erinnern, wenn

er im Schornstein lettische Lieder heult. Die Weiber sind im ganzen gut gewachsen, einige ausgezeichnet schön; alle haben pechschwarzes Haar, nach hinten in Zöpfen geflochten, mit roten Bändern darin. Die Frauen entweder lebhaft grünrote Tücher oder rotsammetne Häubchen mit Gold auf dem Kopf, ein sehr schönes gelbes seidenes Tuch um Schulter und Brust, schwarze, auch urblaue kurze Röcke und rote Saffianstiefel, die bis unter das Kleid gehn, lebhafte Farben, meist ein gelbliches Braun im Gesicht und große brennend schwarze Augen; im ganzen gewährt so ein Trupp Weiber ein Farbenspiel, das Dir gefallen würde, jede Farbe am Anzug so energisch, wie sie sein kann. Ich habe nach meiner Ankunft um 5, in Erwartung des Diners, in der Theiß geschwommen, Csardas tanzen sehn, bedauert, daß ich nicht zeichnen konnte, um die fabelhaftesten Gestalten für Dich zu Papier zu bringen, dann Paprika-Hähndel, Stürl (Fisch) und Tick gegessen, viel Ungar getrunken, geschrieben, und will nun zu Bett gehn, wenn die Zigeunermusik mich schlafen läßt. Gutenacht. Istem adiamek!

Von der Rückkehr nach Pest erzählt folgender Brief:

Wieder sehe ich das Ofener Gebirge, diesmal von der Pester Seite, von unten her. Aus der Ebene, die ich eben verlassen habe, sah man nur an einigen Stellen und bei sehr klarer Luft in 12 bis 15 Meilen Entfernung blaue Karpathenumrisse schimmern. Südlich und östlich blieb die Ebene unabsehbar und geht in erster Richtung bis weit in die Türkei, in der andern nach Siebenbürgen. Die Hitze war heute wieder sengend, sie hat mir die Haut im Gesicht abgeschält. Jetzt ist ein warmer Sturm, der so heftig über die Steppe herkommt, daß die Häuser davon zittern. Ich habe in der Donau geschwommen, mir die prächtige Kettenbrücke von unten angesehn, Besuche gemacht, auf der Promenade sehr gute Zigeuner spielen hören und will nun bald schlafen. Die Gegend am Rande der Pußta, da wo es anfängt, kultivierter zu werden, erinnert an Pommern, an die Gegend von Ramelow, Roman und Koseeger. Die Zigeuner sind grauschwarz im Gesicht, fabelhaft kostümiert, die Kinder ganz nackend, bis auf eine Schnur Perlen um den Hals. Zwei Frauen hatten schöne regelmäßige Züge, waren auch reiner und geputzter als die Männer. Wenn die Ungarn einen Tanz noch einmal hören wollen, so rufen sie ganz erstaunt: hody wol? hody? (wie war das? wie?) und sehen sich fragend an, als hätten sie nicht recht verstanden, obschon sie die Musik auswendig wissen. Es ist überhaupt ein seltsam Volk, gefällt mir aber sehr gut. Meine Ulaneneskorte ist doch so übel nicht gewesen. Um dieselbe Zeit, wo ich Kecskemet in südlicher Richtung verließ, gingen 63 Wagen nach Körös nördlich ab. Diese sind zwei Stunden später angehalten und ausgeplündert worden. Einem Obersten, der zufällig vor diesen Wagen fuhr, haben sie, weil er nicht anhalten wollte, einige Schüsse nachgeschickt und ein Pferd durch den Hals geschossen, doch nicht so, daß es stürzte, und da er, im Galopp davonfahrend, nebst zwei Dienern, das Feuer erwiderte, haben sie vorgezogen, sich an die übrigen Reisenden zu halten. Sonst haben sie niemand etwas gethan und nur einige Personen geplündert, oder vielmehr gebrandschatzt, denn sie nehmen nicht alles, was einer hat, sondern fordern

Brief vom 28. 6. 1852.

nach Vermögen und nach ihrem eigenen Bedürfnis eine Summe von jedem und lassen sich z. B. 40 fl., die sie gefordert haben, aus einem Portefeuille mit 1000 fl. ruhig zuzählen, ohne den Ueberrest anzurühren. Also Räuber, die mit sich reden lassen. . . .

Der Wiener Aufenthalt hatte übrigens für Bismarck insofern noch ärgerliche Folgen, als durch einen Diplomatenklatsch seine Stellung zu seinem Vorgesetzten, Herrn v. Manteuffel, dauernd verdorben wurde:

Ged. u. Er. I. In vertraulichem Gespräch fragte mich der mir befreundete hannöversche Gesandte Graf Platen gelegentlich, ob auch ich glaubte, daß ich zu Manteuffels Nachfolger bestimmt sei. Ich erwiderte, das läge einstweilen nicht in meinen Wünschen. Ich glaubte allerdings, daß der König mich in späterer Zeit einmal zu seinem Minister zu machen gedenke und mich dazu erziehen wolle, in dieser Absicht auch mir die mission extraordinaire nach Oesterreich übertragen habe. Mein Wunsch aber wäre, noch etwa zehn Jahre lang in Frankfurt oder an verschiedenen Höfen als Gesandter die Welt zu sehen und dann gern etwa zehn Jahre lang, womöglich mit Ruhm, Minister zu sein, dann auf dem Lande über das Erlebte nachzudenken und wie mein alter Onkel in Templin bei Potsdam Obstbäume zu pfropfen. Dieses scherzende Gespräch war von Platen nach Hannover berichtet worden und dort zur Kenntnis des General-Steuerdirektors Klenze gekommen, der mit Manteuffel über Zollsachen verhandelte und in mir den Junker im Sinne der liberalen Büreaukraten haßte. Er hatte nichts Eiligeres zu thun, als entstellte Angaben aus Platens Bericht an Manteuffel mitzuteilen in dem Sinne, als ob ich an dessen Sturze arbeitete. Bei meiner Rückkehr von Wien nach Berlin (8. Juli) hatte ich an Aeußerlichem die Wirkung dieser Einbläserei wahrzunehmen. Sie bestand in einer Abkühlung meiner Beziehungen zu meinem Chef, und ich wurde nicht mehr wie bis dahin gebeten, bei ihm zu wohnen, wenn ich nach Berlin kam. Verdacht wurden mir dabei auch meine freundschaftlichen Beziehungen zu dem General v. Gerlach.

Nachdem Bismarck nach Wien zurückgekehrt war und in längeren Unterredungen mit Herrn v. Buol den Standpunkt Preußens verteidigt hatte, wurde er durch ein Telegramm nach Potsdam berufen, um hier persönlich seine Eindrücke mitzuteilen. Hatte seine Gesandtschaft in Wien auch vorläufig nicht einen direkten Erfolg, so trug sie doch dazu bei, der preußischen Sache schließlich den Sieg zu verschaffen. Vor allem war jetzt durch ihn der Widerstand gegen die österreichischen Pläne gefestigt und die Gefahr einer schwächlichen Nachgiebigkeit beseitigt. Aber gerade hierdurch geriet er von neuem in Konflikt mit der Kreuzzeitungspartei, die seine Thätigkeit in einer Weise kritisierte, als ob der Staat an den Rand des Verderbens

gebracht worden sei. Die Intriguen, die hinter diesen und ähnlichen Machinationen lauerten und ihren Herd in Wien und zum Teil auch in Hannover hatten, durchkreuzte Bismarck mit gewohnter Rücksichtslosigkeit. Vor allem trat er der Ausstreuung entgegen, als strebe er danach, seinen Vorgesetzten, Herrn v. Manteuffel, zu stürzen: er lebe „in Frankfurt wie Gott in Frankreich, und dieses Gemisch von Zopf, Eisenbahn, Landjunker, diplomatischem Republikaner, Kammer, müßigem Bundestagsgezänk, behagen ihm so, daß er auf dieser Welt höchstens mit seinem allergnädigsten Herrn den Platz tauschen würde, wenn die königliche Familie mit unerträglicher Zudringlichkeit ihn darum bäte“.

In zahllosen Preßartikeln trat Bismarck dem Bestreben Oesterreichs entgegen, die Stimmung in den Bundesstaaten gegen Preußen mobil zu machen. Die Verhältnisse in der europäischen Politik, vor allen Dingen die Vorgänge im Westen, wo Napoleon im Begriff war, sich die Krone auf das Haupt zu setzen, halfen dazu, in Wien selbst die bisherige Schroffheit aufzugeben und sich den preußischen Ideen zu nähern. Am 17. Dezember reiste Kaiser Franz Joseph selbst zu einem Besuche nach Berlin, und hier kam es zu Verhandlungen, die der Zollvereinskrisis ein Ende bereiteten. Preußen schloß mit dem Rivalen einen Handelsvertrag und gewährte ihm das Recht der gegenseitigen Meistbegünstigung. Es versprach zugleich, daß 6 Jahre später, also 1859, eine neue Verhandlung über eine Zolleinigung stattfinden solle. Wenige Monate darauf war auch der Zollvertrag von allen deutschen Staaten auf 12 Jahre abgeschlossen. Wie groß die Bedeutung dieser Ereignisse war, die vor allem durch Bismarcks Führung zu einem so glücklichen Ende gelangten, beweist eine Aeußerung Gerlachs an seinen Freund: „Der Handelsvertrag mit Oesterreich ist das Kompliment für Olmütz und kann große Dinge zur Entwickelung bringen.“

Die nächste große Aufgabe, die sich der Diplomat in Frankfurt stellte, war in der leidigen Frage der Elbherzogtümer gegeben. Der Krieg von 1848—50 war ja geführt worden für das Recht der Erbfolge des Augustenburgischen Hauses und die Untrennbarkeit Schleswig-Holsteins von Deutschland. Aber der unrühmliche Ausgang des Kampfes hatte unter dem Drucke Rußlands zu einer Preisgabe dieses Standpunktes geführt. Bismarck sollte nun den Herzog von Augustenburg dazu bestimmen, gegen eine Geldentschädigung

dauernd auf ein Erbrecht zu verzichten, eine Aufgabe, die in jeder Beziehung unerquicklich war, die aber der junge Diplomat in geschickter Weise löste. Jedoch blieb der Keim zu späterer Verwickelung in der Thatsache bestehen, daß der Herzog auf sein Thronfolgerecht zugleich im Namen seiner Söhne Verzicht leistete, ohne daß der Verzicht von dem Erben selbst offiziell ausgesprochen war. Elf Jahre später sollte dieser unscheinbare Umstand zu den größten Verwickelungen führen. Das Londoner Protokoll setzte das rechtliche Verhältnis der Elbherzogtümer zu Dänemark und Deutschland fest. Es ist natürlich, daß diese Abmachungen in Deutschland den tiefsten Schmerz hervorriefen, schien es doch, als ob die meerumschlungenen Herzogtümer dem dänischen Erzfeinde ausgeliefert werden sollten. Und doch war es später Bismarck wieder, der ihnen die Freiheit gebracht hat.

Bei Beginn des neuen Jahres vollzog sich ein Wechsel im Bundespräsidium zu Frankfurt. Graf Thun wurde abberufen und alsbald als österreichischer Gesandter in Berlin beglaubigt. Man hatte jedoch die Ansicht Bismarcks über ihn eingefordert, und dieser fällte über seinen bisherigen Kollegen folgendes Urteil:

Er hat keine selbständigen politischen Anschauungen, die ihn veranlassen könnten, nach irgend einer Richtung hin die Führung zu nehmen und auf das Wiener Kabinett bestimmend einzuwirken. Für den Fürsten Schwarzenberg, den Schöpfer seiner Laufbahn, hatte er eine große persönliche Verehrung, eignete sich dessen Worte und Gedanken an und sprach in vertraulichen Stunden zu mir Schwarzenbergische Urteile über das Verhältnis Preußens zu Oesterreich als eigene Gedanken aus, die etwa dahin gingen, Preußen solle in der Bundesversammlung mehr den Volkstribun als den zweiten Konsul spielen wollen. Das ließe sich noch hören, aber seinen Kommentaren nach hatte er doch einen sehr fügsamen und bescheidenen Tribun im Sinne. Seine Hauptstärke ist eine klarer Verstand, schnelle Auffassung, Geistesgegenwart und Gewandtheit, und mit diesen Eigenschaften, zu denen entschiedener politischer Mut kommt, sobald er durch Instruktion gedeckt ist, würde er ein sehr bedeutender Mann sein, wenn er eine starke, treibende politische Ueberzeugung hätte und wenn er nicht träge und vergnügungssüchtig wäre. Solange ihn aber das Feuer nicht unter den Nägeln brennt, schweift er gern allein oder mit seiner Frau in Wäldern und Feldern umher, geht auf die Jagd, des Abends in Gesellschaft von Damen, die mehr faciles und formosae als bonae laboriosae sind, er spielt dann auf dem Kasino die Nacht hindurch, wofür er des Morgens so lange schläft, daß er zur Sitzung geweckt werden muß. Auch ist er offen und anständig und hat überhaupt das Bedürfnis, für einen Mann von Ehre, auch im Dienst und Ausländern gegenüber, zu gelten. Sein

Preußenhaß nimmt höchstens die Gestalt des schmerzlichen Bedauerns über einen Mißgriff der Geschichte an, der nicht mehr zu ändern ist. Ich verliere Thun ungern hier und bin überzeugt, daß ich einen Unangenehmeren wiederbekomme. Aber . . . im Interesse der Sache kann ich nur zureden, Thun anzunehmen, wenn Buol ihn anbietet. Thuns sind eifrig katholisch. Außerdem ist er Jäger, für Jagdeinladungen dankbar und im Walde gemütlich und offen mitteilend.

Als Nachfolger des Grafen Thun wurde der Baron v. Prokesch bestimmt. Sofort, als diese Berufung bekannt wurde, schrieb Bismarck an Manteuffel, seine sämtlichen Kollegen seien hierdurch erschreckt, er selbst halte diese Berufung für einen politischen Fehler Oesterreichs nach vielen Richtungen hin, und es wäre ihm schwer, an den Ernst der Thatsache zu glauben; denn Herr v. Prokesch sei nicht der richtige Mann, Oesterreich die bisherigen Bundesgenossen zu bewahren und unter diesen selbst Frieden zu erhalten. Er glaube, daß persönliche Konflikte nicht ausbleiben werden, doch werde er sich bemühen, wenigstens nicht der Erste zu sein, mit dem etwas der Art vorkomme. Bald darauf schreibt Bismarck, ehe noch der neue Stern in Frankfurt aufgegangen war:

Die Postamtszeitung ist angewiesen, bis dahin noch mehrere Artikel zu seinem Ruhme zu geben, und versetzt mir dabei den Seitenhieb, daß ich niemals mehr als Auskultator und Rittergutsbesitzer gewesen sei, worin ich, abgesehen von dem gänzlichen Ignorieren der schönen Zeit meines Referendariats, keine Schande zu erblicken vermag. Zietelmann war aber voll sittlicher Entrüstung über die Hindeutung auf die ruhmlose Vergangenheit seines Missionschefs. Brief vom 15. 1. 1853.

Eine sonderbare Etikettenfrage knüpfte sich an das längere Ausbleiben des österreichischen Vertreters, da auch der französische Gesandte v. Tallenay im Begriff stand, seine Beglaubigung zu überreichen, und Bismarck als Vertreter des Präsidiums ihm das übliche Galadiner zu geben hatte. Sollte die Ankunft des Oesterreichers stattfinden, ehe dieses Diner hätte gegeben werden können, „so wird letzteres mutmaßlich ausfallen, da die Funktion des Präsidialgesandten inzwischen auf Herrn v. Prokesch übergegangen sein würde“, berichtet Bismarck an Manteuffel am 13. Januar 1853. „Meine Absicht ist, in diesem Falle in der Eigenschaft als preußischer Gesandter dem neu beglaubigten Vertreter Frankreichs ein amtliches Diner zu geben, welches alsdann aber nicht in Uniform stattfinden würde. Einfacher bleibt das Verhältnis, wenn Herr v. Prokesch erst nachher hier eintrifft.“ Am 15. Januar setzt er hinzu: „Am Donnerstag werde ich die Beglaubigung (Tallenays) in der Sitzung (des Bundestages) vorlegen und an demselben Tage das amtliche Diner geben. Kommt Prokesch noch vorher, so muß er als „Fremder von Distinktion“ dabei figurieren, oder das Diner selbst geben.“ Am 20. Januar wurde dieses Diner denn auch, ohne vorheriges Eintreffen Prokesch', von Bismarck gegeben. An den Blum II.

General v. Gerlach schreibt er am 21. Januar darüber: „Am Montag habe ich den napoleonischen Gesandten en grande tenue empfangen, seine Beglaubigung entgegengenommen und seine Anrede mit einer meiner Ansicht nach in sehr zierlichem Stile gehaltenen Antwort erwidert. Gestern habe ich ihm ein Diner mit 31 verschiedenen Uniformen gegeben, dessen Kosten mir mein Freund Prokesch von Rechts wegen ersetzen müßte. Dieser letztere hat mir heute einen übertriefend schmeichelhaften Brief zugehen lassen, nach welchem er zu Ende dieses Monats einzutreffen gedenkt. Ich denke von ihm wie der alte Fritz von den ersten Kosaken, die er sah, „mit solchen — muß man sich hier 'rumschlagen"." — Gerlach erwidert am 28. Januar: „Ihr ehemaliger Lehrmeister Rochow schreibt mir von Dresden: „Die Anstellung von Prokesch ist nicht erfreulich. Jetzt blüht Preußens Weizen; wenn Herr v. Bismarck der wahre und geschickte Faiseur und Staatsmann ist, so muß es ihm ein Leichtes sein, die Bundestagsgesandten für sich und seine Regierung zu gewinnen, da Prokesch die Fähigkeit hat, sich mit allen Menschen zu verfeinden."

Am 1. Februar machte Herr v. Prokesch dem preußischen Diplomaten seinen Besuch, den derselbe am folgenden Tage erwiderte. Am 3. Februar hielt er dann im Glanze seiner Uniform als Feldmarschall-lieutenant und seiner Orden den feierlichen Einzug in die Bundesversammlung als ihr neuer Präsident Sogar in dem Bericht, den Bismarck seinem Monarchen erstattet, vermag er nicht die Ironie, mit der ihn der neue Kollege erfüllt hat, zu verschleiern. Indem Herr v. Prokesch Bismarck mit besonderem Eifer als einen Mann gehobener Gesinnung, der größten Umsicht und der wärmsten Vaterlandsliebe pries, wandelte er, wie Bismarck ausführte, die gewöhnliche Donnerstagssitzung zu einer der schönsten Rütliscenen unseres Jahrhunderts um. Denn auch Bismarck erwiderte, „obwohl ihn die Hühneraugen Preußens lebhaft schmerzten, auf die die österreichische Regierung mit der Ernennung Prokesch' so rücksichtslos getreten war", mit faustdicken Schmeicheleien. Wie sich das Verhältnis beider Männer alsbald gestaltete, dafür ist ein Vorgang bezeichnend, den Bismarck später selbst erzählt hat. In den Plenarversammlungen des Bundestages war nämlich das Protokoll so parteiisch geführt worden, daß Bismarck sich öfter zu Beschwerden veranlaßt sah. Einmal zwang er Herrn v. Prokesch sogar zu einer Aenderung des Protokolls, auf das sich dieser in einer Versammlung mit den Worten berufen hatte: „Wenn das nicht wahr wäre, so hätte ich ja im Namen der kaiserlich königlichen Regierung gelogen." Dabei sah er Bismarck an, dieser sieht ihn wieder an und sagt gelassen: „Allerdings, Excellenz." Prokesch war offenbar erschrocken, und als

er sich umblickte und lauter niedergeschlagenen Augen begegnete und einem tiefen Schweigen, das Bismarck Recht gab, wendete er sich still ab und ging ins Speisezimmer, wo gedeckt war. „Nach Tische hatte er sich erholt", erzählt Bismarck den Vorfall weiter. „Da kam er auf mich zu — mit einem gefüllten Glase — sonst hätte ich gedacht, er wolle mich fordern — und sagte: „Na, lassen Sie uns Frieden machen." — „Warum denn nicht", sagte ich. „Aber das Protokoll muß doch geändert werden!" — „Sie sind unverbesserlich", erwiderte er lächelnd, und damit war's gut. Das Protokoll wurde geändert und damit anerkannt, daß es die Unwahrheit enthalten hatte.

Ueberhaupt hatte Bismarck sich fortwährend über die Unwahrhaftigkeit seines Rivalen zu beklagen, wie er auch gezwungen ist, die selbstgefällige Weitschweifigkeit und die Sucht, über die geziemenden Grenzen zu schweifen, das falsche Pathos und die Eitelkeit des Wiener Vertreters auf das schärfste zu geißeln. Es sei vor allem außerordentlich schwer, Prokesch von der Unrichtigkeit der Theorie des Lügens in der Diplomatie zu überzeugen; die Ruhe und Leichtigkeit, mit der er falsche Thatsachen aufstellt oder wahre bestreitet, finde ihre Ergänzung nur in einem überraschenden Grade von Kaltblütigkeit, in der Frontveränderung, sobald das Falsum, von welchem er ausgeht, aufgedeckt wird.

Es wäre im Rahmen dieser Darstellung ein überflüssiges Bemühen, all den Einzelheiten zu folgen, die uns die Thätigkeit Bismarcks im deutschen Bundestage in das Gedächtnis zurückrufen. Seine Berichte bieten in ihrer Gesamtheit ein wundervolles Bild jener engherzigen Kleinstaaterei, die sich in dieser eigentümlichen Körperschaft ausdrückt. So sind es auch Verfassungsfragen aus Lippe-Detmold, aus der freien Stadt Frankfurt, Fragen, die sich an die Bundesfestungen Ulm und Rastatt anknüpfen, die trotz ihrer inneren Bedeutungslosigkeit eine Fülle von Thätigkeit erforderten. Aber gerade in dieser kleinen Arbeit zeigt sich der junge preußische Staatsmann wieder als der überlegene Meister, wie er auf der anderen Seite vielleicht der einzige ist, der sich den freien Blick dafür bewahrt, daß mit solchen Dingen das letzte Ziel nicht erreicht werden kann. Der Grundgedanke, der hier wie überall Bismarcks Verhalten bestimmt, liegt in dem Bestreben, die Interessen Preußens und Gesamtdeutschlands zu identifizieren und sie in Gegensatz zu

stellen zu der österreichischen Präpotenz. Von Bedeutung für die Folgezeit war immerhin das Auflodern des Kirchenstreites und das plötzlich hervortretende ultramontane Streben, einen Gegensatz zwischen Staat und Kirche zu schaffen. Bismarck erkannte sofort und schrieb es schon am 15. November 1852 an Manteuffel, daß „der eroberungslustige Geist im katholischen Lager uns auf die Dauer doch nicht die Möglichkeit lassen werde, dem offenen Kampfe auszuweichen“.

Auch hier geriet er in Widerspruch mit seinem alten Freunde Gerlach, der sich durchaus auf die Seite der Klerikalen stellte. In einem Briefe an den General v. Gerlach schreibt er mit aller Schärfe: Es sei nicht nur kein christliches Bekenntnis, sondern ein wachsender, götzendienerischer Papismus voll Haß und Hinterlist, der hier in einem unversöhnlichen, mit den infamsten Waffen geführten Kampfe gegen die weltlichen Bollwerke des Evangeliums sich bethätige. Katholik und Feind Preußens sei gleichbedeutend, mögen sie ihren Haß gegen uns schwarzgelb, französisch oder demokratisch anstreichen; der Ultramontanismus fälsche mit Menschensatzungen die Offenbarung Gottes und pflege die Abgötterei als Grundlage weltlicher Herrschaft.

Im badischen wie im nassauischen Kirchenstreit wurde Bismarck als Vermittler verwandt. Der Grundgedanke seines Handelns lag in der Meinung, daß die protestantischen Regierungen sich bestreben müßten, mehr Gemeinsamkeit als bisher für ihre Stellung gegen die römische Kirche zu gewinnen. Ja, er dachte sogar an die Begründung eines evangelischen Staatenbundes, einer Art von Erneuerung des Schmalkaldischen Bundes.

Aus dieser Zeit stammt das vertrauliche Privatschreiben Bismarcks an Manteuffel, in dem er in glänzender Weise die Mitglieder des Bundestages charakterisiert. Das scharfe Urteil, das er hier über Prokesch fällt, fand allerdings alsbald eine recht wunderbare Ergänzung, als sich in einem von diesem selbst verkauften Pulte seine gesamte Korrespondenz mit Preßagenten fand, in der er den Versuch gemacht hatte, eine möglichst feindselige Stimmung gegen Preußen in Deutschland zu verbreiten. Unter diesen Materialien fanden sich auch zahlreiche Artikel von Prokesch' Hand, in denen Friedrich Wilhelm IV. auf das heftigste angegriffen und in arger Weise beleidigt wurde. Manteuffel stellte den Hauptinhalt des Fundes zu-

sammen und sandte ihn an Bismarck, der darüber äußerst vergnügt war: „Die Enthüllungen über Prokesch haben mich sehr amüsiert; ich glaube, daß man noch üblere Dinge bei ihm entdecken könnte, aber daß er so unverständig ist, dergleichen aufzubewahren und eigenhändig zu schreiben, überrascht mich und macht mir ihn als Gegner noch lieber". Durchaus folgerichtig, wenn auch recht boshaft, wünschte Bismarck, daß man Herrn v. Prokesch um Gotteswillen auf seinem Posten lassen möge, er könne nur einen Nachfolger mit mehr Geschick oder Geschmack finden.

In der auswärtigen Politik gingen Bismarcks Ratschläge konsequent dahin, den konservativen Heißspornen, die am liebsten zu einem Bruch mit dem revolutionären Kaisertum Napoleon gedrängt hätten, mit aller Schärfe entgegenzutreten. Er hege zwar keine Sympathien für ein französisches Bündnis, aber er sehe nur dann die Möglichkeit gegeben, sich von dem östlichen Nachbarn unabhängig zu erhalten, wenn man möglichst freundliche Beziehungen nach Westen hin pflege; man dürfe die Möglichkeit, unter Umständen ein Bündnis mit Frankreich als das kleinere von zwei Uebeln zu wählen, sich nicht abschneiden, wenn man auch niemals Gebrauch davon machen sollte. Vor allem warnt Bismarck, durch eine Preßpolemik gegen die Heirat Napoleons mit der Gräfin Eugenie von Montijo unnütze Bitterkeit zu erregen. Napoleon möge heiraten, wen oder wie er Lust hat; auch wenn er seinen verliebten Gelüsten den Mantel der Volkstümlichkeit umzuhängen suche, so sei das für Preußen gleichgiltig.

Selbstverständlich wurde der Aufenthalt Bismarcks durch zahlreiche Reisen unterbrochen, denen er ja auch thatsächlich in seinen „Gedanken und Erinnerungen" ein besonderes Kapitel widmet. Der Zweck dieser Fahrten lag einerseits in dem Bedürfnis der leitenden Berliner Kreise, seine Ansichten auch mündlich zu vernehmen und seinen Rat einzuholen, andererseits in dem Urlaubsbedürfnis und endlich in seinem Entschluß, an den Landtagsberatungen teilzunehmen. Zugleich ergab sich für ihn die Notwendigkeit, die kleineren Fürstenhöfe häufiger aufzusuchen, und auch in Koblenz werden wir ihm begegnen. Von der Fahrt, die er am Anfang des Jahres 1852 nach Berlin antrat, berichtet ein amüsanter Brief aus Halle:

Brief vom 7. 1. 1852.

. . . Von hier habe ich Dir, soviel ich weiß, noch nicht geschrieben, und hoffe, daß es auch künftig nicht wieder vorkommt. Ich habe mich so viel besonnen, ob doch gestern nicht am Ende Freitag war, als ich abreiste;

ein dies nefastus (* wird Dir sagen, was das heißt) war es sicherlich; in Gießen kam ich in ein hundekaltes Zimmer mit drei nicht schließenden Fenstern, zu kurzes, zu schmales Bett, schmutzig, Wanzen; infamer Kaffee, noch nie gekannt so schlecht. In Guntershausen kamen Damen in die erste Klasse und das Rauchen hörte auf, eine höhere Geschäftsdame (* wird Dir sagen, was das ist) mit zwei Kammerjungfern, Zobelpelz; sprach abwechselnd mit russischem und englischem Accent deutsch, sehr gut französisch, etwas englisch, war aber meiner Ansicht nach aus der Reezenjasse in Berlin, und die eine Kammerfrau ihre Mutter oder ältere Geschäftsfreundin (* 2c.). Zwischen Guntershausen und Gerstungen platzte ganz sanft eine Röhre an der Lokomotive, das Wasser lief aus, da saßen wir, $1^1/_2$ Stunden lang im Freien, recht hübsche Gegend und warme Sonne. Ich hatte mich in die zweite Klasse gesetzt, um zu rauchen, da fiel ich einem Berliner Kammer- und Geh. Rats-Kollegen in die Hände, der jetzt 14 Tage Homburg getrunken hatte und mich im Beisein einiger Meßjuden fragte und zur Rede stellte, bis ich verzweifelt wieder zur Prinzessin aus der Reezenjasse heimkehrte; durch den Aufenthalt kamen wir drei Stunden zu spät nach Halle, der Berliner Zug war längst fort, ich muß hier schlafen und morgen früh per Güterzug um $^1/_2$1 reisen, um 2 ankommen. Hier am Bahnhof sind 2 Gasthöfe, aus Versehen bin ich in den falschen geraten; ein Gendarm ging im Saal auf und ab und musterte bedenklich meinen Bart, während ich ein müffiges Beefsteak aß. Ich bin sehr unglücklich, werde nun aber noch den Rest Spickgans zu mir nehmen, etwas Portwein trinken und dann zu Bette gehen . . .

Als es sich um die Verwandlung der ersten Kammer in ein Herrenhaus handelte, wurde Bismarck durch folgendes Billet des Königs nach Berlin berufen:

Charlottenburg, 21. April 1852.

Ged. u. Er. I. Ich erinnere Sie daran, teuerster Bismarck, daß ich auf Sie und Ihre Hilfe zähle bei der nahen Verhandlung in zweiter Kammer über die Gestaltung der ersten. Ich thue dies um so mehr, als ich leider aus allersicherster Quelle Kenntnis von den schmutzigsten Intriguen habe, die in bewußtem (?) oder unbewußtem (?) Verein räubiger Schafe aus der Rechten und stänkriger Böcke aus der Linken angestellt werden, um meine Absichten zu zerstören. Es ist dies ein trauriger Anblick unter allen Verhältnissen, einer „zum Haar Ausraufen“ aber auf dem Felde der teuer angeschafften Lügenmaschine des französischen Konstitutionalismus. Gott bess'r es! Amen.

Ueberhaupt hat Bismarck auf den Reisen zwischen Frankfurt und Berlin über Guntershausen „in einem Jahre 2000 Meilen gemacht, damals stets die neue Cigarre an der vorhergehenden entzündend oder gut schlafend“. Der König erforderte nicht nur seine Ansicht über Fragen der deutschen und der auswärtigen Politik, sondern beauftragte ihn auch gelegentlich, wenn ihm Entwürfe des

Auswärtigen Amtes vorlagen, mit der Ausarbeitung von Gegenprojekten.

An den Landtagsverhandlungen selbst nahm Bismarck nur mit großer Zurückhaltung teil, doch geriet er trotz dieser Zurückhaltung einmal in einen lebhaften Konflikt. Herr v. Vincke hatte die Herabsetzung des Militäretats beantragt und in einer Rede die letzten preußischen Rüstungen scharf verurteilt. Er hatte ausgerufen, man solle nicht daran denken, die Landwehr etwa dazu zu benutzen, bei einem diplomatischen Rückzuge, wie den vor Olmütz, Parade zu machen; Ereignisse wie die Schlacht bei Bronzell könnten ohne Benachteiligung des militärischen Geistes nicht vorübergehen. In seiner Erregung sagte Bismarck: „Es kommt vor, daß militärische Talente angeboren werden, es ist auch möglich, daß einzelne Kammermitglieder in der Eigenschaft als Landwehroffiziere sich hohe kriegswissenschaftliche Kenntnisse erwerben. Ich würde aber, ehe wir darauf Kammerbeschlüsse gründen, doch wohl bitten, eine Probe davon abzuwarten.“ Und er fügte hinzu: „Es ist möglich, daß trotz der friedlichen Disposition aller Staaten Europas wir vielleicht innerhalb 6 Monaten in Verhältnisse kommen, in welchen die Herren Gelegenheit haben könnten, ihre militärischen Talente auf einem anderen Felde als hier darzuthun!“ Die Anspielung Bismarcks auf den Charakter Vinckes als Landwehroffizier führte diesen wieder auf die Tribüne. Er ersuchte Herrn v. Bismarck, dessen witzige Talente ja hinreichend bekannt seien, nicht immer die alten Kammerwitze vorzutragen, und rief: „Denkt man etwa die Landwehr dazu zu benutzen, bei einem diplomatischen Rückzuge, wie dem von Olmütz, Parade zu machen, oder mutet man ihr Schlachten zu, wie die bei Bronzell?“ Bismarck entgegnete, es sei nicht seine Absicht gewesen, Witze zu machen, denn er halte Vinckes Situation, wenn er ihn im Felde sehen sollte, gar nicht für witzig, sondern für sehr ernst; wer übrigens zum neunzehnten Male den müdegerittenen Trompeterschimmel von Bronzell tummelt, der dürfe sich nicht über alte, abgetragene Witze beklagen. Zwei Tage darauf erneuerte Herr v. Vincke den persönlichen Kampf. Er bekämpfte eine Etatforderung für die Burg Hohenzollern mit der Begründung, daß man dieses Geld für Kriegszwecke in nächster Zeit nötiger brauche, seit ein „namhafter Diplomat“ es ausgesprochen habe, daß man vielleicht schon in 6 Monaten Krieg haben werde. Wenn dies von einem Diplomaten, bei dem doch eine diskrete Zurück-

haltung notwendig sei, gesagt werde, so müsse die Besorgnis eines europäischen Krieges doch weit näher liegen, als man bisher angenommen habe. Bismarck verwahrte sich gegen die Bosheiten Vinckes und schloß seine Erwiderung mit der Bemerkung, daß er nicht den Krieg angekündigt, sondern nur die Möglichkeit eines Krieges behauptet habe: „Ich glaube, durch diese Aeußerung die Diskretion, welche mein Amt mir auferlegt, nicht verletzt zu haben, ebensowenig als dadurch, daß ich hinzufüge, daß es meine feste Ueberzeugung ist, daß wir in 6 Monaten Krieg haben oder Frieden." Der Abg. v. Vincke bemerkt hierauf ungefähr: „Ich kann nur annehmen, daß der persönlich gereizte Ton, wozu der Herr Abg. keine Veranlassung hatte, da ich seine Leistungen dankbar anerkannt habe, nur aus verletzter Bescheidenheit herrührt, weil ich ihn einen namhaften Diplomaten genannt habe. Ich will daher, um ihn zu befriedigen, diese Aeußerung hiermit förmlich zurücknehmen, da allerdings alles, was ich von seinen diplomatischen Leistungen weiß, sich nur auf die bekannte brennende Cigarre beschränkt." Die Folge dieses Zwistes war das Duell zwischen Bismarck und Herrn v. Vincke, das wir bereits in dem einleitenden Artikel wiedergegeben haben.

Bismarck hielt es zwar für notwendig, bei den nächsten Wahlen auf ein Mandat zu verzichten, doch wurde er 2 Jahre darauf auf Vorschlag des alten und befestigten Grundbesitzes im Herzogtum Stettin in das Herrenhaus berufen, wo er jedoch bis zu seinem Eintritt in das Ministerium niemals das Wort ergriff.

Den Urlaub des Jahres 1853 verwandte Bismarck zu einer Reise nach Holland, Norderney, dem Genfer See und Oberitalien. In Ostende traf er auch mit dem Prinzen von Preußen zusammen. Das dortige Badeleben schildert er der Gattin:

Brief vom 19. 8. 1853.

. . . Bisher habe ich hier außer dem heutigen drei Bäder genommen, die mir sehr gefielen; starker Wellenschlag und weicher Grund. Die meisten baden dicht unter dem Damm, der den Spaziergang bildet, Damen und Herren durcheinander; erstere in sehr unkleidsamen langen Röcken von dunkler Wolle, letztere in einem Tricot, Jacke und Hose aus einem Stück, so daß die Arme bis oben und die Beine fast ganz frei bleiben. Nur das Bewußtsein tadelfreier Körperformen kann unser einem die Dreistigkeit geben, sich so vor der ganzen Damenwelt zu produzieren . . .

Aus Brüssel berichtet er der Gattin:

. . . Ich habe Ostende mit Bedauern verlassen und bin heute voller Sehnsucht dahin; ich habe dort eine alte Geliebte wieder gefunden, und zwar so unverändert und reizend, wie bei unserer ersten Bekanntschaft; die Trennung finde ich gerade in dieser Stunde schwer und sehe mit Ungeduld dem Augenblick entgegen, wo ich mich bei dem Wiedersehn in Norderney wieder an ihre wogende Brust werfen werde. Ich begreife eigentlich kaum, wie man nicht immer an der See wohnen kann, und warum ich mich habe überreden lassen, zwei Tage in diesem geradlinigen Steinhaufen hier zuzubringen, Stiergefechte, Waterloo und pomphafte Aufzüge zu sehn. Hätte ich nicht die mir in allen Beziehungen verquere Abrede mit (Schele), so wäre ich noch einige Wochen in Ostende geblieben und hätte N(orderney) aufgegeben. Morgen bleibe ich wenigstens noch bis Mittag hier, fahre dann, oder übermorgen früh nach Antwerpen, Rotterdam, Amsterdam; von dort mit dem Dampfschiff nach Harlingen und durch Friesland nach Norderney. Ich fürchte, (Schele) wird mich dort bald derangieren, und bin ich einmal mit ihm in Bremen, so weiß ich kaum, ob ich den langweiligen Weg nach Norderney noch einmal zurücklege, sondern werde mich wohl über Hannover, Hamm, Kassel, Frankfurt nach dem Ort, den Du dann bewohnst, aufmachen. Wenn Du mir schreibst, so dirigiere nach Norderney . . . Brief vom 21. 8. 1853.

Und von Amsterdam erzählt er:

. . . In Brüssel und Antwerpen habe ich vor lauter Festen und Sehenswürdigkeiten gar nicht zu einem ruhigen Augenblick kommen können. Ich habe eine abscheuliche Nacht auf einem Feldstuhl zugebracht, mit einem überfüllten Dampfboot von Antwerpen um 1 Uhr nachts abfahrend. Durch ein winkliges Labyrinth von Schelde-, Maas- und Rheinarmen gelangte ich heute früh um 2 nach Rotterdam, gegen 4 hierher. Das ist ein sonderbarer Ort; viele Straßen sind wie Venedig, einige ganz mit dem Wasser bis an die Mauer, andere mit Kanal als Fahrdamm und mit lindenbesetzten, schmalen Wegen vor den Häusern. Letztere mit phantastisch geformten Giebeln, sonderbar und räucherig, fast spukhaft, mit Schornsteinen, als ob ein Mann auf dem Kopfe stände und die Beine breit auseinander spreizte. Was nicht nach Venedig schmeckt, ist das rührige Leben und Treiben und die massenhaften, schönen Läden; ein Gerson neben dem andern, und großartiger aufgeputzt, als mir die Pariser und Londoner in der Erinnerung vorschweben. Wenn ich das Glockenspiel höre und mit einer langen Thonpfeife im Munde durch den Mastenwald über die Kanäle auf die in der Dämmerung noch abenteuerlicheren, verwirrten Giebel und Schornsteine im Hintergrunde sehe, so fallen mir alle holländischen Gespenstergeschichten aus der Kinderzeit ein, von Dolph Heylinger und Rip van Winkel und dem fliegenden Holländer. Morgen früh gehe ich mit dem Dampfschiff nach Harlingen am Zuydersee, und morgen Abend hoffe ich in Norderney zu sein, dem fernsten Punkte von Dir, den ich zu berühren gedenke, und dann ist die Zeit nicht fern, wo ich Dir auf einem Gletscher unverhofft begegnen werde. Von Berlin habe ich seit Ostende nichts gehört und schließe daraus, daß sich alle Stürme gelegt, und die Wasser ins alte Bett zurückgekehrt sind, für uns das Angenehmste, was Brief vom 14. 8. 1853.

sein kann. Daß ich Holland gesehen habe, ist mir recht lieb; es ist von Rotterdam bis hier eine immer gleich grüne und gleich flache Wiese, auf der viele Büsche stehn, viel Vieh weidet, und einige aus alten Bilderbüchern ausgeschnittene Städte liegen, Acker gar nicht . .

Aus Amsterdam schreibt Bismarck auch an Gerlach:

Verehrtester Freund.

Brief vom 24. 8. 1853. Nur für die Eventualität, daß Sie in der Rohrbeker Muße eine unbezwingbare Lust anwandeln sollte, mir zu schreiben, erlaube ich mir die Benachrichtigung, daß ich von morgen an bis etwa gegen den 10. September in Norderney sein werde. Wenn ich sage von morgen an, so kann es vielleicht auch übermorgen werden, indem ich von hier nach dem Texel, von da nach Ameland und weiter gehe, wobei die Schnelligkeit der „Pink", welcher ich mich und meinen Diener anvertraue, vom Winde abhängt. Die Angaben schwanken zwischen 12 und 48 Stunden, und ich werde mich so verproviantieren, daß ich nicht auf die Seehunde und Delphine, die ich unterwegs zu schießen gedenke, angewiesen bin. Bisher habe ich entdeckt, daß die Stelle, welche auf der Karte Holland heißt, gar kein „Land" im Sinne eines Rohrbeker Landwirts ist, sondern eine 10 Meilen lange Wiese, auf welcher viele Büsche stehen und zwischen zahllosen wiederkäuenden Kühen einige nach alten Bilderbüchern gebaute Städte liegen. Dieses Amsterdam mit seinen lindenbesetzten Kanälen und Grachten, der räucherigen Atmosphäre, durch welche ein phantastisches Gewirre von Masten, sonderbaren Hausgiebeln und Y-förmigen Schornsteinen in unbestimmten Umrissen sichtbar ist, hat trotz seiner betriebsamen Rührigkeit etwas so Gespenstiges für mich, daß ich an keine Erscheinungen glaube, solange es hier nicht spukt. Ich bin darauf gefaßt, in der Nacht mehrere fliegende Holländer in Büffelleder und spanischer Krause mit spitzen Hüten und noch spitzern Bärten vor meinem Bett zu sehn. In Ostende habe ich bereits eine Woche gebadet, und schreibe Ihnen nächstens mit sicherer Post noch einiges über dort. Schele will in der nächsten Woche mir in Bremen ein Rendezvous geben, dessen Resultate ich melden werde. Einstweilen leben Sie wohl, ich muß schlafen, da ich vorige Nacht auf einem Stuhl ohne Lehne in einem überfüllten Dampfschiff zugebracht. In treuer Verehrung stets Ihr v. B.

Aus Norderney sendet Bismarck der Gattin folgendes Stimmungsbild:

Brief vom 27. 8. 1853. Gestern abend bin ich auf einer dicken holländischen Kuff unter Donner, Blitz und Regen hier eingelaufen, habe heute nach gerade einer Woche Entbehrung wieder ein wundervolles Seebad genommen und sitze in einem Fischerhäuschen mit dem Gefühl großer Einsamkeit und Sehnsucht nach Dir, welches teils durch Kindergeschrei nebenan beim Wirt erhöht wird, teils durch das pfeifende Sausen des Sturmes am Giebel und an der Flaggenstange ein melancholisches Accompagnement gewinnt. Es scheint hier gründlich langweilig zu sein, das ist mir gerade recht, denn ich habe eine längere Arbeit zu machen. Ich schrieb Dir zuletzt aus Amsterdam, vorher aus Brüssel. Seitdem habe ich ein reizendes Ländchen gesehn,

Westfriesland; ganz flach, aber so buschig grün, heckig, um jedes nette Bauernhaus für sich ein Wäldchen, daß man sich nach der stillen Unabhängigkeit sehnt, die da zu wohnen scheint. * wird dieses Wohlgefallen vielleicht besonders dem Umstande zuschreiben, daß wie bei Linz und Gmünden alle Mädchen bildhübsch sind, nur größer und schlanker als dort, blond, Farben wie Milch und Rosen und mit einem sehr wohlkleidenden helmartigen goldnen Kopfputz. . . .

Von Chambéry ist wiederum ein Brief an Gerlach datiert:

Es ist doch sehr glücklich, einmal 14 Tage so gar nichts von Politik zu hören und zu sehen und sich über nichts zu ärgern und aufzuregen als über seine eignen Thorheiten. Verachten Sie mich auch wegen des studentischen Leichtsinns, mit dem ich in der Welt umherdämmre, oder schätzen Sie diese Eigenschaft hoch an Diplomaten? Nach meinen Reiseeindrücken ist übrigens dieses Land unendlich viel mehr in der Civilisation zurück, als ich geglaubt habe, und die Rodomontaden in der liberalen Partei über die Vortrefflichkeit der hiesigen Staatsmaschine und die Höhe der materiellen Entwickelung sind in unverschämter Weise aus der Luft gegriffen. Das Militär sieht gut aus, d. h. soldatisch, nicht elegant. Dagegen die Douaniers überzahlreich und bettelhaft korrumpiert, d. h. sie drängen privative Dienste auf und behalten Geld, was sie herausgeben sollen, bitten auch darum. Die öffentlichen Straßen und zwar die großen Heerstraßen, von Novara über Jvrea nach Turin, das noch nicht Eisenbahn habende Ende von Turin nach Genua, der Weg an der Riviera, der von Turin über den Mt. Cenis, also die Hauptwege des Landes sind so, daß Extrapost mit leichtestem Wagen auf wenigstens dem halben Teil durch kein Trinkgeld aus dem kurzen Schritt gebracht werden kann. Die Posteinrichtungen sind unglaublich liederlich. Man ist ganz der Willkür der Posthalter und Postillone preisgegeben; erstere haben nicht die vorgeschriebne Pferdezahl; die sie haben, sind abgetriebne Schindmähren, die keine Peitsche mehr zum Laufen bringt, gar keine Vorschrift über die Beförderungszeit, beliebiges Wartenlassen bei bestellten Pferden, Ansetzen von mehr Pferden, die gar nicht angespannt werden, und keine Möglichkeit der Beschwerde. Der Postmeister in Susa, dem ich mit den klarsten Artikeln des vom König unterschriebnen und höchst konstitutionell kontrasignierten regolamente sulla posta — cavalli gegenübertrat, lachte mich aus, sagte in Bezug auf gedachtes Reglement me ne f . . ., me ne stra-arci-f . . ., und meine Drohung, mich in Turin zu beschweren, erfüllte ihn mit aufrichtiger Heiterkeit. In einer Stadt wie Genua ist durch kein Mittel, auch nicht durch unsern Konsul herauszubringen, was für Posten und wann sie von Turin hierher oder von Alessandria über den Simplon gehn; wie lange eine Post fährt und wie teuer, kann man nur an Ort und Stelle im Bureau erfahren, keine andre Behörde, kein Buch giebt sonst Aufschluß. Auf jeder Station vom Mt. Cenis bis hier habe ich zu ermitteln gesucht, wann eine diligence oder ein Kurier von hier nach Genf ginge; erst auf der letzten Station bekam ich eine Antwort, aber eine grundfalsche vom Postmeister. Und bei dem allem war nicht etwa Bosheit, sondern naive brutale Unwissenheit der Grund. Ich bin wahrhaft erstaunt, ein

Brief vom 16. 10. 1853.

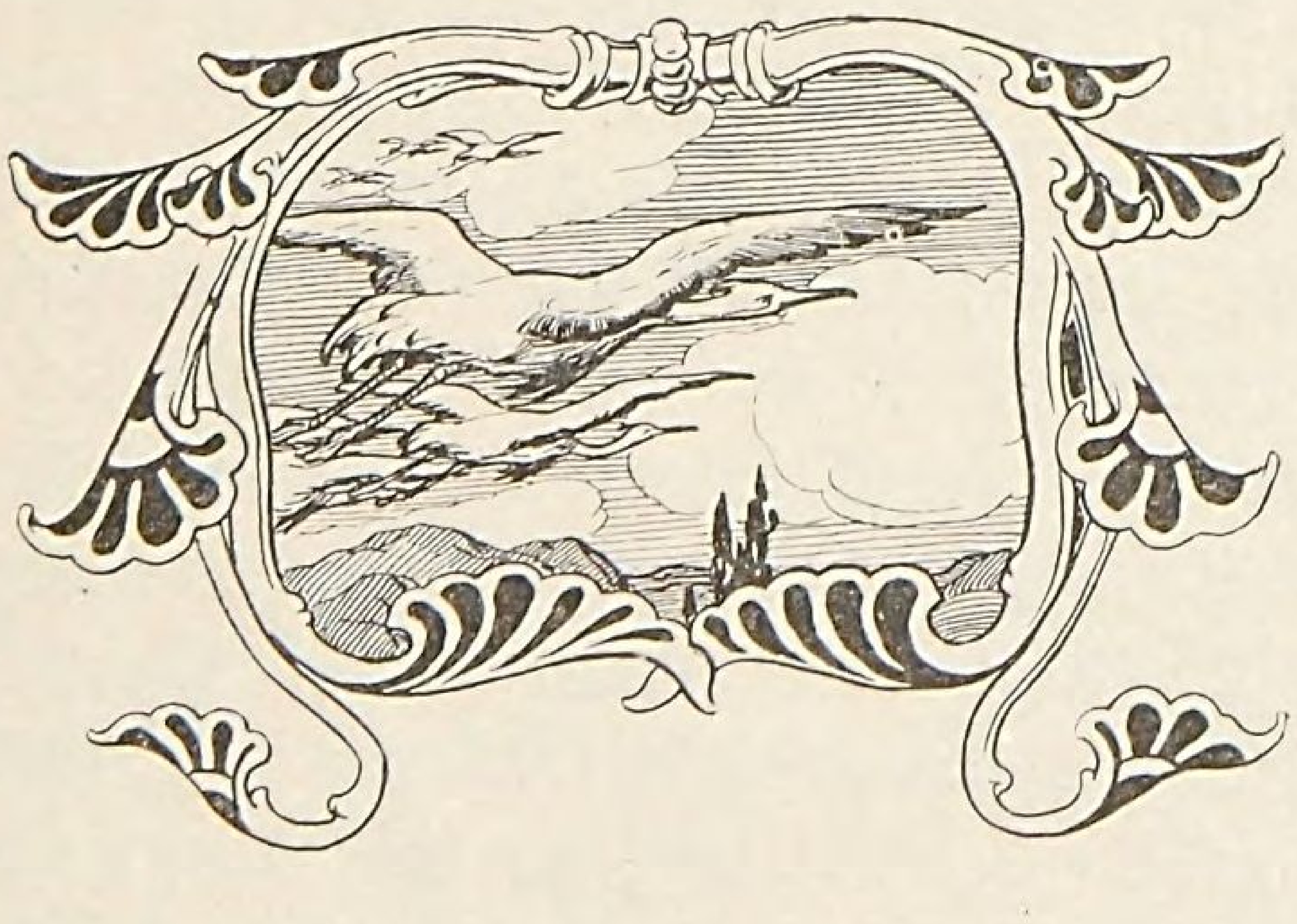
wie großer Abstand in puncto europäischer Civilisation zwischen den Zuständen nicht bloß bei uns, sondern in jedem deutschen Staate und denen dieses „kultiviertesten" italienischen liegt. Dabei sprechen diese Leute in ihrer Presse von uns wie von nordischen Barbaren und Sklaven sultanischer Herrscher. Ich habe hier eben einige Blätter gelesen, alte, und ohne politische Nachrichten, nur räsonnierende Artikel; man staunt vor dem Grad von Dummheit und Unkultur, dessen man bei seinen Lesern sicher sein muß, um so etwas schreiben zu können; alles im rohsten Stil roter Demokratie. Diese scheint hier ihr Heil aus endlichen Kriegen Amerikas gegen Europa zu erwarten. Amerika gegen ein russisches Europa ist der Schlußgedanke, den ich auch in deutschen roten Blättern gefunden habe, und schließlich die „Vereinigten Staaten von Europa".

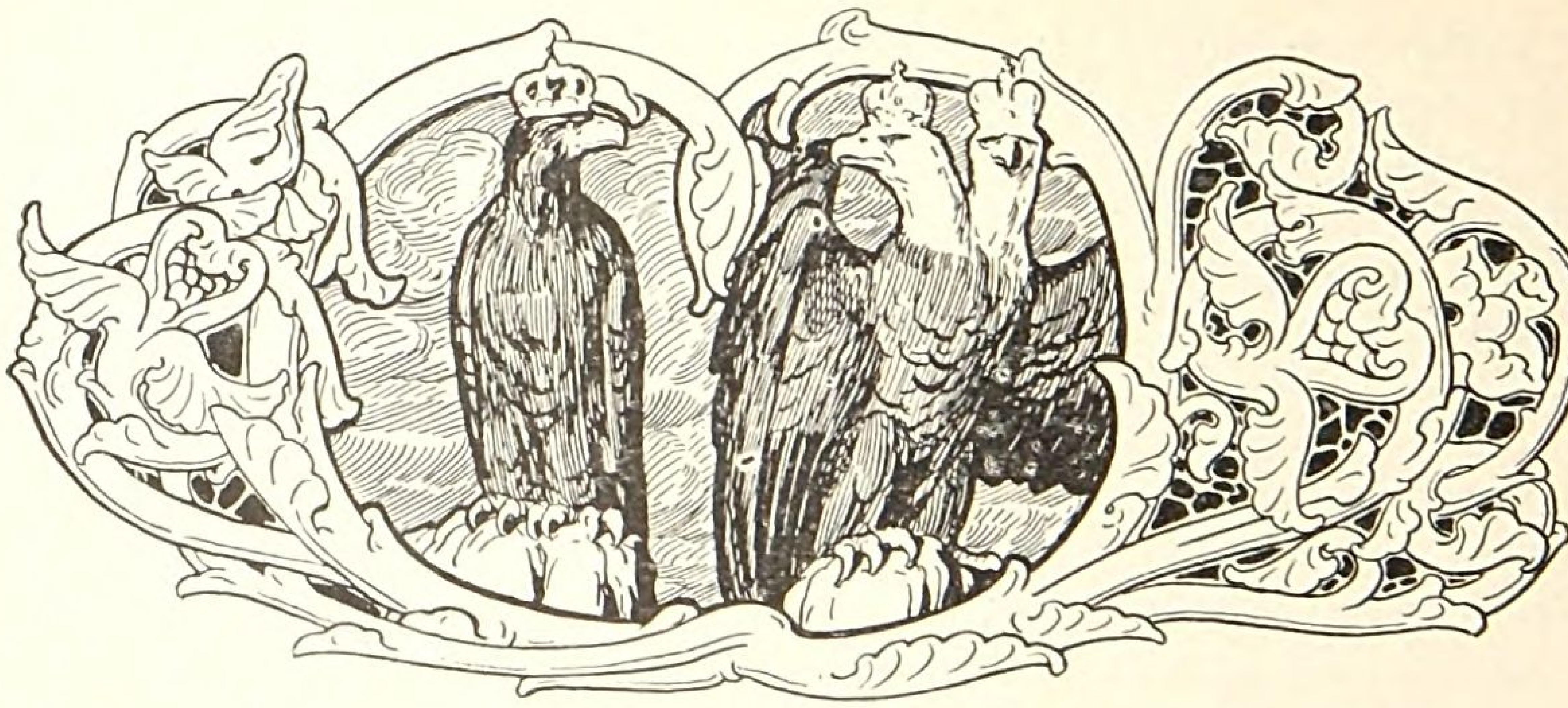
Nach der Beendigung der Badekur wurde Herrn v. Bismarck übrigens ein sonderbares Anerbieten gemacht: er sollte Minister des blinden Königs Georg von Hannover werden.

Ged. u. Er. I. „Ich wurde von dem eben aus dem Ministerium Scheele ausgetretenen Minister Bacmeister sondiert, ob ich Minister des Königs Georg werden wolle. Ich sprach mich dahin aus, daß ich in der auswärtigen Politik Hannover nur dienen könne, wenn der König vollständig Hand in Hand mit Preußen gehen wolle; ich könnte mein Preußentum nicht ausziehen wie einen Rock. Auf dem Wege zu den Meinigen nach Villeneuve am Genfer See, den ich von Norderney über Hannover nahm, hatte ich mehrere Konferenzen mit dem Könige. Eine derselben fand statt in einem zwischen seinem Schlafzimmer und dem der Königin gelegenen Kabinett im Erdgeschoß des Schlosses. Der König wollte, daß die Thatsache unserer Besprechung nicht bekannt werde, hatte mich aber um 5 Uhr zur Tafel befohlen. Er kam auf die Frage, ob ich sein Minister werden wolle, nicht zurück, sondern verlangte nur von mir als Sachkundigem in bundestäglichen Geschäften einen Vortrag über die Art und Weise, wie die Verfassung von 1848 mit Hilfe von Bundesbeschlüssen revidiert werden könne. Nachdem ich meine Ansicht entwickelt hatte, verlangte er eine schriftliche Redaktion derselben und zwar auf der Stelle. Ich schrieb also in der ungeduldigen Nachbarschaft des an demselben Tische sitzenden Königs die Hauptzüge des Operationsplans nieder unter den erschwerenden Umständen, die ein selten gebrauchtes Schreibzeug bereitete: Tinte dick, Feder schlecht, Papier rauh, Löschblatt nicht vorhanden; die von mir gelieferte vier Seiten lange Staatsschrift mit ihren Tintenflecken war nicht als ein kanzleimäßiges Mundum anzusehen. Der König schrieb überhaupt nur seine Unterschrift, und auch diese schwerlich in dem Gemach, in welchem er des Geheimnisses wegen mich empfangen hatte. Das Geheimnis wurde freilich dadurch durchbrochen, daß es darüber 6 Uhr geworden war und der auf fünf befohlenen Tischgesellschaft die Ursache der Verspätung nicht entgehen konnte. Als die hinter dem Könige stehende Uhr schlug, sprang er auf und ging wortlos und mit einer bei seiner Blindheit überraschenden Schnelligkeit und Sicherheit durch das mit Möbeln besetzte Gemach in das benachbarte Schlaf- oder Ankleidezimmer. Ich blieb allein, ohne Direktion, ohne Kenntnis der Lokalität

des Schlosses, nur durch eine Aeußerung des Königs unterrichtet, daß die eine der drei Thüren in das Schlafzimmer der an den Masern krank liegenden Königin führte. Nachdem ich mir hatte sagen müssen, daß niemand kommen werde, mich zu geleiten, trat ich durch die dritte Thür hinaus und fand mich einem Lakaien gegenüber, der mich nicht kannte und über mein Erscheinen in diesem Teile des Schlosses erschrocken und aufgeregt war, sich jedoch beruhigte, als ich dem Accente seiner mißtrauischen Frage entsprechend englisch antwortete und zu der königlichen Tafel geführt zu werden verlangte.

Am Abende, ich weiß nicht, ob desselben oder des folgenden Tages, hatte ich wieder eine lange Audienz ohne Zeugen. Während derselben nahm ich mit Erstaunen wahr, wie nachlässig der blinde Herr bedient war. Die ganze Beleuchtung des großen Zimmers bestand in einem Doppelleuchter mit zwei Wachskerzen, an denen schwere metallene Lichtschirme angeklemmt waren. Der eine fiel infolge Niederbrennens der Kerze mit einem Geräusch, wie der Schlag auf ein Gong, zu Boden; es erschien aber niemand, befand sich auch niemand im Nebenzimmer, und ich mußte mir von dem hohen Herrn die Stelle der Klingel bezeichnen lassen, die ich zu ziehen hatte. Diese Verlassenheit des Königs war mir um so auffälliger, als der Tisch, an dem wir saßen, mit allen möglichen amtlichen oder privaten Papieren so bedeckt war, daß einzelne bei Bewegungen des Königs herunterfielen und von mir aufgehoben werden mußten. Nicht weniger auffällig war es, daß der blinde Herr mit einem fremden Diplomaten, wie ich, ohne jede ministerielle Kenntnisnahme stundenlang verhandelte.





Siebentes Kapitel.

Während des Krimkrieges.

Der enge Rahmen, den die Vorgänge am Bundestage immerhin boten, wurde plötzlich für lange Zeit durchbrochen durch das Eindringen einer gewaltigen europäischen Krisis, durch den Krieg Rußlands gegen die Türken und die Westmächte Diese Frage bot zuerst dem jungen Diplomaten in Frankfurt die Gelegenheit, einen tiefen Einblick zu gewinnen in die widerstreitenden Thatsachen, in das Verhältnis der europäischen Staaten. Sein Auge lernte es, sich an einen weiten Blick zu gewöhnen, der über die Grenzen hinausdrang und die ganze Weltpolitik zu umfassen vermochte. Bismarck bietet auch jetzt wieder in der Erscheinungen Flucht den ruhenden Pol. Er stellt dem wankelmütigen Charakter Friedrich Wilhelms IV., der bald aus alten Traditionen nach Rußland gezogen, bald von einer auffallenden Neigung zu England, bald wieder von der Furcht vor einer Trennung von Oesterreich beherrscht wird, den männlich entschlossenen Willen und die klare Erkenntnis gegenüber, daß die Maßnahmen, die Preußen in der Schicksalsstunde ergriff, nicht nur für den Augenblick ihre Bedeutung haben, sondern auch für die Zukunft, und mit aller Energie seines Wollens wehrt er den Gedanken ab, die Großmachtstellung Preußens preiszugeben und die

Knochen der pommerschen Grenadiere dem österreichischen Plane im Orient zum Opfer zu bringen. Das Schachspiel, das gerade damals gespielt wurde, war ungemein reich an Figuren, an Zügen und Gegenzügen; Bismarck schützte Preußen davor, hier die Rolle des mißachteten Bauern zu spielen.

Kaiser Nikolaus stand auf der Höhe seiner Erfolge, seine Politik hatte in ganz Europa reiche Früchte getragen. Wie in Oesterreich während des ungarischen Aufstandes, so hatte man auch in Preußen seine Macht gefühlt auf dem ruhmlosen Wege nach Olmütz. Jetzt ging er daran, das mysteriöse Testament Peter des Großen auch im Orient zur Erfüllung zu bringen, wo die Türken schon damals die beklagenswerte Rolle des kranken Mannes spielten. Er richtete im Februar 1853 an den Sultan die strikte Forderung, daß die Donaufürstentümer selbständige Staaten werden und ebenso wie alle russisch-orthodoxen Unterthanen der Pforte unter die Schutzherrschaft des Zaren treten sollten. Es war natürlich, daß diese weitgehenden Pläne ebenso wie auf den Widerstand der Pforte, so auch auf die Gegnerschaft der Westmächte und des an der Donau in hohem Maße interessierten Oesterreich stießen. Je hochmütiger Rußland vorging, um so bitterer waren die Enttäuschungen. Zunächst antwortete die Pforte ablehnend auf die Forderung des Zaren, und Rußland ließ sich zu dem unbedachten Schritt hinreißen, die Moldau und die Walachei militärisch zu besetzen. Sofort erhob sich, sowohl in Paris wie in London, die öffentliche Meinung energisch gegen dieses Vorgehen; sowohl England wie Frankreich sandten als Antwort ihre Flotten in die griechischen Gewässer. Auch in Wien sah man sich auf das äußerste bedroht, zumal da die Schiffahrt auf der Donau durch Rußlands Vorgehen vollständig in die Hände dieser Macht gelangen mußte. Preußen allein hatte an den Vorgängen kein unmittelbares Interesse, aber es sah sich doch veranlaßt, an den Konferenzen, die zur Abwehr des russischen Eingriffs abgehalten wurden, teilzunehmen. Die Zurückweisung der von hier aus gemachten Vermittelungsvorschläge führte zur Kriegserklärung durch die Türkei und zu dem mit wechselndem Erfolge geführten Kampfe an der Donau.

Von Wien aus wurde jetzt als Grundlage einer Verständigung die Räumung der Fürstentümer durch die Russen und die Aufnahme der Türkei in den europäischen Staatenbund vorgeschlagen, unter der

Bedingung jedoch, daß der Sultan den christlichen Kirchen seinen Schutz gewährte. Rußland war isoliert, aber es war weit davon entfernt, nachzugeben. So erging im Februar 1854 an die Höfe von Wien und Berlin die Anfrage der Westmächte: sie beabsichtigten Rußland zur schleunigen Räumung der Fürstentümer aufzufordern und eine Ablehnung als Kriegsfall zu betrachten, sie bäten um Auskunft, welche Entschlüsse die beiden deutschen Höfe in diesem Falle zu fassen gedächten. In Wien trafen die Vorschläge auf fruchtbaren Boden; Graf Buol war entschlossen, selbst den offenen Bruch mit Rußland nicht zu scheuen; er mochte hoffen, bei einem glücklichen Ausgange des Kampfes die Donaufürstentümer zu gewinnen. Aber er fühlte zugleich das Bedürfnis, die Hilfe Preußens und des Bundes zu besitzen. Große Truppenmassen waren im Banat zusammengezogen und von Wien aus erging an die Westmächte die Mitteilung, daß man zu einem energischen Vorgehen gegen Rußland bereit sei.

In Preußen war der liberale Teil des Volkes begeistert von dem Gedanken, gegen den östlichen Despoten zu Felde zu ziehen. Man suchte die Regierung zu einer Stellungnahme gegen Rußland zu drängen, und sogar hochstehende Kreise rieten zu einem festen Anschluß an die Westmächte. Zu dieser Gruppe, die nach dem von ihr begründeten Organ „Wochenblattspartei" genannt wurde, gehörten vornehme Beamte und Diplomaten, wie die Grafen Goltz und Pourtalès, die Geheimräte Bethmann-Hollweg und Mathes und der bekannte Gesandte in London Herr von Bunsen, der in seiner Russophobie so weit ging, mit den englischen Staatsmännern eine neue Karte Europas festzustellen, auf der die Grenzen Rußlands stark zurückgeschoben waren.

Aus Bismarcks eigener Feder stammt folgende Charakteristik dieser Männer:

Ged. u. Er. I. Der einflußreiche, langjährige Adjutant des Kaisers Wilhelm, Graf Karl von der Goltz, der einen stets offenen Zugang für seinen Bruder und dessen Freunde abgab, war ursprünglich ein eleganter und gescheidter Garde-Offizier, Stockpreuße und Hofmann, der an dem außerpreußischen Deutschland nur so viel Interesse nahm, als seine Hofstellung es mit sich brachte. Er war ein Lebemann, Jagdreiter, sah gut aus, hatte Glück bei Damen und wußte sich auf dem Hofparket geschickt zu benehmen; aber die Politik stand bei ihm nicht in erster Linie, sondern galt ihm erst, wenn er ihrer bei Hofe bedurfte. Daß die Erinnerung an Olmütz das Mittel war,

den Prinzen zum Bundesgenossen für den Kampf gegen Manteuffel zu gewinnen, das konnte niemand besser wissen als er, und diesen Stachel für die Empfindung des Prinzen in Wirksamkeit zu erhalten, hatte er auf Reisen und zu Hause stets gute Gelegenheit.

Die später nach Bethmann-Hollweg benannte Partei, richtiger Koterie, stützte sich ursprünglich auf den Grafen Robert von der Goltz, einen Mann von ungewöhnlicher Befähigung und Thätigkeit. Herr v. Manteuffel hatte das Ungeschick gehabt, diese strebsame Kapazität schlecht zu behandeln; der dadurch stellungslos gewordene Graf wurde der Impresario für die Truppe, welche zuerst als höfische Fraktion und später als Ministerium des Regenten auf der Bühne erschien. Sie begann in der Presse, besonders durch das von ihr gegründete „Preußische Wochenblatt“, und durch persönliche Werbungen in politischen und Hofkreisen sich Geltung zu schaffen. Die „Finanzierung“, wie die Börse sich ausdrückt, wurde durch die großen Vermögen Bethmann-Hollwegs und der Grafen Fürstenberg-Stammheim und Albert Pourtalès, und die politische Aufgabe, als deren Ziel zunächst der Sturz Manteuffels gestellt war, von den geschickten Händen der Grafen Goltz und Pourtalès besorgt. Beide schrieben ein elegantes Französisch in geschickter Diktion, während Herr v. Manteuffel in der Herstellung diplomatischer Aktenstücke hauptsächlich auf die hausbackene Tradition seiner Beamten von der französischen Kolonie in Berlin angewiesen war. Auch Graf Pourtalès war von dem Ministerpräsidenten im Dienste verstimmt und von dem Könige als Rival Manteuffels ermutigt worden.

Goltz wollte ohne Zweifel, wenn nicht der unmittelbare Nachfolger Manteuffels, doch früher oder später Minister werden. Er hatte auch das Zeug dazu, viel mehr als Harry v. Arnim, weil er weniger Eitelkeit und mehr Patriotismus und Charakter besaß; freilich auch mehr Zorn und Galle, die sich vermöge der ihm innewohnenden Energie als Subtrahenda von seiner praktischen Leistung geltend machten. Ich habe zu seiner Ernennung nach Petersburg, später nach Paris mitgewirkt und Harry v. Arnim aus der unwichtigen Stellung, in welcher ich ihn fand, schnell und nicht ohne Widerspruch in dem Kabinette befördert, aber an diesen beiden befähigtesten unter meinen diplomatischen Mitarbeitern dasselbe erlebt wie Yglano an Anselmo in dem Chamissoschen Gedichte.

Auch der Prinz von Preußen neigte damals nach der englischen Seite, besonders sein reger schriftlicher und mündlicher Verkehr mit dem Prinzgemahl befestigte die Hinneigung zu dem Inselreich. Er selbst war sechsmal am Londoner Hofe, und gerade diese Besuche mögen in ihm die Ueberzeugung gereift haben, daß Preußen in die Bahn der konstitutionellen Staatsform einlenken müsse. Der Plan Bunsens hat in sein Schicksal in merkwürdiger Weise eingegriffen. Als nämlich der Londoner Gesandte seinen Vorschlag hinsichtlich der Teilung Rußlands nach Berlin sandte und den Zorn des Königs erregte, nahm sich Prinz Wilhelm seiner lebhaft an, um ihm wenigstens nach Möglichkeit eine Rechtfertigung zu verschaffen. Es

kam zu einem Auftritt zwischen dem Prinzen und seinem königlichen Bruder, von dem Prinz Albert schrieb: „Der Prinz wurde aufs schmählichste behandelt, ich verbürge die genaue Wahrheit . . . Auch bei Gelegenheit des Sturzes Bonins ist er aufs schändlichste und beleidigendste behandelt worden. So lange dieser König lebt und regiert, wird an eine bessere Stellung Preußens zu England nicht zu denken sein. Wenn zu der Schwäche und dem Wankelmut, wie sie der preußische Hof nun schon seit 1845/46 zeigt, noch eine große Begehrlichkeit kommt, so wird seine Politik von Europa zugleich verachtet und verhaßt!" An den Prinzen Wilhelm schrieb einmal der Gemahl der Königin Victoria unter dem 23. Okt. 1854: „Ich überschicke Dir im engsten Vertrauen die Abschrift eines Briefes, den ich nun schon vor 2 Monaten dem Könige schrieb. Alles, was ich in demselben als Befürchtung aussprach, ist seitdem teils wahr geworden, teils im Begriff wahr zu werden. Die Erbitterung hier und in Frankreich gegen Preußen ist im Zunehmen, indem man es als den alleinigen Freund Rußlands auf dem Kontinent und alleinige Ursache dafür ansieht, daß ein vereinigtes Europa dem Kriege nicht ein schnelles Ende machen kann." Heinrich v. Treitschke aber schrieb: „Der Hochmut der Westmächte stand dem russischen nicht nach; jedermann kennt die Briefe des Prinzen Albert und die Aeußerung Napoleons III. über Preußens Déférence gegen Rußland; die kalte wegwerfende Verachtung in den Briefen des Prinzgemahls, der doch selbst ein Deutscher gewesen und seine Worte besonnen zu wägen pflegte, ist nach meinem Gefühl verletzender als die rohen Schimpfworte, welche der schroffe, herrische Nikolaus im Augenblick des Jähzornes herausgepoltert haben soll." Verschwiegen wird auch, daß Zar Nikolaus sehr bald erklärte, Preußens Waffenhilfe durch Abtretung von Warschau zu erkaufen. Im englisch-französischen Lager wollte man allerdings den nämlichen Preis zahlen, aber nur gegen eine kleine Grenzabtretung auf dem linken Rheinufer.

So entschieden Prinz Wilhelm auf der Seite Englands stand, so übertraf ihn seine Gemahlin doch noch an Anglicismus und Liberalismus. Sie hatte schon die Durchführung der preußischen Unionsbestrebungen nur durch engen Anschluß an das britische Reich für möglich gehalten, um so ein Gegengewicht gegen die Macht Rußlands und Oesterreichs zu ermöglichen, sie hatte auch die „Schmach von Olmütz" mit hellem Zorne aufgenommen: „Am 19. März 1848",

schrieb sie, „war das alte, am 3. November 1850 das neue Preußen begraben. Der Prinz von Preußen hat ritterlich für sein Vaterland gekämpft, doch vergeblich.“ Ihre energische Stellungnahme gegen Rußland im Krimkriege ersehen wir aus den Memoiren der Lady Bloomfield, der Gattin des britischen Gesandten in Berlin. In einem Briefe erzählt diese Dame, wie sie im Wartezimmer des Potsdamer Bahnhofes sich mit der Prinzessin von Preußen unterhalten habe:

Nichts konnte die Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit ihres Benehmens gegen uns übertreffen, und als ich mich verabschiedete, sagte sie, es sei ihr ein Vergnügen und eine Erleichterung gewesen, mir gegenüber ihren Gefühlen und Meinungen Ausdruck zu geben, und setzte hinzu: „Wir sehen uns nur von ferne, liebe Lady Bloomfield, aber Sie kennen alle meine Gefühle und werden sie verstehen.“ Ich konnte nicht umhin, zu erwidern, daß es uns bei unserer peinlichen und schwierigen Stellung ein großer Trost gewesen, zu wissen, daß wir eine so gütige und treue Freundin, wie Ihre Königliche Hoheit, besäßen, und daß wenigstens eine Persönlichkeit uns und unser Land verstehe. Die Prinzessin antwortete sofort: „Sagen Sie nicht eine Person, sondern zwei, denn seien Sie fest überzeugt, daß mein Gatte alle meine Empfindungen für Sie und England teilt.“ Brief der Lady Bloomfield.

Von der Prinzeß Augusta und ihrem Einfluß auf ihren Gemahl erzählt uns Fürst Bismarck:

Wirksamer noch als durch die politischen Argumentationen der Bethmann-Hollwegschen Koterie wurde der Prinz von seiner Gemahlin im westmächtlichen Sinne beeinflußt und in eine Art von Oppositionsstellung gegen den Bruder gebracht, die seinen militärischen Instinkten fern lag. Die Prinzessin Augusta hat aus ihrer weimarischen Jugendzeit bis an ihr Lebensende den Eindruck bewahrt, daß französische und noch mehr englische Autoritäten und Personen den einheimischen überlegen seien. Sie war darin echt deutschen Blutes, daß sich an ihr unsere nationale Art bewährte, welche in der Redensart ihren schärfsten Ausdruck findet: „Das ist nicht weit her, taugt also nichts.“ Trotz Goethe, Schiller und allen anderen Größen in den elyseischen Gefilden von Weimar war doch diese geistig hervorragende Residenz nicht frei von dem Alp, der bis zur Gegenwart auf unserem Nationalgefühl gelastet hat: daß ein Franzose und vollends ein Engländer durch seine Nationalität und Geburt ein vornehmeres Wesen sei als der Deutsche, und daß der Beifall der öffentlichen Meinung von Paris und London ein authentischeres Zeugnis des eigenen Wertes bilde als unser eigenes Bewußtsein. Die Kaiserin Augusta ist trotz ihrer geistigen Begabung und trotz der Anerkennung, welche die Bethätigung ihres Pflichtgefühls auf verschiedenen Gebieten bei uns gefunden hat, doch von dem Druck dieses Alps niemals vollständig frei geworden; ein sicherer Franzose mit geläufigem Französisch imponierte ihr, und ein Engländer hatte bis zum Gegenbeweise die Vermutung für sich, daß er in Deutschland Ged. u. Er. I.

als vornehmer Mann zu behandeln sei. So ward es in Weimar vor 70 Jahren gehalten, und der Nachgeschmack davon hat sich mir in meiner amtlichen Thätigkeit oft genug fühlbar gemacht. Wahrscheinlich hat in der Zeit, von der die Rede ist, auch das Streben nach der englischen Heirat ihres Sohnes die Prinzessin von Preußen in der Richtung bestärkt, in welche Goltz und seine Freunde ihren Gemahl zu ziehen suchten.

Auf der entgegengesetzten Seite stand die Gemahlin des Königs Friedrich Wilhelm, Elisabeth; sie war eine konservative Dame, keine Freundin Englands und noch weniger eine Freundin des revolutionären Frankreichs, wenn auch die alte bayerische Neigung sie zu starken Sympathien für Oesterreich veranlaßten. Nach der österreichischen Seite neigte sich auch die sogenannte Kabinettsregierung, die hauptsächlich von Leopold von Gerlach, von dem Kabinettsrat Niebuhr, den Grafen v. Dohna und von der Gröben und dem Flügeladjutanten Edwin v. Manteuffel vertreten wurde.

Ged. u. Er. I. Nachdem der Prinz von Preußen im Jahre 1849 als Gouverneur der Rheinprovinz seine Residenz dauernd nach Coblenz verlegt hatte, konsolidierte sich allmählich die gegenseitige Stellung der beiden Höfe von Sanssouci und Coblenz zu einer okkulten Gegnerschaft, in welcher auch auf der königlichen Seite das weibliche Element mitspielte, jedoch in geringerem Maße als auf der prinzlichen. Der Einfluß der Königin Elisabeth zu Gunsten Oesterreichs, Bayerns, Sachsens war ein unbefangener und unverhehlter, ein Ergebnis der Solidarität, welche die Uebereinstimmung der Anschauungen und die verwandtschaftlichen Familiensympathien naturgemäß hervorbrachten. Zwischen der Königin und dem Minister v. Manteuffel bestand keine persönliche Sympathie, wie schon die Verschiedenheit der Temperamente es mit sich brachte; gleichwohl ging die Einwirkung beider auf den König nicht selten und namentlich in kritischen Momenten gleichmäßig in der Richtung des österreichischen Interesses, doch von seiten der Königin in entscheidenden Augenblicken nur bis zu gewissen Grenzen, welche die eheliche und fürstliche Empfindung im Interesse der Krone des Gemahls ihr zogen. Die Sorge für des Königs Ansehen trat namentlich in kritischen Momenten hervor, wenn auch weniger in der Gestalt einer Ermutigung zum Handeln, als in der einer weiblichen Scheu vor den Konsequenzen der eigenen Anschauungen und daraus hervorgehender Enthaltsamkeit von fernerer Einwirkung. . . . Gerlach war in der Entschließung über aktuelle Vorkommnisse durch geistreiche Gesamtauffassung angekränkelt, eine edle Natur von hohem Schwung, doch frei von dem Fanatismus seines Bruders, des Präsidenten Ludwig v. Gerlach, im gewöhnlichen Leben bescheiden und hilflos wie ein Kind, in der Politik tapfer und hochfliegend, aber durch körperliches Phlegma gehemmt. Ich erinnere mich, daß ich in Gegenwart beider Brüder, des Präsidenten und des Generals, veranlaßt wurde, mich über den ihnen gemachten Vorwurf des Unpraktischen zu erklären, und das in folgender Weise that: „Wenn wir drei hier aus dem Fenster einen Unfall auf der Straße geschehen sehen, so wird der Herr Präsident daran

eine geistreiche Betrachtung über unseren Mangel an Glauben und die Unvollkommenheit unserer Einrichtungen knüpfen; der General wird genau das Richtige angeben, was unten geschehen müsse um zu helfen, aber sitzen bleiben; ich würde der Einzige sein, der hinunter ginge oder Leute riefe, um zu helfen." So war der General der einflußreichste Politiker in der Kamarilla Friedrich Wilhelms IV., ein vornehmer und selbstloser Charakter, ein treuer Diener des Königs, aber geistig vielleicht ebenso wie körperlich durch das Schwergewicht seiner Person an der prompten Ausführung seiner richtigen Gedanken behindert. An Tagen, wo der König ungerecht oder ungnädig für ihn gewesen war, wurde in der Abendandacht im Hause des Generals wohl das alte Kirchenlied gesungen:

Verlasse Dich auf Fürsten nicht,
Sie sind wie eine Wiege.
Wer heute Hosianna spricht,
Ruft morgen crucifige.

Aber seine Hingebung für den König erlitt unter diesem christlichen Erguß seiner Verstimmung nicht die mindeste Abschwächung. Auch für den seiner Meinung nach irrenden König setzte er sich voll mit Leib und Leben ein, wie er schließlich seinen Tod dadurch fast eigenwillig herbeiführte, daß er hinter der Leiche seines Königs bei Wind und sehr hoher Kälte stundenlang in bloßem Kopfe, den Helm in der Hand, folgte. Dieser letzten formalen Hingebung des alten Dieners für die Leiche seines Herrn unterlag seine schon länger angegriffene Gesundheit; er kam mit der Kopfrose nach Hause und starb nach wenigen Tagen. Durch sein Ende erinnert er an das Gefolge eines altgermanischen Fürsten, das freiwillig mit ihm stirbt.

Die verschiedensten Einflüsse machten sich so bei dem Könige geltend; sie bekämpften und kreuzten sich und führten trotz der absolutistischen Sicherheit, mit der König Friedrich Wilhelm sich gern behauptete, zu den wechselnden und einander widersprechenden Entschließungen des Monarchen, an denen die Aera des Krimkrieges überreich war. Auf der einen Seite drang man zur Teilnahme am Kriege gegen Rußland, auf der anderen Seite wollte man einen sehr wohlwollenden Neutralitätsvertrag mit dem Zaren. Wenn Preußen während des ganzen Kampfes seine Neutralität bewahrt hat, so hat sicherlich am meisten hierzu das Vertrauen des Königs zu den Ratschlägen Bismarcks beigetragen. Am markantesten treten die Gegensätze hervor in dem Verhalten gegen die Presse; bald wurde die westmächtlich gesinnte Volkszeitung, bald die russisch gesinnte Kreuzzeitung konfisziert. Als die Kreuzzeitung in kurzem Zwischenraum dreimal hintereinander von demselben Schicksal betroffen wurde, überreichte der russisch gesinnte Teil dem Leiter des Blattes eine kostbare Ehrengabe mit einer Adresse, deren Anfangsworte lauteten: „Undank ist der Welt Lohn" und die mit den Worten schloß: „Man kann

uns kränken, beschimpfen, berauben und ermorden, aber man kann uns niemals zwingen, Recht und Wahrheit zu verleugnen." Unter dieser Adresse stand neben vielen anderen Namen von Klang auch die Unterschrift „von Bismarck-Schönhausen, auch ein Pommer". So war aber ein Gegensatz geschaffen zwischen dem Manne, der einst die Kaiserkrone tragen, und dem, der ihn auf dem Wege zu diesem höchsten Ziele führen sollte. Nach vielen Jahren noch schreibt Bismarck über diese Periode aus dem Krimkriege: „Ich weiß, welche Künste der Ueberredung, der Drohung angewandt wurden, um uns hineinzudrängen wie einen Hetzhund." Ueber die Gefahren, an denen Preußen damals vorüberglitt, hat sich Bismarck am offensten in seiner großen Rede vom 6. Februar 1888 ausgesprochen:

Rede vom 6. 2. 1888.

Ich brauche nicht hervorzuheben, wie 1850 durch das Abkommen von Olmütz eine große Konflagration, ein Krieg im großen Stile, verhindert wurde. Es folgten darauf vielleicht zwei Jahre ruhigerer Art, aber voller Verstimmung. Es war damals, als ich zuerst in Frankfurt Gesandter war. Im Jahre 1853 schon machten sich die Symptome des Krimkrieges fühlbar, von 1853 bis 1856 dauerte dieser Krieg; während der ganzen Dauer desselben befanden wir uns unmittelbar am Rande — des Abgrundes will ich nicht sagen, aber des Abhanges, auf dem wir in den Krieg hineingezogen werden sollten. Ich erinnere mich, daß ich damals von 1853 bis 1856 genötigt worden bin, ich möchte sagen, wie ein Perpendikel zwischen Frankfurt und Berlin hin und her zu gehen, weil der hochselige König bei dem Vertrauen, das er mir schenkte, mich im Grunde als den Anwalt für seine unabhängige Politik benutzte, wenn der Andrang der Westmächte ihm gegenüber, daß wir auch unsererseits Rußland den Krieg erklären sollten, zu stark, und der Widerstand seines Ministeriums ihm zu weich wurde. Dann hat — ich weiß nicht wie oft — das Stück sich abgespielt, daß ich herzitiert wurde, daß ich eine mehr russenfreundliche Depesche für Seine Majestät zu entwerfen hatte, daß diese Depesche abging, daß Herr v. Manteuffel seinen Abschied verlangte, und daß, nachdem die Depesche abgegangen war, ich mir von Seiner Majestät den Auftrag ausbat, zu Herrn v. Manteuffel aufs Land oder sonstwohin zu fahren und ihn zu bewegen, daß er sein Portefeuille wieder übernehme. Jedesmal war aber doch das damalige Preußen dicht am Rande eines großen Krieges: es war der Feindschaft von ganz Europa außer Rußland ausgesetzt, wenn es sich weigerte, auf die westmächtliche Politik einzugehen, andernfalls aber zum Bruch mit Rußland genötigt, vielleicht auf lange Zeit, weil der Abfall Preußens vielleicht am schmerzlichsten von Rußland empfunden worden wäre.

Die Gefahr, daß Preußen in den Krieg hineingezerrt werde, wurde vergrößert durch die österreichischen Bemühungen. In Wien stellte man sich auf den Standpunkt, daß man an der Donau ledig-

lich deutsche Interessen vertrete, und daß es deshalb Pflicht des Bundes sei, an dem Kriege gegen Rußland teilzunehmen. Vergebens machte der König noch persönlich den Versuch, sich in vertraulicher Weise mit England zu verständigen; er sandte den Grafen Pourtalès nach London mit einem Briefe, in dem es unter anderem hieß: „Ich werde alles thun, was Preußen vermag, um dem Sprunge des Tigers von Westen her gewachsen zu sein und um das arme, unglückliche, schuldige und deshalb halb „stultisierende“ halb konspirierende Deutschland vor seinen Krallen zu bewahren und das gottlose antichristliche Scheusal der Revolution zu bekämpfen, welches den Tigersprung in Ungarn, Polen, Italien und Deutschland wagt. Es war mein ernster Entschluß und aufrichtiger Wunsch, in diesen Verwickelungen vereint mit meinem lieben England zu gehen; wenn aber England jetzt Verderben und Tod für die Türken auf christliche Soldaten schleudert, so bricht auch dieser Lieblingswunsch zusammen.“ Es gelang dem Könige nicht, durch seine Vorschläge in England einen Stimmungswechsel hervorzurufen; die Sendung des Grafen Pourtalès blieb erfolglos. Aber auch Bunsen gelang es nicht, den König auf den Standpunkt der Westmächte hinüberzuziehen. Er beteiligte sich zwar an dem Verlangen, der Zar möge die Fürstentümer räumen, aber er lehnte zugleich die von den Westmächten vorgeschlagene Konvention ab. Zahllose Züge und Gegenzüge folgten einander, je nachdem die Sympathien für den Westen oder Osten sich verstärkten. Bismarck jedoch, der auf das lebhafteste an all den Vorgängen teilnahm, blieb bis zuletzt auf dem Standpunkt, trotz allen Schmähens und Drohens die Neutralität in ruhigem Mute und stolzer Gelassenheit aufrecht zu erhalten. Nicht weniger als 185 umfassende Berichte an Manteuffel und fast 60 eingehende Briefe an Gerlach zeugen von Bismarcks damaligem Eingreifen. Schon in dem ersten Berichte schreibt Bismarck:

Ich fürchte, daß wir in der orientalischen Frage wiederum Oesterreich unseren vollständigen ehrlichen Beistand leisten werden, ohne uns den mindesten Dank auszubedingen; und doch sind die Fälle, wo Oesterreich in der europäischen Politik unser bedarf oder uns fürchtet, die einzigen, wo wir in der deutschen Politik Fortschritte machen können. Wenn ich doch Seiner Majestät dieses wie ein „Herr, gedenke der Athener“ alle Tage vorhalten dürfte. Brief vom 15. 7. 1853.

Bismarck ist überzeugt, daß Oesterreich unaufrichtig gegen Preußen sei, daß es den Bundesgenossen nach Bedürfnis benutzen

oder bei Seite werfen und ihm die Rolle zuteilen wolle, „wie Don Juan dem Leporello bei der Bauernprügelei". Preußen solle wohl rüsten, aber möglichst unauffällig. Thäte man gar nichts, so könnte der Rauch uns doch stark die Augen trüben, wenn auch das Feuer nicht in das eigene Haus gelangt. Deshalb ist Bismarck auch gegen den Gedanken, die orientalische Frage beim Bunde in einer gemeinschaftlichen Erklärung mit Oesterreich zu erörtern. Man müsse sich die Freiheit der Entschließungen bewahren. Für diesen Standpunkt gewann er auch einzelne Bundesstaaten.

„Unsere Politik", so schreibt er einmal, „hat keinen anderen Exerzierplatz als Deutschland, schon unserer geographischen Verwachsenheit wegen, und gerade diesen glaubt Oesterreich dringend für sich zu gebrauchen, für beide ist kein Platz nach den Ansprüchen, die Oesterreich macht, also können wir uns auf die Dauer nicht vertragen. Wir atmen einer dem anderen die Luft von dem Munde fort, einer muß weichen oder der andere „gewichen werden", bis dahin müssen wir Gegner sein, das halte ich für eine unabweisbare Thatsache, wie unwillkommen sie auch sein mag. Ein Bündnis mit Frankreich können wir nicht ohne einen gewissen Grad von Gemeinheit eingehen. Bringen wir aber Rußland dahin, es zu thun, so kann uns die verkehrte Wiener Politik doch nötigen, in diesem scheußlichen Bunde der dritte zu sein, ehe es Oesterreich wird. Sehr achtbare Leute, sogar mittelalterliche Fürsten, haben sich schon lieber durch eine Kloake gerettet, als daß sie sich prügeln oder abwürgen ließen. Das Interesse der vier mittleren deutschen Staaten, die im Kriege nur Amboß, nicht Hammer werden können, sollte sie eigentlich dahin führen, eine Garantie ihrer Ruhe und Existenz im Anschluß an uns zu suchen; ebenso das von Schweden, Dänemark und Holland; aber keiner ist so klein, er hofft doch zu gewinnen, wenn es drunter und drüber geht. Mit den Koalitions-Kabinetten, besonders mit beiden Hessen, wird freilich nicht viel zu machen sein, doch sind sie alle der Furcht zugänglich, wir könnten uns mit Frankreich verbinden und in Deutschland schlimmsten Falls Entschädigung für unsere Opfer suchen. Wenn ich eine derartige Politik auch unter dem gedachten Kloakengesichtspunkt auffasse, so ist doch die Furcht jener davor immer eine Hilfe bei Unterhandlungen und wirkt bei den Koalitionsstaaten viel mehr als alle Berufungen an ihre deutschen Gesinnungen. Ich wüßte nicht, was besser geeignet wäre, die Rheinbundspolitik zu hindern, als der Gedanke, Preußen könne durch sie dahin gebracht werden, einmal zu Frankreich zu sagen: was deine Bayern können, das kann auch Karl, und Karl kann mehr. Der kurze Sinn aller dieser Worte ist der: wir müssen uns weder in eigenen, noch durch fremde Phrasen über „Deutsche Politik" fangen lassen, die gelten doch nur gegen, niemals für uns, sondern dreist eine spezifisch preußische Politik affichieren, die ihre Geltung durch die Interessen und Befürchtungen anderer sucht, nicht durch Gefühle, die jeder vorgiebt und keiner hat, uns aber auch nicht wundern, wenn andere, statt unser, diesen Weg gehen, wie Beust."

Bismarck stellte sich vor allem auf den Standpunkt, daß Preußen im Osten gar nichts zu gewinnen habe, da eine Vermehrung der polnisch-katholischen Unterthanen keine Kräftigung wäre und zugleich eine Stellungnahme gegen Rußland Preußen um so mehr abhängig machen müsse von Oesterreich. Als der russische Gesandte von Paris abberufen wurde, sandte Bismarck an Gerlach folgende humoristische Zeilen:

Gestern erhielt ich die telegraphische Nachricht, daß Kisseleff Paris verlasse. Ich war gerade auf dem Klub und besann mich, wen ich wohl am besten damit erschrecken könnte; mein Auge fiel auf Rothschild; er wurde kreidebleich, als ich es ihm zu lesen gab. Sein erster Ausruf war: „hätte ich das heute früh gewußt!"; sein zweiter: „wollen wir morgen ein Geschäftche zusammen machen? Excellenz riskieren nichts dabei." Ich lehnte es freundlich dankend ab und überließ ihn seiner erregten Stimmung. Brief vom 3. 2. 1854.

Kurz vorher hatte er folgende charakteristische Darstellung der österreichischen Diplomatie gegeben:

Der Oesterreichische Gesandte Philippsberg hat sich durch sein plumpes Auftreten eine schlechte Stellung gemacht; auf seinen Bällen läßt der Hof und die Frauen der Beamten absagen, und man findet es kalt, dunkel und die Butterbrote zu dick. Es ist fabelhaft, welche schlechte Gesellschaft im ganzen die Diplomatie eines mit so vielem aristokratischen Material versehenen Staates wie Oesterreich bildet: Philippsberg, ein Bastard (von Graf Cobenzl) und jedenfalls ein ungezogner Mensch; Hübner, ein Findelkind und dreister Aventurier, früher Litterat und Konsul ordinärer Sorte; Bruck, ein Elberfelder Handlungsdiener, dessen christliche Abstammung zweifelhaft ist; Prokesch, dessen weitre Gesandtschaft aus dem baronisierten Sohne eines Innsbrucker Chirurgen, Baron Brenner, dem ehemaligen Hauslehrer des Verräters Martini, Namens Braun (der Seele der Gesandtschaft), aus dem Sohne eines bankerotten Triester Kaufmanns (Reiher) und einem sentimentalen Gecken mit dem sonderbaren Namen Dumreicher von Oesterreicher besteht; ferner anrüchige Leute wie Martini und Doblhoff junior; Leikam, aus einer notorischen Gauner- und Seiltänzerfamilie, Brints aus dem Taxischen Postsekretariat; einige Juden wie Lackenbacher, der jetzige faiseur in Oberitalien, und Hock, der Hauptunterhändler in der Zoll-Krisis; dann eine Anzahl obskurer Namen wie Samleithner, Weiß v. Starkenfels, Handel, Carl Jager, Hülsemann, Walter, und von dem Landesadel nur früher bedenklich befundene Leute wie Colloredo und einige heruntergekommne jüngre Söhne jüngrer Söhne unter den Esterhazy, Apponyi und Caroly; kein einziger deutscher Name von Ansehen. Brief vom 3. 2. 1854.

In demselben Briefe wirft Bismarck ein Licht auf die Intriguen, die sich am Berliner Hofe geltend machten:

Aus Berlin erhalte ich von Kammerfreunden, die sonst nicht gern schreiben, aufgeregte Briefe im Stil der Anlage, die aus einem Brief eines

Ihrer Kollegen in der I. Kammer an Bekannte von mir abgeschrieben ist. Man beschwört mich feierlich, bei dringender Landesgefahr, ich solle nach Berlin kommen. Ohne Befehl von dort thue ich es aber nicht und kann auch nicht, ungerufen würde ich nur schaden. Beunruhigend genug sind die Briefe; ein anderer, an mich direkt, sagt: „Die Partei der Prinzessin umgarnt Manteuffel immer mehr; hat sie einen festen Fuß, so wird sie ihm mit dem anderen einen Tritt geben. Als der Prinz kam, legte er einen Kriegsplan gegen Rußland (!!was hätten wir denn davon??) vor, überwarf sich mit dem König wegen der Freimaurer, that schön mit Schwerin und Auerswald. Radziwill und Bonin gehen denselben Weg. Albert Pourtalès und Küpfer schüren, letztrer bei Manteuffel. General Gerlach hat leider ein Mandat angenommen und ist deshalb weniger um den König, soll überhaupt sehr disgustiert sein." Ist das alles wahr? Ein anderer schreibt: „Den ritterlichen Prinzen habt ihr uns am Rhein ganz ruiniert; er schiebt das Ministerium nach der Linken rüber" Beide verlangen dringend mein sofortiges Erscheinen. Mir ahnt mitunter, daß der Tag für das preußische Ilion nah sein mag, wo unser einem nicht viel anderes übrig bleibt, als das Landwehr-Kollett anzuziehen und zu sehn, ob einem Gott den Tod eines Edelmannes beschieden hat. Sein Wille geschehe!

Sicherlich kamen auch hier wiederum die Intriguen der Wochenblattspartei zur Geltung. Ihr Ziel war ja die Zerstückelung Rußlands, der Verlust der Ostseeprovinzen mit Einschluß von Petersburg an Preußen und Schweden, des Gesamtgebiets der Republik Polen in ihrer größten Ausdehnung und die Zersetzung des Ueberrestes durch Teilung zwischen Groß- und Klein-Russen, abgesehen davon, daß fast die Mehrheit der Klein-Russen schon dem Maximalgebiet der Republik Polen gehört hatte!

Ged. u. Er. I. Die Frage, ob Palmerston oder ein anderer englischer Minister geneigt sein würde, Arm in Arm mit dem gothaisierenden Liberalismus und mit der Fronde am preußischen Hofe Europa zu einem ungleichen Kampfe herauszufordern und englische Interessen auf dem Altar der deutschen Einheitsbestrebungen zu opfern, — die weitere Frage, ob England dazu ohne anderen kontinentalen Beistand als den einer in coburgische Wege geleiteten preußischen Politik im stande sein würde — diese Fragen bis ans Ende durchzudenken, fühlte niemand den Beruf, am allerwenigsten die Fürsprecher derartiger Experimente. Die Phrase und die Bereitwilligkeit, im Partei-Interesse jede Dummheit hinzunehmen, deckten alle Lücken in dem windigen Bau der damaligen westmächtlichen Hofnebenpolitik. Mit diesen kindischen Utopien spielten sich die zweifellos klugen Köpfe der Bethmann-Hollwegschen Partei als Staatsmänner aus, hielten es für möglich, den Körper von sechzig Millionen Groß-Russen in der europäischen Zukunft als ein caput mortuum zu behandeln, das man nach Belieben mißhandeln könne, ohne daraus einen sichern Bundesgenossen jedes zukünftigen Feindes von Preußen zu machen und ohne Preußen in jedem

französischen Kriege zur Rückendeckung gegen Polen zu nötigen, da eine Polen befriedigende Auseinandersetzung in den Provinzen Preußen und Posen und selbst noch in Schlesien unmöglich ist, ohne den Bestand Preußens aufzulösen. Diese Politiker hielten sich damals nicht nur für weise, sondern wurden in der liberalen Presse als solche verehrt.

In diese Pläne war der Prinz von Preußen nicht eingeweiht. Wie es gelungen, ihn für eine Wendung gegen Rußland zu gewinnen, ihn, der vor 1848 seine Bedenken gegen die liberale und nationale Politik des Königs nur in den Schranken brüderlicher Rücksicht und Unterordnung geltend gemacht hatte, zu einer ziemlich aktiven Opposition gegen die Regierungspolitik zu bewegen, trat in einer Unterredung hervor, die Bismarck mit ihm in einer der Krisen hatte, in welchen ihn der König zum Beistande gegen Manteuffel nach Berlin berufen hatte. Bismarck erzählt darüber:

Ich wurde gleich nach meiner Ankunft zu dem Prinzen befohlen, der mir in einer durch seine Umgebung erzeugten Gemütserregung den Wunsch aussprach, ich solle dem Könige im westmächtlichen und antirussischen Sinne zureden. Er sagte: „Sie sehen sich hier zwei streitenden Systemen gegenüber, von denen das eine durch Manteuffel, das andere, russenfreundliche, durch Gerlach und den Grafen Münster in Petersburg vertreten ist. Sie kommen frisch hierher, sind von dem Könige gewissermaßen als Schiedsmann berufen. Ihre Meinung wird daher den Ausschlag geben, und ich beschwöre Sie, sprechen Sie sich so aus, wie es nicht nur die europäische Situation, sondern auch ein richtiges Freundesinteresse für Rußland erfordert. Rußland ruft ganz Europa gegen sich auf und wird schließlich unterliegen. Alle diesen prächtigen Truppen“, — es war dies nach den für die Russen nachteiligen Schlachten vor Sebastopol — „alle unsere Freunde, die dort geblieben sind“ — er nannte mehrere — „würden noch leben, wenn wir richtig eingegriffen und Rußland zum Frieden gezwungen hätten.“ Es würde damit enden, daß Rußland, unser alter Freund und Bundesgenosse, vernichtet oder in gefährlicher Weise geschädigt würde. Unsere, von der Vorsehung gegebene Aufgabe sei es, den Frieden diktatorisch herbeizuführen und unseren Freund auch gegen seinen Willen zu retten.

Um ihn aus diesem Gedankenkreise loszumachen, stellte ich ihm vor, daß wir absolut keinen eigenen Kriegsgrund gegen Rußland hätten und kein Interesse an der orientalischen Frage, das einen Krieg mit Rußland oder auch nur das Opfer unserer langjährigen guten Beziehungen zu Rußland rechtfertigen könnte; im Gegenteil, jeder siegreiche Krieg gegen Rußland unter unserer nachbarlichen Beteiligung belade uns nicht nur mit dem dauernden Revanchegefühl Rußlands, das wir ohne eigenen Kriegsgrund angefallen, sondern zugleich mit einer sehr bedenklichen Aufgabe, nämlich die polnische Frage in einer für Preußen erträglichen Form zu lösen. Wenn eigene Interessen keinenfalls für, eher gegen einen Bruch mit Rußland sprächen, so würden wir den bisherigen Freund und immerwährenden Nachbar, ohne daß wir provoziert wären, entweder aus Furcht vor Frank-

reich oder im Liebesdienste Englands und Oesterreichs angreifen. Wir würden die Rolle eines indischen Vasallenfürsten übernehmen, der im englischen Patronat englische Kriege zu führen hat, oder die des Yorkschen Korps beim Ausmarsch zum Kriege 1812, wo die damals berechtigte Furcht vor Frankreich uns zu dessen gehorsamen Bundesgenossen zwangsweis gemacht hatte.

Den Prinzen verletzte mein Ausdruck, mit zorniger Röte unterbrach er mich mit den Worten: „Von Vasallen und Furcht ist hier gar keine Rede.“ Er brach aber die Unterredung nicht ab. Wer einmal sein Vertrauen hatte und in seiner Gnade stand, konnte ihm gegenüber sehr frei von der Leber sprechen, sogar heftig werden. Ich nahm an, daß es mir nicht gelungen sei, die Auffassung, der sich der Prinz unter häuslichem, englischem und Bethmann-Hollwegschem Einfluß ehrlich überlassen hatte, zu erschüttern. Gegen den Einfluß der letztern Partei wäre ich auch bei ihm wohl durchgedrungen, aber gegen den der Frau Prinzessin konnte ich nicht aufkommen.

Am 24. Februar erhielt Bismarck eine Depesche Manteuffels, Oesterreich wolle Rußland einen Termin zur Räumung der Donaufürstentümer festsetzen, sonst aber den Krieg beginnen. Man werde von Preußen die Aufstellung eines Armeekorps fordern. Er riet dazu, diese Aufforderung lediglich auszunützen, um in unverdächtiger Weise selbst zu rüsten. Auf zahlreichen Besuchen bei den kleineren Höfen erkannte er bald, daß man auch hier keineswegs für die österreichische Politik eingenommen sei und vor allen Dingen kriegerische Bestrebungen mißliebig betrachte. Aber in Berlin war man trotz allem doch dem Gedanken eines Bundes mit Oesterreich günstig gesinnt, weil man hoffte, so im Osten den Wiener Hof vom Kriege abzuhalten, im Westen eine Sicherung der deutschen Grenze gegen Frankreich zu gewinnen. Ein persönlicher Brief des Königs an Kaiser Franz Joseph hatte die Wirkung, daß ein besonderer Gesandter in der Person des Generals v. Heß nach Berlin gesandt wurde, eine Thatsache, von der Bismarck erst nach ihrer Erledigung erfuhr. Diese Sendung führte alsbald zum Abschluß eines neuen Vertrages. Oesterreich hatte zunächst einfach den Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses zwischen Oesterreich, Preußen und Deutschland auf alle Zeiten verlangt, zur Sicherung ihrer gesamten Besitzungen. Preußen solle 150 000 Mann stellen und der Bund die Hälfte seiner Kontingente mobil machen. Preußen wiederum erklärte sich nur bereit, das Bündnis auf die Dauer des auswärtigen Krieges zu beschränken. Die Absendung einer gemeinsamen Depesche nach Petersburg, in der die Räumung der Fürstentümer unter Kriegsandrohung

gefordert wurde, wurde von Preußen zwar bewilligt, jedoch eine möglichst milde Form vorgeschlagen. Sämtliche deutsche Bundesregierungen sollten zum Eintritt in das Bündnis aufgefordert werden. Der preußische Entwurf wurde im allgemeinen angenommen und zugleich eine Militärkonvention verabredet. Der Charakter der Abmachungen wird von Sybel als eine Allianz von ganz besonderer Art charakterisiert, als herzliche Einigkeit unter größter Vorsicht, als brüderliches Vertrauen unter allseitigen Verwahrungen. Der wesentliche Zweck des Vertrages blieb für Oesterreich die Deckung seines Gebietes bei seinem Vorgehen gegen Rußland, für Preußen aber die Sicherung seiner Neutralität gegen etwaige Gelüste Frankreichs. Im Sinne Oesterreichs machte die Allianz Front gegen Osten, in Preußens Meinung gegen Westen. Bismarck war über diesen Vertrag in höchstem Maße unwillig; schon am 7. April schrieb er an Gerlach:

Glaubt man denn wirklich bei uns, daß Oesterreich ernstlich daran gehn werde, entweder ohne unsere Hilfe, sogar ohne vor unserem Angriff sicher zu sein, einen Krieg auf Tod und Leben mit Rußland entweder allein zu führen, oder sich 200 000 Franzosen in den Pelz zu setzen und sich von diesen retten zu lassen, wie 49 von den Russen? Es ist das eine Eventualität, die ich gar nicht in die Berechnung aufnehmen würde. „Nur Mut, der Tobak raucht sich gut“ steht auf dem Ukermärker Kanaster! Oesterreich merkt längst, daß wir uns vor seinem Rückfall in eine Wiener Rheinbunds-Politik fürchten, und benutzt diesen Popanz, um uns zu seinem Willen zu bringen. Sobald wir entschieden auftreten mit der Erklärung, daß wir einer aggressiven Politik gegen Rußland unsere Unterstützung versagen, haben wir alle deutschen Regierungen für uns, und Oesterreich ist froh, unser für die Defensive sicher zu sein. Vielleicht will man in Wien auch gar nicht mehr als das erreichen, fürchtet nur, wir möchten auch das nicht ohne Konzessionen in der deutschen Politik zusagen wollen, und stellt nach gewohnter Pferdejuden-Manier höhere Forderungen, bis wir froh sind, daß man sich mit dem minus begnügt. Die Mittelstaaten sind antifranzösisch, weil sie fürchten, daß Louis Napoleons System oder seine Person nicht von Dauer sein und ihr eventueller Bundesgenosse, das französische Kaiserreich, sich plötzlich in ein gefährliches Ungetüm verwandeln könnte, und daß sie dann zwischen Scylla und Charybdis stehen würden, indem man ihren späten Uebertritt vielleicht nicht wieder wie 1813 bezahlte. Brief vom 7. 4. 1854.

Zwei Tage darauf schreibt Bismarck:

Haben wir uns wirklich zu einer derartigen Politik von Oesterreich bereden lassen, so haben wir wieder einmal das Vertrauen der deutschen Regierungen in uns ruiniert, die hofften, daß wir die Courage haben würden, Oesterreich in bessern Wegen zu erhalten; daß wir es können, be- Brief vom 13. 4. 1854.

zweifelt niemand. Eine feige Politik hat noch immer Unglück gebracht; daß wir unsre Kraft wie ein gutmütiger Narr dem Egoismus Oesterreichs hingeben, um uns schließlich von ihm bemogeln zu lassen, ist noch das Wenigste; brechen wir aber wirklich auf dem Wege dieser Bedienten-Politik, Fremden zuliebe, mit Rußland, so kostet es den Franzosen ein Wort der Annäherung an Rußland, und die sämtlichen deutschen Regierungen fallen ihnen zu, wir und Oesterreich aber sind die dupes in der Falle, und England zuckt die Achseln. Die Leichtigkeit, die Frankreich, vermöge seiner geographischen Lage und seiner Interessen, hat, sich mit Rußland zu verständigen, macht den Louis Napoleon zum Herrn der Situation, sobald unser erster Schuß gegen Rußland gefallen ist. Dabei würde die Wendung gegen England bei den Franzosen begeistert populär sein. Das alles scheint mir so mathematisch klar, daß ich gar nicht begreife, wie wir uns verblenden lassen können, aus Furcht vor dem Tode Selbstmord zu treiben, denn das ist es, was wir thun. In Oesterreich ist die ganze Angelegenheit ebenso gut ein Spiel der innern Parteien, wie bei uns. Bach, die Ministerial-Juden, Hübner, der ganze österreichische Bonapartismus, fürchten den Sieg der Alt-Konservativen, wenn es ihnen nicht gelingt, den Kaiser zum Bruch mit Rußland zu bringen, und der Kaiser wird mit seiner Abneigung gegen die Alt-Konservativen gekirrt, den Juden zu folgen. Ich dachte, wir würden Oesterreich vor der Pression Frankreichs sicher stellen, ihm Garantien von Rußland schaffen und es dadurch ruhig erhalten; dafür hätten uns alle deutschen Regierungen die Hände geküßt. Statt dessen lassen wir uns selbst fortreißen. Ich hoffe, es ist nicht wahr; wäre es doch, so muß ich sagen, daß wir nicht im stande sind, auf der mäßigsten Höhe zu stehen, ohne schwindlig zu werden und ohnmächtig in die Arme des nächsten nervenstärkeren Menschen zu sinken. Beruhigen Sie mich baldigst mit zwei Zeilen, wenn die Lage besser ist, als sie mir vorschwebt; ist meine Besorgnis gegründet, so sehe ich schwärzer, als am 22. März 48, wo mir doch die Möglichkeit, zu sagen: „Besen, seid gewesen“ keinen Augenblick zu fehlen schien, sondern nur der Wille. Hier aber wird kein Wille mehr helfen, wenn wir einmal in der Rheinbund-Galeere drin sind.

Als Bismarck den Wortlaut des Vertrages erfahren hatte, schrieb er an Manteuffel, daß das künftige Ziel nur in zwei Punkten bestehen könne, sich durch alle Mittel einem kriegerischen Vorgehen gegen Rußland zu entziehen, weil man mit dem ersten Kanonenschuß gegen die Russen abhängig werde von den Möglichkeiten einer Verständigung zwischen Paris und Petersburg, und andererseits die Masse des Bundes zusammenzuhalten unter Bedingungen, die Preußen ein wirksames Veto in der gemeinsamen Politik sicherten.

Im Grunde war jedoch der junge Staatsmann gegen den Vertrag; er hielt ihn für ein erneutes Zeichen der Unentschlossenheit und sprach den Wunsch aus, der König möchte mehr darauf halten,

daß seine Minister mehr Sekt tränken, daß sie ohne eine halbe Flasche im Leibe niemals in den Conseil kommen dürften, denn sonst würde die preußische Politik niemals eine achtbare Farbe annehmen. Bismarck selbst wurde zur Besprechung des Vertrages nach Berlin berufen:

Bei Besprechung des Vertrages vom 20. April schlug ich dem Könige vor, diese Gelegenheit zu benutzen, um uns und die preußische Politik aus der sekundären und, wie mir schien, unwürdigen Lage herauszuheben und eine Stellung einzunehmen, welche uns die Sympathie und die Leitung der deutschen Staaten gewonnen hätte, die mit uns und durch uns in unabhängiger Neutralität zu verbleiben wünschten. Ich hielte dies für erreichbar, wenn wir, sobald Oesterreich die Truppenaufstellung verlangte, freundlich und bereitwillig darauf eingingen, aber die Aufstellung der 66 000 und faktisch mehr Mann nicht bei Lissa, sondern in Oberschlesien machten, so daß unsere Truppen in der Lage seien, die russische oder die österreichische Grenze mit gleicher Leichtigkeit zu überschreiten, namentlich wenn wir uns nicht genierten, die Ziffer 100 000 uneingestanden zu überschreiten. Mit 200 000 Mann würde Se. Majestät in diesem Augenblick Herr der gesamten europäischen Situation werden, den Frieden diktieren und in Deutschland eine Preußens würdige Stellung gewinnen können. Frankreich war nicht im stande, neben der Leistung, mit der es in der Krim beschäftigt war, bedrohlich an unserer Westgrenze aufzutreten. Oesterreich hatte seine disponiblen Kräfte in Ost-Galizien stehen, wo sie von Krankheiten mehr Verluste erlitten als auf den Schlachtfeldern. Sie waren festgenagelt durch die, auf dem Papier wenigstens, 200 000 Mann starke russische Armee in Polen, deren Marsch nach der Krim die dortige Situation entschieden haben würde, wenn die österreichische Grenzaufstellung ihn hätte zulässig erscheinen lassen. Es gab schon damals Diplomaten, welche die Herstellung Polens unter österreichischem Patronat in ihr Programm aufgenommen hatten. Jene beiden Armeen standen einander gegenüber fest, und es war für Preußen möglich, durch seinen Beistand einer von ihnen die Oberhand zu gewähren. Der König war nicht unempfänglich für die überzeugte Stimmung, in welcher ich ihm die Sachlage und die Eventualitäten darstellte; er lächelte wohlgefällig und sagte im Berliner Dialekt: „Liebeken, das is sehr schöne, aber es is mich zu teuer. Solche Gewaltstreiche kann ein Mann von der Sorte Napoleon wohl machen, ich aber nicht." Ged. u. Er. I.

In der That verlangte Oesterreich alsbald die Rolle eines Bundesvormundes. Es glaubte, daß Preußen und die anderen Staaten gezwungen wären, fortan ohne weiteres nach seiner Pfeife zu tanzen. Hier jedoch erfuhr Oesterreich eine harte Enttäuschung. Die Ansichten der Bundesstaaten trafen durchaus mit den Ansichten Bismarcks zusammen; strengste Neutralität und keine Einmischung in die türkischen Händel, war die Losung, und so vereinigten sich die

kleineren Länder zu einer gemeinsamen Konferenz in Bamberg, um hier erst ihre Stellung festzusetzen. Das Resultat war ein volles Eingehen auf die Berliner Intentionen. Trotzdem sandte Graf Buol eine drohende Aufforderung nach Petersburg. Gleichzeitig jedoch lud Franz Joseph Friedrich Wilhelm IV. zu einer Zusammenkunft nach Tetschen ein und es gelang ihm in der That, die Stimmung des wankelmütigen Königs wieder einmal für sich zu gewinnen. Rußland erklärte sich bereit, die Fürstentümer zu räumen und den Frieden abzuschließen, wenn Oesterreich die Gewähr übernähme, daß auch die Gegner von weiteren Feindseligkeiten gegen russisches Gebiet abständen. Aber Graf Buol war damit nicht zufrieden; er erklärte, Oesterreich müsse auf der bedingungslosen Räumung der Fürstentümer in kürzester Frist bestehen, und drängte Preußen zur Mobilmachung. Bismarck seinerseits und mit ihm die Regierung fand die russische Antwort befriedigend, ihre Forderung billig, eine Mobilmachung überflüssig. Die Antwort der Westmächte andererseits auf die österreichische Anfrage, wie sie die Vorschläge Rußlands beurteilten, bestand in der Aufforderung an das Wiener Kabinett, in den Krieg gegen Rußland einzutreten. Da befahl plötzlich Kaiser Nikolaus aus eigener Initiative den Abzug seiner Truppen aus den Fürstentümern und nahm damit der österreichischen Regierung den Kriegsfall aus der Hand. Trotzdem beharrte Oesterreich bei seiner Auffassung, daß Preußen und der Bund auch in Zukunft verpflichtet seien, Oesterreich ohne weiteres die eigenen Streitkräfte zur Verfügung zu stellen. Gerade damals weilte Bismarck in Berlin und kam dem Könige mit seinem Rate zur Hilfe. Als daher Oesterreich in einer Cirkularnote den deutschen Regierungen anzeigte, es werde gemeinsam mit Preußen demnächst beim Bunde den Antrag auf Mobilmachung einbringen, erfolgte eine Antwort, die von vornherein den österreichischen Plan durchkreuzte.

Graf Buol verständigte sich indessen mit den Westmächten dahin, nach Petersburg vier Forderungen zu richten, in denen anstatt des russischen Protektorates eine europäische Aufsicht über die Donaufürstentümer, freie Schiffahrt auf der Donau bis zum Meere, die Revision des Vertrages von 1841 und die Bestätigung des russischen Protektorates über die Christen der Pforte verlangt wurde. In Berlin war man auf das höchste darüber erbittert, daß hiermit ein neuer Kriegsfall geschaffen sei, der auch Deutschland in die Ver-

wickelung mit hineinziehen konnte. Trotzdem empfahl der König dem Zaren, die vier Punkte anzunehmen, wenn er auch gleichzeitig in Wien hervorheben ließ, daß er sich im Falle der Ablehnung keineswegs zu einem kriegerischen Vorgehen gegen Rußland verpflichte. Auch Bismarck war über Oesterreichs Verhalten empört und durch die Nachgiebigkeit Preußens auf das schmerzlichste berührt. Sein preußisches Selbstgefühl hat dadurch einen starken Stoß erlitten: „Man hatte die anständigste Gelegenheit gehabt, aus der Konferenzschere herauszukommen, mit der Preußen zur Rolle eines Geld- und Rekrutendepots für den weströstlichen Divan zugeschnitten sei; aber, man ängstige sich, allein zu sein, und halte sich am Rockschoß von Oesterreich fest, das uns durch Buol fortwährend die Rute geben läßt, überzeugt, daß wir ihm doch nachlaufen, wie ein herrenloser Pudel.“ Er finde das „selbst mit der Ehre unverträglich, die doch der König die Offiziersehre zu nennen pflegt, und schäme sich aufs tiefste über die Rolle, die Preußen spielt“. Den gleichen Standpunkt hielt Bismarck auch fest, als er vom Könige zu einer Besprechung nach Rügen befohlen wurde. Hier traf er jedoch nur geringe Zustimmung, ja durch seinen Freimut erweckte er sogar den Unwillen des Monarchen:

Der König befand sich in Rügen; ich war auf dem Wege von Frankfurt nach Reinfeld, wo meine Frau krank lag, als am 29. August in Stettin ein höherer Postbeamter, der angewiesen war, auf mich zu fahnden, mir eine Einladung des Königs nach Putbus ausrichtete. Ich hätte mich gern gedrückt, der Postbeamte aber begriff nicht, wie ein Mann von altem preußischen Schlage sich einer solchen Aufforderung entziehen wolle. Ich ging nach Rügen, nicht ohne Sorge vor neuen Zumutungen, Minister zu werden und dadurch in unhaltbare Beziehungen zum Könige zu geraten. Der König empfing mich am 30. August gnädig und setzte mich von einer vorliegenden Meinungsverschiedenheit über die durch den Rückzug der Russen aus den Donaufürstentümern entstandene Situation in Kenntnis. Es handelte sich um die Depesche des Grafen Buol vom 10. August und einen von Manteuffel vorgelegten Entwurf einer Antwort, den der König zu österreichisch fand. Auf Befehl machte ich einen anderen Entwurf, der von Sr. Majestät genehmigt und nach Berlin geschickt wurde, um im Widerspruch mit dem leitenden Minister zunächst an den Grafen Arnim in Wien gesandt und dann den deutschen Regierungen mitgeteilt zu werden. Die durch Annahme meines Entwurfs bekundete Stimmung des Königs zeigte sich auch in dem Empfang des Grafen Benckendorf, der mit Briefen und mündlichen Aufträgen in Putbus eintraf, und den ich mit der Nachricht hatte empfangen können, daß die Engländer und Franzosen in der Krim gelandet seien. „Freut mich“, erwiderte er, „da sind wir sehr stark.“ Es

wurde russische Strömung. Ich glaubte, politisch meine Schuldigkeit gethan zu haben, hatte schlechte Nachrichten von meiner Frau und bat um die Erlaubnis, abzureisen. Sie wurde mir indirekt dadurch verweigert, daß ich auf das Gefolge übertragen wurde, ein hoher Gunstbeweis. Gerlach warnte mich, ihn nicht zu überschätzen. „Bilden Sie sich nur nicht ein", sagte er, „daß Sie politisch geschickter gewesen sind als wir. Sie sind augenblicklich in Gunst, und der König schenkt Ihnen diese Depesche, wie er einer Dame ein Boukett schenken würde."

Wie wahr das war, erfuhr ich sofort, aber in vollem Umfange erst später nach und nach. Als ich darauf bestand, abzureisen, und in der That am 1. September abreiste, erfolgte eine ernste Ungnade des Königs; mir wäre meine Häuslichkeit doch mehr wert als das ganze Reich, hatte er zu Gerlach gesagt. Aber wie tief die Verstimmung gegangen war, wurde mir erst während und nach meiner Pariser Reise klar. Mein beifällig aufgenommener Depeschen-Entwurf wurde telegraphisch angehalten und dann geändert.

Am 3. September erging von Berlin aus ein Rundschreiben an die deutschen Höfe, in dem von neuem jede Beteiligung an einem aggressiven Vorgehen abgelehnt wurde. Bismarck war überzeugt, daß die österreichische Politik leichtfertig alles in Deutschland erworbene Vertrauen preisgebe, nur um „ein paar stinkende Wallachen zu ergaunern", was Preußen nur von Nutzen sein könne, so lange man bei den Berliner Politikern „nur Bosheit und entschlossenes Wesen" bemerke. In der That war durch Bismarck der Plan Oesterreichs beim Bunde vereitelt worden, zumal da er immer wieder mahnte, jeden Schein der Besorgnis zu vermeiden und möglichst selbständig vorzugehen:

Brief vom 25. 10. 1854. Die Schwäche unserer Stellung liegt in der Ueberzeugung der deutschen Höfe von unserer unerschöpflichen Gutmütigkeit; sie zweifeln nicht daran, daß wir uns niederträchtig behandeln und unterdrücken lassen, ehe wir uns entschließen, zu denselben undeutschen Waffen zu greifen, wie unsere Gegner. Was ist die Stärke der österreichischen Stellung gegen uns, vermöge deren sie den ganzen Bamberger Schweif nach sich zieht, der noch vor 6 Wochen offen sich für die preußische Anschauung erklärte? Es liegt das doch lediglich in der angeblichen und geglaubten Bereitwilligkeit Oesterreichs, sich schonungslos mit Frankreich zu verbinden. Der lähmenden Furcht, welche dieser Gedanke an den Höfen verbreitet, können wir nur damit entgegentreten, daß wir sagen: das können wir auch, und bricht man uns die Verträge, so kehren wir uns auch keinen Augenblick mehr daran. Wenn wir jeden Verdacht, etwas anderes nach Osten oder Westen hin thun zu können, mit sittlicher Entrüstung zurückweisen, so sieht jeder thüringische Dorfpolitiker unserer Widerstandsfähigkeit bis in den Magen und weiß, daß wir uns fügen müssen, nachdem unser grauer Bundesgenosse in der Bamberger Löwenhaut aus Angst schon früher geschrieen hat, als selbst für

seine Sicherheit nützlich war. Für uns kommt es nur darauf an, den Glauben zu erhalten, daß wir noch Züge haben, ehe wir matt sind; wir brauchen uns ebenso wenig an Frankreich zu verkaufen, als Oesterreich es thun wird, so wild es sich auch anstellt. Aber wir lassen die Leute glauben, daß wir in edler Fassung verdunsten werden, wenn uns das Rohrwasser vollkommen reinlicher Bundestreue ausbleibt, während die Oesterreicher offen beteuern, daß sie aus jeder Pfütze trinken werden, um ihren Bundesgenossen ins Gesicht zu spucken. Furcht und wieder Furcht ist das Einzige, was in den Residenzen von München bis Bückeburg Wirkung thut.

Oesterreich gab alsbald friedliche Erklärungen in Berlin ab. Es versicherte, es sei fern von jeder Kriegslust und werde mit fremden Mächten keine Abrede über den Kriegsfall treffen, ohne diese vorher Preußen und dem Bunde mitzuteilen. Bei den günstigen Aussichten für den Frieden nahm Preußen einen Zusatzartikel an, in dem es sich bereit erklärte, den Schutz des österreichischen Gebietes auch auf die österreichischen Truppen in den Fürstentümern auszudehnen und gemeinschaftlich für die Annahme der vier Punkte durch Rußland zu wirken. Schon am 28. November nahm Kaiser Nikolaus die vier Punkte an. Da erfuhr man in Berlin plötzlich, daß man trotz allen Entgegenkommens dennoch von Oesterreich getäuscht worden sei. Graf Buol hatte mit den Westmächten in aller Heimlichkeit einen engeren Allianzvertrag geschlossen und vorgeschlagen, sobald es zum Kriege zwischen Oesterreich und Rußland komme, sollte ein Schutz- und Trutzbündnis der drei Mächte in Kraft treten. Am 1. Dezember erschien der Gesandte aus Wien, Graf Esterhazy, bei dem preußischen Minister, um ihm mitzuteilen, daß die Westmächte noch weitere Forderungen als die vier Punkte aufgestellt hätten, daß Oesterreich ihnen nicht hätte widersprechen können und daß das Ergebnis der hierüber gepflogenen Verhandlungen ein Bundesvertrag geworden sei, zu dem man Preußen den Eintritt offen halte. Die Aufregung über diesen Schritt war ungeheuer. Vor allem sah man von seiten Rußlands in dem Vorgehen der Wiener Politiker einen niederträchtigen Verrat. Der König war schwer gekränkt, er erklärte, daß er einfach bei seiner Zusage vom 20. April beharre. Bismarck dagegen war über den Gang der Ereignisse keineswegs erzürnt:

Kommt es jetzt wirklich zum Frieden, so ist es meiner Meinung nach ein großer Gewinn für uns, daß wir in der Zeit nach diesem Frieden in besseren, Oesterreich und die Bamberger aber in schlechteren Beziehungen zu Rußland stehen als vor dem Kriege. Der Tag der Abrechnung bleibt Brief vom 9. 12. 1854.

nicht aus, wenn auch einige Jahre darüber hingehen. Oesterreich hat sich als eine für jetzt unübersteigliche Barriere in den Weg Rußlands geschoben; die Spitze der Politik des letzteren wird sich für die Zukunft naturgemäß gegen diese Barriere richten. Durch diese Aenderung der Konstellation können wir nur an Gewicht und Freiheit der Bewegung gewinnen.

Ueber den Vertrag selbst schreibt Bismarck an Gerlach:

Brief vom 15. 12. 1854.

Ich würde überhaupt nicht beitreten, schon deshalb, weil jeder sieht, daß wir es aus Furcht thun würden, und daß es also nützlich ist, mehr Furcht in uns zu wecken, um mehr von uns zu erreichen. Der Anstand scheint es mir zu verbieten. Eine solche Ablehnung ist aber ein Bruchstück aus einem politischen System, dessen übrige Folgerungen auch dazu gehören; ob sie in unseren übrigen modus vivendi paßt, das weiß ich nicht. Man kann über Stimmings und über Kohlhasenbrück nach Potsdam kommen, man kann aber nicht teils auf dem einen und teils auf dem anderen Wege streckenweis gehen. Es muß uns Söhnen Teuts erst einmal sehr schlecht gehen, ehe wir Courage haben; so lange wir noch etwas zu verlieren haben, fürchten wir uns; sind wir ausgezogen und durchgeprügelt, so ist jeder ein Löwe.

Am 16. Dezember erfolgte die Aufforderung der Mächte an Preußen, dem Wiener Vertrage beizutreten. In seiner Not und Unentschlossenheit sandte jedoch der König zunächst in der Person des Herrn von Usedom einen Spezialgesandten nach London, um mit rührenden Worten vorzustellen, daß England „als Weltmacht sowohl wie als protestantische Macht Preußen nicht dem Schicksal überlassen dürfte, welches ihm zugedacht". Bismarck, der an Manteuffel schrieb: „Ich glaube, daß diese Verhandlung unsere Beziehungen zu den Westmächten immer schlechter als besser macht; England läßt uns ablaufen, und wir geben ohne Not ein Zeichen, daß wir uns in unserer Haut unbehaglich fühlen", hatte natürlich auch jetzt wieder vollständig recht. Usedoms Sendung verlief durchaus ergebnislos. Die Besorgnisse Gerlachs, die an eine Hinneigung zu Frankreich anknüpften, widerlegte er mit dem klassischen Satz: „Das Unglück, das Sie aus einer Verbindung mit Frankreich für uns kommen sehen, erwarte ich vielmehr aus unserer Hingabe für Oesterreich; aber aus dem Grunde, weil mich ein Bettgenosse viel leichter betrügen, vergiften, erdrosseln kann, als ein Fremder, mit dem ich in gelegentliche Geschäftsverbindung trete, besonders wenn der Bettgenosse der ruchlosere und feigere ist."

Trotz der preußischen Zurückhaltung forderte Graf Buol mit voller Unbefangenheit die Aufstellung von 200 000 Mann preußischer

Truppen, weil die Gefahr eines russischen Angriffs auf österreichisches Gebiet gegeben sei. Bismarck riet zur Ablehnung dieses Antrages, sein Votum war für Preußen entscheidend, der Plan einer Mobilmachung wurde zurückgewiesen, und auch die Bundesstaaten verhielten sich ablehnend. Die Folge war natürlich eine vollständige Entfremdung zwischen Oesterreich und Deutschland, die durch den gereizten und drohenden Briefwechsel, der von Wien ausging, natürlich nicht gemildert wurde.

Auch in Paris war man ergrimmt. Bei einem Aufenthalte in Berlin gab Bismarck auf die dreiste Bemerkung des französischen Gesandten Marquis de Moustier: „Diese Politik wird Sie nach Jena führen“, die schlagfertige Antwort: „Warum nicht nach Leipzig und Waterloo?“ eine Antwort, die zu heftigen Beschwerden über Bismarck seitens der französischen Regierung führte. Seiner Festigkeit war es zum guten Teil auch zu verdanken, daß der Plan, französische Truppen durch Deutschland auf den Kriegsschauplatz zu führen, gescheitert ist. Die Schroffheit, in der er zuweilen seine Ansichten aussprach, führte sogar dahin, daß das Wiener Kabinett es ablehnte, sich im Bunde zeitweilig durch Herrn von Bismarck vertreten zu lassen. In einer Depesche nach Berlin erklärte Graf Buol auf Grund lügenhafter Mitteilungen des Herrn v. Prokesch, daß die Richtung Bismarcks und seine notorisch gewordenen Aeußerungen im Verkehr mit fremden Gesandten geradezu das Gepräge der Feindseligkeit mit Oesterreich trage. Er erzielte damit allerdings nur eine scharfe Zurückweisung durch den preußischen Minister, der diese Gelegenheit benutzte, seinem Frankfurter Gehilfen ein glänzendes Zeugnis auszustellen, indem er in seiner Note ausführte:

> Wie es daher eine dringende Pflicht für mich ist, einen ausgezeichneten und treuen Diener Sr. Majestät des Königs, den sein Monarch mit besonderem Vertrauen beehrt, gegen unverdiente Anklagen zu schirmen, so sind wir andererseits dem kaiserlichen Kabinett schuldig, die erhobene Beschwerde durch entschiedene Ablehnung der ihr zu Grunde liegenden Beschuldigung vollständig zu beseitigen. Ist Herr v. Bismarck bei einem Widerstreit der Ansichten und Interessen beider Höfe in dem Falle gewesen, die Rechte seiner Regierung pflichtschuldigst vertreten zu müssen, so ist gewiß das Wiener Kabinett das letzte, ihm hieraus einen Vorwurf machen zu wollen.

Der Urheber der gegen Bismarck gerichteten Verleumdungen, Herr von Prokesch, sollte selbst alsbald des Schicksals Ungunst er-

fahren: In Wien wurde beschlossen, ihn durch den Grafen Rechberg zu ersetzen. Bismarck war über diese Nachricht keineswegs erfreut.

Brief vom 26. 2 1855. Daß Prokesch fortgeht, ist mir nicht lieb. Ich betrachte das ähnlich, als wenn ich ein stätisches Pferd, das ich 3 Jahre geritten habe, und dessen Tücken ich genau kenne, gegen ein ebenso böses und fremdes Pferd vertauschen soll. Rechberg ist viel fähiger wie Prokesch.

Am 2. März 1855 starb Kaiser Nikolaus infolge einer Lungenentzündung. Der Eindruck dieser Nachricht auf ganz Europa war ungeheuer. Bei der ersten Mitteilung von dem erschütternden Ereignis schrieb Bismarck an Gerlach:

Brief vom 11. 7. 1855. Die Menschen aller Parteien stehen hier, wie wohl in ganz Deutschland, ernst und betroffen der Unerforschlichkeit des göttlichen Ratschlusses gegenüber, und selbst der Demokrat verschließt sich dem Gefühl nicht, welches uns ergreift, wenn der Hauch des Herrn die Eiche niederwirft. Nur von einzelnen Oesterreichern, selbst von einem General höre ich, daß sie sich händereibend Glück wünschen, von einem gefährlichen Feinde befreit zu sein.

Der junge Zar Alexander erklärte sofort nach seinem Regierungsantritt, daß er die Politik durchaus im Sinne seines Vaters fortführen werde. Am 16. März begannen die Wiener Beratungen von neuem. Man gelangte zu einer Verständigung über die Donaufürstentümer und die Freiheit der Schiffahrt, und nur die Revision des Vertrages von 1841, nach dem in Friedenszeiten kein fremdes Kriegsschiff die Dardanellen passieren sollte, gab Anlaß zu Schwierigkeiten; gerade an diesem Punkte setzte ein Zerwürfnis an, das zwischen den kriegführenden Mächten selbst eintrat. Oesterreich erklärte, von Rußland nur fordern zu wollen, daß es seine Pontusflotte nicht über den Bestand von 1813 hinaus vermehren dürfe; die Ablehnung dieses Begehrens werde eine Kriegserklärung Oesterreichs zur Folge haben. Napoleon jedoch war hiermit nicht zufrieden. Er sah in dem Verhalten Oesterreichs einen Bundesbruch. Die Konferenzen blieben somit ohne ein entscheidendes Resultat, es sei denn, daß Oesterreich und Frankreich fortan von bitterer Verstimmung gegen einander erfüllt waren.

Auch in Deutschland übten diese Ereignisse ihre Wirkung. Am 8. Mai fuhr Bismarck auf telegraphische Weisung Manteuffels wiederum nach Berlin, um hier seine Vorschläge über die Behandlung der orientalischen Frage zu machen. Er verweilte 8 Tage in der Hauptstadt und veranlaßte den König zu dem Entschluß, die

Initiative zu einer Verständigung mit Oesterreich aufzugeben. Auch die Drohung Oesterreichs, aus dem Bunde auszutreten, wenn man ihm nicht willig Folge leiste, wurde auf Bismarcks Rat mit aller Kühle aufgenommen. Er nannte das Rundschreiben, das von Wien aus in diesem Sinne erging, durchaus albern. Er fügte zugleich ein überaus scharfes Urteil über Herrn v. Buol, den Urheber des Planes, hinzu:

Es gehört jetzt hier zum guten Ton, von dem Wiener Premier wie von einem dummen Jungen zu sprechen. Mit besonderer Vorliebe erzählt man sich, wie Schwarzenberg, fühlend, daß er sich ausruhen und vertreten lassen müsse, sich lange besonnen habe, wer wohl unter den höheren Chargen der ungefährlichste Schwachkopf sei, dem er seine Stellung in Verwahrung gebe, wie man einem Lakaien seinen Rock aufzuheben giebt, endlich habe er heureka (ich habe es gefunden) gerufen und dem Kaiser den Grafen Buol als seinen Vertreter empfohlen; darüber sei Schwarzenberg unerwartet vom — geholt worden, und der Kaiser habe die Empfehlung Buols ernstlich genommen und ihn ernannt. Brief vom 7. 3. 1856.

Immerhin ist Bismarck unbefangen genug, die Vorschläge, die Buol auf der Wiener Konferenz gemacht hatte und die von Napoleon verworfen wurden, als eine ganz geeignete Verständigung mit Rußland zu bezeichnen:

Wenn man nicht noch einige Saucen stärkender Auslegungen von Westen her über den deutschen Hammel gegossen hätte. Gestern hörte ich von einer aus Wien gekommenen, antiwestlichen, aber eingeweihten Person, daß Buol in den letzten Tagen weinend, in juchtenduftiger Reue, an Gortschakows Halse hängt. Mit dem Händedruck des Biedermannes hat er letzterem gesagt: „Wenn ein Mann von Ehre einsieht, daß er auf falschem Wege ist, so gesteht er es ein und kehrt um; ich sehe ein, daß ich mich geirrt habe, ich kehre um und biete Ihnen offen die Hand.“ Darauf anhaltendes Händeschütteln aus dem Schultergelenk, mit dem Kopf rechts rückwärts gedreht, gerührtem Lächeln und sentimentalem Blick, gerade auf die Brillengläser Gortschakows. Mein Gewährsmann hatte Buols obige Worte buchstäblich aus Gortschakows Munde. Prokesch soll bei Rußland schwören und nie einen anderen Gedanken gehabt haben, als diese Sympathie. Prokesch-Westen können wir ihn nun nicht mehr nennen, höchstens Prokesch-Nord-Osten. Er wird noch die ganze Windrose durchmachen. Brief vom 15. 6. 1855.

Aber Bismarck wurde den Argwohn nicht los, daß Wien noch immer an dem Gedanken festhält, zwischen den drei Kaiserstaaten ein Bündnis zu stande zu bringen. Buols plötzliche Sinneswandlung führt er gleichfalls darauf zurück:

Brief vom 15. 6. 1855.

Noch näher liegt mir bei ihm zur Erklärung seiner Kälte gegen uns, im Vergleich mit der plötzlichen Hitze seiner neuen Liebe zu Rußland, das Motiv persönlicher Gereiztheit gegen Preußen, die Eitelkeit beherrscht ihn ausschließlich, mag er sich die Nägel putzen oder Staatsverträge schließen; wer seine Eitelkeit verletzt, gegen den wütet er so lange, bis er eine neue Verletzung erfährt, über die er die erste vergißt. Bisher hatte er das Bedürfnis, den Russen zu beweisen, wie ungerecht sie gehabt hätten, ihn geringschätzig zu behandeln; jetzt ärgert er sich über Preußen noch mehr. Wir haben ihn verhindert, eine große Rolle an der Spitze der 70 Millionen des April-Bündnisses zu spielen, wir haben ihm einige Dutzend grober Noten im Laufe der letzten Jahre geschrieben, wir haben klüger oder glücklicher operiert, wie er, und ihn um den Ruf eines überlegenen Staatsmannes gebracht, von dem er doch die Charaktermaske in Miene und Haltung bei keiner Gelegenheit ablegt. Nach alledem ist nicht von ihm zu verlangen, daß er uns mit dem Eingeständnis, ein leichtfertiger Geck gewesen zu sein, die Hand bieten soll. Der Deutsche blamiert sich immer lieber vor einem Fremden als vor einem Landsmann.

Auch der erneute Versuch Oesterreichs, durch ein Rundschreiben den Bund in sein Fahrwasser zu ziehen und die Verfügung über die gesamte Wehrmacht Deutschlands zu erlangen, fand auf Bismarcks Betreiben eine scharfe Ablehnung durch Herrn von Manteuffel: „Wir würden uns vor ganz Deutschland die Nase abschneiden, wenn wir diese Forderung rückhaltlos billigen wollten."

In jener Zeit kehrte Prokesch noch einmal auf seinen Posten in Frankfurt zurück. Bismarck begrüßte ihn natürlich mit saftigem Hohn:

Brief vom 4. 7. 1855.

Mein erstes Wiedersehen mit Prokesch war beiderseits frei von Verlegenheit. Die sanfte Heiterkeit, deren Maske er trug, fand ihren Ausdruck auch in der Farbe seiner Handschuhe, die von zartestem himmelblau und ausnahmsweise ganz neu waren. Es schlug gerade zwölf am 2. Juli, und ich bemerkte beiläufig, daß dieser Augenblick genau die Mitte des Jahres sei, worauf er mit durchbrechender Herzlichkeit meine Hand ergriff und sagte: „Wohlan so vergessen wir die Leiden und Sorgen des alten Jahres, und beginnen wir ein ganz neues."

Bis zum Abgange Prokesch' hatte Bismarck mit ihm eine Reihe kleiner Kämpfe auszufechten, die für ihn um so fataler waren, als der österreichische Gesandte sich dauernd in unredlichen Quersprüngen erging. Der Urlaub führte Bismarck nicht, wie er ursprünglich geplant hatte, in das Seebad, sondern nach Paris zur Weltausstellung. Er wurde dort dem Kaiser vorgestellt und seinen vornehmsten Staatsmännern, sowie der als Gast anwesenden Königin Victoria von England. Nach seiner Rückkehr schrieb er an Herrn von Manteuffel:

Der Kaiser sprach vorzugsweise von dem Befinden Sr. Majestät des Königs und seiner Teilnahme für dasselbe, sagte mir auch persönlich schmeichelhafte Dinge. Unverkennbar wurden wir Preußen im Vergleich zu anderen Fremden mit großer Aufmerksamkeit behandelt. Besonders Oesterreicher bemerkte man fast nirgends, und Hübner (der österreichische Gesandte in Paris) erschien bei keinem der Feste, angeblich wegen Krankheit, obschon ich ihn inzwischen ganz wohlauf sah. Bezeichnend für die Opfer des Krieges ist in Frankreich die vollständige Leere in allen Infanterie-Garnisonen. Die Armeen von Paris, Lyon und Boulogne sind in achtbarem Zustande, zusammen vielleicht 100 bis 120 000 Mann; in den sonstigen Garnisonen aber befinden sich nur Depots, im engsten Wortverstande. In Straßburg, Metz und Rouen hatten die Infanterie-Regimenter nur die zur Dressur der fortwährend zugehenden Rekruten nötige Mannschaft bei der Fahne, und jede ausexerzierte Rekrutenabteilung wird sofort auf die Eisenbahn gesetzt, um nach dem Orient abzugehen. Der Wachtdienst in Straßburg und Metz wurde von Nichtkombattanten, den Handwerkern und Arbeitern der Truppenteile, und in Metz von Artillerieschülern gethan. In Straßburg befinden sich nach den mir von Einwohnern gemachten und in Paris von Militärs bestätigten Angaben nur wenig über 500, jedenfalls unter 1000 Mann Infanterie verschiedener Regimenter; auf den Wällen schilderten Kavalleristen. Ein Ordonnanzoffizier des Kaisers gab mir den Unterschied zwischen der Truppenzahl, die nach und nach eingeschifft worden, und der, die jetzt im Orient vorhanden sei, auf einige 80 000 Mann an, d. h. über 80 000 Mann betrugen also die französischen Verluste im Krimkriege bis Ende August 1855. „Die Verkleinerung der Verluste in den amtlichen Berichten wird von der Armee sehr übel genommen, und jeder Offizier ist leicht bereit, den Moniteur in dieser Beziehung Lügen zu strafen." Brief vom 14. 9. 1855.

An Gerlach schrieb Bismarck einen Tag darauf:

Sie schelten mich, daß ich in Babylon gewesen bin, aber Sie können von einem lernbegierigen Diplomaten diese politische Keuschheit nicht verlangen, die einem Soldaten, wie Lützow, oder einem unabhängigen Landjunker so wohl ansteht; ich muß m. E. die Elemente, in denen ich mich zu bewegen habe, aus eigener Anschauung kennen lernen, soviel sich mir dazu Gelegenheit bietet. Fürchten Sie dabei nicht für meine politische Gesundheit; ich habe viel von der Natur der Ente, der das Wasser von den Federn abläuft, und es ist bei mir ein ziemlich weiter Weg von der äußern Haut bis zum Herzen. Ich habe an Vorliebe für den Bonapartismus nichts gewonnen; im Gegenteil, mir fiel es wie eine Last von der Brust, als ich die Grenze wieder hinter mir hatte; ich hätte den ersten schwarz-weißen Pfahl umarmen können, und sogar für zwei pfälzische Fabrikanten, die mit mir im Wagen saßen, hatte ich ein Anwandlung landsmannschaftlicher Gefühle. Es ist wahr, wenn ich an meinen letzten Besuch in Paris, unter Louis Philipp, denke, so finde ich die Pariser wunderbar fortgeschritten in der Disciplin und dem äußern Anstande. Der einzige Mensch, der mit Selbstbewußtsein über die Straße geht, ist der Soldat, vom General bis zum Trainknecht, und wer gar nichts von der Brief vom 15. 9. 1855.

neusten Geschichte wüßte, würde doch aus einem Vergleich der Physiognomie des Straßenlebens entnehmen können, daß die Herrschaft von der Juli-Bourgeoisie auf die Armee übergegangen ist. Die Beleuchtung ist glänzend, aber doch sieht man noch mehr Polizisten, als Laternen; es giebt keinen Winkel in allen Straßen, wo man nicht sicher wäre, in irgend einer Richtung wenigstens, dem beobachtenden Blicke eines uniformierten agent de police, gendarmes, municipal, und wie sie alle heißen, zu begegnen: man kann nicht still stehn, ohne neben sich zu hören: circulez, s'il vous plaît. Ich würde mich gar nicht gewundert haben, beim Aufwachen des Morgens in ein Gesicht mit 3 Bärten und schiefem Hut zu blicken, welches mir mit der gelangweilten Höflichkeit eines Gefängnisschließers sagte: Pis sez, s'il vous plaît, changez de chemise s. v. pl. Man hört auf, nach eigenem Willen zu niesen oder zu schnauben, wenn man den Fuß in diese Tretmühle gesetzt hat. Der Franzose sagt: c'est précisément ce qu'il nous faut; le despotisme est la seule forme de gouvernement compatible avec l'esprit français. Das mag richtig sein, ist aber eine scharfe Selbst-Kritik. Merkwürdig war die Gleichgiltigkeit gegen den Krieg und die Nachrichten aus der Krim. Die Aufnahme der Königin von England im Publikum war unzweifelhaft kalt; man sah das an, wie man eine Menagerie oder eine Parade sieht, machte seine Witze, und der Enthusiasmus war allein auf seiten der Engländer.

Se. Majestät wird nun, wie ich heute aus der Reiseroute sehe, nicht hier, sondern in Speier Nachtquartier nehmen. Wir hatten uns hier schon auf die Ehre vorbereitet, gebohnt, gewaschen, gestaubt. Ich werde mich in Guntershausen am 20. melden, obschon es in dem Schreiben heißt, daß aller Empfang und Begleitung untersagt wird. Ich weiß nicht, wohin ich Ihnen addressieren soll; am besten doch wohl nach dem Wilhelmsplatz.

Die Eindrücke jener Reise haben lange im Gedächtnis Bismarcks gehaftet. Hat er doch damals die Bekanntschaft einer Reihe von Persönlichkeiten gemacht, die eine bedeutende Rolle in Gegenwart und Zukunft spielten. So erzählte er noch später:

Ged. u. Er. I. Der 15. August, Napoleonstag, wurde u. a. dadurch gefeiert, daß man russische Gefangene durch die Straßen führte. Am 19. traf die Königin von England ein, der zu Ehren am 25. August ein großes Ballfest in Versailles stattfand, auf dem ich ihr und dem Prinzen Albert vorgestellt wurde.

Der Prinz in seiner schwarzen Uniform, schön und kühl, sprach höflich mit mir, aber in seiner Haltung lag eine gewisse übelwollende Neugier, aus der ich abnahm, daß ihm meine antiwestmächtliche Einwirkung auf den König nicht unbekannt war. Nach der ihm eigenen Sinnesweise suchte er die Beweggründe meines Verhaltens nicht da, wo sie lagen, nämlich in dem Interesse an der Unabhängigkeit meines Vaterlandes von fremden Einflüssen, Einflüssen, die in unserer kleinstädtischen Verehrung für England und Furcht vor Frankreich einen empfänglichen Boden fanden, sowie in dem Wunsche, uns von einem Kriege freizuhalten, den wir nicht in unserm Interesse, sondern in Abhängigkeit von österreichischer und englischer Politik

geführt haben würden. In den Augen des Prinzen war ich, was ich natürlich nicht dem momentanen Eindruck bei meiner Vorstellung, sondern anderweitiger Sach- und Aktenkunde entnahm, ein reaktionärer Parteimann, der sich auf die Seite Rußlands stellte, um eine absolutistische und Junker-Politik zu fördern. Es konnte nicht befremden, daß diese Ansicht des Prinzen und der damaligen Parteigenossen des Herzogs von Coburg sich auf die Tochter des ersteren, welche demnächst unsere Kronprinzessin wurde, übertragen hatte.

Schon bald nach ihrer Ankunft in Deutschland, im Februar 1858, konnte ich durch Mitglieder des königlichen Hauses und aus eigenen Wahrnehmungen die Ueberzeugung gewinnen, daß die Prinzessin gegen mich persönlich voreingenommen war. Ueberraschend war mir dabei nicht die Thatsache, wohl aber die Form, wie ihr damaliges Vorurteil gegen mich im engen Familienkreise zum Ausdruck gekommen war: sie traue mir nicht. Auf Abneigung wegen meiner angeblich anti-englischen Gesinnung und wegen Ungehorsams gegen englische Einflüsse war ich gefaßt; daß die Frau Prinzessin sich aber in der Folgezeit bei der Beurteilung meiner Persönlichkeit von weitergehenden Verleumdungen beeinflussen ließ, mußte ich vermuten, als sie in einem Gespräche, das sie mit mir, ihrem Tischnachbar, nach dem 1866er Kriege führte, in halb scherzendem Tone sagte: ich hätte den Ehrgeiz, König zu werden oder wenigstens Präsident einer Republik. Ich antwortete in demselben halb scherzenden Tone, ich sei für meine Person zum Republikaner verdorben, in den royalistischen Traditionen der Familie aufgewachsen und bedürfe zu meinem irdischen Behagen einer monarchischen Einrichtung, dankte aber Gott, daß ich nicht dazu berufen sei, wie ein König auf dem Präsentierteller zu leben, sondern bis an mein Ende ein getreuer Unterthan des Königs zu sein. Daß diese meine Ueberzeugung aber allgemein erblich sein würde, ließe sich nicht verbürgen, nicht weil die Royalisten ausgehen würden, sondern vielleicht die Könige. Pour faire un civet, il faut un lièvre, et pour une monarchie, il faut un roi. Ich könnte nicht dafür gutsagen, daß in Ermangelung eines solchen die nächste Generation nicht republikanisch werden könne. Indem ich mich so äußerte, war ich nicht frei von Sorge in dem Gedanken an einen Thronwechsel ohne Uebergang der monarchischen Traditionen auf den Nachfolger. Die Prinzessin vermied indessen jede ernsthafte Wendung und blieb in dem scherzenden Tone, liebenswürdig und unterhaltend wie immer; sie machte mir mehr den Eindruck, daß sie einen politischen Gegner necken wollte.

In den ersten Jahren meines Ministeriums habe ich noch öfter bei ähnlichen Tischgesprächen beobachtet, daß es der Prinzessin Vergnügen machte, meine patriotische Empfindlichkeit durch scherzhafte Kritik von Personen und Zuständen zu reizen.

Die Königin Victoria sprach auf jenem Balle in Versailles mit mir deutsch. Ich hatte von ihr den Eindruck, daß sie in mir eine merkwürdige, aber unsympathische Persönlichkeit sah, doch war ihre Tonart ohne den Anflug von ironischer Ueberlegenheit, den ich bei dem Prinzen Albert durchzufühlen glaubte. Sie blieb freundlich und höflich wie jemand, der einen wunderlichen Kauz nicht unfreundlich behandeln will.

Sehr anmutig plaudert auch der greise Bismarck noch über die Eindrücke, die er über das Hofleben in Paris gewann:

Bei dem Souper war mir im Vergleich mit Berlin die Einrichtung merkwürdig, daß die Gesellschaft in drei Klassen mit Abstufungen in dem Menu speiste und denjenigen Gästen, die überhaupt speisen sollten, die Zusicherung durch Ueberreichung einer Karte mit der Nummer beim Eintreten gegeben wurde. Die Karten der ersten Klasse enthielten auch den Namen der an dem betreffenden Tische vorsitzenden Dame. Diese Tische waren auf 15 bis 20 Personen eingerichtet. Ich erhielt beim Eintreten eine solche Karte zu dem Tische der Gräfin Walewska und später im Saale noch zwei von zwei anderen Patronesses-Damen der Diplomatie und des Hofes. Es war also kein genauer Plan für die Placierung der Gäste gemacht worden. Ich wählte den Tisch der Gräfin Walewska, zu deren Departement ich als auswärtiger Diplomat gehörte. Auf dem Wege zu dem betreffenden Saale stieß ich auf einen preußischen Offizier in der Uniform eines Garde-Infanterie-Regiments, der eine französische Dame führte und sich in lebhaftem Streit mit einem der kaiserlichen Haushofmeister befand, der beide, weil sie mit Karten nicht versehen waren, nicht passieren lassen wollte. Nachdem mir der Offizier auf mein Befragen die Sachlage erklärt und mir die Dame als eine Herzogin mit italienischem Titel aus dem ersten Empire bezeichnet hatte, sagte ich dem Hofbeamten, ich hätte die Karte des Herrn, und gab ihm eine der meinigen. Der Beamte wollte nun aber die Dame nicht passieren lassen, ich gab daher dem Offizier meine zweite Karte für seine Herzogin. Der Beamte bedeutete mich, „mais vous ne passerez pas sans carte“; als ich ihm die dritte vorgezeigt hatte, machte er ein verwundertes Gesicht und ließ uns alle drei durch. Ich empfahl meinen beiden Schützlingen, sich nicht an die Tische zu setzen, die auf den Karten angegeben waren, sondern zu sehen, wo sie sonst unterkämen, habe auch keine Reklamation über meine Kartenverteilung zu hören bekommen. Die Unregelmäßigkeit war so groß, daß unser Tisch nicht voll besetzt wurde, was sich aus dem Mangel einer Verabredung der dames patronesses erklärt. Der alte Fürst Pückler hatte entweder keine Karte erhalten oder seinen Tisch nicht finden können; nachdem er sich an mein ihm bekanntes Gesicht gewandt hatte, wurde er von der Gräfin Walewska auf einen der leer gebliebenen Plätze eingeladen. Das Souper war trotz der Dreiteilung weder nach dem Material noch nach der Zubereitung auf der Höhe dessen, was in Berlin bei ähnlichen Massenfesten geleistet wird; nur die Bedienung war ausreichend und prompt.

Am auffallendsten war mir der Unterschied in den Anordnungen für die Cirkulation. Das Versailler Schloß bietet dafür eine viel größere Leichtigkeit als das Berliner vermöge der größern Zahl und, abgesehen von dem Weißen Saale, der größern Ausdehnung der Räume. Hier war den Soupierenden No. 1 für ihren Rückzug derselbe Weg angewiesen, wie den Hungrigen No. 2, deren stürmischer Anmarsch schon eine weniger höfische gesellschaftliche Gewöhnung verriet. Es kamen körperliche Zusammenstöße der gestickten und bebänderten Herren und reich eleganten Damen vor, die in Handgreiflichkeiten und Verbalinjurien übergingen, wie sie bei uns im Schlosse unmöglich wären. Ich zog mich mit dem befriedigenden Eindruck

zurück, daß trotz alles Glanzes des Kaiserlichen Hofes der Hofdienst, die Erziehung und die Manieren der Hofgesellschaft bei uns wie in Petersburg und Wien höher standen als in Paris, und daß die Zeiten hinter uns lagen, da man in Frankreich und am Pariser Hofe eine Schule der Höflichkeit und des guten Benehmens durchmachen konnte. Selbst die, namentlich im Vergleich mit Petersburg, veraltete Etikette kleiner deutscher Höfe war würdevoller als die imperialistische Praxis. Freilich habe ich diesen Eindruck schon unter Louis Philipp gehabt, während dessen Regierung es in Frankreich geradezu Mode wurde, sich in der Richtung übertriebener Ungeniertheit und des Verzichtes auf Höflichkeit besonders gegen Damen hervorzuthun. War es nun auch in dieser Beziehung während des zweiten Kaiserreiches besser geworden, so blieben doch der Ton in der amtlichen und höfischen Gesellschaft und die Haltung des Hofes selbst gegen die drei östlichen großen Höfe zurück. Nur in den der amtlichen Welt fremden legitimistischen Kreisen war es zur Zeit Louis Philipps sowohl wie Louis Napoleons anders, der Ton tadellos, höflich und gastlich, mit gelegentlichen Ausnahmen der jüngeren, mehr verpariserten Herren, die ihre Gewohnheiten nicht der Familie, sondern dem Klub entnahmen.

Die Pariser Reise hatte noch ein anderes Nachspiel; Bismarck wurde der Königin Elisabeth als Anhänger Napoleons verdächtig. Er schreibt darüber an Gerlach:

Verehrtester Freund,

in Koblenz war es recht unbehaglich. Die Majestäten waren in Stolzenfels durch fremde Herrschaften, Deputationen, Ausflüge so in Anspruch genommen, daß unsereins ihnen nicht beikommen konnte. Der König hat über Politik nicht ein Wort mit mir gesprochen. Hans Kleist, und was sonst in Koblenz sich aufhielt, war in geschäftiger Unruhe und nie zu haben; dabei konnte man doch nicht ausfliegen in die Umgegend, weil man sich keine Stunde sicher war, ob man nicht hier oder da befohlen würde. Einen etwas bittern Nachgeschmack hat mir doch das erste début meiner armen Frau am Hofe hinterlassen. Sie war dem Könige zwar vorgestellt, aber Ihrer Majestät nicht, und um dies nachzuholen, ließ ich sie hinkommen; bisher war sie niemals mit mir in der Nähe des Hoflagers gewesen. Se. Majestät ignorierten sie aber vollständig, auch als wir en très-petit comité einige Stunden lang auf dem Dampfschiffe zusammen waren; die Königin war leidend und hatte daher nicht viel für sie übrig, und die Prinzessin von Preußen behandelte sie mit gesuchter Zurücksetzung, während alle übrigen Gesandtenfrauen sich des Sonnenscheins der Gnade der Herrschaften in hohem Maße erfreuten. Wenn auch der Prinz von Preußen mit großer Liebenswürdigkeit sich der merklichen Verlassenheit meiner Frau annahm, so kam doch ihr unverdorbener hinterpommerscher Royalismus etwas thränenschwer aus dieser Probe zurück.

Brief vom 7. 10. 1855.

Auch bis zum Könige drangen also die Verdächtigungen; erst im folgenden Winter kam es zur Aussprache:

Er fragte mich einmal bei Tafel quer über den Tisch nach meiner Meinung über Louis Napoleon; sein Ton war ironisch. Ich antwortete: Ged. u. Er. I.

„Ich habe den Eindruck, daß der Kaiser Napoleon ein gescheidter und liebenswürdiger Mann, aber so klug nicht ist, wie die Welt ihn schätzt, die alles, was vorgeht, auf seine Rechnung schreibt, und wenn es in Ostasien zur unrechten Zeit regnet, das aus einer übelwollenden Machination des Kaisers erklären will. Man hat sich besonders bei uns daran gewöhnt, ihn als eine Art génie du mal zu betrachten, das immer nur darüber nachdenke, wie es in der Welt Unfug anrichten könne. Ich glaube, daß er froh ist, wenn er etwas Gutes in Ruhe genießen kann; sein Verstand wird auf Kosten seines Herzens überschätzt; er ist im Grunde gutmütig und es ist ihm ein ungewöhnliches Maß von Dankbarkeit für jeden geleisteten Dienst eigen."

Der König lachte dazu in einer Weise, die mich verdroß und zu der Frage veranlaßte, ob ich mir gestatten dürfe, die augenblicklichen Gedanken Sr. Majestät zu erraten. Der König bejahte und ich sagte:

„General v. Canitz hielt den jungen Offizieren in der Kriegsakademie Vorträge über Napoleons Feldzüge. Ein strebsamer Zuhörer fragte ihn, warum Napoleon diese oder jene Bewegung unterlassen haben könne. Canitz antwortete: „Ja, sehen Sie, wie dieser Napoleon eben war, ein seelensguter Kerl, aber dumm, dumm" — was natürlich die große Heiterkeit der Kriegsschüler erregte. Ich fürchte, daß Eurer Majestät Gedanken über mich denen des Generals v. Canitz über Napoleon ähnlich sind."

Der König sagte lachend: „Sie mögen Recht haben; aber ich kenne den jetzigen Napoleon nicht hinreichend, um Ihren Eindruck bestreiten zu können, daß sein Herz besser sei als sein Kopf." Daß die Königin mit meiner Ansicht unzufrieden war, konnte ich aus den kleinen Aeußerlichkeiten entnehmen, durch welche sich bei Hofe die Eindrücke kenntlich machen.

Bald nach der Wiederaufnahme der Sitzung wurde es in Frankfurt bekannt, daß Prokesch zum Gesandten in Konstantinopel ernannt sei. Sein Abgang wurde natürlich allgemein als ein höchst erfreuliches Ereignis bezeichnet. Ueber die Abschiedsscene berichtet Bismarck sowohl amtlich als privatim an seinen Freund Gerlach:

Brief vom 25. 10. 1855. Er (Prokesch) verlas beim Abschiede eine Rede. . . . Wie lächerlich hat sich Prokesch durch seine Eitelkeit blamiert, indem er seine „Mission" durch die von ihm abhängigen Blätter in bengalisches Feuer setzen ließ. Die offiziösen Wiener Blätter sogar rupfen ihm die Pfauenfedern aus und nennen als Korrespondenten des Constitutionnel einen Mr. Debreaux, der ursprünglich auf gut Deutsch Herr Braus heißt und früher in der „ausländischen Presse" Oesterreichs unter Hübner diente, mit dem er sich später überworfen hat. Nach guten Nachrichten, die mein württembergischer Kollege aus Paris brachte, ist aber unser und aller Leute alter Freund Klindworth der eigentliche Faiseur Prokesch's in dieser Sache. Der Armenier hat übrigens in der letzten Sitzung noch wieder den größten Unfug getrieben, offenbar in der Absicht, mein Verhältnis zu Rechberg mit einem Streit beginnen zu lassen. Fanchon bleibt sich immer gleich. Auch Brunnow hat er unartig empfangen. Einige servile Kollegen wünschten, ich sollte Prokesch ein Abschiedsfest geben; die Heuchelei wäre zu groß; ich

habe gesagt, ich könne es nicht, bevor Herrn v. Brunnow nicht das vorschriftsmäßige Präsidial-Diner in Uniform gegeben worden sei, was Prokesch pöbelhafter Weise verweigert.

Auch weiterhin hat Bismarck seiner Laune über seinen unglücklichen österreichischen Kollegen frei die Zügel schießen lassen. So schreibt er von ihm:

Er liegt jetzt in den letzten Tagen still im Bau, wie ein angeschossener Fuchs; er entzieht sich uns durch Absagen der Sitzungen und beschäftigt sich wohl nur mit Zeitungsartikeln, in denen er seinen Abgang möglichst im bengalischen Feuer darstellen wird. Brief vom 1. 10. 1855.

Ein anderes Mal bemerkt Bismarck:

Prokesch spielt die Rolle des Bösewichts in dem langweiligen Bundesroman bis ans Ende; es scheint, daß er seinem Nachfolger absichtlich einen schwierigen Anfang bieten will, indem er streitige Sachen in den Vordergrund zieht. Brief vom 6. 11. 1855.

Dieser Nachfolger war wiederum Graf Rechberg, mit dem Bismarck zu aller Zeit in einem angenehmen Verhältnisse stand. Damals war es, wo Bismarck den klassischen Ausspruch that, „er sei zu alt und zu verheiratet zum Courmachen". Er begründete hiermit die Forderung nach einem Attaché, der ihn gesellschaftlich entlasten könne:

„Es fehlt mir gänzlich das jugendliche, vornehme Element in dem Personenbestande der preußischen Bundestagsgesandtschaft", klagt er gegen Gerlach am 16. November, „welches in der Gesellschaft verkehrt, den Klatsch sammelt, tanzt und sich wichtig macht." Brief vom 16. 11. 1856.

Trotz dieser angeblichen Abneigung gegen Geselligkeit bot dennoch das Bismarcksche Haus in Frankfurt das Muster vornehmster Gastfreundschaft. So gab er im Anfang des Jahres 1855 das großartigste Gastmahl, das die Stadt Frankfurt jemals gesehen hat. 400 Personen waren geladen; die Menuetts wurden von preußischen und österreichischen Offizieren und den jüngeren Mitgliedern des diplomatischen Korps getanzt in der Militärtracht des 18. Jahrhunderts, von den Damen in Hoftracht der Rokokozeit. Glänzend war auch stets die Feier, die er zum Geburtstage des Königs veranstaltete, und das Ballfest am Vermählungstage des Kronprinzen mit der Prinzeß Victoria, so wenig er auch innerlich von dieser Verbindung erbaut war. Schrieb er doch selbst einmal an Gerlach:

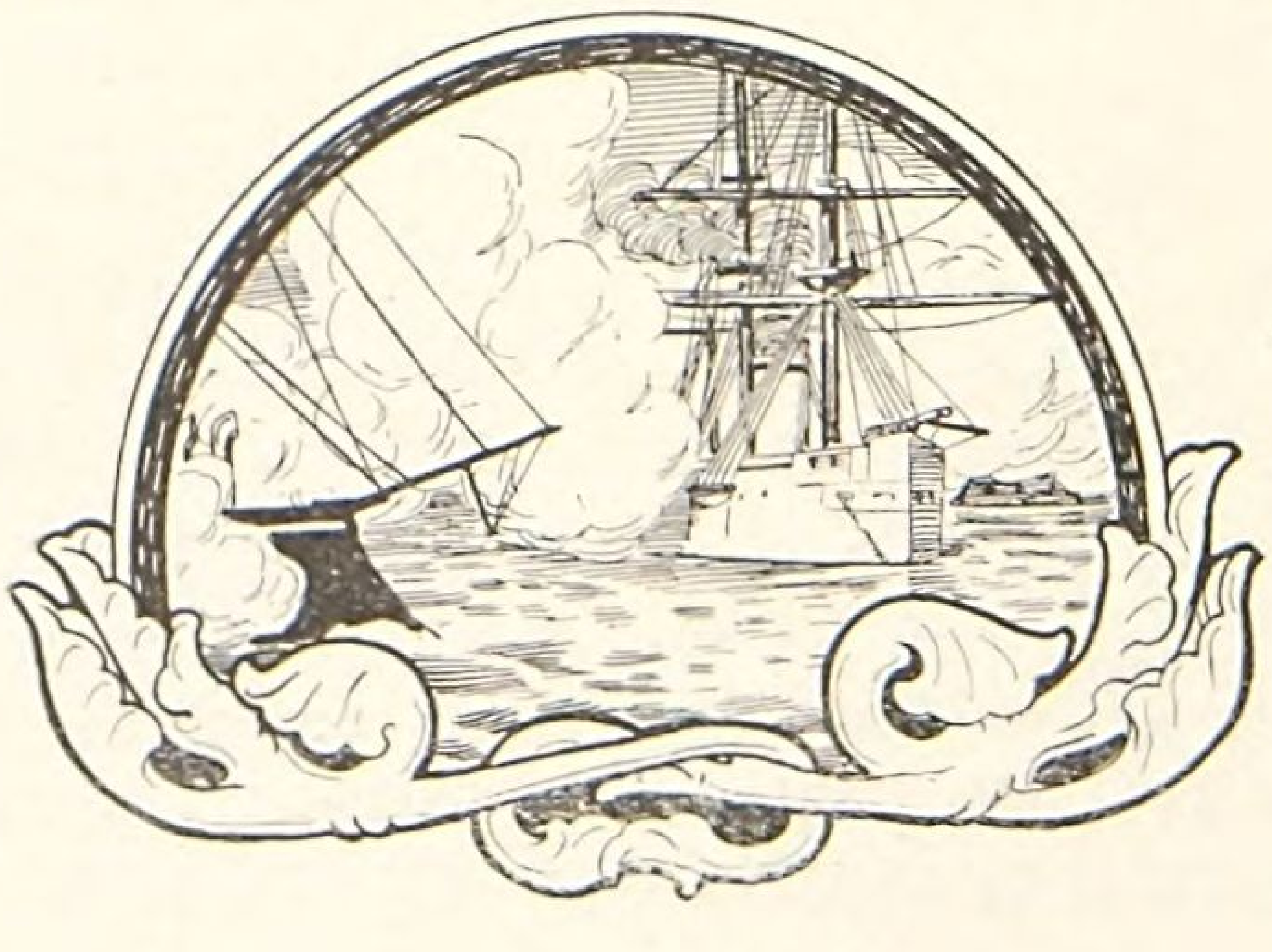
Ist es denn wahr, daß die englische Heirat wieder lebhafter betrieben wird? Ueber die persönlichen Eigenschaften der Prinzessin habe ich kein Urteil; aber die politische Folge könnte nur sein, englischen Einfluß und Anglomanie bei uns einzubürgern, ohne für uns irgend etwas Analoges Brief vom 19. 3. 1856.

in England zu gewinnen. Disraeli-Stahl wird die Drehkrankheit der englischen Politik mit seinen Reden nicht heilen. Die Erbweisheit ist den Leuten seit der Reformbill verloren gegangen; der rohe und leidenschaftliche Egoismus, die Unwissenheit über kontinentale Verhältnisse sind ihnen geblieben. Stark ist der Bulle immer noch, aber wo er hinstößt, das weiß er nicht mehr, seit der Nasenring der Oligarchie ihm abgenommen ist.

Am 8. April schrieb er über dasselbe Thema:

Brief vom 8. 4. 1856.

Sie fragen mich in Ihrem Briefe, was ich zu der englischen Heirat sage. Ich muß beide Worte trennen, um meine Meinung zu sagen; das Englische darin gefällt mir nicht, die Heirat mag aber ganz gut sein; denn die Prinzessin hat das Lob einer Dame von Geist und Herz, und eine der ersten Bedingungen, um seine Schuldigkeit in der Welt thun zu können, sei es als König oder als Unterthan, ist die, in seiner Häuslichkeit von alle dem frei zu sein, was das Gegenteil von Geist und Herz bei der Frau bildet, und was die Folgen dieses Gegenteils notwendig sind. Gelingt es daher der Prinzessin, die Engländerin zu Hause zu lassen und Preußin zu werden, so wird sie ein Segen für das Land sein. Fürstliche Heiraten geben im allgemeinen dem Hause, aus welchem die Braut kommt, Einfluß in dem andern, in welches sie tritt; nicht umgekehrt. Es ist dies um so mehr der Fall, wenn das Vaterland der Frau mächtiger und in seinem Nationalgefühl entwickelter ist als das ihres Mannes. Bleibt also unsere künftige Königin auf dem preußischen Throne auch nur einigermaßen Engländerin, so sehe ich unseren Hof von englischen Einflußbestrebungen umgeben, ohne daß wir und die mannigfachen anderen zukünftigen Schwiegersöhne of Her Gracious Majesty irgend welche Beachtung in England finden, außer wenn die Opposition in Presse und Parlament unsere Königsfamilie und unser Land schlecht macht. Bei uns dagegen wird britischer Einfluß in der stupiden Bewunderung des deutschen Michels für Lords und Guineen, in der Anglomanie von Kammern, Zeitungen, Sportsmen, Landwirten und Gerichtspräsidenten den fruchtbarsten Boden finden. Jeder Berliner fühlt sich jetzt schon gehoben, wenn ein wirklicher englischer Jockey von Hart oder Lichtwald ihn anredet und ihm Gelegenheit giebt, the Queen's english zu radebrechen; wie wird das erst werden, wenn die erste Frau im Lande eine Engländerin ist.





Achtes Kapitel.

Daheim und unterwegs.

Der Geselligkeit ist Bismarck stets treu geblieben. Seine Tischgespräche sind zu einer Lieblingslektüre des deutschen Volkes geworden, seine parlamentarischen Abende während der Ministerzeit waren das Ziel der Sehnsucht Aller, die einen Rechtstitel zu haben glaubten auf die Teilnahme. Noch in der einsamen Zeit von Friedrichsruh liebte er es, Gäste um sich zu sehen und in seiner wunderbaren Art mit ihnen zu plaudern. Wir fügen schon jetzt eine kurze Darstellung seiner Berliner Häuslichkeit ein, weil sie das genaue Spiegelbild seines Lebens in Frankfurt bietet und vor allem den Einblick in die Thatsache erschließt, daß selbst in den Zeiten der höchsten Erregung Bismarck volles Verständnis und einen empfänglichen Sinn für die Kunst sich bewahrt hat.

Auch die Musik fehlt nicht, erzählt Sidney Whitmann, die die Fürstin mit Leidenschaft liebt, Ihr Gatte schätzt vornehmlich Beethoven und das einfache Volkslied mit seinem gemütvollen Wesen. „Auf Befehl und geschäftsmäßig", hörte ich ihn sagen, „kann ich keine Musik hören, um so willkommener ist sie mir am häuslichen Herde." Sidney-Whitmann: „Aus deutschem Leben".

Einer der ältesten Freunde Bismarcks, Andrae-Roman, berichtet:

Daß die Ehe Otto's v. Bismarck mit Johanna v. Puttkamer eine überaus glückliche war und immer geblieben ist, weiß jeder, der mit der Familie nur irgend in Berührung gekommen ist. Wie hätte es auch anders

sein können! Eine innige Neigung hatte beide zusammengeführt, beide standen auf festem, christlichem Boden, als sie sich fanden. Die Verbindung mit einem Manne, der dem Christentum gleichgiltig oder gar feindlich gegenüberstand, wäre ihr unfaßlich gewesen. Beide waren urwüchsig, urdeutsch, mit ihrem Vaterlande eng verbunden, gerade, kernig, lebhaft, voll weitgreifender Interessen, offen, wahrhaftig, zuweilen bis zu einer gewissen Rücksichtslosigkeit, die ich jedoch nie erfahren habe. Ich möchte ihn mit einer knorrigen Eiche vergleichen, in deren Schatten es sich gar sicher und behaglich ruht, deren Knorren aber leicht verletzen, wenn man unsanft sich daran stößt; sie glich mehr einer Rose, an deren Duft und Schöne man sich erquickte, deren Dornen bei unvorsichtiger Berührung aber stachen. Schön von Angesicht war sie nicht, aber ungemein anziehend und gewinnend für jedermann, dem sie wohlwollte, während jeder, der ihr unsympathisch war, dies sehr schnell merkte. Gegen Geziertheit und Unwahrhaftigkeit war sie sehr empfindlich und haßte sie förmlich. Genau so stand ihr Mann.

Beide liebten die Musik. Sie spielte ausgezeichnet Klavier. Stundenlang hat sie uns die schwierigsten klassischen Kompositionen allein oder vierhändig mit Herrn v. Keudell, dem späteren Gesandten in Rom, vorgespielt oder auch zum Gesange begleitet. Den Gesang liebte Bismarck ganz besonders und hatte es gern, daß im Nebenzimmer musiziert wurde, während er arbeitete. Selbst gesungen hat er nur in der Studentenzeit und, wie mir ein Reisegefährte erzählte, auf der Harzreise, wo er Johanna v. Puttkamer lieben lernte und einmal, während er sie in seinen Mantel hüllte, sich zu dem Mendelssohnschen Gesange: „Mit meinem Mantel vor dem Sturm beschützt' ich Dich" hinreißen ließ. Einmal aber habe auch ich ihn kräftig singen hören und zwar mitten in der bösen Konfliktszeit, aber er erschrak selbst so heftig darüber, daß er nach einigen Minuten plötzlich verstummte.

Es war eine der wenigen Stunden, wo er im gemütlichen Freundeskreise einmal die ungeheuren Bedrängnisse vergaß, die ihn umgaben. Als wir eines Abends nach dem Abendbrot noch still zusammensaßen, Keudell, Blankenburg, Kleist und noch jemand — denn der Kreis der Freunde, der sich in den bösesten Jahren um ihn oder auch, wenn er abwesend war, um seine Frau versammelte, war in der Regel nur ein sehr kleiner, und ich war, wenn ich mich in Berlin befand, fast täglich dabei — fragte er: „Ist heute nicht Fastelabend?" und fuhr auf unsere Bejahung fort: „Dann mußt Du uns eine Bowle machen, Johanna, aber recht rasch, damit der gute Mut nicht verfliegt." Das geschah denn auch. Beim Gläserklingen und -leeren überkam uns bald eine fröhliche Stimmung, wir kamen auf alte Zeiten zu sprechen, natürlich auch auf die glückliche Studentenzeit, aus der er sich mit Stolz erinnerte, einer der festesten Sänger gewesen zu sein. „Ein Lied", sagte er, „habe ich immer besonders gern gesungen, und doch kann ich's jetzt nicht mehr zusammenreimen. Der Bundestag hat alle Poesie vertrieben. Es handelte von funkelndem Wein und von Abschiedsschmerz." „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein", riefen wir wie aus einem Munde. „Ja, das ist es", stimmte er freudig zu, „können Sie das singen, Andrae?" „Gewiß", erwiderte ich, „wenn Keudell mich begleitet." Wir verfügten uns sogleich zum Flügel, und kaum hatte ich begonnen, so

summte Bismarck leise mit, dann stimmte einer, dann endlich alle, auch er, laut mit ein. Als wir aber mitten in der zweiten Strophe waren, sprang er plötzlich auf, winkte mit beiden Händen Stillschweigen und rief mit komischem Ernst: „Um alles in der Welt, was machen wir? Was würden Waldeck und Virchow und Twesten sagen, wenn sie uns hörten? „Das Vaterland steht am Rande des Verderbens, und der Minister, der es hineinstürzen wird, singt lustige Studentenlieder!" Weh' uns, wenn dies der Kladderadatsch erführe! Ein gräßliches Bild vom sterbenden Vaterlande und vom betrunkenen Ministerpräsidenten würde morgen erscheinen." Das war das einzige Mal, daß ich ihn singen hörte.

Wie gesagt, Bismarck liebte eine heitere Geselligkeit und pflegte sie auch gern während seines Aufenthaltes in Frankfurt; nur war ihm das Wesen der Frankfurter selbst nicht gerade sympathisch, und der maßlose Geselligkeitstrieb des Völkchens der Bundesphäaken erweckte seinen Spott. Ein Frankfurter Diner schildert er einmal mit den drastischen Worten: „Ich habe gestern dem neuen Russen zu Ehren ein officielles Diner im echt Frankfurter Stile gegeben: über 20 Nummern auf dem Menu und ein Dutzend der sonderbarsten Weine. Ich verabscheue eigentlich diese Stoff- und Geldverwüstungen, aber ob Christian oder Itzig, 's Geschäft bringt's halt so mit sich."

Wir kehren nach diesem Exkurs in die Zeit zurück, in der Prokesch zum zweitenmale nach Frankfurt kam. Am 30. März 1856 erfolgte der Abschluß des Pariser Friedens, der den orientalischen Wirren ein Ziel setzte. Rußland mußte die Donaumündung und einen Teil Bessarabiens an die Fürstentümer abtreten und auch sonst die von den Siegern gestellten Bedingungen erfüllen. In einem ausführlichen Bericht an Manteuffel legt Bismarck die Anschauungen dar, die nach seiner Ansicht für die künftige Haltung der preußischen Politik maßgebend sein müßten. Auch in diesem Bericht beweist er eine so klare Einsicht in die europäischen Verhältnisse, daß manche seiner Aeußerungen über die Zukunft wie die Verkündigung eines Propheten anmuten. Vor allem warnt er, allein im Bunde mit dem jetzt isolierten Oesterreich daran zu denken, sich gleichzeitig gegen Ost und West zu wehren. Oesterreichs Politik werde auch bei den freundlichsten äußeren Formen im Grunde stets feindselig gegen Preußen bleiben; darin werde auch ein Wechsel in der Leitung des Ministeriums nichts ändern. Die überlieferte Politik werde festgehalten werden, und man könne „dem alten Fuchs im neuen Pelze ebenso wenig trauen wie bisher im räudigen Sommerhaar". Nach

der Wiener Politik sei einmal Deutschland zu eng für die beiden Großstaaten, seiner Ueberzeugung nach würde Preußen in nicht zu langer Zeit für seine Existenz gegen Oesterreich fechten müssen; der Gang der Dinge in Deutschland lasse keinen anderen Ausweg. Und wollte man selbst gegen Frankreich und Rußland kämpfen und erreiche man auch den Sieg, so wäre der Gewinn kein anderer als die Erhaltung des österreichischen Uebergewichtes in Deutschland und der erbärmlichen Verfassung des Bundes.

Die Neuenburger Verwickelung, die Versuche Beusts, eine Bundesreform auf eigene Faust zu verfassen und zur Annahme zu bringen, zahllose Fragen, die sich an die Organisation des Bundestages knüpften, nahmen die Thätigkeit Bismarcks in Anspruch, nachdem die große Krisis des Ostens beendet war. Die Neuenburger Frage führte ihn nach Paris in den Tagen des Kongresses, und auch jetzt wurde er wieder vom Kaiser in besonderem Maße ausgezeichnet. Die Beustschen Anträge wiederum gaben Gelegenheiten zu unzähligen Intriguen, die natürlich auch von österreichischer Seite mit Behagen aufgenommen und namentlich, als es sich um die Besetzung von Rastatt handelte, gegen Preußen ausgenutzt wurden. Zu einem ernsthaften Konflikte ist es jedoch nicht gekommen, da Manteuffel mehr und mehr, wenn auch unbewußt, unter den Einfluß der Bismarckschen Energie getreten war. Es kam sogar nach vielen unerquicklichen Wirrnissen zu einer Versöhnung zwischen den beiden Rivalen, und als Bismarck vom Bundestage Abschied nahm, da konnte man fast von einer Art des Gottesfriedens sprechen.

Es ist das Eigentümliche in der Laufbahn Bismarcks, daß er, je weniger er das enge und unergiebige Feld der Bureaukratie durchmaß, um so eifriger sich bemühte, die goldenen Früchte der praktischen Erfahrung von dem grünen Baume des Lebens zu pflücken. All die Stätten, die für die Entwickelung der europäischen Politik von Bedeutung sind, hat er persönlich kennen gelernt, und bei seiner raschen Auffassung der Zusammenhänge, der Charaktere und ihrer Motive hat er eine Fülle von Kenntnissen gesammelt, die Früchte tragen sollten auf dem Acker der eigenen Erfolge.

Mögen auch die Erfahrungen, die der junge Diplomat in Frankfurt sammelte, für die geistige Entwickelung und vor allem für den Erwerb der politischen Routine von größtem Nutzen gewesen sein, so fanden sie doch die wertvollste Ergänzung durch seine Reisen nach

Wien und Paris, wie späterhin durch die Sendung nach Petersburg und den zweiten Aufenthalt in der französischen Hauptstadt, an den sich die Londoner Reise schloß. Wir erkennen stets mit voller Deutlichkeit den Eindruck, den diese Fahrten in der empfänglichen und frischen Seele des jungen Staatsmannes hervorriefen, und wir dürfen mit historischer Begründung behaupten, daß die Grundsätze seiner späteren grandiosen Politik sich bereits in den Frankfurter Jahren in seiner Seele festsetzten: die Notwendigkeit einer Trennung und Abrechnung mit Oesterreich, die Ueberzeugung von der inneren Hohlheit des Napoleonischen Systems, die Gewißheit, daß eine Politik der ruhigen Sicherheit nur auf dem Einvernehmen mit dem russischen Kaiserreich beruhen könne, dessen gewaltige natürliche Hilfsmittel er als Gesandter in Petersburg so gut kennen gelernt hatte.

Den unmittelbaren Anlaß zu der Reise, die Otto von Bismarck im Frühjahr des Jahres 1857 nach Paris antrat, bildete die Neuenburger Frage. Es war einer der Lieblingsgedanken des Königs, dieses Ländchen, das in den heißen Tagen der Revolutionszeit die Beute der Schweizer Demokraten geworden war, ihren Klauen wieder zu entreißen. Das Londoner Protokoll vom Jahre 1852 hatte zwar das gute Recht des Königs anerkannt, aber die Wirren des Krimkrieges hatten andere Themen auf die Tagesordnung gesetzt, und während der Pariser Friedenskonferenz wurde die von Preußen urgierte Entscheidung verweigert. Der Putsch der Neuenburger Konservativen mißlang, sie wurden vor die Gerichte geschleppt und sahen harten Strafen entgegen, als es Friedrich Wilhelm IV. gelang, Napoleon für sich zu gewinnen und die Einberufung einer neuen Konferenz in Paris zu stande zu bringen. Aber auch hier waren die Aussichten für eine friedliche Einigung gering, da die Schweiz sich hartnäckig weigerte, die von dem Könige geforderte Summe von zwei Millionen zu zahlen und die Neubürger von der Konstituante auszuschließen. Der König selbst schwankte beständig in seinen Forderungen, verzichtete bald auf die Zahlung einer Summe, verlangte dann wieder die Herausgabe der Kirchengüter und verzichtete schließlich dennoch, den Vorschlägen der Konferenz gemäß, auf den Besitz des Landes, das in der That nur einen Hemmschuh in der Entwickelung Preußens gebildet hätte. Die natürliche Folge des ganzen Zwischenfalls war es, daß alsbald freundlichere Beziehungen als zuvor zwischen Frankreich und Preußen eintraten, ein Umstand,

der hauptsächlich auf das Eingreifen Bismarcks zurückzuführen ist und ihn in einen gewissen Gegensatz zu der antifranzösischen Partei, vor allem zu seinem langjährigen Freunde Ludwig v. Gerlach und den Männern der Kreuzzeitung setzte, in denen der Abscheu vor den Erben der Revolution in alter Stärke fortlebte. Dieser Gegensatz der Hochtories gegen den „französierenden“ Staatsmann hat durch lange Jahre fortgedauert.

Es sind aus jener so bedeutungsvollen Zeit zahlreiche Dokumente erhalten, die uns Bismarcks Thätigkeit vor Augen führen. Die Verhandlungen in Paris begannen am 5. März 1857 unter dem Vorsitz des Grafen Walewski. Am 31. März schreibt Bismarck, der „einige Tage unter der Form eines Urlaubs“, nicht aber in offizieller Sendung nach Paris gehen wollte, an Gerlach:

Brief vom 31. 3. 1857.

Ich denke, wenn ich kein Veto von Berlin erhalte, Freitag oder Sonnabend nach Paris zu fahren, da der Bund zu Ostern zwei Sitzungen ausfallen läßt, ich also fast drei Wochen hier nichts zu thun habe. Ich habe das vor einigen Tagen an Fra Diavolo geschrieben; wenn er mich nicht festhält oder nach Berlin citiert, so bin ich heute über 8 Tage, unter Gottes Zulassung, im lutezischen Kote und verstehe nur gebrochenes Deutsch, wenn ich wiederkomme, da ich doch wohl 14 Tage ausbleibe.

In Paris wurde Bismarck alsbald auch vom Kaiser empfangen. Er schreibt hierüber am 11. April an Gerlach:

Brief vom 11. 4. 1857.

Er sieht sehr wohl aus und ist seit 2 Jahren viel stärker geworden; er faßt schnell auf und hat eine sehr gefällige leichte Konversation; nur für die deutschen staatsrechtlichen Verhältnisse, für die Doppelstellung des Königs von Dänemark und des Herzogs von Holstein und die noch schwierigere Schleswigs vermöge seiner Beziehungen zu Holstein, die Kompetenz des Bundes bis zur Eider pp. konnte er kein klares Verständnis gewinnen, Walewski noch weniger. Von le parti du Creiz-zeitung sprach er wiederholt und meinte, daß man über die siegreichen Kriege von 13 dasjenige, was ihnen vorherging, endlich vergessen könne; „si tout le monde voulait s'attacher à la politique des souvenirs, deus nations, qui une fois ont été en guerre, devraient l'être pour toute éternité; c'est l'avenir, qui doit occuper les hommes politiques“ sagte er mit Bezug darauf. Mit großem Interesse befragte er mich über Armee und Landwehr und ließ den Wunsch, sie zu sehen, deutlich durchblicken. Da ich die Ansichten Sr. Majestät hierüber nicht kenne, so konnte ich auf letzteres Thema nicht eingehen.

Bismarck hat an demselben Tage sowie am 23. April ausführliche Berichte nach Berlin gerichtet; am 1. Mai giebt er ferner eine Darlegung des Gespräches, das er mit Napoleon geführt hat. Er bemerkt darin, daß die „eingehende Offenheit“, mit welcher der

Kaiser zu ihm sprach, ihn wiederholt veranlaßt habe, hervorzuheben, daß er keinerlei Auftrag besitze, über allgemein politische Fragen zu unterhandeln. Auch über ein anderes Gespräch mit Napoleon bewahrte Bismarck tiefstes Schweigen. Der Inhalt, wie er nachstehend folgt, ist erst im Jahre 1870 in Versailles bekannt geworden:

Nachdem der Kaiser sein Entgegenkommen in der Neuenburger Frage dem Gaste dargelegt hatte, führte er aus, wie ungerecht es sei, ihn zu beschuldigen, daß er nach der Rheingrenze strebe. Das linksrheinische deutsche Ufer, mit etwa 3 Millionen Einwohnern, würde für Frankreich nur eine unbequeme, ja unhaltbare Grenze sein. Die Natur der Dinge würde dann Frankreich dahin treiben, auch Luxemburg, Belgien und Holland zu erwerben oder doch in eine entschiedene Abhängigkeit zu bringen. Das Unternehmen (der Erwerbung des linken Rheinufers) werde daher Frankreich früher oder später zu einer Vermehrung von 10 bis 11 Millionen thätiger Einwohner bringen. Eine solche Vermehrung der französischen Macht werde aber von Europa unerträglich befunden werden. Diese an Napoleon I. erinnernde Prätention sei für die gegenwärtigen Verhältnisse zu hoch; man werde sagen, Frankreichs Hand sei gegen jedermann, und deshalb werde jedermanns Hand gegen Frankreich sein. Vielleicht werde er zur Befriedigung des Nationalstolzes eine kleine Abrundung der Grenzen verlangen, könne aber auch ohne eine solche leben. Wenn er wieder eines Krieges bedürfen sollte, würde er denselben eher in der Richtung von Italien suchen. Denn einesteils habe dieses Land doch immer eine große Affinität mit Frankreich; andererseits sei das letztere an Siegen schon reich genug. Als Ergebnis eines solchen Krieges denke sich Napoleon ein Verhältnis der Intimität und Abhängigkeit Italiens zu Frankreich, vielleicht die Erwerbung einiger Küstenpunkte. Zu diesem Programm gehöre notwendig, daß Preußen ihm nicht entgegen sei. Frankreich und Preußen seien aufeinander angewiesen; er halte es für einen Fehler, daß Preußen 1806 nicht wie andere deutsche Mächte zu Napoleon gehalten hätte. Es müsse für Preußen wünschenswert sein, sein Gebiet durch die Erwerbung Hannovers und der Elbherzogtümer zu konsolidieren. Für eine solche Kombination sei es aber nötig, daß Preußen seine Flotte verstärke. Es fehle an Seemächten zweiten Ranges, die durch Vereinigung ihrer Streitkräfte mit den französischen das jetzt erdrückende Uebergewicht Englands aufhöben. Eine Gefahr für sie selbst und für das übrige Europa könne darin nicht liegen, weil sie sich zu eigensüchtig-französischen Unternehmungen nicht hergeben würden. Zunächst wünsche er sich der Neutralität Preußens zu versichern für den Fall, daß er mit Oesterreich in Krieg geriete. Herr v. Bismarck möge den König über dies alles sondieren. Hans Blum, Bd. II.

Bismarck entgegnete: Er sei doppelt erfreut, daß der Kaiser diese Andeutungen gerade ihm gemacht habe; einmal, weil er darin einen Beweis von Vertrauen erblicken dürfe, und zweitens, weil er vielleicht der einzige deutsche Diplomat sei, der es auf sich nehmen würde, diese ganze Eröffnung zu Hause, auch seinem Souverän gegenüber, zu verschweigen. Er bitte den Kaiser dringend, sich dieser Gedanken zu entschlagen; es liege außer aller

Möglichkeit, daß König Friedrich Wilhelm IV. auf dergleichen eingehe; eine ablehnende Antwort sei unzweifelhaft, wenn demselben die Eröffnung gemacht würde. Dabei bleibe im letzteren Falle die große Gefahr einer Indiskretion, einer, gar nicht übel gemeinten, vertraulichen Aeußerung darüber, welchen großen Versuchungen Preußen widerstanden habe. Wenn irgend eine andere deutsche Regierung in die Lage versetzt würde, über dergleichen Aeußerungen nach Paris zu berichten, so werde das für Preußen so wertvolle gute Einvernehmen mit Frankreich gestört werden. Diese Unterredung schloß damit, daß der Kaiser Herrn v. Bismarck für seine Offenheit dankte.

In die privaten Beziehungen Bismarcks in Paris führt uns ein an seine Schwester Malvine gerichteter Brief ein, in dem er schreibt:

Meine geliebte Malle!

Brief vom 16. 4. 1857.

. . . Ich fange an Heimweh zu haben, obschon man sehr liebenswürdig für mich ist; aber das Wetter ist kalt, ich sitze mit den Füßen fast im Kamin, während ich schreibe. Eben scheint aber die Sonne, und ich schiele ab und zu vom Papier in das Treiben auf dem Boulevard, dem die Fenster meines beinah parterre liegenden entresols zugewendet sind. Ich habe ein sehr stattliches Quartier, salon, salle à manger und 3 Schlafzimmer, deren eines ich, das andere Engel bewohnt, das dritte wäre bedenklich, wenn ich ein weniger sicherer Ehemann wäre. Aber das Quartier ist nicht zu teilen und kein anderes unter 4 Treppen zu finden. Ich habe 5 Kamine und friere doch, 5 gehende Stutzuhren und weiß nie, wie spät es ist, 11 große Spiegel, und die Halsbinde sitzt mir doch immer schlecht. Von Personen und Zuständen bin ich hier sehr erbaut, bes. vom Kaiser; die Kaiserin habe ich erst einmal gesehen; heute werde ich bei dieser, wie Du weißt, von mir lebhaft bewunderten Frau dinieren, in kurzen Hosen, Schuh und Strümpfen, eine Tracht, in der ich meine eigene Heiterkeit errege. An älteren Bekannten sind wenig Leute hier, die Kalergis, Seebachs, Rud. Croy und Frau, von der ich zu Deiner schwesterlichen Beruhigung erwähne, daß ich sie erst dreimal besucht und erst einmal bei ihr gegessen habe. Ich werde wahrscheinlich bis Dienstag Abend noch hier bleiben müssen, obschon es mich sehr nach Hause zieht; ich bin seit November aus dem Vagabundenleben nicht herausgekommen und das Gefühl regelmäßiger und dauernder Häuslichkeit habe ich nicht gehabt, seit Du im vorigen Sommer mit Johanna nach Schwalbach gingst. Nun wollten sie mich gar zur Salzsteuer nach Berlin citieren; wenn ich auch Zeit hätte, so kann ich mich an dieser Debatte doch nicht beteiligen; für die Regierung kann ich, meiner Ueberzeugung nach, nicht stimmen; es muß ein Riegel vorgeschoben werden, um zu Reformen zu nötigen, sonst bleibt der überladene Aktenwagen schließlich stecken, an dem nach allen Seiten hin mit großer und ehrlicher Anstrengung gezogen wird; mache ich aber Opposition, so ist es kaum anständig, dazu Urlaub zu verlangen und meinen Posten zu verlassen, und bei den Gerüchten über meinen eventuellen Eintritt ins Ministerium, von denen Johanna, auf Grund Deiner Nachrichten, ver-

zweiflungsvoll schreibt, könnte man gar glauben, ich hätte Absichten auf den Schwindel. Herzliche Grüße an Oskar. Leb wohl, mein liebes Herz.

Dein treuer Bruder

v. B.

Die Frucht der Erfahrungen, die Bismarck in Paris gesammelt hatte, ist niedergelegt in zwei Denkschriften und in dem Briefwechsel mit dem General v. Gerlach. Die veränderte Stellung zu dem alten Freunde präzisiert sich am deutlichsten in den Worten:

Ich habe mehrere lange Audienzen bei dem Kaiser Napoleon gehabt, und verschiedene dîners am Hofe. Ich hatte Ihnen einen 3 Bogen langen Brief über meine Eindrücke geschrieben, habe ihn aber nach Empfang des Ihrigen verbrannt und diesen dafür substituiert, da das, was ich sagte, von Ihrer voreingenommenen Position abgelaufen wäre, wie Wasser vom Entenflügel. Ich schütte in diesem Briefe meine Empfindungen aus, aber ich kann mit Ihnen die Frage nicht sachlich eingehend diskutieren, weil ich gegen persönliche Empfindungen nicht aufkommen kann und Sie die politische Anschauung denselben, wie mir scheint, unterordnen. Ich bin mir sonst zu vieler gemeinsamer Grundlagen mit Ihnen bewußt, um nicht des gegenseitigen fernern Verständnisses auf dem größern Gebietsanteile geistiger Interessen sicher zu bleiben; aber in dem einen Punkt haben wir abweichendes Maß und Gewicht für die Pflichten des Berufs, den Gott mir, meinem Vaterlande gegenüber, wie ich glaube, auferlegt hat, indem er mir ohne mein Zuthun ein Gewerbe anwies, welches ich mir nicht eigenmächtig gewählt habe. Wenn ich dasselbe nur äußerlich bekleide und thatsächlich leeres Stroh dresche, so leide ich am Gewissen, und fühle mich deplaziert, ohne in der Befriedigung äußerlichen Ehrgeizes Ersatz dafür zu finden. Ich erwähne das als Erklärung dafür, daß ich nicht mir und anderen Arbeit und Unruhe spare und lieber einfach die Nummern abmache, die mir dienstlich zugehen.

Brief vom 2. 5. 1857.

Kräftig und klar entwickelt Bismarck in demselben Briefe das Programm seines Lebens, sich in der Politik nicht von Sentimentalitäten leiten zu lassen, sondern nur die Realität ins Auge zu fassen:

So einstimmig wir in Betreff der innern Politik sind, so wenig kann ich mich in Ihre Auffassung der äußern hineinleben, der ich im allgemeinen den Vorwurf mache, daß sie die Realitäten ignoriert. Sie gehen davon aus, daß ich einem vereinzelten Manne, der mir imponiert, das Prinzip opfere. Ich lehne mich gegen Vorder- und Nachsatz auf. Der Mann imponiert mir durchaus nicht. Die Fähigkeit, Menschen zu bewundern, ist in mir nur mäßig ausgebildet, und vielmehr ein Fehler meines Auges, daß es schärfer für Schwächen als für Vorzüge ist. Wenn mein letzter Brief etwa ein lebhafteres Kolorit hat, so bitte ich das mehr als rhetorisches Hilfsmittel zu betrachten, mit dem ich auf Sie habe wirken wollen. Was aber das von mir geopferte Prinzip anbelangt, so kann ich mir das, was Sie damit meinen, konkret nicht recht formulieren und bitte Sie, diesen

Punkt in einer Antwort wieder aufzunehmen, da ich das Bedürfnis habe, mit Ihnen prinzipiell nicht auseinander zu gehn. Meinen Sie damit ein auf Frankreich und seine Legitimität anzuwendendes Prinzip, so gestehe ich allerdings, daß ich dieses meinem spezifisch preußischen Patriotismus vollständig unterordne; Frankreich interessiert mich nur insoweit, als es auf die Lage meines Vaterlandes reagiert, und wir können Politik nur mit dem Frankreich treiben, welches vorhanden ist, dieses aber aus den Kombinationen nicht ausschließen. Ein legitimer Monarch wie Ludwig XIV. ist ein ebenso feindseliges Element wie Napoleon I., und wenn dessen jetziger Nachfolger heute auf den Gedanken käme zu abdizieren, um sich in die Muße des Privatlebens zurückzuziehn, so würde er uns gar keinen Gefallen damit thun, und Heinrich der Fünfte würde nicht sein Nachfolger sein; auch wenn man ihn auf den vakanten und unverwehrten Thron hinaufsetze, würde er sich nicht darauf behaupten. Ich kann als Romantiker eine Thräne für sein Geschick haben, als Diplomat würde ich sein Diener sein, wenn ich Franzose wäre; so aber zählt mir Frankreich, ohne Rücksicht auf die jeweilige Person an seiner Spitze, nur als ein Stein, und zwar ein unvermeidlicher in dem Schachspiel der Politik, ein Spiel, in welchem ich nur meinem Könige und meinem Lande zu dienen Beruf habe. Sympathien und Antipathien in Betreff auswärtiger Mächte und Personen vermag ich vor meinem Pflichtgefühl im auswärtigen Dienste meines Landes nicht zu rechtfertigen, weder an mir noch an anderen; es ist darin der Embryo der Untreue gegen den Herrn und das Land, dem man dient. Insbesondere aber, wenn man seine stehenden diplomatischen Beziehungen und die Unterhaltung des Einvernehmens im Frieden danach zuschneiden will, so hört man meines Erachtens auf, Politik zu treiben, und handelt nach persönlicher Willkür. Die Interessen des Vaterlandes dem eigenen Gefühl von Liebe oder Haß gegen Fremde unterzuordnen, dazu hat meiner Ansicht nach selbst der König nicht das Recht, hat es aber vor Gott und nicht vor mir zu verantworten, wenn er es thut, und darum schweige ich über diesen Punkt.

. . . . . . Wollen wir so isoliert, unbeachtet und gelegentlich schlecht behandelt weiter leben, so habe ich freilich keine Macht, es zu ändern; wollen wir aber wieder zu Ansehen gelangen, so erreichen wir es unmöglich damit, daß wir unser Fundament lediglich auf den Sand des deutschen Bundes bauen und den Einsturz in Ruhe abwarten. So lange jeder von uns die Ueberzeugung hat, daß ein Teil des Schachbrettes uns nach unserem eigenen Willen verschlossen bleibt, oder daß wir uns einen Arm prinzipiell festbinden, während jeder andere beide zu unserem Nachteil benutzt, wird man diese unsere Gemütlichkeit ohne Furcht und ohne Dank benutzen. Ich verlange ja gar nicht, daß wir mit Frankreich ein Bündnis schließen und gegen Deutschland konspirieren sollen; aber ist es nicht vernünftiger, mit den Franzosen, so lange sie uns in Ruhe lassen, auf freundlichem als auf kühlem Fuße zu stehen? Ich will nichts weiter, als anderen Leuten den Glauben benehmen, sie könnten sich verbinden, mit wem sie wollten, aber wir würden eher Riemen aus unserer Haut schneiden lassen, als dieselbe mit französischer Hilfe verteidigen. Höflichkeit ist eine wohlfeile Münze, und wenn sie auch nur dahin führt, daß die anderen nicht mehr glauben,

Frankreichs seien sie gegen uns immer sicher und wir jederzeit hilfsbedürftig gegen Frankreich, so ist das für Friedens-Diplomatie ein großer Gewinn; wenn wir diese Hilfsmittel verschmähen, sogar das Gegenteil thun, so weiß ich nicht, warum wir nicht lieber die Kosten der Diplomatie sparen oder reduzieren, denn diese Kaste vermag mit allen Arbeiten nicht zu Wege zu bringen, was der König mit geringer Mühe kann, nämlich Preußen eine angesehene Stellung im Frieden durch den Anschein von freundlichen Beziehungen und möglichen Verbindungen wiederzugeben; nicht minder vermag Se. Majestät durch ein Zur-Schautragen kühler Verhältnisse leicht alle Arbeit der Diplomaten zu lähmen; denn was soll ich hier oder einer unserer anderen Gesandten durchsetzen, wenn wir den Eindruck machen, ohne Freunde zu sein oder auf Oesterreichs Freundschaft zu rechnen? Man muß nach Berlin kommen, um nicht ausgelacht zu werden, wenn man von Oesterreichs Unterstützung in irgend einer für uns erheblichen Frage sprechen will. Und selbst in Berlin kenne ich doch nachgerade nur einen sehr kleinen Kreis, bei dem das Gefühl der Bitterkeit nicht durchbräche, sobald von unserer auswärtigen Politik die Rede ist. Unser Rezept für alle Uebel ist, uns an die Brust des Grafen Buol zu werfen und ihm unser brüderliches Herz auszuschütten. Ich erlebte in Paris, daß ein Graf So und so gegen seine Frau auf Scheidung klagte, nachdem er sie, eine ehemalige Kunstreiterin, zum 24. Male im flagranten Ehebruch betroffen hatte; er wurde als ein Muster von galantem und nachsichtigem Ehemann von seinem Advokaten vor Gericht gerühmt; aber gegen unseren Edelmut mit Oesterreich kann er sich doch nicht messen.

Charakteristisch für die Auffassung der Gerlachschen Kreise ist folgende Abwehr, die Bismarck in seinem nächsten Schreiben für notwendig hält:

Berliner Nachrichten sagen mir, daß man mich am Hofe als Bonapartisten bezeichnet. Man thut mir unrecht damit. Im Jahre 50 wurde ich von unseren Gegnern verräterischer Hinneigung zu Oesterreich angeklagt, und man nannte uns die Wiener in Berlin; später fand man, daß wir nach Juchten rochen, und nannte uns Spree-Kosaken. Ich habe damals auf die Frage, ob ich russisch oder westmächtlich sei, stets geantwortet, ich bin preußisch, und mein Ideal für auswärtige Politiker ist die Vorurteilsfreiheit, die Unabhängigkeit der Entschließungen von den Eindrücken der Abneigung oder der Vorliebe für fremde Staaten und deren Regenten. Ich habe, was das Ausland anbelangt, in meinem Leben nur für England und seine Bewohner Sympathie gehabt und bin stundenweis noch nicht frei davon; aber die Leute wollen sich ja von uns nicht lieben lassen, und ich würde, sobald man mir nachweist, daß es im Interesse einer gesunden und wohldurchdachten preußischen Politik liegt, unsere Truppen mit derselben Genugthuung auf die französischen, russischen, englischen oder österreichischen feuern sehn. In Friedenszeiten halte ich es für mutwillige Selbstschwächung, sich Verstimmungen zuzuziehn oder solche zu unterhalten, ohne daß man einen praktischen politischen Zweck damit verbindet, und die Freiheit seiner künftigen Entschließungen und Verbindungen vagen und unerwiderten Sympathien zu opfern.

Brief vom 11. 5. 1857.

Am 2. Juni richtete, angeregt wohl durch die Schärfe, mit der sich Herr v. Gerlach gegen Napoleon als den Träger des revolutionären Prinzips aussprach, Bismarck eine meisterhafte, tief durchdachte Denkschrift an seinen vorgesetzten Minister, Herrn von Manteuffel.

v. Poschinger, Preußen im Bundestag, Band IV. — Hans Blum, Band II.

Die Grundlage derselben bildet die Widerlegung „der Auffassung, daß der Kaiser Napoleon der hauptsächliche Repräsentant der Revolution und mit ihr identisch, und daß ein Kompromiß mit der Revolution ebensowenig in der äußeren wie in der inneren Politik zulässig sei.“ Diese Widerlegung folgt zwei Hauptgedanken: „In den auswärtigen Beziehungen ist es nicht möglich, den letzteren Grundsatz (der Unzulässigkeit eines Kompromisses mit der Revolution) in der Weise durchzuführen, daß die äußersten davon abgeleiteten Folgerungen noch immer jede andere Rücksicht durchbrechen sollten, und außerdem ist es nicht richtig, die Revolution gerade in dem gegenwärtigen Kaiser der Franzosen ausschließlich zu verkörpern.“ Die Beweisführung ist in jeder Beziehung glänzend und überzeugend, in jedem Wort auf unwiderlegliche geschichtliche Thatsachen gegründet. „Wieviel Existenzen giebt es denn in der heutigen politischen Welt, welche mit voller Kontinuität im Rechte wurzeln“ und deshalb berufen sind, dem Kaiser Napoleon „die ins Auge fallende Illegitimität des Ursprungs seiner Herrschaft“ vorzuwerfen? fragt Bismarck. Spanien, Portugal, Brasilien, alle amerikanischen Republiken, Belgien, Holland, die Schweiz, Griechenland, Schweden, und namentlich England, können allesamt „ihre dermaligen Rechtszustände auf keinen legitimen Ursprung zurückführen“. Nicht einmal die deutschen Fürsten haben für ihren heutigen Länderbesitz einen legitimen Rechtstitel. „Wann und nach welchen Kennzeichen haben alle diese Mächte aufgehört, revolutionär zu sein? Es scheint, daß man ihnen die illegitime Geburt verzeiht, sobald wir keine Gefahr von ihnen besorgen, und daß man sich alsdann auch nicht grundsätzlich daran stößt, wenn sie fortfahren ohne Buße, ja mit Rühmen sich zu ihrer Wurzel im Unrecht zu bekennen.“ Weshalb verzeiht man nun gerade Frankreich und den Bonapartes den revolutionären Ursprung nicht? „Die Familie Bonaparte hat weder die Revolution in die Welt gebracht, noch würde die Revolution beseitigt oder unschädlich gemacht, wenn man gedachte Familie ausrottete. Wenn man der Revolution einen irdischen Ursprung nachweisen will, so wäre auch der nicht in Frankreich, sondern eher in England zu suchen, oder noch früher in Deutschland oder in Rom, je nachdem man die Auswüchse der Reformation oder die der römischen Kirche nebst der Einführung römischer Rechtsanschauungen in die germanische Welt als schuldig ansehen will.“ Der erste Napoleon habe die Revolution bei weitem nicht in dem Grade gefördert „wie die drei Louis vor ihm (von Ludwig XIV. bis XVI.). Das Haus Bourbon hat auch ohne Philippe Egalité mehr für die Revolution gethan als alle Bonaparte. Der Bonapartismus ist eine Folge, aber nicht der Schöpfer der Revolution. Auch die ungerechten Eroberungskriege sind kein eigentümliches Attribut der Familie Bonaparte.“ Dafür wird Ludwig XIV. und „der Trieb zum Erobern“ bei England, Nordamerika, Rußland u. s. w. angeführt. Insbesondere sei „der jetzige Kaiser

der Franzosen kein Feldherr und der Eroberungssucht nicht verdächtiger als mancher andere." Ebensowenig aber habe er das Bedürfnis, revolutionäre Grundsätze in anderen Ländern zu verbreiten. Denn er würde dadurch Gefahren für sich selbst schaffen. „Fremde Staaten mit Hilfe der Revolution zu bedrohen, ist jetzt seit einer ziemlichen Reihe von Jahren das Gewerbe Englands", und Oesterreich führe „die Grundsätze der Revolution freiwillig bei sich durch". Nach alledem könne die Anknüpfung von „Beziehungen, welche der Lauf der politischen Dinge mit sich bringt", mit dem von Preußen anerkannten Herrscher Frankreichs „in keiner Weise ehrenrührig erscheinen. Ein passives Abwarten der Ereignisse, ein Bestreben, uns von der Berührung durch dieselben fernzuhalten, ist in der Mitte Europas nicht durchzuführen, und wenn wir uns nicht die Rolle des Hammers vorbereiten, so bleibt leicht nur die des Amboß übrig. In der Politik thut niemand etwas für den anderen, wenn er nicht zugleich sein Interesse dabei findet. Die Dankbarkeit und das Vertrauen werden im Falle der Not nicht einen Mann für uns ins Feld führen; die Furcht, wenn sie vorsichtig und geschickt benutzt wird, kann den ganzen Bund zu unserer Verfügung stellen, und um sie einzuflößen, müssen wir offenkundige Zeichen unserer guten Beziehungen zu Frankreich geben." Deshalb „dürfte es sich unter allen Gesichtspunkten empfehlen, unseren Beziehungen zu Frankreich jede Pflege angedeihen zu lassen, welcher nicht unabweisliche Rücksichten entgegenstehen".

Es ist ein wundervolles Bild, das sich schon jetzt vor unseren Augen entrollt. Klar und sicher schöpft Bismarck aus seinem weitsehenden und umfassenden Geiste die Grundsätze einer nach dem Erfolge strebenden Politik, und unbekümmert um alle Feindseligkeiten selbst der besten Freunde hält er an diesen Grundsätzen fest, und er — führt sie zum Siege. Die Geschichte hat ihm, nicht einem Gerlach Recht gegeben.

Während seiner amtlichen Thätigkeit in der Vaterstadt Goethes bot ihm den größten Genuß eine Reise in der Urlaubszeit des Jahres 1857, die er, nachdem er von Paris heimgekehrt war, nach dem Norden unternahm. Er sendet von den einzelnen Stationen überaus reizvolle Berichte an seine Gattin; Berichte, die nicht nur die Kunst des echten Schriftstellers verraten, sondern auch die ganze Gemütstiefe eines Mannes, der die Natur liebt und ihr Leben und Weben bis in die letzten Tiefen hinein verfolgt und begreift:

Kopenhagen, 6. Aug. 57.

. . . Heute früh 7 Uhr bin ich glücklich hier angelangt, nach einer sehr angenehmen Fahrt; weiche Luft, roter Mond, Kreidefelsen mit Teertonnen beleuchtet, zwei Gewitter in See und etwas Wind; was braucht man weiter? Nur hielt mich die schöne Nacht ab, schlafen zu gehn, und als mich um 2 Uhr der Regen vom Verdeck trieb, war es unten so heiß Brief vom 6. 8. 1857.

und menschendunstig, daß ich schon um 3 Uhr wieder nach oben ging mit Mantel und Cigarre. Jetzt habe ich ein Seebad genommen, Hummer gefrühstückt, um halb 2 soll ich zu Hof, und nun will ich noch 2 Stunden schlafen. . . .

In Kopenhagen wurde Bismarck am 6. August auch vom König Friedrich VII. empfangen

Ged. u. Er. I. Er empfing mich in Uniform, den Helm auf dem Kopfe, und unterhielt mich mit übertriebenen Schilderungen seiner Erlebnisse bei verschiedenen Gefechten und Belagerungen, bei denen er gar nicht zugegen gewesen war. Auf meine Sondierung, ob er glaube, daß er die (zweite gemeinschaftliche vom 2. Oktober 1855 batierte) Verfassung halten werde, erwiderte er, er habe seinem Vater auf dem Totenbette zugeschworen, sie zu halten, wobei er vergaß, daß diese Verfassung beim Tode seines Vaters (1848) noch nicht vorhanden war. Während der Unterhaltung sah ich in einer anstoßenden sonnigen Galerie einen weiblichen Schatten an der Wand; der König hatte nicht für mich, sondern für die Gräfin Danner geredet, über deren Verkehrsformen mit Sr. Majestät ich sonderbare Anekdoten hörte. Auch mit angesehenen Schleswig-Holsteinern hatte ich Gelegenheit, mich zu besprechen. Sie wollten von einem deutschen Kleinstaate nichts wissen; „da sei ihnen das bischen Europäertum in Kopenhagen noch lieber.“

Näsbyholm, 9. Aug. 57.

Brief vom 9. 8. 1857. Du wirst meine gleich nach Ankunft in Kopenhagen geschriebenen Zeilen erhalten haben. Seitdem bin ich dort zwei Tage mit Museen und Politik beschäftigt gewesen, gestern nach Malmö übergesetzt und etwa 8 Meilen nordostwärts gefahren, wo ich mich nun an oben genanntem Orte befinde, in einem weißen hochgelegenen Schloß auf einer Halbinsel von einem großen See umgeben. Durch das Fenster sehe ich in dichtes Epheulaub, welches einige Durchsichten auf das Wasser und die Hügel jenseits läßt, die Sonne scheint, Fliegen summen, hinter mir sitzt der ** und liest schlafend, unter dem Fenster wird breites Schwedisch geredet, und aus der Küche tönt ein Reibeisen wie eine Säge herauf. Das ist alles, was ich Dir über die Gegenwart schreiben kann. Gestern haben wir nach Rehböcken gepirscht, einen erlegt, ich nicht geschossen, gründlich naß geworden, dann Glühwein und 9 Stunden fest geschlafen. Die Rehböcke sind stärker hier, als ich je gesehen habe, und die Gegend schöner, als ich dachte. Prächtige Buchenwälder und im Garten mannsdicke Walnußbäume. Eben haben wir die Fasanerie besehen, nach dem Essen fahren wir auf dem See, schießen vielleicht eine Ente, wenn wir nicht fürchten, die Sonntagsstille dieser schönen Einsamkeit durch einen Knall zu stören; morgen wird gründlich gejagt, übermorgen Rückfahrt nach Kopenhagen und von da zu N. N., dort Hirschjagd am Mittwoch. Donnerstag über Kopenhagen nach Helsingborg, etwa 20 Meilen nach Schweden hinein, Birk- und Auerhühner in öder Wüste, Quartier in Bauerhäusern, Küche und Lebensmittel bringen wir mit. Das wird etwa acht Tage dauern, und was ich dann thue, weiß ich noch nicht; entweder über Jönköping, am Südende des Wettersee, und über letzteren, oder über Gothenburg und Wennersee

nach Stockholm, oder nach Christiania, mit Aufgabe von Stockholm, oder über Memel nach Kurland. Das hängt von einem Brief ab, den ich noch von Keyserlingk in Kopenhagen erwarte. . . .

Tomsjonäs, 16. Aug. 57.

Wiederum benutze ich die Sonntagsruhe, um Dir ein Lebenszeichen zu geben, von dem ich noch nicht weiß, an welchem Tage es Gelegenheit finden wird, aus dieser Wildnis auf die Post zu gelangen. Etwa 15 Meilen bin ich ununterbrochen im wüstesten Walde gefahren, um hierher zu gelangen, und vor mir liegen noch 25 Meilen, ehe man wieder in ackerbauende Provinzen gelangt. Keine Stadt, kein Dorf weit und breit, nur einzelne Ansiedler und bretterne Hütten mit wenig Gerste und Kartoffeln, die unregelmäßig zwischen abgestorbenen Bäumen, Felsstücken und Buschwerk einige Ruten angebautes Land finden. Denke Dir von der wüstesten Gegend bei Viartlum etwa 100 Quadratmeilen aneinander, hohes Heidekraut mit kurzem Gras und Moor wechselnd, und mit Birken, Wachholder, Tannen, Buchen, Eichen, Ellern, bald undurchdringlich dick, bald öde und dünn besetzt, das Ganze mit zahllosen Steinen, bis zur Größe von hausdicken Felsblöcken besät, nach wildem Rosmarin und Harz riechend; dazwischen wunderlich gestaltete Seen, von Heidehügeln und Wald umgeben, so hast Du Smaland, wo ich mich dermalen befinde. Eigentlich das Land meiner Träume, unerreichbar für Depeschen, Kollegen und (Manteuffel), leider aber auch für Dich. Ich möchte wohl an einem dieser stillen Seen ein Jagdschlößchen haben und es mit allen Lieben, die ich mir jetzt in Reinfeld versammelt denke, auf einige Monate bevölkern. Der Winter wäre allerdings hier nicht auszudauern, besonders im Regenschmutz. Gestern rückten wir um 5 aus, suchten in brennender Hitze, bergauf, bergab, durch Sumpf und Busch bis 11 und fanden gar nichts; das Gehen in Mooren und undurchdringlichen Wachholderdickungen, auf großen Steinen und Lagerholz ist sehr ermüdend. Dann schliefen wir in einem Heuschuppen bis 2 Uhr, tranken viel Milch und jagten bis Sonnenuntergang, wobei wir 25 Birkhühner und 2 Auer erlegten. Dann dinierten wir auf dem Jagdhaus, einem wunderlichen Gebäude von Holz, auf einer Halbinsel im See. Meine Kammer und deren drei Stühle, zwei Tische und Bettstelle bieten keine andere Farbe, als die roher Fichtenbretter, wie das ganze Haus, dessen Wände daraus bestehen. Bett sehr hart, aber nach diesen Strapazen schläft man ungewiegt. Aus meinem Fenster sehe ich einen blühenden Heidehügel, darauf Birken, die sich im Winde schaukeln, zwischen ihnen durch den Seespiegel, jenseits Tannenwald. Neben dem Hause ist ein Zeltlager für Jäger, Kutscher, Diener und Bauern aufgeschlagen, dann die Wagenburg und eine kleine Hundestadt, 18 oder 20 Hütten zu beiden Seiten einer Gasse, die sie bilden, aus jeder schaut ein Gischperl müde von der gestrigen Jagd. In dieser Wüstenei denke ich bis Mittwoch oder Donnerstag zu weilen, dann zu einer anderen Jagd nach dem Strande zu gehn, heut über acht Tage wieder in Kopenhagen zu sein, um der leidigen Politik willen. Was dann wird, weiß ich noch nicht.

Brief vom 16. 8. 1857.

Den 19.

Es ist gar keine Möglichkeit, einen Brief von hier zu expedieren, ohne einen Boten 12 Meilen weit zur Post gehen zu lassen. Ich werde

Brief vom 19. 8. 1857.

diesen daher morgen selbst mit an die Küste nehmen. Ich war vorgestern, als eben der Hund stand und ich mehr auf ihn, als auf den Boden sah, über den ich ging, gefallen und hatte mich am linken Schienbein verletzt. Gestern hatten wir ungewöhnlich anstrengende Jagd, weit fort und felsig, die mir einen jungen Auerhahn einbrachte, aber mich auch so zahm gemacht hat, daß ich heute zu Hause sitze und Umschläge mache, damit ich morgen reise- und übermorgen jagdfähig bin. Ich bewundre mich selbst, daß ich bei dem reizenden Wetter zu Hause geblieben bin, und kann mich des schändlichen Neides kaum erwehren, daß die anderen auch nichts schießen werden. Es ist etwas zu spät im Jahre, die Hühner halten nicht mehr, sonst wäre die Jagd viel reichlicher. Reizende Gegenden hatten wir gestern, große Seen mit Inseln und Ufern, Bergströme über Felsblöcke, Granitufer mit Tannen und grauen Felsmassen, meilenweite Flächen ohne Häuser und ohne Äcker, alles, wie es Gott geschaffen hat, Wald, Feld, Heide, Sumpf, See. Ich werde doch wohl nach hierher auswandern.

Zwei dänische Kammerherren sind schon zurück, es ist ihnen zu heiß geworden, sie haben nichts geschossen und liegen jetzt, um zu schlafen. Es ist bald 6 abends, die anderen kommen erst um 8. Ich habe mich den ganzen Tag damit unterhalten, dänisch zu lernen und zwar von dem Doktor, der mir Umschläge macht. Wir haben ihn von Kopenhagen mitgebracht. Hier giebt es keinen. Seit sich das Gerücht von der Anwesenheit eines Arztes hier im Walde verbreitet hat, strömen täglich 20 bis 30 Hüttenbewohner hierher, um seinen Rat zu holen. Am Sonntag Abend haben wir den auf den 5 Quadratmeilen des Jagdgebietes wohnenden Waldbauern ein sehr spaßhaftes Tanzfest gegeben, bei dem die Musik abwechselnd gesungen und gespielt wurde. Da haben sie von dem gelehrten Manne gehört, und nun kommen die Krüppel, die seit 20 Jahren unheilbar sind, und hoffen Hilfe von ihm.

Nach seiner Rückkehr aus dem Norden machte Bismarck noch einen zweiten größeren Jagdausflug nach Kurland, über den er von Königsberg aus der Gattin berichtet:

Brief vom 12. 9. 1857.

Mit großer Freude habe ich Deine vier Briefe in Polangen (welches übrigens nicht in Preußen, sondern in Rußland liegt) vorgefunden und ersehe daraus, daß es Dir und den Kindern wohl ergangen ist. Mir ist es sehr wohl ergangen, die Feuerländer waren alle von einer rührenden Liebenswürdigkeit für mich, wie man es schwerlich in einem anderen Lande als Fremder wiederfinden wird. Ich habe außer diversen Rehböcken und Damhirschen 5 Elenn erlegt, darunter einen sehr starken Hirsch, der nach geradem (nicht Band-) Maß bis zum Widerrist 6 Fuß 8 Zoll hoch war, und dann noch den kolossalen Kopf darüber trug. Er stürzte wie ein Hase, da er aber noch lebte, schoß ich mitleidig meinen anderen Schuß auf ihn, und kaum war das geschehn, so kam ein anderer, wohl noch größerer, mir so nahe vorbeigetrabt, daß Engel, der lud, hinter einen Baum sprang, um nicht überlaufen zu werden, und ich mußte mich begnügen, ihn freundlich anzusehn, da ich keinen Schuß mehr hatte. Diesen Kummer kann ich noch gar nicht los werden und muß ihn Dir klagen.

Eins schoß ich außerdem an, das werden sie wohl noch finden, und eins gründlich vorbei. Drei Stück hätte ich also noch schießen können. Vorgestern abend fuhren wir aus Dondangen und legten 40 Meilen ohne Chaussee, durch Wald und Wüste bis Memel in 29 Stunden zurück, im offnen Wagen über Stock und Block, daß man sich halten mußte, um nicht herauszufallen. Nach drei Stunden Schlaf in Memel ging's heute früh mit dem Dampfschiff hierher, von wo wir heute abend nach Berlin abfahren und morgen abend dort ankommen. „Wir" sind nämlich Behr und ich. In Hohendorf kann ich nicht anhalten, ich hätte heute schon in Berlin sein müssen, meinem Urlaub nach; dann hätte ich aber die beste Jagd, die in Dondangen, mit den großen Hirschen, oder Bollen, wie sie dort sagen, aufgeben müssen, und hätte nicht gesehn, wie die Achse eines Bauerwagens unter der Last des großen Tieres brach. Am Montag kommt der Kaiser nach Berlin, dazu sollte ich vorher dort sein, und sollte „einige Tage" vorher kommen. Hoffentlich komme ich von Berlin zurück, nach Hohendorf und Reinfeld. Wenn aber der König nach Frankfurt geht, so wird es unwahrscheinlich. . . .

In das Familienleben Bismarcks erschließen uns natürlich zahlreiche Briefe einen Einblick; sie zeigen uns, wie sorgsam sich der vielgeplagte Politiker auch mit den Kleinigkeiten des Daseins befaßt; so schreibt er:

Dein treues Schwesterherz hat sich zu Weihnachtsbesorgungen so freundlich angeboten, daß ich mich nicht weiter entschuldige, wenn ich Dir nun Anlaß gebe, Dich Gersons und anderer Bösewichter Verführungen wiederholt auszusetzen, und Dich sans phrase um folgende Weihnachtseinkäufe für Johanna bitte: Brief vom 14. 12. 1857.

1. Eine Bijouterie; sie wünscht sich ein Opalherz, wie Du es hast, und des Menschen Wille ist sein Himmelreich; ich will etwa 200 Thlr. dafür ausgeben. Kann man für den Preis zwei Ohrringe, jeder aus einem möglichst klar gefaßten Brillanten haben, so fände ich das geschmackvoller; Du hast ähnliche, aber sie werden sehr viel teurer sein, und wenn Du das Opalherz als Halsschmuck vorziehst, so werde ich später suchen, ein paar passende Ohrringe auf Grund der Perle dazu zu finden.

2. Ein Kleid, zu etwa 100 Thlr., nicht mehr; sie wünscht sich „sehr licht weiß", à deux jupes, moiré antique, oder so etwas; 10 Stab gebraucht sie (gegen 20 Ellen).

3. Findest Du sehr preiswürdig und hübsch einen vergoldeten Fächer, der sehr rasselt, so kaufe ihn auch; höchstens 10 Thlr., ich kann die Dinger nicht leiden.

4. Eine warme große Decke, im Wagen über die Kniee zu legen, mit Dessin von Tiger, Köpfe mit Glasaugen darauf, kann auch Fuchs oder Nilpferd imitieren, irgend ein reißendes Tier. Ich habe bei Below so eine gesehn, von sehr weicher Wolle, wird kaum 10 Thaler kosten.

Wenn Du eine reizende Schwester bleiben willst, so kaufe mir das alles und schicke mir es gleich mit Eilfracht her, unter Adresse von: Hofrat Keldner, Preußische Gesandtschaft.

Ich habe so viel zu schreiben, wegen Holstein, Mainz, Kehler Brücke und allerhand Teufeleien in Berlin, daß ich heut und morgen zwei sehr gute Jagdeinladungen, Rotwild, habe ablehnen müssen.

Johanna und Kinder sind wohl, erstre würde grüßen, wenn sie wüßte, daß ich Dir schreibe, laß sie nichts davon merken, mein Herz, und lebe wohl. Grüße Oskar.

Dein treuer Bruder v. B.

(Nachschr.) Die Gelder werde ich Dir durch Fritz, den Gehalterheber, zu Neujahr erstatten.

* * *

Schon seit der Revolutionszeit hatte sich des Königs Friedrich Wilhelm eine gepreßte und reizbare Stimmung bemächtigt, die unter der wachsenden Spannung mit Oesterreich und unter den zahlreichen Kränkungen, die ihm widerfuhren, immer mehr gesteigert wurde. Er hatte nach und nach das meiste, woran er geglaubt hatte und woran sein Herz hing, zusammenbrechen sehen, er hatte auch die letzte Ermahnung seines Vaters, an Oesterreich und Rußland festzuhalten, nicht befolgen können. Seine Nerven ertrugen die fortwährende Reibung nicht. Die letzten Enttäuschungen brachte ihm seine Reise, die er nach Wien unternahm, um womöglich durch persönlichen Verkehr der Souveräne das alte brüderliche Verhältnis herzustellen. Aber wie damals, als er sich an die Königin Victoria wandte, so erfuhr er auch jetzt eine herbe Enttäuschung. Bei seinem Aufenthalte in Dresden brach er plötzlich ohnmächtig zusammen: ein Schlagfluß hatte ihn getroffen. Dieser Anfall war stärker als alle vorhergegangenen Affektionen, die immerhin schon bewirkt hatten, daß er ganz plötzlich das Gedächtnis verlor oder in stilles Brüten versank. Sein Zustand besserte sich zwar auch nach dem Dresdener Schlage, er konnte Truppen besichtigen, kleine Reisen unternehmen und sogar einer Sitzung des Staatsministeriums präsidieren, bei der er 11 von 13 Todesurteilen bestätigte. Aber das Gehirnleiden war unaufhaltsam. Immer mehr umnachtete sich das geistige Leben und am Ende des Oktober erschien ein königlicher Erlaß, durch den dem Prinzen von Preußen auf drei Monate die Stellvertretung in allen Regierungsangelegenheiten übertragen wurde. Rückblickend auf seine Politik hatte Bismarck geurteilt:

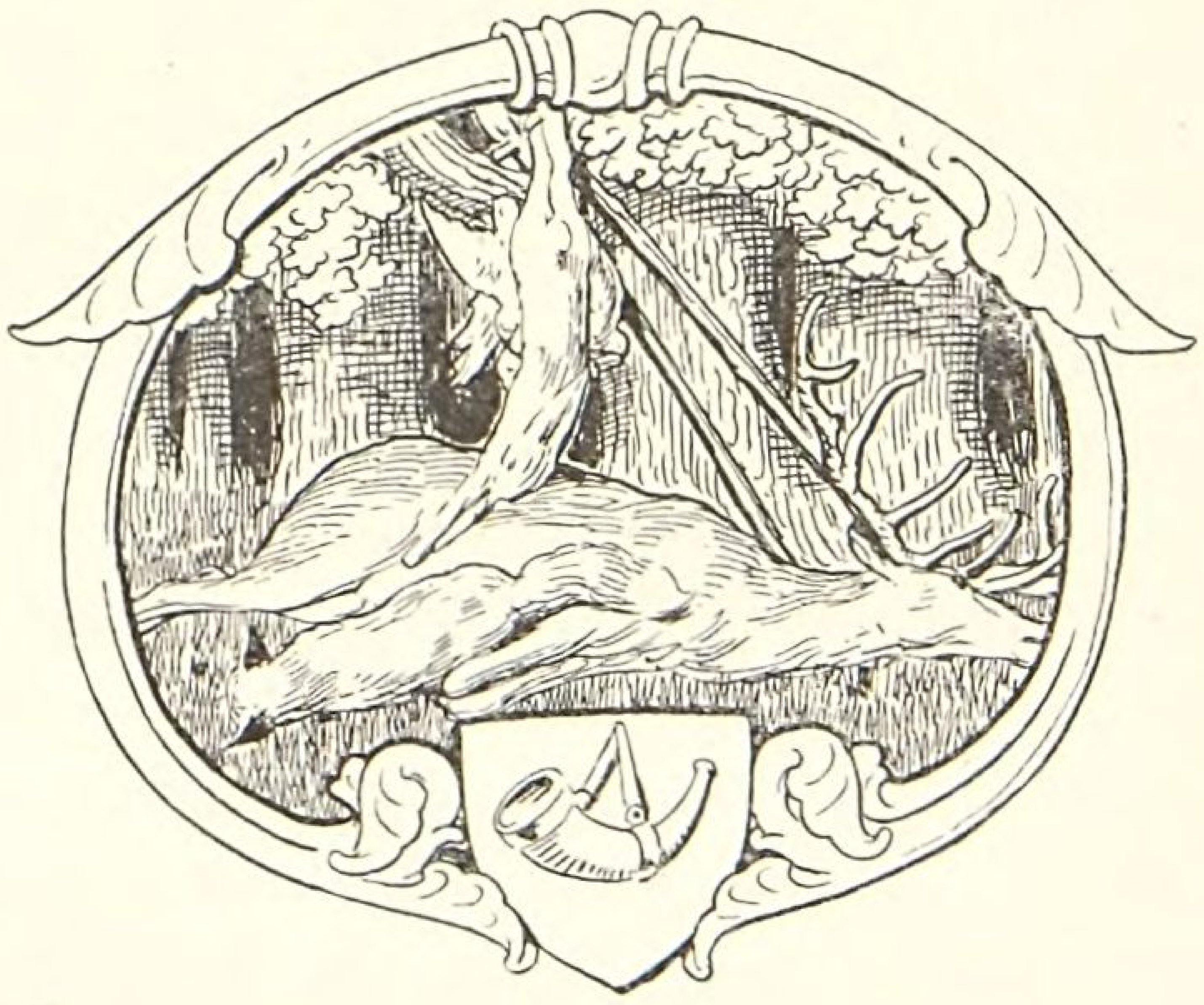
Ged. u. Er. I. Es ist schwer zu sagen, wie die Verantwortlichkeit für unsere Politik während der Regierung Friedrich Wilhelms IV. mit Gerechtigkeit zu verteilen sei. Rein menschlich gesprochen, wird sie in der Hauptsache auf dem

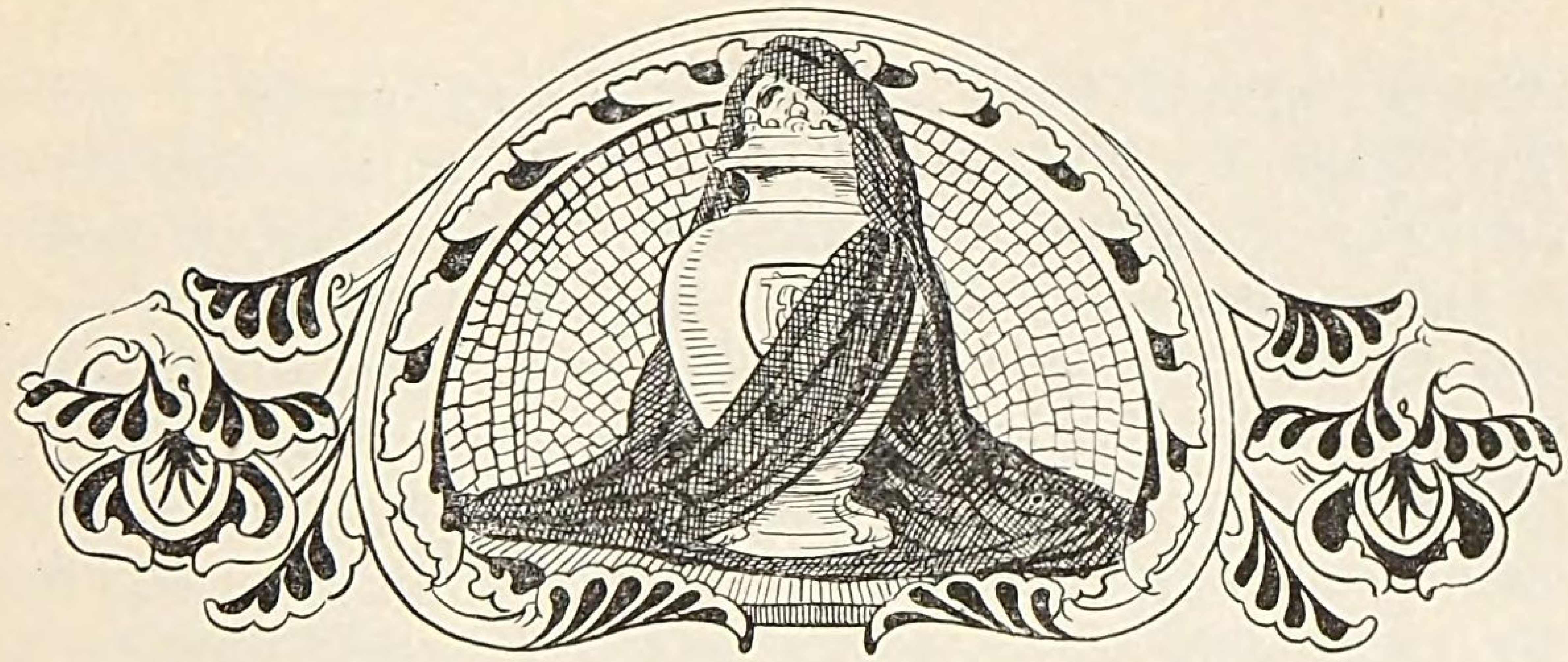
Könige selbst beruhen bleiben, denn er hat überlegene, ihn und die Geschäfte leitende Ratgeber zu keiner Zeit gehabt. Er behielt sich die Auswahl unter den Ratschlägen nicht nur jedes einzelnen Ministers, sondern auch unter den viel zahlreicheren vor, die ihm von mehr oder weniger geistreichen Adjutanten, Kabinettsräten, Gelehrten, unehrlichen Strebern, ehrlichen Phantasten und Höflingen vorgetragen wurden. Und diese Auswahl behielt er sich oft lange vor. Es ist oft weniger schädlich, etwas Unrichtiges, als nichts zu thun. Ich habe nie den Mut gehabt, die Gelegenheiten, die mir dieser persönlich so liebenswürdige Herr mehrmals, zuweilen scharf und beinahe zwingend, in den Jahren 1852 bis 1856 geboten hat, sein Minister zu werden, zu benutzen oder ihre Verwirklichung zu fördern. Wie er mich betrachtete, hätte ich ihm gegenüber keine Autorität gehabt, und seine reiche Phantasie war flügellahm, sobald sie sich auf dem Gebiete praktischer Entschlüsse geltend machen sollte. Mir fehlte die schmiegsame Gefügigkeit zur Uebernahme und ministeriellen Vertretung von politischen Richtungen, an die ich nicht glaubte, oder für deren Durchführung ich dem Könige den Entschluß und die Konsequenz nicht zutraute. Er unterhielt und förderte die Elemente des Zwiespalts zwischen seinen einzelnen Ministern; die Friktionen zwischen Manteuffel, Bodelschwingh und Heydt, die in triangularem Kampfe miteinander standen, waren dem Könige angenehm und ein politisches Hilfsmittel in kleinen Detail-Gefechten zwischen königlichem und ministeriellem Einfluß.

So trat Prinz Wilhelm, der sechzigjährige Mann, in den Kreis jener weiten und arbeitsreichen Thätigkeit, die nach drei Kriegen zur Einigung Deutschlands und zur Begründung des in Jahrhunderten vergebens ersehnten deutschen Reiches führen sollte. Das, was andere in der freudigen Kraft der Jugend vollbringen, war ihm vorbehalten für den Abend seines Lebens. Er selbst erwartete keine Zukunft mehr, als ihn das Schicksal von Coblenz nach Berlin berief, und doch eröffnete sich gerade jetzt, wo er dem Ende entgegenzuschreiten glaubte, dem Sechzigjährigen seine eigentliche Wirkenszeit, eine weltweite Thätigkeit, die unvergeßlich bleibt in der Geschichte. Nicht leicht schritt er seine Bahnen dahin, er hat kämpfen und ringen müssen, er hat harte Enttäuschungen erlebt, er hat sich in heißem Kampfe verstrickt gesehen mit seinem eigenen Volk. Wo er Liebe säete, da hat er Haß geerntet; wo er Vertrauen darbrachte, trat ihm das Mißtrauen häßlich entgegen. Aber in Treuen ist er seinen Weg gezogen, die schlimmen Stunden der Entmutigung hat er siegreich überwunden, und als die Zeit kam, in der er in den Hintergrund treten mußte gegen einen Größeren, hat er doch die Würde besessen, um mit vornehmem Sinn willig die Verdienste des anderen neben sich zu ertragen; indem er zurücktrat, hat er sich selbst erhöht. Das

Bündnis, das er mit Bismarck schuf, hat er gehalten, bis sein treues Auge brach.

Ihm ist sein Weg nicht leicht geworden, ob auch ein Bismarck ihm zur Seite stand. Er hat gar Manches preisgeben müssen, daran sein altpreußisches Herz hing, er hat, der überzeugte Träger der Legitimität, Throne gestürzt, er hat noch in Versailles an dem Tage, da Alles jubelte, schwere Herzensnöte durchgekämpft — immer war es Bismarck, der ihn hinausführte über sich selbst, der willig auch den königlichen Zorn ertrug und das Leid des Verkanntseins begrub unter der Siegesfreude des Errungenen.





Neuntes Kapitel.

Friedrich Wilhelms IV. Ausgang.

Prinz Wilhelm war anders geartet als sein königlicher Bruder. Der Glanz der Persönlichkeit, der Schimmer der Genialität, der über dem Erstgeborenen der Königin Luise lag, war ihm fremd, aber auch jene Unruhe, jenes unsichere Wesen, jene Fahrigkeit und der Wankelmut, die in dem Wesen seines Bruders lagen; der in so schlimmer Zeit der Mann des Schicksals für Deutschland war, Prinz Wilhelm von Preußen, war keine geniale und keine dämonische Natur, die durch ihre Geisteskraft das Jahrhundert überragt, die mit unwiderstehlicher Kraft und Leidenschaft ein Volk zu schwindelnder Höhe empor-, aber auch in tiefe Abgründe hinabführen kann. Er war durchdrungen von der Notwendigkeit einer starken Monarchie, im Grunde des Herzens konservativ, und doch mußte er die deutsche Revolution vollziehen, denn es war eine Revolution, die vor Königgrätz zur Entscheidung kam.

Auch Prinz Wilhelm war nach der Tradition seiner Jugend zu einer warmen Freundschaft mit Oesterreich geneigt, aber das Selbstbewußtsein, das Friedrich Wilhelm IV. fehlte und das er in hohem Maße besaß, trieb ihn zu den unverbrüchlichen Forderungen, daß Preußen und Oesterreich im Bunde gleichberechtigt, daß die

Lebensbedingungen seines Vaterlandes vollauf anerkannt würden. Die Mängel der Bundesverfassung erkannte er mit klarem Blick, und wenn er auch Reformvorschläge sympathisch begrüßte, so zweifelte er doch an ihrem Erfolg. Schon im Jahre 1849 schreibt er an einen Freund: „Wer Deutschland regieren will, muß es sich erobern; daß Preußen bestimmt ist, an die Spitze von Deutschland zu kommen, liegt in unserer ganzen Geschichte." Die Heißsporne, die ihren Mittelpunkt in der Gothaer Bewegung fanden, mochten seine Ruhe für Zaghaftigkeit, sein ernstes Prüfen als Unentschlossenheit auslegen: der Erfolg hat gezeigt, daß der Weg, den er sorgsam auswählte und Schritt für Schritt prüfte, der richtige war. Zwanzig Jahre später konnte sein erster Berater von ihm sagen, damals habe es keinen bescheideneren, großmütigeren und humaneren Menschen gegeben als den Kaiser: „Er unterscheidet sich ganz und gar von den in so hoher Stellung geborenen Menschen oder doch von den meisten derselben. Sie legen wenig Gewicht auf die Empfindungen und Wünsche anderer; sie meinen, Menschen ihrer Abstammung sei vieles erlaubt, ihre ganze Erziehung scheint dahin zu zielen, in ihnen die menschliche Stimme zu ersticken; der Kaiser hält sich nicht für einen solchen Olympier; im Gegenteil, er ist in jeder Beziehung Mensch und unterzieht sich jeder menschlichen Pflicht. Er hat nie in seinem Leben jemand unrecht gethan, nie das Gefühl eines anderen verletzt, nie sich einer Härte schuldig gemacht. Er ist einer jener Menschen, deren gütiges Naturell die Herzen gewinnt, der sich fort und fort mit dem Wohl seiner Umgebung und seiner Unterthanen beschäftigt, geschmückt mit allen hohen Eigenschaften eines Fürsten, mit allen Tugenden eines Menschen. Es ist unmöglich, sich einen schöneren und wohlthuenderen Typus eines Edelmannes zu denken." Schon seine Mutter hatte von dem Knaben geurteilt: er sei „einfach, bieder und verständig".

Nicht in allen Fragen des politischen Lebens stimmte Prinz Wilhelm, als er zur Regentschaft berufen wurde, mit Otto v. Bismarck überein. Ihre Stellung zur Revolution war sicherlich die gleiche, aber in der deutschen Frage gingen sie verschiedene Wege. Wir haben bereits gezeigt, wie der englische Einfluß und die Umgebung in Koblenz auf den Prinzen gewirkt hat, wie gewisse liberalisierende Ideen auch bei ihm Eingang fanden, daß er Sympathien besaß für das Verfassungswerk der Paulskirche und für die

Erfurter Union, wie er mit Entrüstung die Kunde vernahm von dem Abschluß des Olmützer Vertrages. Aber die Meinungsverschiedenheiten haben nie dazu geführt, das persönliche Verhältnis der beiden Männer zu stören, und auch dann, wenn sie weit auseinandergingen, hat Bismarck über seinen prinzlichen Freund stets das günstigste Urteil gefällt; besaß doch Prinz Wilhelm durchaus nicht jenes aggressive Wesen, das sein reizbarer Bruder so häufig zur Schau trug und das ihn oft grundlos von den getreuesten Dienern entfremdete. Friedrich Wilhelm war nicht dankbar; bei seinem Bruder war diese schönste aller menschlichen Tugenden zur höchsten Entwickelung gelangt. Prinz Wilhelm wußte es aus den zahlreichen Begegnungen mit Otto v. Bismarck, die in Koblenz, Frankfurt wie in Baden stattgefunden und die eine gewisse Intimität zwischen den beiden Männern entwickelt hatten, daß auch der junge Diplomat längst die Anschauungen preisgegeben hatte, die sich in den Bestrebungen der Kreuzzeitungspartei verkörperten. Prinz Wilhelm war nicht der Alte geblieben und auch Bismarck nicht, denn beide hatten einen offenen Blick für die Bedingungen des realen Lebens; sie nahmen auch das Unwillkommene hin, wenn es einmal geschehen war, und hingen nicht mit sentimentaler Trauer den Gedanken nach, wie es hätte anders werden können. So hatte auch der Prinz, so sehr er gegen die Politik von Olmütz gekämpft hatte, und so eifrig er während des Krimkrieges für die Westmächte eingetreten war, doch das Geschehene anerkannt. Bitter genug waren ja für ihn die Tage der Verbannung in Koblenz geworden, zumal ihm die Ungnade seines Bruders einen Teil der ihm lieb gewordenen militärischen Aemter entzog. Die Versöhnung zwischen den königlichen Brüdern war sicherlich auch ein Erfolg der vermittelnden Thätigkeit Bismarcks, der namentlich durch seine Briefe an Gerlach einen Einfluß auf die Umgebung des Königs und somit auch auf diesen selbst ausgeübt hat. Als die giftigen Preßtreibereien der Herren Quehl und Genossen sich gegen den Prinzen richteten und bis an das Ohr des Monarchen drangen, schrieb Bismarck: „Der Prinz hat zuviel soldatische Subordination und Ehre in sich, um ein Instrument dieser Leute in diesen Plänen zu werden“. Mit voller Hochachtung spricht Bismarck auch sonst von dem Bruder des Königs, hatte er ja selbst unter dem Treiben der Kamarilla zu leiden. Am 19. Dezember schreibt er an Gerlach, anknüpfend an seinen Besuch in Sanssouci:

Brief vom 19. 12. 1857.

Ich geriet damals unerwartet in eine Konferenz hinein, welche Sie mit Dohna, Massow und Edwin (Manteuffel) hatten; ich kam, um Ihnen zu erzählen, wie ich die Stimmung des Prinzen befriedigend und klar über sich und die Lage der Dinge gefunden hatte. Nach dem Eindruck, den mein Erscheinen machte, mußte ich vermuten, daß Ihre Freunde gerade von mir gesprochen hatten, und die Art, wie Edwin Manteuffel sich nachher zu mir ausließ, mußte mich glauben machen, daß es in keiner wohlwollenden Weise und mit Bezug auf die Thatsache meiner Unterredung mit dem Prinzen geschehn sei. Ich erhebe natürlich nicht den Anspruch, und wenn ich die Ehre hätte, Ihr Bruder zu sein, so würde ich es nicht thun, Mitwisser aller politischen Besprechungen zu sein, welche zwischen Ihnen und andern Gleichgesinnten stattfinden, sondern respektiere gern die Grenze, welche ein amtliches Gebiet von dem einem Freunde zugänglichen scheidet, und nicht Ihr, sondern das Verhalten von E. Manteuffel bei dieser Gelegenheit hat mich verletzt. Er begegnete mir nachher an der Wache, und in einer Form, wie selbst beim Militär ein irgend höflich erzogner Vorgesetzter sie nicht anzuwenden pflegt, schärfte er mir ein, daß alle Gesandten sich ohne Zögern auf ihre Posten zu begeben hätten, und unterstützte diese Weisung mit Gründen, wie sie allenfalls ein Lehrer einem Kinde giebt, wenn er ihm die Wahrheit nicht sagen will. Sie können leicht denken, welche Rückschlüsse ich aus seinen Reden auf den Inhalt der Gespräche machen mußte, welche ich in Ihrem Zimmer durch mein Erscheinen unterbrochen hatte. Ich hätte Edwin antworten können, daß ich und jeder andre Gesandte gerade so viel in Berlin zu thun hätte, wie der Chef des Militär-Kabinettes mit Politik überhaupt und insbesondere mit dem Verhalten der Gesandten; aber der Gedanke, daß diejenigen, welche ich bisher als nahe politische und persönliche Freunde betrachtet hatte, und von denen ich gewohnt war, daß sie mich jederzeit gern in Berlin wußten, das Bedürfnis fühlten, mich zu entfernen, frappierte mich so, daß ich seinen zornigen Worten und Blicken nur mit der bescheidenen Hinweisung auf die Bundesferien, auf das ausdrückliche Verlangen des Minister-Präsidenten nach meiner Anwesenheit und dergleichen erwiderte. Nun ist Edwins Verhalten zu mir allerdings niemals das eines persönlichen Freundes gewesen, sondern stets ablehnend und mißtrauisch, und bei Meinungsverschiedenheiten absprechend wie ein Obertribunal, ohne Würdigung der Gegengründe, ohne Offenheit über die eigenen, wie man es, im Bewußtsein einer auf große geistige Ueberlegenheit gestützten Autorität, vergleichsweise Unmündigen gegenüber, halten mag. Ich kann mir denken, daß in neuerer Zeit die Servilität, deren Gegenstand Manteuffel wegen seiner dienstlichen Stellung in militärischen Kreisen nicht selten ist, sein Selbstgefühl gegen alles, was nicht Vorgesetzter ist, erhöht haben mag. Sein Benehmen brauchte mich daher bei dieser Gelegenheit ebensowenig zu befremden, wie bei frühern, wenn ich es nicht für einen Ausdruck der Gefühle hätte halten müssen, welche die kurz vorher mit Ihnen, Dohna und Massow gehabte Unterredung bei ihm hinterlassen.

Warum schreibe ich Ihnen dies alles? Weil ich meine Verstimmung los werden und von Ihnen eine Versicherung haben möchte, daß zwischen uns alles ist, wie früher, oder wenn nicht, die Gründe davon, damit ich

sie widerlege, wenn ich kann. Ein Hof bleibt immer ein Hof. In den ersten Jahren meiner hiesigen Stellung war ich eine Art von Günstling, und der Sonnenschein des Königlichen Wohlwollens strahlte mir von den Gesichtern der Hofleute zurück. Das ist anders geworden; entweder hat der König gefunden, daß ich ein ebenso alltäglicher Mensch bin, wie alle übrigen, oder er hat Schlechtes von mir gehört, vielleicht Wahres, denn jeder hat seine faulen Stellen unter [der] Haut; kurz, Se. Majestät hat weniger als früher das Bedürfnis, mich zu sehen, die Hofdamen Ihrer Majestät lächeln mir kühler zu als sonst, die Herren drücken mir matter die Hand, die gute Meinung von meiner Brauchbarkeit ist gesunken, nur der Minister M(anteuffel) ist freundlicher gegen mich. Das Gefühl davon habe ich seit 2 bis 3 Jahren crescendo, ohne mich zu wundern; dergleichen passiert jedem, ändert sich auch wieder, und nur einmal bin ich empfindlich darüber gewesen, vor zwei Jahren in Koblenz, wo meine Frau schlecht behandelt wurde. Sie aber, verehrtester Freund, halte ich von jenen kleinen Menschlichkeiten der Hofleute freier, und wenn Ihr Vertrauen zu mir gemindert sein sollte, so bitte ich Sie, mir noch andre Gründe als den Wandel der Hofgunst dafür anzugeben. Es ist mir kein Bedürfnis, von vielen Leuten geliebt zu werden, ich leide nicht an der Zeitkrankheit der love of approbation, und die Gunst des Hofes, wie der Menschen, mit denen ich in Berührung komme, fasse ich mehr vom Standpunkte anthropologischer Naturkunde als von dem des Gefühls auf. Bei dieser Kaltherzigkeit habe ich natürlich wenig Freunde, und das Leben im Auslande entfremdet mich noch so manchen Beziehungen zu Alters- und Standesgenossen, mit denen ich in zufriedenen Lebensverhältnissen verkehrte, bevor ich der Politik verfiel. Um so mehr habe ich das Bedürfnis, vergewissert zu sein, daß dieser fanatische Korporal, der Edwin, nicht in Ihrem Sinne verfuhr, wenn er mich, gleich einem bedenklichen politischen Intriganten, aus Berlin los zu sein wünschte.

Diese Herzensergießung ist natürlich nur für Sie berechnet, und ich wäre nicht so weitschweifig dabei, wenn ich nicht voraussetzte, daß die dermalige geschäftliche Stagnation Ihnen Muße zum Lesen und zur Teilnahme an „Privatgefühlen“ gestattet. Namentlich möchte ich keine Erörterung mit E. Manteuffel; wir können beide leben, ohne uns zu lieben, er in seiner Mördergrube hinter dem Marstall, und ich an dem Wasserfaß der Danaiden in der Eschenheimer Gasse.

Schon am 19. Oktober hatte Bismarck eine lange Unterredung mit dem Prinzen.

Während dieser Tage, also mit der Möglichkeit eines sofortigen Regierungsantritts vor Augen — am 19. Oktober —, machte der Prinz von Preußen mit mir einen langen Spaziergang durch die neuen Anlagen und sprach mit mir darüber, ob er, wenn er zur Regierung komme, die Verfassung unverändert annehmen oder zuvor eine Revision derselben fordern solle. Ich sagte, die Ablehnung der Verfassung würde sich rechtfertigen lassen, wenn das Lehnrecht anwendbar wäre, nach welchem ein Erbe zwar an Verfügungen des Vaters, aber nicht des Bruders gebunden sei. Aus Gründen der Politik aber riete ich, nicht an der Sache zu rühren, nicht Ged. u. Er. I.

die mit einer, wenn auch bedingten Ablehnung verbundene Unsicherheit unsrer staatlichen Zustände herbeiführen. Man dürfe nicht die Befürchtung der Möglichkeit des Systemwechsels bei jedem Thronwechsel hervorrufen. Preußens Ansehen in Deutschland und seine europäische Aktionsfähigkeit würden durch einen Zwist zwischen der Krone und dem Landtage gemindert werden, die Parteinahme gegen den beabsichtigten Schritt in dem liberalen Deutschland eine allgemeine sein. Bei meiner Schilderung der zu befürchtenden Folgen ging ich von demselben Gedanken aus, den ich ihm 1866, als es sich um die Indemnität handelte, zu entwickeln hatte: daß Verfassungsfragen den Bedürfnissen des Landes und seiner politischen Lage in Deutschland untergeordnet wären, ein zwingendes Bedürfnis, an der unsrigen zu rühren, jetzt nicht vorliege; daß für jetzt die Machtfrage und innere Geschlossenheit die Hauptsache sei.

Als ich nach Sanssouci zurückkam, fand ich Edwin Manteuffel besorglich erregt über meine lange Unterhaltung mit dem Prinzen und die Möglichkeit weiterer Einmischung meinerseits. Er fragte mich, weshalb ich nicht auf meinen Posten ginge, wo ich in der gegenwärtigen Situation sehr nötig sein würde. Ich erwiderte: „Ich bin hier viel nötiger".

Die Schwierigkeit der damaligen Zeit lag vor allen Dingen in der Unsicherheit der Stellung, die Prinz Wilhelm antrat, denn seine Regentschaft trug nur einen provisorischen Charakter, so daß von einer selbständigen Politik zunächst nicht die Rede sein konnte. Zu Neujahr 1858 wurde die Stellvertretung auf ein weiteres Vierteljahr erstreckt, obgleich der Zustand des Königs kaum noch eine Hoffnung auf Genesung ließ. Es war sicherlich auf die Bemühungen der Königin Elisabeth und der von Gerlach geführten Regierung zurückzuführen, daß die Herstellung einer definitiven Ordnung nach Möglichkeit hinausgeschoben wurde; und in diesen Kreisen mißtraute man dem Prinzen von Preußen auf das äußerste. Man vermutete vor allem die Einbuße des bisherigen Einflusses auf die Geschäfte, und selbst als ein staatsrechtliches Gutachten des späteren Ministers Friedberg die Notwendigkeit einer endgiltigen Stellungnahme bekundete, wurde die Entscheidung hinausgeschoben.

Die verschiedenartigsten Versuche wurden gemacht, die Frage zu verwirren. So erzählt Bismarck:

Ged. u. Er. I. Im Sommer 1858 war ein ernster Versuch im Werke, die Königin zu veranlassen, die Unterschrift des Königs zu einem Briefe an seinen Bruder zu beschaffen, in dem zu sagen sei, daß er sich wieder wohl genug fühle, um die Regierung zu übernehmen, und dem Prinzen für die geführte Stellvertretung danke. Die letztere war durch einen Brief des Königs eingeleitet worden, konnte also, so argumentierte man, durch einen solchen wieder aufgehoben werden. Die Regierung würde dann, unter Kontrolle

der königlichen Unterschrift durch Ihre Majestät die Königin, von den dazu berufenen oder sich darbietenden Herren vom Hofe geführt werden. Zu diesem Plane wurde mündlich auch meine Mitwirkung in Anspruch genommen, die ich in der Form ablehnte, das würde eine Haremsregierung werden. Ich wurde von Frankfurt nach Baden-Baden gerufen und setzte dort den Prinzen von dem Plane in Kenntnis, ohne die Urheber zu nennen. „Dann nehme ich meinen Abschied!" rief der Prinz. Ich stellte ihm vor, daß das Ausscheiden aus seinen militärischen Aemtern nichts helfen, sondern die Sache schlimmer machen würde. Der Plan sei nur ausführbar, wenn das Staatsministerium dazu stille hielte. Ich riet daher, den Minister Manteuffel, der auf seinem Gute den Erfolg des ihm bekannten Planes abwartete, telegraphisch zu citieren und durch geeignete Weisungen den Faden der Intrigue zu zerschneiden. Der Prinz ging darauf ein. Nach Frankfurt zurückgekehrt, erhielt ich folgenden Brief Manteuffels:

Berlin, den 20. Juli 1858.

Ew. Hochwohlgeboren benachrichtige ich ergebenst, daß es meine Absicht ist, nächsten Donnerstag, den 22. ds. M., morgens früh 7 Uhr von hier nach Frankfurt zu gehen und am folgenden Morgen so zeitig als möglich nach Baden-Baden mich zu begeben. Es würde mir angenehm sein, wenn es Ew. Hochwohlgeboren konvenierte, mich zu begleiten. Wahrscheinlich werden mich meine Frau und mein Sohn begleiten, welche zur Zeit noch auf dem Lande sind, aber morgen hier ankommen.

Ich wünsche nicht, daß in Frankfurt von meiner Durchreise vorher gesprochen werde, wollte mir aber doch erlauben, Ew. Hochwohlgeboren durch diese Zeilen ein kleines Aviso zu geben.

Im Oktober erhielt er dann folgendes Schreiben Manteuffels:

Unsere große Haupt- und Staatsaktion ist inmittelst wenigstens im ersten Akt erledigt. Die Sache hat mir viel Sorge, Unannehmlichkeit und unverdienten Verdruß gemacht. Noch gestern habe ich darüber von Gerlach einen ganz empfindlichen Brief erhalten. Er glaubt, daß damit die Souveränität halb zum Fenster hinausgeworfen sei. Ich kann das beim besten Willen nicht erkennen, meine Vorstellung von der Sache ist folgende: Brief vom 12. 10. 1855.

Wir haben einen dispositionsfähigen, aber regierungsunfähigen König; derselbe sagt sich selbst und muß sich sagen, daß er seit länger als Jahresfrist nicht hat regieren können, daß die Aerzte und er selbst anerkennen müssen, der Zeitpunkt, wo er wieder selbst werde regieren können, lasse sich auch entfernt nicht angeben, daß eine unnatürliche Verlängerung der bisherigen Vollmachtserteilung nicht am Orte und dem Staate eine sich selbst allein verantwortliche Spitze notwendig sei; aus allen diesen Erwägungen giebt der König dem zunächst zur Krone Berufenen den Befehl, das zu thun, was für solchen Fall in der Landesverfassung vorgeschrieben ist. Die Bestimmungen der letzteren, welche gerade in diesem Punkte korrekt und monarchisch abgefaßt sind, werden demnächst zur Anwendung gebracht, und das, wenn auch nach der Erklärung des Königs überflüssige, immerhin aber in der Verfassung mit gutem Grunde vorgeschriebene Landtagsvotum wird eingeholt, aber streng auf Beantwortung

der Frage beschränkt: Ist die Einsetzung einer Regentschaft notwendig? mit anderen Worten: Ist der König mit genügendem Grund von den Geschäften entfernt? Wie man diese Frage verneinen will, ist mir nicht ersichtlich; immerhin wird es noch manche, namentlich formale Schwierigkeit zu überwinden geben. Namentlich fehlt es für die in der Verfassung vorgesehene gemeinschaftliche Sitzung an einer Geschäftsordnung. Diese wird man improvisieren müssen, indessen hoffe ich doch, daß man in etwa 5 Tagen mit der Beschlußfassung zu stande sein wird, so daß dann der Prinz den Eid leisten und die Versammlung schließen können wird. Andere Vorlagen, namentlich solche, welche auf Geldbewilligungen sich beziehen, werden natürlich für diese Sitzung gar nicht beabsichtigt. Wenn Ihre Geschäfte es erlauben, so würde ich wünschen, daß Sie sich zum Landtage hier einfinden und womöglich vor dessen Eröffnung hier sind. Ich höre von wunderbaren Anträgen der äußersten Rechten, die man vielleicht im allgemeinen Interesse, sowie in demjenigen dieser Herren verhindern könnte.

Der Prinz hatte damals, in der Erwartung, daß er am 1. April die selbständige Regentschaft antreten werde, Beratungen begonnen mit seinen Getreuen zur Umwandlung des Ministeriums. Er hatte als Chef den ihm besonders befreundeten Graf v. Alvensleben-Erxleben vorgesehen, und dieser schlug als Minister des Auswärtigen den Frankfurter Gesandten, Herrn v. Bismarck vor. Prinz Wilhelm erteilte hierzu seine Genehmigung, und auch Bismarck erklärte sich bereit.

Bismarck selbst stand in der Frage der Regentschaft auf dem Standpunkt, daß eine lange Dauer des Provisoriums ein Unglück für das Land sei, denn sie befördere die ohnehin vorhandene Tendenz, das staatliche Räderwerk in Gleichgiltigkeit gegen das Resultat maschinenartig fortspielen zu lassen und auf dem Strom der Zeit ohne bewußtes Ziel hinabzutreiben. Auch er verkannte nicht die Schwierigkeit, dies zu ändern. Von dem Prinzen könne man ein lebendiges Eingreifen nicht erwarten, solange er nicht sicher sei, definitiv zu regieren. Nicht der Rechtstitel, auf dessen Grund er die Geschäfte führte, neutralisiere die Aktion der Krone, sondern die Notwendigkeit, dem Könige, wenn er die Regierung wieder ergreife, das Konzept nicht verdorben zu haben. „Wenn Gott“, so schreibt er im Dezember an Gerlach, „dem Könige nicht bald wieder volle Gesundheit giebt, so bleiben wir in einem Zustande der Stagnation, der sich mehr und mehr verknöchert. Die Maschine bleibt in Gang, bleibt aber bewußtloser und toter und das monarchische Prinzip gewinnt dabei nicht.“ In der Kammer wurde merkwürdigerweise

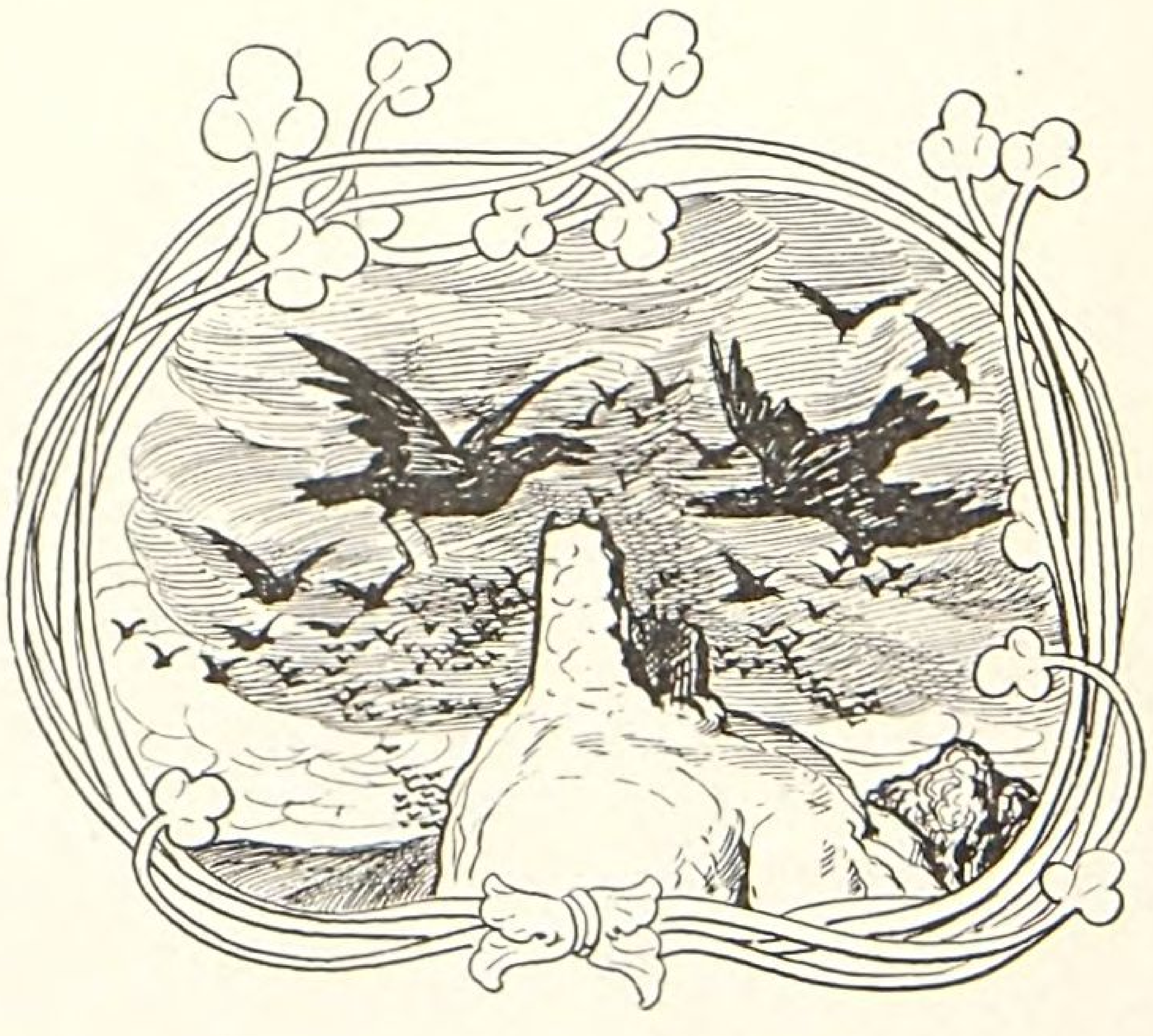
diese Frage nicht erörtert. Sehr begeistert schreibt darüber der brave Abeken:

Selbst nun, als die Sache an höchster Stelle durch den Erlaß vom 7. Oktober (der König hatte das Schreiben mit großer Festigkeit unterzeichnet, kurz nachher aber fand man ihn mit den Händen vor dem Gesicht bitterlich weinend — und wer empfände das nicht mit ihm!) entschieden war, so blieb die Zusammenberufung des Landtages noch ein banger Augenblick, da in den Ständen selbst eine nicht geringe Partei ihre eigene Kompetenz zur Mitwirkung in Frage stellte und man fürchten mußte, durch Diskussion und Zwietracht die ganze Stellung Preußens in einem Augenblick zu kompromittieren, wo die höchste Einmütigkeit not that. Aber Preußen hat sich wieder bewährt in der Stunde der Not. Mit vollkommener Einmütigkeit ist das Rechte geschehen, die extremsten, widerspenstigsten Elemente beider Seiten haben ihren Widerspruch aufgegeben, und mit voller Einstimmigkeit, ohne Diskussion und Streit, ist der Beschluß gefaßt, der die Notwendigkeit der Regentschaft anerkennt und somit die Handlungsweise des Prinz-Regenten sanktioniert. Dadurch ist das, was unter anderen Umständen und in anderen Ländern ein Element der Schwäche zu sein pflegt, eine Regentschaft, bei uns durch die Loyalität und Uneigennützigkeit des von jedem Ehrgeiz freien Regenten und durch die einmütige Teilnahme des Volkes zu einem Element erneuter Stärke geworden. Die Kombination Alvensleben scheiterte an der betrübenden Thatsache, daß der wackere Mann plötzlich nach kurzer Krankheit starb.

Heinr. Abeken, Ein schlichtes Leben.

Erst nach dreimaliger Verlängerung des Provisoriums wurde die Regentschaft endgiltig bestimmt. Der Augenblick des Ueberganges war erschütternd. Auf ärztlichen Rat war beschlossen worden, daß der König den Winter in Italien zubringe. An einem Tage, wo seine Stimmung freier war, am 7. Oktober, sagte ihm, wie Sybel berichtet, die Königin, da ihr Aufbruch zu einer längeren Abwesenheit bevorstehe, müsse der Prinz doch wohl eine größere Machtbefugnis erhalten und Regent werden. Der König äußerte ruhig seine Zustimmung, und so legte sie ihm die Urkunde zur Unterschrift vor. Der König las sie schweigend, unterzeichnete sie, stets schweigend, dann schlug er beide Hände vor das Gesicht, brach in einen Thränenstrom aus und verließ das Zimmer. Nach der Entscheidung schrieb der Prinz seiner Gemahlin: „Es ist also geschehen! Gott gebe seinen Segen zu dem ernsten Werke, was nun durch mich für das Vaterland beginnt. Du kannst denken, in welcher Aufregung ich bin, und wie ich nur im Gebet mich stärken und kräftigen konnte und mich Gottes Barmherzigkeit anheimgebe.“ Er schloß mit der Bitte, daß die Gattin für ihn und das Vaterland und das schmerzlich berührte Königspaar beten möge.

Somit scheidet Friedrich Wilhelm IV. aus dem Kreis der Geschichte. Bismarck hatte ihm treu gedient, wie er seinem späteren Herrn treu gedient hat. Aber der entscheidende Einfluß des leitenden Staatsmannes hat ihm noch gefehlt. Friedrich Wilhelm glich jenem Baum, der reiche prangende Früchte trägt, dessen Früchte aber die Mühe des Gärtners nicht entlohnen. Aller Menschenkenntnis bar, hatte er eine höchst unglückliche Hand in der Wahl seiner Ratgeber gezeigt, eine wunderliche Neigung, bedeutende Männer an die falsche Stelle zu senden oder sie rasch zu vernutzen. Er verstand nicht seine Zeit, und das Volk verstand nicht seinen König. Im letzten Grunde aber war sein Charakter eine leichte, feine Blüte der langen Epoche ästhetischer Ueberschwenglichkeit, die eben erst überwunden war. Solche Charaktere können gedeihen in weichen Zeiten; sie müssen der Vernichtung verfallen, wenn sie in eine Zeit gestellt werden, die Männer von Eisen erfordert. Die Krone des Deutschen Reiches hat Friedrich Wilhelm zurückgewiesen, sie war dem Haupte Hamlets zu schwer, und trauernd kehrten die Männer der Paulskirche in das Frankfurter Parlament zurück. Erst nach zwei Jahrzehnten erstand das Kaisertum, von Eisen geschaffen und mit Blut gekittet. Da war aber das weiche Herz des ältesten Sohnes der Königin Luise längst gebrochen, auf der Kommandobrücke stand Wilhelm und am Steuer Otto v. Bismarck.





Zehntes Kapitel.

Die Petersburger Zeit.

In Frankfurt hat sich Bismarck aus dem jungen konservativen Politiker, als der er sieben Jahre vorher dort hingegangen war, nicht nur zu einem Diplomaten entwickelt, der das ganze Gebiet der Routine beherrschte, sondern er hatte auch einen tiefen Einblick gewonnen in die inneren Zusammenhänge, in die Persönlichkeiten und Notwendigkeiten. Immer fester war seine Ueberzeugung geworden, daß die nationale Entwickelung Preußens und Deutschlands hindrängte zu einer kriegerischen Entscheidung mit Oesterreich; seine Jugendillusionen wurden zerstört durch den Einblick in die Thatsache, daß Oesterreich nie etwas anderes suchen werde als die Erniedrigung Preußens, schnell erkannte er die ganze Hinterlist und Treulosigkeit der Wiener Diplomaten. In seinen Berichten und Briefen, die gerade aus Frankfurt in großer Fülle vorliegen, spricht er seine geheimsten Gedanken für die Zukunft zuerst nur selten aus. Er weiß, daß die Ideen, die in Berlin lebendig sind, seinen eigenen Auffassungen noch auf das entschiedenste widerstreben, und doch fällt schon am Schluß seiner Thätigkeit in dem Briefe an Schleinitz das Wort von „Blut und Eisen", und die scheinbaren Sympathien, die ihn an Napoleon knüpfen, sind im Grunde nichts anderes als das Ergebnis

jener realpolitischen Auffassung, die nicht mit doktrinären Meinungen, sondern mit den Erfordernissen des Tages arbeitet. Das trennte ihn frühzeitig von seinen alten Freunden, vor allem von Gerlach und den Konservativen, die in ihm fast einen revolutionären Brutus witterten. Aber jene Frankfurter Zeit schaffte zuletzt schon ein inniges und vertrauensvolles Verhältnis zwischen dem jungen Staatsmann und seinem späteren vielgeliebten alten Herrn. Das Mißtrauen, das der Prinzregent gegen alles hegt, was mit der Kreuzzeitung zusammenhängt, schwindet in dem gleichen Maße, in dem Bismarck sich innerlich selbst von dieser Partei lossagt. Schon frühzeitig konnten beide Männer, die einst die Zeit des Glückes über ihr Vaterland heraufführen sollten, in der deutschen Frage zusammengehen, wenn auch in den Einzelheiten noch manches Hindernis zu besiegen war. Prinz Wilhelm hatte schon im Jahre 1850 den Satz niedergeschrieben: „Preußens geschichtliche Entwickelung deutet darauf hin, daß es berufen ist, dereinst an die Spitze Deutschlands zu treten.“ In diesem Satze liegt auch das Glaubensbekenntnis Bismarcks; er blieb ihm treu in den folgenden Jahren rastloser Arbeit, und er führte ihn zur Wirklichkeit.

Die letzten Jahre der Regierung Friedrich Wilhelms IV. standen unter der dunklen Wolke seiner schweren geistigen Erkrankung. Die Regentschaft seines Bruders litt auf das schwerste unter der Thatsache, daß alle Regierungshandlungen wenigstens in den ersten Jahren nur einen provisorischen Charakter trugen. Erst in dem Ministerium der „neuen Aera“ trat eine selbständige Politik des Prinzregenten hervor. Aber ein entscheidender Einfluß in offizieller Form blieb auch dann noch dem Frankfurter Diplomaten vorenthalten. In das Ministerium trat als Vertreter der auswärtigen Angelegenheiten ein Mann ein, der schon damals vielleicht nur geringe Sympathien für Bismarck besaß, später jedenfalls von dem immer höher steigenden Staatsmann als einer seiner bittersten Feinde betrachtet wurde. Charakteristisch ist schon die Thatsache, daß Herr v. Schleinitz, als ihn Bismarck nach seiner Abberufung auf der Reise nach Petersburg besuchte und um Urlaub bat, seinem Untergebenen die Antwort gab: „Mein verehrter Herr v. Bismarck, ich weiß, daß Sie Ihren hiesigen Urlaub dazu benutzen, mich zu stürzen, und daß Sie zu diesem Zwecke eine Verlängerung Ihres Urlaubes nachsuchen. Ich wünsche Ihnen den besten Erfolg und erteile Ihnen hiermit den erbetenen Urlaub.“

Bismarck selbst hat damals sicherlich geglaubt, daß seines Weilens im diplomatischen Dienste nicht lange sein werde; er hat auch später die Entsendung nach Petersburg als eine Art Kaltstellung betrachtet, so hoch auch der dortige Posten in der diplomatischen Rangordnung stehen mochte.

Das sprach Bismarck auch offen aus in der entscheidenden Unterredung mit dem Prinzregenten:

Im Januar 1859 machte mir auf einem Balle bei Moustier oder Karolyi der Graf Stillfried scherzhafte Anspielungen, aus denen ich schloß, daß meine schon mehrmals geplante Versetzung von Frankfurt nach Petersburg erfolgen werde, und fügte dazu die wohlwollende Bemerkung: Per aspera ad astra. Die Wissenschaft des Grafen beruhte ohne Zweifel auf seinen intimen Beziehungen zu allen Katholiken im Haushalte der Prinzessin, vom ersten Kammerherrn bis zum Kammerdiener. Meine Beziehungen zu den Jesuiten waren damals noch ungetrübt, und ich besaß noch Stillfrieds Wohlwollen. Ich verstand die durchsichtige Anspielung, begab mich am folgenden Tage (26. Januar) zu dem Regenten und sagte offen, ich hörte, daß ich nach Petersburg versetzt werden sollte, und bat um Erlaubnis, mein Bedauern darüber auszusprechen, in der Hoffnung, daß es noch rückgängig gemacht werden könnte. Die erste Gegenfrage war: „Wer hat Ihnen das gesagt?“ Ich erwiderte, ich würde indiskret sein, wenn ich die Person nennen wollte, ich hätte es aus dem Jesuitenlager gehört, mit dem ich alte Fühlung hätte, und ich bedauerte es, weil ich glaubte, in Frankfurt, in diesem Fuchsbau des Bundestages, dessen Ein- und Ausgänge ich bis auf die Notröhren kennen gelernt hätte, brauchbarere Dienste leisten zu können als irgend einer meiner Nachfolger, der die sehr komplizierte Stellung, die auf den Beziehungen zu vielen Höfen und Ministern beruhe, erst wieder kennen lernen müsse, da ich meine achtjährige Erfahrung auf diesem Gebiete, die ich in bewegten Zuständen gemacht, nicht vererben könnte. Mir wäre jeder deutsche Fürst und jeder deutsche Minister und die Höfe der bundesfürstlichen Residenzen persönlich bekannt, und ich erfreute mich, so weit es für Preußen erreichbar sei, eines Einflusses in der Bundesversammlung und an den einzelnen Höfen. Dieses erworbene und erkämpfte Kapital der preußischen Diplomatie würde zwecklos zerstört durch meine Abberufung von Frankfurt. Die Ernennung von Usedom werde das Vertrauen der deutschen Höfe abschwächen, weil er unklar liberal und mehr anekdotenerzählender Höfling als Staatsmann sei; und Frau v. Usedom würde uns durch ihre Excentricität Verlegenheit und unerwünschte Eindrücke in Frankfurt zuziehen. Ged. u. Er. I.

Worauf der Regent: Das ist es ja eben, daß die hohe Befähigung Usedoms sich nirgendwo anders verwerten läßt, weil seine Frau an jedem Hofe Verlegenheiten herbeiführen würde. Letzteres geschah nicht bloß an Höfen, sondern auch in dem duldsamen Frankfurt, und die Unannehmlichkeiten, welche sie in Ueberschätzung ihrer gesandtschaftlichen Prärogative Privatleuten bereitete, arteten bis zu öffentlichen Skandalosen aus. Aber Frau v. Usedom war geborene Engländerin und fand deshalb bei der

Inferiorität des deutschen Selbstgefühls bei Hofe eine Nachsicht, deren sich keine deutsche Frau zu erfreuen gehabt haben würde.

Meine Erwiderung dem Regenten gegenüber lautete ungefähr: Dann ist es also ein Fehler, daß ich nicht auch eine taktlose Frau geheiratet habe, sonst würde ich auf den Posten, auf dem ich mich heimisch fühle, denselben Anspruch habe wie Graf Usedom.

Darauf der Regent: Ich begreife nicht, wie Sie die Sache so bitter auffassen können; Petersburg hat doch immer für den obersten Posten der preußischen Diplomatie gegolten, und Sie sollten es als einen Beweis hohen Vertrauens aufnehmen, daß ich Sie dahin schicke.

Darauf ich: Sobald Ew. Königliche Hoheit mir dieses Zeugnis geben, so muß ich natürlich schweigen, kann aber doch bei der Freiheit des Wortes, die Ew. Königliche Hoheit mir jederzeit gestattet haben, nicht umhin, meine Sorge über die heimische Situation und ihren Einfluß auf die deutsche Frage auszusprechen. Usedom ist ein brouillon, kein Geschäftsmann. Seine Instruktion wird er von Berlin erhalten; wenn Graf Schlieffen Dezernent für deutsche Sachen bleibt, so werden die Instruktionen gut sein; an ihre gewissenhafte Ausführung glaube ich bei Usedom nicht.

Die Unterhaltung nahm dann folgenden Endverlauf:

Nachdem ich mich über den bundestäglichen Posten geäußert, ging ich auf die Gesamtsituation über und sagte: Ew. Königliche Hoheit haben im ganzen Ministerium keine einzige staatsmännische Kapazität, nur Mittelmäßigkeiten, beschränkte Köpfe.

Der Regent: Halten Sie Bonin für einen beschränkten Kopf?

Ich: Das nicht; aber er kann nicht ein Schubfach in Ordnung halten, viel weniger ein Ministerium. Und Schleinitz ist ein Höfling, kein Staatsmann.

Der Regent empfindlich: Halten Sie mich etwa für eine Schlafmütze? Mein auswärtiger Minister und mein Kriegsminister werde ich selbst sein; das verstehe ich.

Ich deprezierte und sagte: Heutzutage kann der fähigste Landrat seinen Kreis nicht verwalten, ohne einen intelligenten Kreissekretär und wird immer auf einen solchen halten; die preußische Monarchie bedarf des Analogen in viel höherem Maße. Ohne intelligente Minister werden Ew. Königliche Hoheit in dem Ergebnis keine Befriedigung finden. Das Innere berührt mich weniger; aber wenn ich an Schwerin denke, so habe ich auch meine Sorgen. Er ist ehrlich und tapfer und würde, wenn er Soldat wäre, wie sein Vorfahr bei Prag fallen; aber ihm fehlt die Besonnenheit. Sehen Ew. Königliche Hoheit sein Profil an; dicht über den Augenbrauen springt die Schnelligkeit der Konzeption hervor, die Eigenschaft, welche die Franzosen mit primesautier bezeichnen, aber darüber fehlt die Stirn, in welcher die Phrenologen die Besonnenheit suchen. Schwerin ist ein Staatsmann ohne Augenmaß und hat mehr Fähigkeit einzureißen als aufzubauen.

Die Beschränktheit der Uebrigen gab mir der Prinz zu. Im ganzen blieb er bei dem Bestreben, mir meine Mission nach Petersburg im Lichte einer Auszeichnung erscheinen zu lassen, und machte mir den Eindruck, als fühle er eine Erleichterung, daß auf diese Weise die auch für ihn unerfreu-

liche Frage meiner Versetzung durch meine Initiative der Besprechung erledigt war. Die Audienz endete in gnädiger Form auf seiten des Regenten und auf meiner Seite mit dem Gefühl ungetrübter Anhänglichkeit an den Herrn und gesteigerter Geringschätzung gegen die Streber, deren von der Prinzessin unterstützten Einflüssen er damals unterlag.

Seine Stimmung wurde auch nicht verbessert durch die Zwischenträgereien, die sich gegen ihn, der im Grunde eigentlich allmählich außerhalb aller Parteien stand, besonders gern richteten. Die häusliche Stimmung der Uebergangszeit charakterisiert ein Brief an seine Schwester, die „geliebte Malle“:

Johanna ist heute früh mit den Kindern hier eingetroffen, Gott sei Dank gesund, aber nicht heiter. Sie ist niedergedrückt von allen den politischen Aengsten, die man ihr in Pommern und Berlin eingeflößt hat, und ich bemühe mich vergebens, ihr die gebührende Heiterkeit einzuflößen. Es ist der natürliche Verdruß der Hausfrau auch dabei mit im Spiel, wenn es zweifelhaft wird, ob man in einem eben mit Mühe und Kosten neu eingerichteten Hause bleiben wird. Sie kam mit dem Glauben hier an, daß ich den Abschied sofort nehmen würde. Ich weiß nicht, ob man ihn mir nicht ungefordert giebt oder mich so versetzt, daß ich ihn anstandshalber nehmen muß. Bevor ich es aber freiwillig thue, will ich doch erst abwarten, daß das Ministerium Farbe zeigt. Brief vom 12. 11. 1858.

Wenn die Herren die Fühlung der konservativen Partei behalten, sich aufrichtig um Verständigung und Frieden im Innern bemühen, so können sie in unseren auswärtigen Verhältnissen einen unzweifelhaften Vorzug vor Manteuffel haben, und das ist mir viel wert: denn wir „waren heruntergekommen und wußten doch selber nicht wie“. Das fühlte ich hier am empfindlichsten. Ich denke mir, daß man den Fürsten v. H. gerade deshalb an die Spitze gestellt hat, um eine Garantie gegen eine Parteiregierung und gegen Rutschen nach links zu haben. Irre ich mich darin, oder will man über mich lediglich aus Gefälligkeit für Stellenjäger disponieren, so werde ich mich unter die Kanonen von Schönhausen zurückziehen und zusehen, wie man in Preußen auf linke Majoritäten gestützt regiert, mich auch im Herrenhause bestreben, meine Schuldigkeit zu thun. Abwechslung ist die Seele des Lebens, und hoffentlich werde ich mich um 10 Jahre verjüngt fühlen, wenn ich mich wieder in derselben Gefechtsposition befinde, wie 48—49. Wenn ich die Rollen des Gentleman und des Diplomaten nicht mehr mit einander verträglich finde, so wird mich das Vergnügen oder die Last, ein hohes Gehalt mit Anstand zu depensieren, keine Minute in der Wahl beirren. Zu leben habe ich, nach meinen Bedürfnissen, und wenn mir Gott Frau und Kind gesund erhält wie bisher, so sage ich: „vogue la galère“, in welchem Fahrwasser es auch sein mag. Nach 30 Jahren wird es mir wohl gleichgiltig sein, ob ich jetzt Diplomat oder Landjunker spiele, und bisher hat die Aussicht auf frischen ehrlichen Kampf, ohne durch irgend eine amtliche Fessel geniert zu sein, gewissermaßen in politischen Schwimmhosen, fast ebensoviel Reiz für mich, als die Aussicht auf ein fortgesetztes Regime von Trüffeln, Depeschen und Groß-

kreuzen. Nach neune ist alles vorbei, sagt der Schauspieler. Mehr als diese meine persönlichen Empfindungen kann ich Dir bisher nicht melden, das Rätsel vom 6. steht auch mir noch ungelöst gegenüber, und Olympia mit ihrem Gemahl hat sich allerdings gerade meinen Posten als Ziel ihrer lebhaftesten Bestrebungen ausersehen. Eine besondere Freude habe ich einstweilen am Bunde; alle die Herren, die noch vor sechs Monaten meine Abberufung als Erfordernis der deutschen Einheit verlangten, zittern jetzt bei dem Gedanken, mich hier zu verlieren; Usedom winkt als Schreckbild 48er Reminiscenz, und sie sind wie ein Taubenschlag, der den Marder merkt, so verängstigt vor Demokratie, Barrikade, Parlament und Radowitz. — Rechberg sinkt mir gerührt in die Arme und sagt mit krampfhaftem Händedruck: „wir werden wieder auf ein Feld gedrängt werden". Der Franzose natürlich, aber selbst der Engländer sieht uns für Brandstifter an, und der Russe fürchtet, daß der Kaiser an unserm Beispiel in seinen Reformplänen irre werden würde. Ich sage allen natürlich: „Nur ruhig Blut, die Sache wird sich schon machen", und habe die Genugthuung, daß sie antworten: „Ja wenn Sie hier blieben, da hätten wir eine Garantie, aber Usedom!" Wenn dem nicht die Ohren in diesen Tagen frankfurtisch klingen, so hat er kein Trommelfell. Er ist hier in acht Tagen aus einem achtbaren liberal Konservativen in der Einbildung seiner eventuellen Kollegen zu einem brandrot getigerten Helfershelfer von Kinkel und d'Ester degradiert. Der Bamberger Diplomat spricht von einer kontinentalen Assekuranz gegen preußische Brandstiftung, Dreikaiserbündnis gegen uns und neues Olmütz mit „thatsächlichen Garantien". Kurz, es fängt an, weniger langweilig in der politischen Welt zu werden. Meine Kinder rufen: „Pietsch kommt", in der Freude, daß ich einen Schönhauser Diener dieses Namens habe, und es scheint, daß die Ankunft dieses Pütsch (ein Zwickäuer Pietsch) und des Kometen in der That nicht ohne Vorbedeutung war. Lebe herzlich wohl, mein sehr Geliebtes, und grüße Oskar; er soll nur die Ohren nicht hängen lassen, es ist doch alles Kaff.

Dein treuer Bruder

v. B.

Noch am 10. Dezember wußte Bismarck nichts Näheres über sein Schicksal; er schreibt an diesem Tage aus Frankfurt:

Brief vom 10. 12. 1858.

Ueber meine Versetzung oder Entlassung ist wieder alles still; eine Zeit lang schien mir Petersburg sicher, und ich hatte mich mit dem Gedanken so vertraut gemacht, daß ich eigentlich Enttäuschung fühlte, als es hieß, daß ich hier bleiben würde. Es wird hier wohl schlechtes Wetter, politisches, geben, welches ich recht gern im Bärenpelz bei Kaviar und Elenjagd abwarte. Ich werde im Winter schwerlich nach Berlin kommen; sehr schön wäre es, wenn Ihr uns hier besuchen wolltet, ehe ich an der Newa kalt gestellt werde. Herzliche Grüße.

Dein treuer Bruder.

Die Ernennung Bismarcks zum Gesandten in Petersburg erfolgte erst am 29. Januar 1859. Sein letzter Bericht aus Frankfurt be-

schäftigt sich mit der italienischen Frage, deren Entwickelung ja alsbald so außerordentliche Konsequenzen nach sich ziehen sollte; aber erst im März verließ Bismarck die Stadt am Main, um seinen neuen Posten anzutreten. Sehr hoffnungsvoll sah er, namentlich in materieller Beziehung, seinem neuen Amte nicht entgegen; so schreibt er an den Bruder:

Eine Wohnung ist in Petersburg nicht. Werther gab bisher 6400 Thlr. Miete, ohne Möbel. Für den Umzug und die neue Einrichtung giebt man mir 3000 Thlr.; darüber hinaus werde ich meinen baren Schaden auf über 10000 anschlagen können, vielleicht mehr, da der Luxus in Einrichtungen dort viel größer ist. Ich nehme vieles von hier mit, zu Wasser; die Anschaffungen dort sollen unerschwinglich sein. Ich muß sehen, wie ich später durch Ersparnisse wieder zu meiner Auslage komme. Das Gehalt ist 33000 Thlr. Unter gewöhnlichen Umständen sollte man damit leben können.

Auf der Durchreise durch Berlin sprach Bismarck auch den Herrn v. Unruh, den früheren Präsidenten der preußischen Nationalversammlung. In dieser charakteristischen Unterhaltung zeigte zum Erstaunen des liberalen Politikers Bismarck sein Programm, in dem er als seinen Grundgedanken die Entfernung Oesterreichs aus Deutschland bezeichnete.

Hierbei erwähnte Bismarck weiter, daß er einen nicht unbedeutenden Einfluß auf den Prinzregenten zu besitzen glaube, und daß ihm anscheinend auch mehreremale gelungen sei, den Prinzregenten von der Richtigkeit dieser Anschauungen zu überzeugen. Aber er könne als Gesandter nicht alle Tage zum Regenten gehen. Wenn er ihn nach einiger Zeit wieder spreche, so habe der Prinz gegen Bismarcks Ratschläge neue Bedenken, denen er seinerseits deutlich anhöre, ob dieselben von Schleinitz oder Auerswald herrührten. Dann klagte Bismarck über die anmaßliche Rolle der Mittel- und Kleinstaaten, welche in den einzelnen Fragen den Ausschlag zu geben und Bedingungen zu stellen suchten. Sie wüßten zwar wohl, daß sie im engen Anschluß an Oesterreich nach dessen Pfeife würden tanzen müssen, aber das fürchteten sie nicht, weil die österreichische Pfeife die ihrige sei, aber nicht die preußische. Soviel stände fest, Preußen sei vollständig isoliert. Es gebe nur einen Alliierten für Preußen, wenn es denselben zu erwerben und behandeln verstünde. — Begierig fragte Herr v. Unruh: welchen Alliierten Bismarck meine. — Er erwiderte: „Das deutsche Volk!" — Als Unruh bei diesen Worten verblüfft dreinblickte, lachte Bismarck. Unruh bemerkte nun, daß er über den Ausspruch selbst nicht verwundert sei, sondern darüber, denselben aus Bismarcks Munde zu hören. — „Nun, was denken Sie denn?" rief da Bismarck. „Ich bin (zwar) derselbe Junker, wie vor zehn Jahren, als wir uns in der Kammer kennen lernten, aber ich müßte kein Auge und keinen Verstand im Kopf haben, wenn ich die wirkliche Lage der Verhältnisse nicht klar erkennen könnte!" — „Wenn Sie das im

Hans Blum, Band II.

stande sind, auch gegen Ihre persönliche Neigung", bemerkte nun Unruh, „wenn Sie die gefährliche Lage Preußens so scharf aufzufassen vermögen und die geeigneten Mittel mit solcher Sicherheit angeben, dann wären Sie mir als preußischer auswärtiger Minister viel lieber als Herr v. Schleinitz, den man nicht für energisch hält."

Kurz vor der Abreise hatte Bismarck noch ein merkwürdiges Erlebnis:

Ged. u. Er. I. Während des Aufenthaltes in Berlin hatte ich Gelegenheit, von der Verwendung der österreichischen geheimen Fonds, der ich bis dahin nur in der Presse begegnet war, einen praktischen Eindruck zu gewinnen. Der Bankier Levinstein, welcher seit Jahrzehnten bei meinen Vorgesetzten und in deren vertraulichen Aufträgen in Wien und Paris mit den Leitern der auswärtigen Politik und mit dem Kaiser Napoleon in Person verkehrt hatte, richtete am Morgen des Tages, auf den meine Abreise festgesetzt war, das nachstehende Schreiben an mich:

„Ew. Excellenz erlaube ich mir noch hiermit ganz ergebenst gutes Glück zu Ihrer Reise und Ihrer Mission zu wünschen, hoffend, daß wir Sie bald wieder hier begrüßen werden, da Sie im Vaterlande wohl nützlicher zu wirken vermögen als in der Ferne.

Unsere Zeit bedarf der Männer, bedarf Thatkraft, das wird man hier vielleicht etwas zu spät einsehen. Aber die Ereignisse in unserer Zeit gehen rasch, und ich fürchte, daß für die Dauer doch der Friede kaum zu erhalten sein wird, wie man auch für einige Monate kitten wird.

Ich habe heut eine kleine Operation gemacht, die, wie ich hoffe, gute Früchte tragen soll, ich werde später die Ehre haben, sie Ihnen mitzuteilen. —

In Wien ist man sehr unbehaglich wegen Ihrer Petersburger Mission, weil man Sie für prinzipiellen Gegner hält.

Sehr gut wäre es, dort ausgesöhnt zu sein, weil doch früher oder später jene Mächte sich mit uns gut verstehen werden.

Wollen Ew. Excellenz nur in einigen beliebigen Zeilen an mich sagen, daß Sie persönlich nicht gegen Oesterreich eingenommen sind, so würde das von unberechenbarem Nutzen sein. Herr v. Manteuffel sagt immer, ich sei zähe in der Ausführung einer Idee und ruhe nicht, bis ich zum Ziele gekommen — doch fügte er hinzu, ich wäre weder ehr= noch geldgeizig. Bis jetzt, Gott sei Dank, ist es mein Stolz, daß noch niemand aus einer Verbindung mit mir irgend einen Nachteil gehabt.

Für die Dauer Ihrer Abwesenheit biete ich Ihnen meine Dienste zur Besorgung Ihrer Angelegenheiten, sei es hier oder sonstwo, mit Vergnügen an. Uneigennütziger und redlicher sollen Sie gewiß anderswo nicht bedient werden.

Mit aufrichtiger Hochachtung bin ich

Ew. Excellenz
ganz ergebenster
B. 23./3. 59. Levinstein."

Ich ließ den Brief unbeantwortet und erhielt im Laufe des Tages, vor meiner Abfahrt zum Bahnhofe, im Hôtel Royal, wo ich logierte, den

Besuch des Herrn Levinstein. Nachdem er sich durch Vorzeigung eines eigenhändigen Einführungsschreibens des Grafen Buol legitimiert hatte, machte er mir den Vorschlag zur Beteiligung an einem Finanzgeschäft, welches mir „jährlich 20000 Thlr. mit Sicherheit" abwerfen würde. Auf meine Erwiderung, daß ich keine Kapitalien anzulegen hätte, erfolgte die Antwort, daß Geldeinschüsse zu dem Geschäft nicht erforderlich seien, sondern daß meine Einlage darin bestehen würde, daß ich mit der preußischen auch die österreichische Politik am russischen Hofe befürwortete, weil die fraglichen Geschäfte nur gelingen könnten, wenn die Beziehungen zwischen Rußland und Oesterreich günstig wären. Mir war daran gelegen, irgendwelches schriftliche Zeugnis über dieses Anerbieten in die Hand zu bekommen, um dadurch dem Regenten den Beweis zu liefern, wie gerechtfertigt mein Mißtrauen gegen die Politik des Grafen Buol war. Ich hielt deshalb dem Levinstein vor, daß ich bei einem so bedenklichen Geschäft doch eine stärkere Sicherheit haben müßte als seine mündliche Aeußerung auf Grund der wenigen Zeilen von der Hand des Grafen Buol, die er an sich behalten habe. Er wollte sich nicht dazu verstehen, mir eine schriftliche Zusage zu beschaffen, erhöhte aber sein Anerbieten auf 30000 Thlr. jährlich. Nachdem ich mich überzeugt hatte, daß ich schriftliches Beweis-Material nicht erlangen würde, ersuchte ich Levinstein, mich zu verlassen, und schickte mich zum Ausgehen an. Er folgte mir auf die Treppe unter beweglichen Redensarten über das Thema: „Sehen Sie sich vor, es ist nicht angenehm, die Kaiserliche Regierung zum Feinde zu haben." Erst als ich ihn auf die Steilheit der Treppe und auf meine körperliche Ueberlegenheit aufmerksam machte, stieg er vor mir schnell die Treppe hinab und verließ mich.

Dieser Unterhändler war mir persönlich bekannt geworden durch die Vertrauensstellung, welche er seit Jahren im Auswärtigen Ministerium eingenommen, und durch die Aufträge, welche er von dort für mich zur Zeit Manteuffels erhielt. Er pflegte seine Beziehungen in den unteren Stellen durch übermäßige Trinkgelder.

Als ich Minister geworden war und das Verhältnis des Auswärtigen Amts zu Levinstein abgebrochen hatte, wurden wiederholt Versuche gemacht, dasselbe wieder in Gang zu bringen, namentlich von dem Konsul Bamberg in Paris, der mehrmals zu mir kam und mir Vorwürfe darüber machte, daß ich einen „so ausgezeichneten Mann", der eine solche Stellung an den europäischen Höfen habe, wie Levinstein, so schlecht behandeln könnte.

Am 23. März trat Bismarck seine beschwerliche Reise nach Petersburg an. Die Verbindungen in jener Zeit waren nicht gerade erfreulich, denn die Eisenbahn führte nur bis Königsberg, von wo aus die Fahrt im Wagen fortgesetzt werden mußte. Man brauchte 96 Stunden allein, um bis an die Grenze zu gelangen. Am 28. war Pskow erreicht, und von hier aus schreibt der gemarterte Reisende an die Gattin folgenden Brief:

. . . . Rußland hat sich unter unseren Rädern gedehnt, die Werste bekamen Junge auf jeder Station, aber endlich sind wir im Eisenbahnhafen. 96 Stunden von Königsberg ohne Aufenthalt gefahren, nur in Kowno Brief vom 28. 3. 1859.

schliefen wir 4 Stunden und 3 in Egypten (Station bei Dünaburg), ich glaube, es war vorgestern. Jetzt ist mir sehr wohl, nur die Haut brennt mir, da ich fast die ganze Nacht draußen saß und wir zwischen 1 und 12 Grad Kälte wechselten. Wir hatten so tiefen Schnee, daß wir mit 6 bis 8 Pferden buchstäblich stecken blieben und aussteigen mußten. Noch schlimmer waren die glatten Berge, besonders hinunter; auf 20 Schritt brauchten wir eine Stunde, weil viermal die Pferde stürzten und sich 8 untereinander verwickelten; dazu Nacht und Wind, eine rechte Winterreise in Natur. Auf meinem Außensitz war nicht zu schlafen, schon der Kälte wegen, aber besser doch in der Luft, den Schlaf hole ich nach; der Niemen war frei, die Wilija, ein Dir schwerlich bekanntes Wasser, aber so breit wie der Main und reißend, ging mit Eis; die Düna hatte nur eine freie Stelle, wo wir mit 4 Stunden Warten und 3 Stunden Arbeit hinüberkamen. Die ganze Gegend ist ziemlich wie in Vorpommern, ohne Dörfer, meist wie zwischen Bütow und Berent, einige gute Wälder, die Mehrzahl aber den Neu-Kolziglowschen Fichten ähnlich. Viel Birkenwälder, meilenweite Sümpfe, schnurgerade Chaussee, alle 14 bis 22 Werst ein Posthof, wie Hornskrug, jeder gut eingerichtet, alles mögliche zu haben und alles geheizt; jedermann sehr höflich und der Dienst pünktlich, nur jenseit Dünaburg zu wenig Pferde, auf einer Station bei Kowna 3 Stunden gewartet und dann müde Tiere. Wo der Weg gut war, liefen sie ausgezeichnet, halbe Meilen Carriere mit dem großen, schweren Wagen; aber ziehen können sie nicht, wo es schwer geht, so fixe Kerle auch die Postillone sind. Der gemeine Mann gefällt mir überhaupt dem ersten Anblick nach. Es ist jetzt 6, wir haben eben diniert; mir gegenüber, ich schreibe auf dem Tischtuch, sitzt * und raucht gedankenvoll. . . .

Endlich war Petersburg erreicht, nach einer Fahrt, die durch den starken Schneefall noch besonders beschwerlich geworden war. Auch über diesen Teil der Fahrt haben wir eine plastische Darstellung aus Bismarcks Feder, sowohl in seinem Briefe an die Schwester wie in einem späteren Schreiben an den Bruder:

Mein liebes Schwesterherz.

Brief vom 31. 3. 1859.

Seit vorgestern früh bin ich hier im Hotel Demidoff warm und trocken untergebracht, aber nicht ohne Anstrengung bin ich so weit gelangt. Kaum hatte ich heute vor acht Tagen Königsberg passiert, so stellte sich das lebhafteste Schneegestöber ein, und ich habe seitdem die natürliche Farbe der Erdoberfläche noch nicht wiedergesehen. Schon bei Insterburg fuhr ich mit Kurierpferden 1 Stunde auf die Meile. In Wirballen fand ich eine Mallepost, deren Inneres aber zu eng für meine Länge war, ich tauschte daher mit Engel und habe die ganze Reise im Außensitz gemacht, der vorn offen ist; schmale Bank mit spitzwinkliger Anlehnung, so daß, auch abgesehen von der Kälte, die nachts bis 12° stieg, nicht zu schlafen war. Ich beharrte in dieser Lage von Freitag früh bis Montag Abend, und außer der ersten und letzten Eisenbahnnacht habe ich von Mittwoch früh bis Dienstag abend nur 3 Stunden in Kowno und 2 Stunden auf einem Sofa eines Stationshauses geschlafen. Die Haut im Gesicht blätterte mir ab, als ich

ankam. Die Fahrt dauerte so lange wegen tiefen Schnees, der frisch gefallen war, ohne Schlittenbahn zu machen; mehrmals mußten wir aussteigen und zu Fuß gehen, weil 8 Pferde den Wagen absolut stecken ließen. Die Düna war gefroren, hatte aber 1/2 Meile aufwärts eine offene Stelle, wo wir übergingen; die Wilija trieb mit Eis, der Niemen offen. Mitunter fehlten Pferde, weil alle Posten 8 und 10 nahmen, statt der sonstigen 3 und 4, unter 6 habe ich nirgend gehabt, und der Wagen war nicht überschwer. Kondukteur, Postillon und Verräter (Vorreiter) thaten ihr Mögliches, so daß ich mich der Pferdeschinderei selbst widersetzte. Glatte Berge waren das übelste Hindernis, besonders bergab stürzten mitunter alle 4 Hinterpferde im Knäuel übereinander, nur der Verräter auf dem rechten der beiden Vorderpferde fiel nie, und kaum waren sie wieder auf, so ging es in der gestreckten Carriere mit dem hochbepackten Wagen vorwärts, bergab und über Brücken immer, was sie winden konnten, mit Geschrei und Knallen; es mag ganz richtig sein, denn die Pferde fielen nur im Schritt; wenn sie aber bei diesen werstlangen Galoppaden auf abschüssigen Dämmen gefallen wären, so waren wir auch der reine Schlippenbach vom Prinzen Friedrich Karl. Das ist nun vorbei und macht mir Spaß, erlebt zu haben. Hier steht die Newa fest wie Granit, seit gestern ist aber Tauwetter mit Sonnenschein. Daß die Stadt schön, ist bekannt; wenn ich mich aber dem Gefühl des Wunderns hingäbe, so würde es über die außerordentliche Belebtheit der Straßen sein: ungeachtet ihrer Breite gehören gute Kutscher dazu, um immer im Trabe sich durchwinden zu können, so wimmelt es von Wagen; die Schlitten verschwanden gestern. Meine Kommissionen habe ich alle schon vorgestern besorgt; die Adresse für Schenk wird in der Kanzlei geschrieben. Ich kam hier unerwartet an.

Beim Schreiben des Datums fällt mir ein, daß heute mein Geburtstag ist, das erstemal, daß ich ihn bei klingendem Frost verlebe, denn den haben wir heute wieder, und seit 12 Jahren der erste ohne Johanna. Gestern hatte ich eine lange Audienz bei der Kaiserin-Mutter und freute mich an der graziösen Vornehmheit der alten Dame. Heute beim Kaiser, so daß ich gerade am Geburtstage die neue Funktion antrete. Der Kaiser hat vorgestern noch 2 Bären geschossen, nun ist es aber leider aus mit Petz, er läßt sich nicht mehr ankommen, es sei denn zufällig. Der frische Schnee ist in 3 Tagen Tauwetter wie weggefegt worden, das ganze Land soll frei sein. Eben bringen Geschäfte ein. Von Johanna und Kindern heute liebe Briefe. Grüße O. und schreibe mal durch Kurier. Brief vom 1. 4. 1859.

Dein treuer Bruder

v. B.

Aehnliche Mitteilungen enthält, wie gesagt, auch der Brief, der an den Bruder gerichtet ist. Hier finden sich jedoch auch bereits Mitteilungen über die ersten Zeiten seines Aufenthaltes in Rußland:

Ich habe endlich ein Haus gefunden, schön gelegen am englischen Kai (an der Newa nach der Seeseite zu), groß, aber mehr Säle als Wohnzimmer, gute Ställe und eigene Reitbahn, aber miserables Unterkommen für die Leute, mit einem guten Teil Luxusmöbel, aber keine für täglichen Brief vom 8. 5. 1859.

Gebrauch; Preis 7000 R. Silber jährlich, ohne Heizung. Die Teuerung ist für tägliche Bedürfnisse Fleisch, Brot, Fourage nicht übermäßig, aber für alles, was zum Luxus gehört, fabelhaft. Dem Kanzleidiener muß ich 35 Rubel monatlich geben, Jäger, Lakaien 25, Reitpferde gar nicht zu erschwingen, d. h. elegante; mittelmäßige sind unbedeutend teurer wie bei uns, etwa 80 frd. statt 60; Pferde, die bei uns 120 bis 80 kosten, gelten aber hier das Doppelte, ja in einzelnen Fällen für reiche Liebhaber bis 10 000 Rubel! Arabischer Schnitt, hochhalsig, bei sehr großer Statur ist, was man schätzt. Eine einfache 2sitzige Glaskutsche 11 bis 1200 Rubel, und unsere Wagen halten hier das unglaublich schlechte Pflaster bei dem schnellen Fahren nicht aus. Die Menge der Wagen auf den Hauptstraßen ist erstaunlich, wie in London; man muß sein Tempo sehr schnell und umsichtig wahrnehmen, wenn man zu Fuß über den Fahrdamm will. Vorgestern war die erste große Parade, etwa 40 000 M. Tscherkessen, Kosaken, Tataren aller Art, sehr schönes Material an Mensch, Pferd und Leder, überhaupt sehr gelungen. Ich war als Kürassier, und der Kaiser, der überall besonders gnädig für mich ist, nahm mich von Anfang bis zu Ende neben sich und setzte mir alles selbst auseinander. Gegen den kalten Wind habe ich mir ein vollständiges Unterkostüm von Leder machen lassen, was mir vortreffliche Dienste that, da die Geschichte fast 3 Stunden dauerte und eisiger Sturm mit Staub, Schnee und Hagel wechselte. Zur Jagd habe ich noch nicht viel Zeit gehabt; mit den Bären war's zu Ende; gerade in der Woche, wo ich kam, „standen sie auf“ und lassen sich nicht mehr finden. Einen Auerhahn habe ich geschossen und bin dazu 3 Meilen gefahren, um Mitternacht zu Pferde gestiegen, etwa 25 Werst durch Heide, Moor und wüsten Wald geritten und war morgens 8 Uhr wieder hier bei der Arbeit. Eine mühsame, aber sehr gesunde Abwechselung in dem Schreiberleben. Wenn ich Urlaub haben kann, so komme ich vielleicht Ende Juni nach Pommern, um Johanna mobil zu machen. Mit der Gesundheit geht es, nach einigen kleinen Leiden, gut, und bin ich überhaupt, bis auf das Klima und die Trennung von meiner Familie, vollständig mit meiner Lage zufrieden. Das gesellige Treiben ist angenehm und wohlerzogen, und nach allen den Frankfurter Zänkereien ist es eine wahre Erholung, dienstlich nur mit liebenswürdigen Leuten und Formen zu thun zu haben.

Die damalige Gesellschaft hat Fürst Bismarck später geschildert:

Ged. u. Er. I. In der Petersburger Gesellschaft ließen sich zu meiner Zeit drei Generationen unterscheiden. Die vornehmste, die europäisch und klassisch gebildeten Grands Seigneurs aus der Regierungszeit Alexanders I., war im Aussterben. Zu ihr konnte man noch rechnen Mentschikow, Woronzow, Bludow, Nesselrode und, was Geist und Bildung betrifft, Gortschakow, dessen Niveau durch seine übertriebene Eitelkeit etwas herabgedrückt war im Vergleich mit den übrigen Genannten, Leuten, die klassisch gebildet waren, gut und geläufig nicht nur französisch, sondern auch deutsch sprachen und der crême europäischer Gesittung angehörten.

Die zweite Generation, die mit dem Kaiser Nikolaus gleichaltrig war oder doch seinen Stempel trug, pflegte sich in der Unterhaltung auf Hofangelegenheiten, Theater, Avancement und militärische Erlebnisse zu be-

schränken. Unter ihnen sind als der älteren Kategorie geistig näher stehende Ausnahmen zu nennen der alte Fürst Orlow, hervorragend an Charakter, Höflichkeit und Zuverlässigkeit für uns; der Graf Adlerberg Vater und sein Sohn, der nachherige Hofmeister, mit Peter Schuwalow der einsichtigste Kopf, mit dem ich dort in Beziehungen gekommen bin, und dem nur Arbeitsamkeit fehlte, um eine leitende Rolle zu spielen; der Fürst Suworow, der wohlwollendste für uns Deutsche, bei dem der russische General nikolaitischer Tradition stark, aber nicht unangenehm, mit burschikosen Reminiscenzen deutscher Universitäten versetzt war; mit ihm dauernd im Streit und doch in gewisser Freundschaft Tschewkin, der Eisenbahn-General, von einer Schärfe und Feinheit des Verständnisses, wie sie bei Verwachsenen mit der ihnen eigentümlichen klugen Kopfbildung nicht selten gefunden wird; endlich der Baron Peter v. Meyendorff, für mich die sympathischste Erscheinung unter den älteren Politikern, früher Gesandter in Berlin, der nach seiner Bildung und der Feinheit seiner Formen mehr dem alexandrinischen Zeitalter angehörte und in ihm durch Intelligenz und Tapferkeit sich aus der Stellung eines jungen Offiziers in einem Linienregimente, in dem er die französischen Kriege mitgemacht, zu einem Staatsmanne emporgearbeitet hatte, dessen Wort bei dem Kaiser Nikolaus erheblich ins Gewicht fiel. Die Annehmlichkeit seines gastfreien Hauses in Berlin wie in Petersburg wurde wesentlich erhöht durch seine Gemahlin, eine männlich kluge, vornehme, ehrliche und liebenswürdige Frau, die in noch höherem Grade als ihre Schwester, Frau v. Vrints in Frankfurt, den Beweis lieferte, daß in der gräflich Buolschen Familie der erbliche Verstand ein Kunkellehn war. Ihr Bruder, der österreichische Minister Graf Buol, hatte daran nicht den Anteil geerbt, der zur Leitung der Politik einer großen Monarchie unentbehrlich ist. Die beiden Geschwister standen einander persönlich nicht näher als die russische und die österreichische Politik. Als ich 1852 in besonderer Mission in Wien beglaubigt war, war das Verhältnis zwischen ihnen noch derart, daß Frau v. Meyendorff geneigt war, mir das Gelingen meiner für Oesterreich freundlichen Mission zu erleichtern, wofür ohne Zweifel die Instruktionen ihres Gemahls maßgebend waren. Der Kaiser Nikolaus wünschte damals unsere Verständigung mit Oesterreich. Als ein oder zwei Jahre später, zur Zeit des Krimkrieges, von meiner Ernennung nach Wien die Rede war, fand das Verhältnis zwischen ihr und ihrem Bruder in den Worten Ausdruck: sie hoffe, daß ich nach Wien kommen und „dem Karl ein Gallenfieber anärgern würde“. Frau v. Meyendorff war als Frau ihres Gemahls patriotische Russin und würde auch ohnedies schon nach ihrem persönlichen Gefühl die feindselige und undankbare Politik nicht gebilligt haben, zu welcher Graf Buol Oesterreich bewogen hatte.

Die dritte Generation, die der jungen Herren, zeigte in ihrem gesellschaftlichen Auftreten meist weniger Höflichkeit, mitunter schlechte Manieren und in der Regel stärkere Abneigung gegen deutsche, insbesondere preußische Elemente, als die beiden älteren Generationen. Wenn man, des Russischen unkundig, sie deutsch anredete, so waren sie geneigt, ihre Kenntnis dieser Sprache zu verleugnen, unfreundlich oder gar nicht zu antworten und Civilisten gegenüber unter das Maß von Höflichkeit herabzugehen, welches sie in den Uniform oder Orden tragenden Kreisen untereinander beobachteten.

Es war eine zweckmäßige Einrichtung der Polizei, daß die Dienerschaft der Vertreter auswärtiger Regierungen durch Tressen und das der Diplomatie vorbehaltene Kostüm eines Livree-Jägers gekennzeichnet war. Die Angehörigen des diplomatischen Korps würden sonst, da sie nicht die Gewohnheit hatten, auf der Straße Uniform oder Orden zu tragen, sowohl von der Polizei als von Mitgliedern der höheren Gesellschaft denselben zu Konflikten führenden Unannehmlichkeiten ausgesetzt gewesen sein, welche ein ordensloser Civilist, der nicht als vornehmer Mann bekannt war, im Straßenverkehr und auf Dampfschiffen leicht erleben konnte.

Das Thema, das damals nicht nur die ganze europäische Welt, sondern auch den Vertreter der preußischen Politik an der Newa im besonderen Maße beschäftigte, war natürlich die Entwickelung der italienischen Frage. Die Verständigungsversuche, die sowohl von russischer wie von englischer Seite zwischen Italien und Oesterreich gemacht wurden, mißlangen, und die Thatsache, daß Bismarck seine Sympathie den Oesterreichern nur in geringem Maße schenkte, hat sicherlich dazu beigetragen, ihm die Gunst des Zaren, der die Haltung der Wiener Staatsmänner während des Krimkrieges noch nicht vergessen hatte, in besonderem Maße zu erringen. Es ist bekanntlich zum Kriege gekommen, und auch Preußen sah sich genötigt, zum Schutze gegen neue französische Eingriffe einen Teil seiner Truppen mobil zu machen. In jene Zeit fällt Bismarcks berühmtes Schreiben an seinen vorgesetzten Minister, Herrn v. Schleinitz. In diesem Schreiben bezeichnet er es als das Resultat seiner Frankfurter Erfahrungen, daß die bestehenden Bundeseinrichtungen für Preußen in kritischen Zeiten eine lebensgefährliche Fessel bilden. In allen großen Fragen habe sich Preußen stets einer kompakten Majorität gegenüber befunden, die alle Pläne zum Scheitern brachte. Für Preußen kehre eine bessere Gelegenheit, reinen Tisch zu machen, nicht wieder; lasse man diese unbenutzt, dann werde man später von neuem auf die Resignation beschränkt sein, da sich in regelmäßigen Zeiten nichts an der Sache ändern lasse. Man solle ruhig den Handschuh aufnehmen und entschlossen Stellung nehmen, wenn die Herren in Frankfurt ihre Zuständigkeiten überschreiten und gar versuchen sollten, ohne weiteres über die preußischen Truppen zu gunsten Oesterreichs zu verfügen. Ueberall könne man den österreichischen Versuchen begegnen, die öffentliche Meinung in Deutschland im eigenen Interesse zu beeinflussen: „Es ist so weit gekommen, daß kaum noch unter dem Mantel allgemein deutscher Gesinnung ein preußisches Blatt sich zu

preußischem Patriotismus zu bekennen wagt. Die allgemeine Piepmeyerei spielt dabei eine große Rolle, nicht minder die Zwanziger, die Oesterreich zu diesem Zwecke niemals fehlen.“ Man solle gegen die Ueberhebung der Bundesgenossen die Saite selbständiger Politik anschlagen: „Das Wort „deutsch“ für „preußisch“ möchte ich gern erst dann auf unsere Fahnen geschrieben sehen, wenn wir enger und zweckmäßiger mit unseren übrigen Landsleuten verbunden werden als bisher; es verliert von seinem Zauber, wenn man es schon jetzt in Anwendung auf den bundestäglichen Nexus benutzt.“ Eine bezeichnende Episode aus jenen Tagen hat die erneute Polemik Bismarcks gegen den Kladderadatsch gebildet, der folgendes Gespräch brachte:

Müller: Ob denn das wahr sein mag, daß der abjejangene preußische Bundestagsjesandte bei das Abschiedsfest, das ihm Herr v. Bethmann in Frankfurt jejeben hat, einen Toast auf der „Alliance Preußens mit Frankreich“ ausjebracht haben soll?

Schultze: Ja, jehört habe ich es ooch.

Müller: Ich kann es mir jar nich denken. Ich fände es unter die jejenwärtigen Verhältnisse doch jar zu . . .

Schultze: Na wie denn?

Müller: Na, zu — diplomatisch.

Schultze: Nüchtern betrachtet, freilich; aber ich will Dir sagen: bei solchen Jelegenheiten kommt es immer drauf an, beim wievielten Jlase so was gesprochen wird.

Müller: Na, jedenfalls war es bei dem Jlase, das — der Stiefbruder von den Wirt hinjesetzt und nich mitjetrunken hat.

Schultze: Bravo.

Bismarck richtete an den leitenden Redakteur die Bitte, Müller darüber aufklären zu wollen, daß er sich von Schultze habe etwas aufbinden lassen. Man verkenne ihn, Bismarck, in seinem Patriotismus und in seiner Nüchternheit, wenn man ihm einen taktlosen Toast, wie er in dem Witzblatt angedeutet sei, zumute.

Die italienische Verwickelung führte zu dem weltbekannten Ergebnisse und zuletzt zum Waffenstillstand und Frieden von Villafranca. Das Resultat war für Preußen nichts weniger als günstig, denn es erntete thatsächlich die Abneigung Frankreichs, wie die Antipathie der Oesterreicher, die sich von Preußen treulos verlassen wähnten. Bismarck sah damals, wie er an seinen Nachfolger in Frankfurt, Herrn v. Usedom, schrieb, keineswegs rosig in die Zukunft; er fürchtete, daß der Ausbruch eines Krieges am Rhein nahe bevorstehe, und daß beim ersten Schuß die deutschen Bundesstaaten sich

eiligst „auf das Floß eines neuen Rheinbundes retten würden". So schreibt er an die Gattin:

Brief vom 2. 7. 1859.

Unsere Politik gleitet mehr und mehr in das österreichische Kielwasser hinein, und haben wir erst einen Schuß am Rhein abgefeuert, so ist es mit dem italienisch-österreichischen Kriege vorbei, und statt dessen tritt ein preußisch-französischer auf die Bühne, in welchem Oesterreich, nachdem wir die Last von seinen Schultern genommen haben, uns soviel beisteht oder nicht beisteht, als seine eigenen Interessen es mit sich bringen. Daß wir eine sehr glänzende Siegerrolle spielen, wird es gewiß nicht zugeben.

Wie Gott will! es ist hier alles doch nur eine Zeitfrage, Völker und Menschen, Thorheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehen wie Wasserwogen, und das Meer bleibt. Es ist ja nichts auf dieser Erde als Heuchelei und Gaukelei, und ob nun das Fieber oder die Kartätsche diese Maske von Fleisch abreißt, fallen muß sie doch über kurz oder lang, und dann wird zwischen einem Preußen und einem Oesterreicher, wenn sie gleich groß sind, doch eine Aehnlichkeit eintreten, die das Unterscheiden schwierig macht; auch die Dummen und die Klugen sehen, reinlich skelettiert, ziemlich einer wie der andere aus; den spezifischen Patriotismus wird man allerdings mit dieser Betrachtung los, aber es wäre auch jetzt zum Verzweifeln, wenn wir auf den mit unserer Seligkeit angewiesen wären. . . .

In jenen Tagen der Entscheidung machte Bismarck eine Erholungsreise nach Moskau, die er in seinem Briefe an die Gemahlin mit gewohnter Anschaulichkeit schildert:

Brief vom 6. 6. 1859.

Ein Lebenszeichen will ich Dir wenigstens von hier geben, während ich auf den Samovar warte und sich hinter mir ein junger Russe im roten Hemde mit vergeblichen Heizungsversuchen abmüht; er pustet und seufzt, aber es will nicht brennen. Nachdem ich in letzter Zeit über die sengende Hitze so viel geklagt habe, wachte ich heute zwischen Twer und hier auf und glaubte zu träumen, als ich das Land und sein frisches Grün weit und breit mit Schnee bedeckt erblickte. Ich wundre mich über nichts mehr und drehte mich, nachdem ich über die Thatsache nicht länger im Zweifel sein konnte, rasch auf die andere Seite, um weiter zu schlafen und zu rollen, obschon das Farbenspiel von Grün und Weiß im Morgenrot nicht ohne Reiz war. Ich weiß nicht, ob er bei Twer noch liegt, hier ist er weggetaut, und ein kühler, grauer Regen rasselt auf das grüne Blech der Dächer. Grün ist mit vollem Recht die russische Leibfarbe. Von den 100 Meilen hierher hab' ich etwa 40 verschlafen, aber die anderen waren in jeder Handbreite grün in allen Schattierungen. Städte und Dörfer, überhaupt Häuser, mit Ausnahme der Bahnhöfe, habe ich nicht bemerkt, buschartige Wälder mit Birken decken Sumpf und Hügel, schöner Graswuchs unter ihnen, lange Wiesen dazwischen, so geht es 10, 20, 40 Meilen fort. Acker erinnere ich mich nicht bemerkt zu haben, auch kein Heidekraut und keinen Sand; einsam grasende Kühe oder Pferde weckten mitunter die Vermutung, daß auch Menschen in der Nähe sein könnten. Moskau sieht von oben wie ein Saatfeld aus, die Soldaten grün, die Kuppeln grün,

und ich zweifle nicht, daß die vor mir stehenden Eier von grünen Hühnern gelegt sind. Du wirst wissen wollen, wie ich eigentlich hierher komme; ich habe mich auch schon danach gefragt und zunächst die Antwort erhalten, daß Abwechselung die Seele des Lebens ist. Die Wahrheit dieses tiefsinnigen Spruches wird besonders einleuchtend, wenn man zehn Wochen lang ein sonniges Gasthofszimmer mit Aussicht auf Steinpflaster bewohnt hat. Außerdem wird man gegen die Freuden des Umziehens, wenn sie sich in kurzer Zeit mehrmals wiederholen, ziemlich abgestumpft, ich beschloß daher, auf selbige zu verzichten, übergab * alles Papier, gab Engel meine Schlüssel, erklärte, daß ich nach 8 Tagen im Stenbockschen Hause absteigen würde, und fuhr nach dem Moskauer Bahnhofe. Das war gestern Mittag 12, und heute früh 8 stieg ich hier im Hôtel de France ab. Jetzt will ich zunächst eine liebenswürdige Bekannte aus früheren Zeiten besuchen, die etwa 20 Werst von hier auf dem Lande wohnt, morgen abend bin ich wieder hier, besehe Mittwoch und Donnerstag Kreml und dergleichen und schlafe Freitag und Sonnabend in den Betten, welche Engel inzwischen kaufen wird. Langsam anzuspannen und schnell zu fahren, liegt im Charakter dieses Volkes. Vor 2 Stunden habe ich den Wagen bestellt, auf jede Anfrage, die ich seit $1^1/_2$ Stunden von 10 zu 10 Minuten ergehen lasse, heißt es: sogleich! mit unerschütterlich freundlicher Ruhe, aber dabei bleibt es. Du kennst meine musterhafte Geduld im Warten, aber alles hat seine Grenzen; nachher wird gejagt, daß in den schlechten Wegen Pferd und Wagen brechen und man schließlich zu Fuß anlangt. Ich habe inzwischen 3 Gläser Thee getrunken, mehrere Eier vertilgt, die Heizbemühungen sind auch so vollständig gelungen, daß ich das Bedürfnis fühle, frische Luft zu schöpfen. Ich würde mich aus Ungeduld rasieren, wenn ich einen Spiegel hätte. Sehr weitläufig ist diese Stadt, und sonderbar fremdartig durch ihre Kirchen mit grünen Dächern und unzähligen Kuppeln; ganz anders wie Amsterdam, aber beide sind die originellsten Städte, die ich kenne. Von der Bagage, die man hier im Coupé mitschleppt, hat kein deutscher Kondukteur eine Ahnung; kein Russe ohne zwei wirkliche überzogene Kopfkissen, Kinder in Körben und Massen von Lebensmitteln aller Art. Ich wurde aus Höflichkeit in ein Schlafcoupé komplimentiert, wo ich schlechter situiert war als in meinem Fauteuil; es ist mir überhaupt wunderlich, so viel Umstände wegen einer Reise zu machen.

Archangelski am Abend spät.

Heut vor einem Jahre ließ ich mir auch nicht träumen, daß ich gerade hier jetzt sitzen würde; an dem Flusse, an welchem Moskau liegt, etwa 3 Meilen oberhalb der Stadt, steht inmitten weitläufiger Gartenanlagen ein Schloß im italienischen Stil; vor der Front zieht sich ein breiter, terrassiert abfallender Rasen, mit Hecken, wie in Schönbrunn, eingefaßt, bis zum Fluß, und links davon am Wasser liegt ein Pavillon, in dessen 6 Zimmern ich einsam cirkuliere; jenseit des Wassers weite, mondhelle Ebene, diesseit Rasenplatz, Hecken, Orangerie; im Kamin heult der Wind und flackert die Flamme, von den Wänden sehen mich alle Bilder spukhaft an, von draußen weisen marmorne durchs Fenster. Morgen gehe ich mit meinen Wirten nach Moskau zurück, sie übermorgen von dort über Petersburg nach Berlin; ich bleibe noch bis Freitag, wenn's Gottes Wille

ist, to see, what is to be seen (um zu sehen, was zu sehen ist). Die Feder ist übrigens zu schlecht, ich gehe ins Bett, so breit und kalt es auch aussieht, gute Nacht. Gott sei mit Dir und allem, was Reinfeld herbergt.

Am 8. Juni schreibt Bismarck:

Brief vom 8. 6. 1859. . . . Diese Stadt ist wirklich als Stadt die schönste und originellste, die es giebt; die Umgegend ist freundlich, nicht hübsch, nicht häßlich; aber der Blick von oben aus dem Kremlin auf diese Rundsicht von Häusern mit grünen Dächern, Gärten, Kirchen, Türmen von der allersonderbarsten Gestalt und Farbe, die meisten grün, oder rot, oder hellblau, oben am häufigsten von einer riesenhaften goldenen Zwiebel gekrönt, und meist zu 5 und mehr auf einer Kirche, 1000 Türme sind gewiß! etwas fremdartiger Schönes, wie dieses alles im Sonnenuntergang schräg beleuchtet, kann man nicht sehen. Das Wetter ist wieder klar, und ich würde noch einige Tage hier bleiben, wenn nicht Gerüchte von einer großen Schlacht in Italien cirkulierten, die vielleicht Diplomatenarbeit nach sich ziehen kann; da will ich machen, daß ich auf den Posten komme. Das Haus, in dem ich schreibe, ist auch wunderlich genug, eins der wenigen, die 1812 überlebt haben, alte dicke Mauern, wie in Schönhausen, orientalische Architektur, maurisch, große Räume. . . .

Bei dem Besuche in Moskau war übrigens Bismarck Zeuge einer merkwürdigen Probe von dem damaligen Hasse der Russen gegen Oesterreich:

Ged. u. Er. I. Während der Gouverneur Fürst Dolgoruki mich in einer Bibliothek umherführte, bemerkte ich auf der Brust eines subalternen Beamten unter vielen militärischen Dekorationen auch das eiserne Kreuz. Auf meine Frage nach dem Erwerb desselben nannte er die Schlacht von Kulm, nach welcher Friedrich Wilhelm III. eine Anzahl etwas abweichend gestalteter eiserner Kreuze an russische Soldaten hatte verteilen lassen, das sogenannte Kulmer Kreuz. Ich beglückwünschte den alten Soldaten, daß er nach 46 Jahren noch so rüstig sei, und erhielt die Antwort, er würde noch jetzt, wenn der Kaiser es erlaubte, den Krieg mitmachen. Ich fragte, mit wem er dann gehen würde, mit Italien oder mit Oesterreich, worauf er stramm stehend mit Enthusiasmus erklärte: „Immer gegen Oesterreich.“ Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß Oesterreich doch bei Kulm unser und Rußlands Freund und Italien unser Gegner gewesen sei, worauf er, immer in militärisch strammer Haltung und mit der lauten und weit hörbaren Stimme, die der russische Soldat im Gespräch mit Offizieren hat, antwortete: „Ein ehrlicher Feind ist besser als ein falscher Freund.“ Diese unverfrorene Antwort begeisterte den Fürsten Dolgoruki dergestalt, daß im nächsten Moment General und Unteroffizier in der Umarmung lagen und die herzlichsten Küsse auf beide Wangen austauschten. So war damals bei General und Unteroffizier die russische Stimmung gegen Oesterreich.

Bismarcks Gesundheit erlitt gerade in Petersburg einen schweren Stoß. Das Venenleiden, das ihn später durch so lange Jahre auf

das schmerzhafteste peinigte, stammt zweifellos aus jener Zeit und hat eine verhängnisvolle Rolle gespielt an dem unheilvollen Tage, der ihn seinem Volke raubte. Er schreibt an seine Schwester, er sei schon seit Monaten nie wieder gesund geworden. Aerger, Klima und Erkältung hätten ein ursprünglich unscheinbares Gliederreißen auf solche Höhe gebracht, daß ihm der Atem ausbliebe und nur unter den schmerzhaftesten Anstrengungen eingezogen werden könnte. Das Uebel sei rheumatisch-gastrisch-nervös, habe sich in der Lebergegend eingenistet und wurde „mit massenhaften Schröpfköpfen wie Untertassen und spanischen Fliegen und Senf über den ganzen Leib bekämpft, bis es mir gelang, nachdem ich schon halb für eine bessere Welt gewonnen war, die Aerzte zu überzeugen, daß meine Nerven durch achtjährigen ununterbrochenen Aerger und stete Aufregung geschwächt wären und weiteres Blutabzapfen mich mutmaßlich typhös und blödsinnig machen würde. Gestern vor acht Tagen war es am schlimmsten, meine gute Natur hat sich aber rasch geholfen, seitdem man mir Sekt in mäßigen Quantitäten verordnet hat". Sorgsam fügt Bismarck hinzu: „Schreibe über die Krankheitsdetails nichts an Johanna, ich werde ihr das mündlich sagen; einstweilen habe ich ihr nur von gebräuchlichen Hexenschüssen geschrieben."

Uebrigens war die Krankheit ungemein gefährlich. Wenigstens hat Bismarck später folgende Darstellung gegeben:

Neuling in dem Klima von Petersburg, ging ich im Juni 1859 nach anhaltendem Reiten in einer überheizten Reitbahn ohne Pelz nach Hause, hielt mich auch noch unterwegs auf, um exerzierenden Rekruten zuzusehen. Am folgenden Tage hatte ich Rheumatismus in allen Gliedern, mit dem ich längere Zeit zu kämpfen hatte. Als die Zeit herankam abzureisen, um meine Frau nach Petersburg zu holen, war ich übrigens wieder hergestellt, nur daß sich in dem linken Beine, das ich auf dem Jagdausflug nach Schweden im Jahre 1857 durch einen Sturz vom Felsen beschädigt hatte, und das infolge unvorsichtiger Behandlung der locus minoris resistentiae geworden war, ein geringfügiger Schmerz fühlbar machte. Der durch die frühere Großherzogin von Baden mir bei der Abreise empfohlene Dr. Walz erbot sich, mir ein Mittel dagegen zu verschreiben, und begegnete meiner Erklärung, ich fühle kein Bedürfnis etwas anzuwenden, da der Schmerz gering sei, mit der Versicherung, die Sache könne auf der Reise schlimmer werden, und es sei ratsam, vorzubeugen. Das Mittel sei ein ganz leichtes; er werde mir ein Pflaster in die Kniekehle legen, welches in keiner Weise belästige, nach einigen Tagen von selbst abfallen und nur eine leichte Röte hinterlassen werde. Mit der Vorgeschichte dieses aus Heidelberg stammenden Arztes noch unbekannt, gab ich leider seinem Zureden nach. Vier Stunden, nachdem ich das Pflaster aufgelegt und fest geschlafen hatte, wachte ich Ged. u. Er. I.

über heftigen Schmerzen auf, riß das Pflaster ab, ohne seine Bestandteile von der schon wund gefressenen Kniekehle entfernen zu können. Walz kam einige Stunden später und versuchte, mit irgend einer metallischen Klinge die schwarze Pflastermasse aus der handgroßen Wunde durch Schaben zu entfernen. Der Schmerz war unerträglich und der Erfolg unvollkommen, die korrosive Wirkung des Giftes dauerte fort. Ich wurde mir über die Unwissenheit und Gewissenlosigkeit meines Arztes klar trotz der hohen Empfehlung, die mich bestimmt hatte, ihn zu wählen. Er selbst versicherte mit entschuldigendem Lächeln, die Salbe sei wohl etwas zu stark gepfeffert worden; es sei ein Versehen des Apothekers. Ich ließ von dem letzteren das Rezept erbitten und erhielt die Antwort, Walz habe es wieder an sich genommen; letzterer besaß es nach seiner Aussage nicht mehr. Ich konnte also nicht ermitteln, wer der Giftmischer gewesen war, und erfuhr nur von dem Apotheker, der Hauptbestandteil der Salbe sei der Stoff gewesen, der zur Herstellung von sogenannten immerwährenden spanischen Fliegen verwendet werde, und nach seiner Erinnerung sei derselbe allerdings in einer ungewöhnlich starken Dosis verschrieben gewesen. Es ist mir später die Frage gestellt worden, ob meine Vergiftung eine absichtliche gewesen sein könne; ich schreibe sie lediglich der Unwissenheit und Dreistigkeit des ärztlichen Schwindlers zu.

Er war auf Grund einer Empfehlung der verwitweten Großherzogin Sophie von Baden Dirigent sämtlicher Kinderhospitäler in Petersburg geworden. Meine späteren Ermittelungen ergaben, daß er der Sohn des Universitätskonditors in Heidelberg war, als Student nicht gearbeitet und keine Prüfung bestanden hatte. Seine Salbe hatte eine Vene zerstört, und ich habe viele Jahre lang schwer daran gelitten.

Um bei deutschen Aerzten Hilfe zu suchen, reiste ich im Juli auf dem Seewege über Stettin nach Berlin; heftige Schmerzen veranlaßten mich, den berühmten Chirurgen Pirogow, der mit an Bord war, zu fragen; er wollte mir das Bein amputieren, und auf meine Frage, ob über oder unter dem Knie, bezeichnete er eine Stelle hoch darüber. Ich lehnte ab und wurde, nachdem in Berlin verschiedene Behandlungen erfolglos versucht waren, durch die Bäder in Nauheim unter Leitung des Professors Benecke aus Marburg so weit wieder hergestellt, daß ich gehen, auch reiten und im Oktober den Prinzregenten nach Warschau zur Zusammenkunft mit dem Zaren begleiten konnte. Während ich auf der Rückreise nach Petersburg Herrn von Below in Hohendorf im November einen Besuch machte, riß sich nach ärztlicher Meinung der Trombus los, der sich in der zerstörten Vene gebildet und festgesetzt hatte, geriet in den Blutumlauf und verursachte eine Lungenentzündung, die von den Aerzten für tödlich gehalten, aber in einem monatelangen Siechtum überwunden wurde. Merkwürdig sind mir heute die Eindrücke, die damals ein sterbender Preuße über Vormundschaft hatte. Mein erstes Bedürfnis nach meiner ärztlichen Verurteilung war die Niederschrift einer letztwilligen Verfügung, durch welche jede gerichtliche Einmischung in die eingesetzte Vormundschaft ausgeschlossen wurde. Hierüber beruhigt sah ich meinem Ende mit der Bereitwilligkeit entgegen, die unerträgliche Schmerzen gewähren. Zu Anfang des März 1860 war ich so weit, nach Berlin reisen zu können, wo ich, meine Genesung abwartend,

an den Sitzungen des Herrenhauses teilnahm und bis in den Mai verweilte.

Seine Stellung bot ihm im übrigen neben manchen erfreulichen Dingen, zu denen namentlich die Liebenswürdigkeit des Hofes gehörte, doch auch recht viel Unannehmlichkeiten, namentlich da seine Familie noch in der Heimat hatte zurückbleiben müssen und ihm die langgewohnten häuslichen Bequemlichkeiten vollständig fehlten.

Von seinem Besuche in Peterhof, wo er von der Kaiserin-Mutter Abschied nahm, die am folgenden Tage abreisen sollte, giebt Bismarck eine überaus liebenswürdige Schilderung:

Für mich hat die Kaiserin-Mutter in ihrer Natürlichkeit wirklich etwas Mütterliches, schreibt er nach Hause, und ich kann mich zu ihr ausreden, als hätte ich sie von Jugend auf gekannt. Sie sprach heute lange und vielerlei mit mir; auf einem Balkon mit Aussicht ins Grüne, strickend an einem weiß und roten wollnen Shawl mit langen Stäben, lag sie, schwarz angezogen, in einer Chaiselongue, und ich hätte ihrer tiefen Stimme und ihrem ehrlichen Lachen und Schelten noch stundenlang zuhören mögen, so heimatlich war mir's. Ich war nur auf 2 Stunden im Frack gekommen; da sie aber schließlich sagte, sie hätte noch nicht Lust, von mir Abschied zu nehmen, ich aber wahrscheinlich schrecklich viel zu thun, so erklärte ich: „nicht das Mindeste“ und sie: „dann bleiben Sie doch, bis ich morgen fahre“. Ich nahm die Einladung mit Vergnügen als Befehl, denn es ist hier reizend und in Petersburg so steinern. Denke Dir die Höhen von Oliva und Zoppot alle in Parkanlagen verbunden und mit einem Dutzend Schlössern und Terrassen, Springbrunnen und Teichen dazwischen, mit schattigen Gängen und Rasen bis ins Seewasser hinein, blauen Himmel und warme Sonne mit weißen Wolken, über die grünen Wipfelmeere hinaus das blaue wirkliche Meer mit Segeln und Möven; so gut ist es mir lange nicht geworden. In einigen Stunden kommt der Kaiser und Gortschakow, da wird auch wohl einiges Geschäft in die Idylle eindringen: aber Gott sei Dank sieht es ja etwas friedlicher in der Welt aus trotz unserer Mobilmachung, und ich brauche mich weniger zu ängstigen vor gewissen Entschließungen. Es thun mir die österreichischen Soldaten leid, wie müssen sie geführt werden, daß sie jedesmal Schläge bekommen, am 24. wieder! Für die Minister ist es eine Lehre, die sie in ihrer Verstocktheit nicht einmal beherzigen werden. Weniger Frankreich als Oesterreich würde ich von dem Augenblick an fürchten, wo wir den Krieg auf uns nähmen. Brief vom 28. 6. 1859.

Nachdem ich eine dreistündige Spazierfahrt im offenen Wagen durch die Gärten gemacht habe und alle ihre Schönheiten im einzelnen besehen, trinke ich Thee, mit dem Blick auf goldenen Abendhimmel und grüne Wälder; Kaisers wollen den letzten Abend en famille sein, was ich ihnen nicht verdenke, und ich habe als Rekonvalescent die Einsamkeit aufgesucht, für heute auch wirklich genug für meinen ersten Ausflug. Ich rauche meine Cigarre in Ruhe, trinke guten Thee und sehe durch die Dämpfe

beider einen Sonnenuntergang von wahrhaft seltener Pracht. Beifolgenden Jasmin sende ich Dir als Beweis, daß er hier wirklich im Freien wächst und blüht. Dagegen muß ich gestehen, daß man mir die gewöhnliche Kastanie in Strauchgestalt als ein seltenes Gewächs gezeigt hat, welches im Winter eingewickelt wird. Sonst giebt es recht schöne große Eichen, Eschen, Linden, Pappeln und Birken, wie Eichen so dick . . . .

Auch zum Kaiser wurde Bismarck oft, zuweilen sogar täglich befohlen. Er erzählte einmal, wie er an dem Diner beim Kaiser teilnahm in den Kleidern von vier verschiedenen Leuten, weil er sich nicht auf einen Frack gefaßt gemacht hatte, und wie er dabei recht sonderbar ausgesehen habe; sein Leben gleiche überhaupt einem Bivouac:

Brief vom 1. 7. 1859. Geschäftlich ist meine Stellung hier sehr angenehm, aber viel zu thun mit 40 000 Preußen, deren Polizei, Advokat, Richter, Aushebungsbehörde und Landrat man ist, täglich 20—50 Unterschriften, ohne Pässe. Ich bin noch immer wie im Bivouac, mit einigen in der Eile gekauften Betten, Handtüchern und Tassen, ohne Koch und Küche, weil alles Geschirr fehlt; und bei der Hitze ohne Sommerzeug! Mein Haus ist groß genug und schön gelegen, an der Newa; 3 große Säle, wovon 2 größer wie der bei Seufferheld; in einen habe ich die Kanzlei gelegt, mit Parkett, Spiegelthüren und silbernen Wandleuchtern. Das einzige, was ich bisher aus Frankfurt erhalten habe, sind meine Gewehre, die man leider mit Kronleuchtern beschwert hatte, und zwar so, daß 3 Gewehre total zerbrochen und im Lauf zerscheuert sind. Welcher Schlaukopf mag wohl das gepackt haben! wenn derselbe die anderen Sachen emballiert hat, so kann ich vielleicht froh sein, wenn sie verunglückt sind. Die Assekuranz ist niedrig in der Summe, falls das Silber dabei ist, die Prämie aber hoch, weil der . . ., der Hans Narr, gegen „Kriegsgefahr" versichert hat! . . .

Einige artige Erlebnisse hat Fürst Bismarck später erzählt:

Ged. u. Er. I. Ich erinnere mich, daß einmal eine vierjährige Großfürstin sich um den Tisch von vier Personen bewegte und sich weigerte, einem hohen General die gleiche Höflichkeit wie mir zu erweisen. Es war mir sehr schmeichelhaft, daß dieses großfürstliche Kind auf die großmütterliche Vorhaltung in Bezug auf mich bemerkte: on milü (er ist lieb), in Bezug auf den General aber hatte sie die Naivetät, zu sagen: on wonajet (er stinkt), worauf das großfürstliche enfant terrible entfernt wurde.

Bekannt ist, daß dem Kaiser einmal das ungewöhnliche Quantum von Talg aufgefallen war, welches jedesmal in den Rechnungen erschien, wenn der Prinz von Preußen zum Besuche dort war, und daß schließlich ermittelt wurde, daß er bei seinem ersten Besuche sich durchgeritten und am Abend das Verlangen nach etwas Talg gestellt hatte. Das verlangte Lot dieses Stoffes hatte sich bei späteren Besuchen in Pud verwandelt. Die Aufklärung erfolgte zwischen den hohen Herrschaften persönlich und hatte eine Heiterkeit zur Folge, welche den beteiligten Sündern zu gute kam.

Am 22. Juli traf Bismarck auf Urlaub in Berlin ein; aber schon unmittelbar nach seiner Ankunft packte, wie erwähnt, ihn ein neuer Anfall seines Leidens, so daß er erst nach neun Tagen die ersten Ausfahrten unternehmen konnte. Er mußte alsbald eine Erholungsreise nach Wiesbaden und Nauheim antreten, die bis zum 10. September dauerte. Zur Nachkur ging er nach Baden-Baden, wo er mit dem Prinzregenten wichtige amtliche Besprechungen abhielt. Aber vollständig gesund fühlte er sich auch nach dieser Kur noch nicht:

> Nachdem ich vom Reden mit Handwerkern und Staatsmännern heiser, vor Aerger, Hunger und Geschäftigkeit beinahe blödsinnig geworden bin, erlahme ich jetzt um 11 Uhr vor der Aufgabe, einen weder kurzen noch einfachen Brief an Schleinitz über die heutigen Verhandlungen zu schreiben und morgen um 1/2 6 aufzustehen. Je suis à bout de mes forces und muß schlafen . . . . Das linke Bein ist noch schwach, wird vom Gehen dick. Die Nerven sind von der Jodvergiftung noch nicht erholt; ich schlafe noch schlecht, und nach den vielen Leuten und Dingen, die ich heute gesund besprochen habe, bin ich matt und erbittert, ich weiß nicht worauf. Aber ich habe doch wieder andere Weltanschauungen wie vor sechs Wochen, wo mir am Weiterleben wenig gelegen war, und die Leute, die mich von damals wieder gesehen haben, sagen, daß sie nicht geglaubt haben, dieses Vergnügen heute noch zu haben. Alle preußischen Gesandten sterben oder werden wahnsinnig, sagt mir Balan heute, mit einem Aussehen, welches die Wahrheit seiner Worte bekräftigt.

In Baden-Baden besprach der Prinzregent mit seinem Petersburger Vertreter und mit anderen die Richtung und die Zielpunkte der preußischen Politik für die kommenden Jahre. Schon damals trat Bismarck ganz im Sinne des Regenten für die Stärkung der deutschen Wehrkraft und die Befestigung deutscher Rechtszustände ein. Unmittelbar nach Bismarcks Abreise wurde dann Roon nach Baden befohlen, um die Beratung über die Heeresreform, die später außerordentliche Folgen haben sollte, mit dem Prinzregenten fortzusetzen. Auch die kurhessischen Wirren wurden wieder lebendig; die Thätigkeit des Ministers Hassenpflug trug ihre Früchte, aber sie sollte schließlich doch anders endigen, als der unbesonnene Mann selbst geglaubt hatte. Bismarck, der Reaktionär von einst, stand bald mit seinen Sympathien durchaus auf seiten der Hessen, die gegen Hassenpflug eine scharfe, selbst zum Aeußersten entschlossene Opposition machten. In seinen Briefen spricht er stets die größte Mißachtung gegen den hessischen Minister aus, und selbst an Gerlach, der hier keineswegs mit ihm übereinstimmte, schrieb er einmal: „Für den Minister Hassenpflug in

Kurhessen vertauscht man hier lächerlicher Weise die Initialen beider Namen: Kassenpflug in —. Wirklich gehen die Finanzen dort noch immer schlecht." Und über einen verrückten Grafen zu Ysenburg berichtet Bismarck an Manteuffel: „Dann hat er den Minister Hassenpflug mit seinem kurfürstlichen Rohrstock durchgeprügelt, wennschon ich diese Thatsache nicht für einen Beweis von Wahnsinn halten möchte." Die hessische Frage wurde auch vor den Bundestag gebracht, jedoch nach Kräften verschleppt. Bismarck und seine Nachfolger rieten in Baden-Baden gegen die Stimme des Ministers v. Schleinitz zu energischem Vorgehen. Der Prinzregent entschloß sich thatsächlich, für die hessische Verfassungspartei einzutreten, und erzielte durch seinen kühnen Schritt in ganz Deutschland einen ungeheuren Erfolg.

In der italienischen Frage riet auch jetzt Bismarck seinem erlauchten Herrn zu vorsichtiger Zurückhaltung. Am 23. September reiste er von Baden-Baden ab, um nach eingehenden Konferenzen in Berlin zunächst die Seinigen aufzusuchen. In diesen Tagen wurde er zum Rittmeister befördert. Durch eine Depesche wurde er aber frühzeitig von dem ländlichen Aufenthalte nach Berlin zurückberufen und erhielt den Auftrag, nach Warschau zu reisen, um dort den Zaren zu begrüßen und ihn dann nach Breslau zu begleiten. Während dieser Tage traf ein vierzehnsitziger Wagen für ihn in Tauroggen ein, um ihn mit den Seinigen nach Petersburg zu bringen. Geärgert schreibt er hierüber: „Wie lang der Wagen dort auf mich warten wird, weiß der Himmel; dieses Vagabundieren in herbstlicher Kälte mit winterlichem Ziel ist nicht sehr lustig." Seine weitere Fahrt schildert er dann selbst höchst anschaulich:

Brief vom 17. 10. 1859. So weit hätten sie mir! Heute früh suchte ich in dem ersten polnischen Bahnhofe nach dem Billetbureau, um mich einschreiben zu lassen bis hier, als mich plötzlich ein wohlwollendes Geschick in Gestalt eines weißbärtigen russischen Generals ergriff; P. heißt der Engel, und ehe ich recht zur Besinnung kam, war mein Paß den Polizisten, meine Sachen den Douaniers entrissen, und ich aus dem Bummelzug in den Extrazug verpflanzt, saß mit einer Cigarre dieses liebenswürdigen Herrn in einem kaiserlichen Salonwagen und gelangte nach einem guten Diner in Petrikau hier auf dem Bahnhof an, wo ich von Alexander und Sachen durch das goldne Gedränge getrennt wurde. Mein Wagen war vor, ich mußte hinein, und meine in mehreren Sprachen gerufenen Fragen, wo ich wohnte, verhallten in dem Wagengerassel, mit welchem zwei aufgeregte Hengste mich in die Nacht hineingalloppierten. Wohl eine halbe Stunde lang fuhr man mich in

rasender Eile durch die Finsternis, und nun sitze ich hier in Uniform mit Ordensband, welches wir sämtlich auf der letzten Station anlegten — Thee neben mir, einen Spiegel vor mir, und weiß nichts, als daß ich im Pavillon Stanislaus Augusts in Lazienki bin, aber nicht, wo das liegt, und lebe der Hoffnung, daß Alexander mit einem etwas bequemeren Kostüm meine Spur bald auffinden wird. Vor dem Fenster scheinen dem Rauschen nach hohe Bäume oder Springbrunnen zu sein, außer vielen Leuten in Hoflivree entdeckte ich noch keine menschlichen Wesen ringsum. Der Kaiser kommt den 23. früh nach Breslau, bleibt dort bis heute über acht Tage, und dann komme ich mit zwei Tagen Aufenthalt zu Dir. . . .

Zwei Tage darauf schreibt er an die Gattin:

Ich kann Dir nur mit einfachen Worten sagen, daß es mir wohl geht. Gestern war ich den ganzen Tag en grandeur, Frühstück mit dem Kaiser, dann Audienz, eben so gnädig wie in Petersburg und sehr teilnehmend; Tafel bei Sr. Maj., abends Theater, recht gutes Ballett und alle Logen voll hübscher junger Damen; jetzt habe ich vortrefflich geschlafen, der Thee steht auf dem Tisch, und wenn ich ihn getrunken habe, fahre ich aus. Am 23. früh kommt der Kaiser nach Breslau, den 25. früh werden wir wohl nach Berlin fahren. Besagter Thee, den ich eben trank, bestand übrigens nicht nur aus Thee, sondern auch Kaffee, 6 Eiern, 3 Sorten Fleisch, Backwesen und 1 Flasche Bordeaux, und aus der Bresche, die ich darin frühmorgens schon angerichtet habe, würdest Du ersehen, daß die Reise mir nicht geschadet hat. Der Wind fährt wie ausgelassen über die Weichsel her und wühlt in den Kastanien und Linden, die mich umgeben, daß die gelben Blätter gegen die Fenster wirbeln; hier drin aber, mit Doppelfenstern, Thee und dem Gedanken an Dich und die Kinder, raucht sich die Cigarre ganz behaglich. Leider hat alles Behagen auf dieser Welt seine gemessenen Grenzen, und ich warte nur, daß das Frühstück der Leute im Vorzimmer, bei welchem ich eben Alexanders Stimme lebhaft nach einem Pfropfenzieher verlangen höre, beendigt sei, um mich in den Wagen zu werfen und erst nach verschiedenen Schlössern und Schlößchen, dann nach der Stadt zu fahren. . . . Brief vom 19. 10. 1859.

Aus Lazienki und Skierniewice stammen folgende Mitteilungen:

Nur ein Lebenszeichen gebe ich Dir heute, ich habe zu lange geschlafen. Gestern war großes Diner, eine Wasser- und Waldillumination, die alles übertraf, was ich in der Art gesehen habe, und Ballett mit Mazurka zum Verlieben. Was gemacht werden kann, wird gemacht, und für amüsable Leute ist es hier wie in Abrahams Schoß. Ich würde empfänglicher dafür sein, wenn ich ein Wort der Nachricht von Euch hätte; Du hast bei der Unsicherheit meiner Reise wohl nicht riskiert, hierher zu schreiben, oder es geht sehr langsam. Morgen um 9 Uhr fahren wir nach Skierniewice, wo Jagd im Park ist, morgen Abend von da nach Breslau. Mit Gottes Hilfe bin ich heute über acht Tage schon in Reinfeld und finde Dich und das kleine Volk gesund und reisefertig. Ich sehne mich nach dem Moment, wo wir zum erstenmal im Winterquartier ruhig am Theetisch sitzen werden, mag die Newa so dick gefroren sein, wie sie will. . . . Brief vom 21. 10. 1859.

. . . Fünf Stunden Dammwild geschossen, vier Hasen gehetzt, drei Stunden geritten, alles sehr gut bekommen. Eben steigen wir ins Coupé nach Breslau, wo wir morgen früh sind.

In Breslau traf Bismarck den Prinzregenten und Roon, mit denen er namentlich die Frage der Heeresreform auf das ernsthafteste beriet, ohne daß jedoch ein Resultat erzielt wurde. Roon schreibt darüber aus Breslau:

Denkw. Roons 24. 10. 1859. Ob auch die wichtigen politischen Dinge, die hier betrieben werden sollen, zu einem gedeihlichen Ziel führen werden, ist abzuwarten. Otto Bismarck, der auch hier ist, hat mir sehr ernstliche Zweifel dagegen erweckt. Gott sei's geklagt!

Im November wurde die Reise nach Petersburg, jetzt jedoch in Begleitung der Familie, angetreten. Aber schon diesseits der Grenze erkrankte Bismarck von neuem an einer schweren Lungenentzündung, die es notwendig machte, eine Reihe von Aerzten zu citieren. Sie stellten am 8. November fest: Rheumatisches Fieber mit Affektion der Brustmuskeln, namentlich der linken Seite. Bismarck überwand auch diesen Anfall, doch warnten die Aerzte vor der Weiterreise. Monatelang blieb er daher in Hohendorf bei seinem Freunde v. Below, bei dem ihn die Krankheit überfallen hatte. Von dort schreibt er noch am 3. Februar 1860 an den Legationsrat v. Wentzel:

Brief vom 3. 2. 1860. Ich hoffe, bald reisefertig zu sein, bin's vielleicht schon. Meine Frau und die Aerzte drängen mich nach Süden, Heidelberg oder Schweiz; ich dränge nach Petersburg, um endlich im eigenen Hause in Ruhe zu wohnen.

Ueberhaupt drängte es ihn nach seinem eigenen Heim:

Faulheit und gute Luft thun mir ohne Zweifel gut, aber diese Reise- und Gasthofsexistenz mit ihren Provisorien und Ungewißheit über die nächste Zukunft ist mir nachgerade unleidlich, und das Bedürfnis, wieder einmal in meinem eigenen Bett zu liegen und in Zimmern zu sein, die ich nicht so bald als möglich zu verlassen beabsichtige, ist so lebhaft in mir, daß ich schon ernstlich an Abschied und Schönhausen gedacht habe. Da ist wenigstens die Möglichkeit denkbar, daß ich nicht wieder zu reisen und umzuziehen brauche bis an mein, so Gott will, seliges Ende, und der Trost, daß ich's nachdem nicht weit zum Kirchhof habe.

Noch nach einem halben Jahre schreibt er an Gerlach: „Ich glaubte vor sechs Monaten nicht, noch einmal blühenden Rasen von oben ansehen zu können."

Ehe Bismarck nach Petersburg reiste, fuhr er nach Berlin, um dort an den Beratungen des Herrenhauses teilzunehmen. Damals bereits begann der erste Verleumdungsfeldzug der Kreuzzeitungspartei

gegen den früheren Gesinnungsgenossen, der jetzt in so vielen Punkten von seinen alten Freunden abwich und auch, im Gegensatz zu ihnen, den Einheitsbestrebungen der Italiener die ernsthaftesten Sympathien zollte. Der Feldzug gegen ihn wurde mit wahrer Niedertracht geführt, so daß Bismarck an Gerlach schreiben konnte:

Man hat jeder Lüge über mich geglaubt, sie nachgesprochen und, ohne eine Frage der Aufklärung an mich zu richten, eine kühle Haltung gegen mich angenommen. Ich habe die Erfahrung in den früher intimsten Kreisen gemacht. Es liegt in unserem Volkscharakter, und je höher hinauf, desto mehr, vom nächsten Freunde bereitwillig Böses zu glauben und dann sein Mißtrauen gegen ihn selbst nicht auszusprechen: wohl aber gegen andere Freunde. Man muß auch damit zu leben lernen, so lange es Gott gefällt. „Eines Mannes Rede keine Rede, billig hört man beede", steht seit 500 Jahren am Tangermünder Schloß, scheint aber nur altmärkisches Provinzialrecht zu sein. Der Vorwurf gilt Ihnen nicht, denn ich weiß nicht, wie weit Sie glauben, was „man" gesagt hat, und jedenfalls sprechen Sie sich mit mir aus. — Nachdem Bismarck dann betont hat, Preußen müsse Frankreich, Sardinien und Oesterreich immer nur als Staatsmächte behandeln und demgemäß seine Stellung nehmen, fährt er fort: Ich fühle keine Verantwortlichkeit für auswärtige Zustände in mir. Ich weiß, daß Sie mir darauf antworten, wohlverstandene preußische Politik erfordere auch aus Zweckmäßigkeitsrücksicht Keuschheit in auswärtigen Beziehungen. Vom Standpunkte politischer Nützlichkeit läßt sich darüber streiten; (so) wie Sie aber den Unterschied stellen zwischen Recht und Revolution, Christentum und Unglauben, Gott und Teufel, so kann ich nicht mit Ihnen diskutieren, sondern einfach sagen, ich bin nicht Ihrer Meinung, und Sie richten in mir, was nicht Ihres Gerichts ist. Ich habe weder den königlichen Dienst, noch eigene Ehre in demselben, letzteres wenigstens nicht vorbedachter Weise, gesucht, und der Gott, der mich unerwartet hineingesetzt hat, wird mir auch lieber den Weg hinaus zeigen, als meine Seele darin verderben lassen, so lange ich ehrlich suche, was Seines Dienstes und meines Amtes ist, und gehe ich fehl, so wird er mein tägliches Gebet hören und mein Herz wenden, oder mir Freunde schicken, die das vermögen. . . . Ich habe erdrückendes Heimweh nach Petersburg und eigenem Hause, ich halte es hier nicht länger aus und fühle mich vollständig überflüssig und erfolglos verdächtigt als Ministerkandidat, in der geschmacklosen Lage eines Gesandten im Gasthof mit Hinterthür-Intriguen gegen seinen Chef.

Brief vom 4. 5. 1860

Gegen Ende Mai reiste Bismarck endlich nach Petersburg ab, wo er vom Hofe und von der Gesellschaft auf das herzlichste empfangen wurde. Sein Befinden besserte sich dort ungemein schnell, sicherlich infolge der liebevollen Pflege, die ihm die Gattin angedeihen ließ.

Mit meinem Befinden geht es über Erwarten gut, seit ich im eigenen Hause wohne; Deine Liebenswürdigkeit hat mir diesen Mangel in Berlin

Brief vom 13. 7. 1860.

einigermaßen ersetzt; aber das grüne Gasthofszimmer und das ganze Provisorische meiner Existenz lastet noch drückend auf meinem Gedächtnis. Mir ist zu Mute wie einem alten Pensionär, der mit den Händeln dieser Welt abgeschlossen hat, oder doch wie einem früher ehrgeizigen Militär, der den Hafen einer guten Kommandantur erreicht hat, und mir ist, als könnte ich hier lange zufriedene Jahre hindurch meinem Ende entgegenreifen. Bis 12 habe ich jeden Morgen mit Karlsbader, Spazierengehen, Frühstücken, Anziehn zu thun, von da bis 5 giebt mir der Dienst gerade genug regelmäßige Arbeit, um mich nicht überflüssig in der Welt zu fühlen. Das Mittag schmeckt mir vortrefflich, am besten das, was ich nicht essen darf, von 8 bis 10 reite ich, ebenfalls par ordonnance du médecin, und lese dann bis 12, mit dem begleitenden Genusse der gemeinen Lazarettpflaume, die eingegangenen Zeitungen und Depeschen. So halte ich's noch lange aus, vorausgesetzt, daß es mir gelingt, den Standpunkt des beobachtenden Naturforschers unserer Politik gegenüber festzuhalten. Gestern hat Johanna ihren ersten Eintritt in die Gesellschaft gemacht; da ich um 12 im Bett sein soll und man vor 11 nicht kommt, so war's kurz; die Kur ist mir sonst willkommener Vorwand, mir alle Geselligkeit vom Leibe zu halten. Heute war ich hier zur Tafel; das sind die einzigen Unregelmäßigkeiten, seit die erste Bewillkommnung am Hofe vorbei ist. Der Kaiser war sehr herzlich beim Wiedersehn, umarmte mich und hatte eine unverkennbar aufrichtige Freude, daß ich wieder da war. Johanna findet das Leben viel behaglicher, als sie dachte; etwas Kindererkältung störte ihr Gleichgewicht in den letzten Tagen, Gott sei Dank ist alles wieder gut, ebenso wie mit Deiner Marie. Herzliche Grüße.

Dein treuer Bruder

v. B.

Aus jenen Tagen stammt auch sein berühmtes Wort von dem teutonischen Teufel:

Brief vom 16. 6. 1860.

Die Augsburger & Co. haben noch immer Angst, ich möchte Minister werden, und meinen dies durch Schimpfen über mich und meine französisch-russischen Gesinnungen zu hintertreiben. Viel Ehre, von den Feinden Preußens gefürchtet zu werden. Uebrigens sind meine politischen Liebhabereien im Frühjahr bei Hof und Minister so genau gesiebt worden, daß man klar weiß, was daran ist, und wie ich gerade im nationalen Aufschwung Abwehr und Kraft zu finden glaubte. Wenn ich einem Teufel verschrieben bin, so ist es ein teutonischer und kein gallischer. . . .'s Lügenfabrik könnte mich viel wirksamer auf anderen Gebieten angreifen, als auf dem des Bonapartismus, wenn sie an unserem Hofe, wie bei den Augsburgern, Eindruck machen will. . . .

Der Verleumdungsfeldzug gegen Bismarck steigerte sich noch in seiner Heftigkeit, als der Prinzregent mit dem Kaiser Napoleon in Teplitz zusammengetroffen war. Der Staatsmann schreibt darüber an Herrn v. Below:

Brief vom 22. 8. 1860.

Ich sollte russisch-französische Zumutungen wegen einer Abtretung der Rheinlande gegen Arrondierung im Innern offen unterstützt haben, ein

zweiter Borries sein und dergleichen. Ich zahle demjenigen 1000 Frd'or bar, der mir nachweisen kann, daß dergleichen russisch-französische Anerbietungen jemals von irgend jemand zu meiner Kenntnis gebracht seien. Ich habe in der ganzen Zeit meines deutschen Aufenthaltes nie etwas anderes geraten, als uns auf die eigene und die im Fall des Krieges von uns aufzubietende nationale Kraft Deutschlands zu verlassen. Dieses einfältige Federvieh der deutschen Presse merkt gar nicht, daß es gegen das bessere Teil seiner eigenen Bestrebungen arbeitet, wenn es mich angreift. Als Quelle dieser Angriffe wird mir der Koburger Hof und ein Litterat bezeichnet, der persönliche Rancune gegen mich hat. Wenn ich ein österreichischer Staatsmann oder ein deutscher Fürst und österreichischer Reaktionär, wie der Herzog von Meiningen, wäre, so würde unsre Kreuzzeitung mich so gut in Schutz genommen haben, wie letzern; die Lügenhaftigkeit jener Verdächtigungen ist keinem unsrer politischen Freunde unbekannt. Da ich aber nur ein alter Parteigenosse bin, der obenein das Unglück hat, über manche ihm genau bekannte Dinge eigene Ansichten zu haben, so läßt man mich nach Herzenslust begeifern, und ich erfahre von der ganzen Sache hauptsächlich durch die offiziöse Verteidigung der Elberfelder Zeitung, die man mir einsendet. Es geht nichts über Ketzerrichter im eigenen Lager; und unter Freunden, die lange aus einem Topfe gegessen haben, ist man ungerechter, als gegen Feinde. Mir ist's recht, man soll sich nicht auf Menschen verlassen, und ich bin dankbar für jeden Zug, der mich nach innen zieht! . . .

Einer Einladung des Zaren nach Warschau mußte Bismarck, so hartnäckig er sich auch dagegen sträubte, folgen. Hier traf er mit dem preußischen Ministerpräsidenten, Fürsten von Hohenzollern, zusammen, mit dem er in eine Erörterung aller Fragen, welche Europa bewegten, eintrat. Die Kühnheit seiner Ansichten, das Feuer und die Wahrheitsliebe, mit der er sie darlegte, machten auf den Fürsten „einen tiefen und unauslöschlichen Eindruck", so daß er die Ernennung Bismarcks zum Minister des Auswärtigen beim Prinzregenten beantragte. Bismarck wurde nach Berlin befohlen, aber der Widerspruch der anderen Minister verhinderte es, daß er schon jetzt jenen Posten übernahm, auf dem er später so außerordentlich Großes leisten sollte. Nur Roon war mit vollem Eifer für ihn eingetreten.

Die Verhandlungen scheiterten schließlich an der Offenheit, mit der Bismarck seine gegen Oesterreich gerichteten Ziele darlegte.

Der Regent leitete die Besprechung mit der Aufforderung an mich ein, das Programm zu entwickeln, wozu ich riete. Ich legte dasselbe in der Richtung, die ich später als Minister verfolgt habe, in soweit offen dar, daß ich als die schwächste Seite unserer Politik ihre Schwäche gegen Oesterreich bezeichnete, von der sie seit Olmütz und besonders in den letzten Jahren während der italienischen Krisis beherrscht gewesen sei. Könnten Ged. u. Er. I.

wir unsere deutsche Aufgabe im Einverständnis mit Oesterreich lösen, um so besser. Die Möglichkeit würde aber erst vorliegen, wenn man in Wien die Ueberzeugung hätte, daß wir im entgegengesetzten Falle auch den Bruch und den Krieg nicht fürchteten. Die zur Durchführung unserer Politik wünschenswerte Fühlung mit Rußland zu bewahren, würde gegen Oesterreich leichter sein als mit Oesterreich. Unmöglich aber schiene mir das auch im letzteren Falle nicht, nach meiner in Petersburg gewonnenen Kenntnis des russischen Hofes und der dort leitenden Einflüsse. Wir hätten dort aus dem Krimkriege und den polnischen Verwickelungen her einen Saldo, welcher bei geschickter Ausnutzung uns die Möglichkeit lassen könnte, mit Oesterreich uns zu verständigen, ohne mit Rußland zu brechen; ich fürchtete nur, daß die Verständigung mit Oesterreich wegen der dortigen Ueberschätzung der eigenen und der Unterschätzung der preußischen Macht mißlingen werde, wenigstens so lange, als man in Oesterreich nicht vom vollen Ernst unserer eventuellen Bereitschaft auch zu Bruch und Krieg überzeugt sei. Der Glaube an solche Möglichkeit sei in dem letzten Jahrzehnte unserer Politik in Wien verloren gegangen, man habe sich dort auf der in Olmütz errungenen Basis als auf einer dauernden eingelebt und nicht gemerkt oder vergessen, daß die Olmützer Konvention ihre Rechtfertigung hauptsächlich in der vorübergehenden Ungunst unserer Situation fand, die durch die Verzettelung unserer Kadres und durch die Thatsache hervorgerufen war, daß das ganze Schwergewicht der russischen Macht zur Zeit jener Konvention in die Wagschale Oesterreichs gefallen war, wohin sie nach dem Krimkriege nicht mehr fiel. Die österreichische Politik uns gegenüber sei aber nach 1856 ebenso anspruchsvoll geblieben wie zu der Zeit, wo der Kaiser Nikolaus für sie gegen uns einstand. Wir hätten uns der österreichischen Illusion in einer Weise unterworfen, welche an das Experiment erinnerte, ein Huhn durch einen Kreidestrich zu fesseln. Die österreichische Zuversicht, ein geschickter Gebrauch der Presse und ein großer Reichtum an geheimen Fonds ermögliche dem Grafen Buol die Aufrechthaltung der österreichischen Phantasmagorie und das Ignorieren der starken Stellung, in der Preußen sich befinden werde, sobald es bereit sei, den Zauber des Kreidestrichs zu brechen. Worauf sich die Erwähnung der österreichischen geheimen Fonds bezog, war dem Regenten bekannt.

So siegte Schleinitz, und Bismarck mußte noch einmal nach Petersburg zurückkehren, bis endlich nach jahrelangem Tasten die Schicksalsfrage dennoch an ihn herantrat und der Raum für ihn frei gemacht war. Augenscheinlich fürchtete der Prinzregent, daß die scharf ausgeprägte Persönlichkeit des Diplomaten die Gegnerschaft gegen die Heeresreform verstärken und die Leidenschaften noch heißer entfesseln werde. Am 28. Juni 1861 ist dann das berühmte Telegramm Roons an den Freund erfolgt: „Es ist nötig, die beabsichtigte Urlaubsreise unverzüglich anzutreten. Periculum in mora.“ Aber auch damals fürchtete Bismarck — und wie die Folge zeigte mit Recht — daß der Moment noch nicht gekommen sei, der für ihn den

Eintritt in das Ministerium bringen sollte. In seiner Antwort an Roon sagte er:

In dem Streit wohlthuender Gefühle für junge Auerhühner einerseits und Wiedersehen von Frau und Kindern andererseits tönt Ihr Kommando „an die Pferde" mit schrillem Mißklang. Ich bin geistesträge, matt und kleinmütig geworden, seit mir das Fundament der Gesundheit abhanden gekommen ist. Meinem Eindruck nach lag der Hauptmangel unserer bisherigen Politik darin, daß wir liberal in Preußen und konservativ im Auslande auftraten, die Rechte unsres Königs wohlfeil, die fremder Fürsten zu hoch hielten. Eine natürliche Folge des Dualismus zwischen der konstitutionellen Richtung der Minister und der legitimistischen, welche der persönliche Wille Sr. Majestät unsrer auswärtigen Politik gab. Ich würde mich nicht leicht zu der Erbschaft Schwerins entschließen, schon weil ich mein augenblickliches Gesundheitskapital dazu nicht ausreichend halte. Aber selbst wenn es der Fall wäre, würde ich auch im Innern das Bedürfnis einer anderen Färbung unsrer auswärtigen Politik fühlen. Nur durch eine Schwenkung in unsrer „auswärtigen" Haltung kann, wie ich glaube, die Stellung der Krone im Innern von dem Andrang degagiert werden, dem sie auf die Dauer sonst thatsächlich nicht widerstehen wird, obschon ich an der Zulänglichkeit der Mittel dazu nicht zweifle. . . . Man sollte glauben, daß eine lange und schwere Mißregierung das Volk gegen seine Obrigkeit so erbittert hätte, daß bei jedem Luftzug die Flamme aufschlägt. Politische Unreife hat viel Anteil an diesem Stolpern über Zwirnsfäden; aber seit 14 Jahren haben wir der Nation Geschmack an der Politik beigebracht, ihr aber den Appetit nicht befriedigt, und sie sucht die Nahrung in den Gossen. Wir sind fast so eitel wie die Franzosen: können wir uns einreden, daß wir auswärts Ansehen haben, lassen wir uns im Hause viel gefallen; haben wir das Gefühl, daß jeder kleine Würzburger uns hänselt und geringschätzt, und daß wir es dulden aus Angst, weil wir hoffen, daß die Reichsarmee uns vor Frankreich schützen wird, so sehen wir innere Schäden an allen Ecken, und jeder Preßbengel, der den Mund gegen die Regierung aufreißt, hat recht. . . . Ich bin meinem Fürsten treu bis in die Vendée, aber gegen alle anderen fühle ich in keinem Blutstropfen eine Spur von Verbindlichkeit, den Finger für sie aufzuheben. In dieser Denkungsweise fürchte ich von der unsers allergnädigsten Herrn so weit entfernt zu sein, daß er mich schwerlich zum Rate seiner Krone geeignet finden wird. Deshalb wird er mich, wenn überhaupt, lieber im Innern verwenden. Das bleibt sich aber meines Erachtens ganz gleich, denn ich verspreche mir von der Gesamtregierung keine gedeihlichen Resultate, wenn unsere auswärtige Haltung nicht kräftiger und unabhängiger von Sympathien für Dynastien wird, an die wir aus Mangel an Selbstvertrauen eine Anlehnung suchen, die sie nicht gewähren können und die wir nicht brauchen. Es wäre besser gewesen, in der Militärfrage stramm zu halten gegen Kühne, mit der Kammer zu brechen, sie aufzulösen und dann der Nation zu zeigen, wie der König zu den Leuten steht. Wird der König zu solchen Mitteln im Winter greifen wollen, wenn's paßt? Ich glaube nicht an gute Wahlen für diesmal, obschon gerade die Huldigungen dem Könige manches Mittel gewähren, darauf zu wirken. Aber rechtzeitige Auflösung nach

Brief vom 2. 7. 1861.

handgreiflichen Ausschreitungen der Majorität sind ein sehr heilsames Mittel, vielleicht das richtigste, zu dem man gelangen kann, um gesunden Blutumlauf herzustellen.

In der Nachschrift fügt Bismarck hinzu:

Mit Schleinitz nehme ich nach Ihrem Schreiben volles Einverständnis an, so daß ich nicht in die geschmacklose Lage komme, gegen meinen Chef zu konspirieren. Sagen und schreiben werde ich natürlich niemand etwas. — Wenn ich den Newaspiegel in der hellen Nacht vor mir sehe, über den Brief hinweg, so wird der Wunsch in mir lebhaft, daß ich nächstes Jahr noch hier sitze. Der Mensch gewöhnt sich an alles, auch an 60 Grad Breite; und Umziehn, Streiten und Aergern und die ganze Knechtschaft Tag und Nacht bilden eine Perspektive, bei der ich schon heute Heimweh nach Petersburg oder Reinfeld habe. In besserer Gesellschaft, wie in der Ihrigen, kann ich niemals in den Schwindel hineingeraten; aber auf der Sabower Heide hinter den Rebhühnern war es für uns beide behaglicher. Ich werde mich nicht drücken, denn ich mag mir keiner Feigheit bewußt sein, aber wenn in 14 Tagen dieses Gewitter spurlos an mir vorübergegangen und ich ruhig bei Muttern wäre, so würde ich mir einen Entensteiß wünschen, um vor Befriedigung damit wackeln zu können.

Auch jetzt hatte der Besuch in Berlin nicht den gewünschten Erfolg. Bismarck traf den Prinzregenten erst in Baden-Baden an, um mit ihm dort 5 Tage eingehend zu verhandeln. Seine Aufgabe bestand hier, wie immer, darin, die Entschlossenheit des Königs zu festigen. Eine Folge der Unterhaltungen war die Denkschrift über die deutsche Frage, die Bismarck dem Könige alsbald vorgelegt hat und die thatsächlich den maßgebenden Einfluß auf die nächste Gestaltung der Dinge ausüben sollte. Leider hat Bismarck auch auf der Rückreise nach Berlin Roon nicht mehr getroffen; während der Eine nach Berlin fuhr, eilte der Andere nach Baden-Baden, so daß sie sich wahrscheinlich „auf der Höhe von Trebbin" kreuzten. Auch der Ministerwechsel, der alsbald Herrn von Schleinitz von dem Ministerium des Auswärtigen auf den Posten eines Ministers des königlichen Hauses führte, brachte noch kein Definitivum; er mußte noch einmal nach Petersburg zurückkehren, blieb jedoch von hier aus namentlich mit Roon im regsten Briefwechsel, so daß ihm auch nicht die geringste Wendung in dem Streite um das Heer entging. Der Gedanke, trotz aller Hindernisse doch noch die Entscheidung in seine Hände verlegt zu sehen, hielt ihn während der ganzen folgenden Zeit fest, wenn er auch einmal schrieb:

Brief vom 17. 1. 1862.

Ich bin seit meiner Krankheit geistig so matt geworden, daß mir die Spannkraft für bewegte Verhältnisse verloren gegangen ist. Vor 3 Jahren hätte ich noch einen brauchbaren Minister abgegeben; jetzt komme ich mir

in Gedanken darin vor, wie ein kranker Kunstreiter. . . . . Vor dem Ministerium habe ich geradezu Furcht wie vor kaltem Bade.

Am Schlusse dieses Briefes findet sich folgender charakteristische Erguß:

Neben mir liegt gerade Varnhagens Tagebuch, ich begreife den Aufwand von sittlicher Entrüstung nicht, mit dem man diesen dürftigen Zeitspiegel von 36 bis 45 verdammt. Es stehen Gemeinheiten genug darin, aber gerade so wurde geredet in der Zeit, und schlimmer, es ist aus dem Leben. V. ist eitel und boshaft, wer ist das nicht? es kommt nur darauf an, wie das Leben die Natur des einen oder des andern reift, mit Wurmstichen, mit Sonne oder mit nassem Wetter, bitter, süß oder faul.

Trotz seiner Unlust blieb ihm doch seine Stellung am Petersburger Hofe bis zuletzt durchaus angenehm, er hatte sich sogar zahlreicher Bevorzugungen am Hofe zu erfreuen. So kann er am 13. November an den Grafen Bernstorff eine Schilderung des intimen Verkehrs mit dem Kaiserhause senden:

Manche meiner Kollegen sind vierzehn Jahre hier, ohne je anders als bei großen Festen am Hofe zu sein. Der Kaiser und eingeladene Militärs erscheinen bei Tisch im Ueberrock, Civilisten im frac. Nach dem Essen raucht der Kaiser, seine Gäste nur dann, wenn die Kaiserin abwesend ist. Auch wenn er mich in Audienz empfängt, läßt er die Cigarre nicht ausgehen, was Fürst Gortschakow für einen Beweis besonderen Vertrauens erklärt. Ich würde noch stolzer darauf sein, wenn Se. Majestät mir auch eine Cigarre gäbe, aber ich lasse mir an dem Bewußtsein genügen, der einzige Fremde zu sein, in dessen Gegenwart der Kaiser sich nicht geniert. Diese Dinge werden hier sehr ernstlich gewürdigt und besprochen. Neben seinem Schreibtische hat der Kaiser eine etwa eine Quadratrute große Bucht, zwei Fuß hoch eingezäunt und inwendig gepolstert; in derselben spielen die jüngsten Großfürsten, während Se. Majestät arbeitet. Auch bei Tische cirkulieren die jungen Herren zwischen den Stühlen umher. Dieses Privilegium hat auch des Kaisers schwarzer englischer Hühnerhund Mylord, eins der wenigen Wesen, welche dem verderblichen Einfluß der Hofluft widerstehen, denn er frißt noch heute trocknes Brot und benimmt sich tadellos auf der Jagd. Bismarck-Jahrbuch IV.

Im April endlich war Bismarcks Abberufung von Petersburg entschieden. Am 12. schreibt er an Roon:

In 14 Tagen hoffe ich bei Ihnen zu sein und diesem Leiden von Abschiedsaudienzen, Visiten, schlechten Verkäufen und packenden Hammerschlägen ein Ende zu machen. Ich weiß nur, daß ich nach Paris oder London gehe, nicht nach welchem von beiden. Brief vom 12. 4. 1862.

Am 10. Mai traf Bismarck in Berlin ein, um nach zahlreichen Unterredungen mit dem Könige und mit den Ministern, vor allem mit Roon, die Entscheidung über sein Schicksal zu erfahren. Gerade damals hielt es der Kurfürst von Hessen für angebracht, von allen

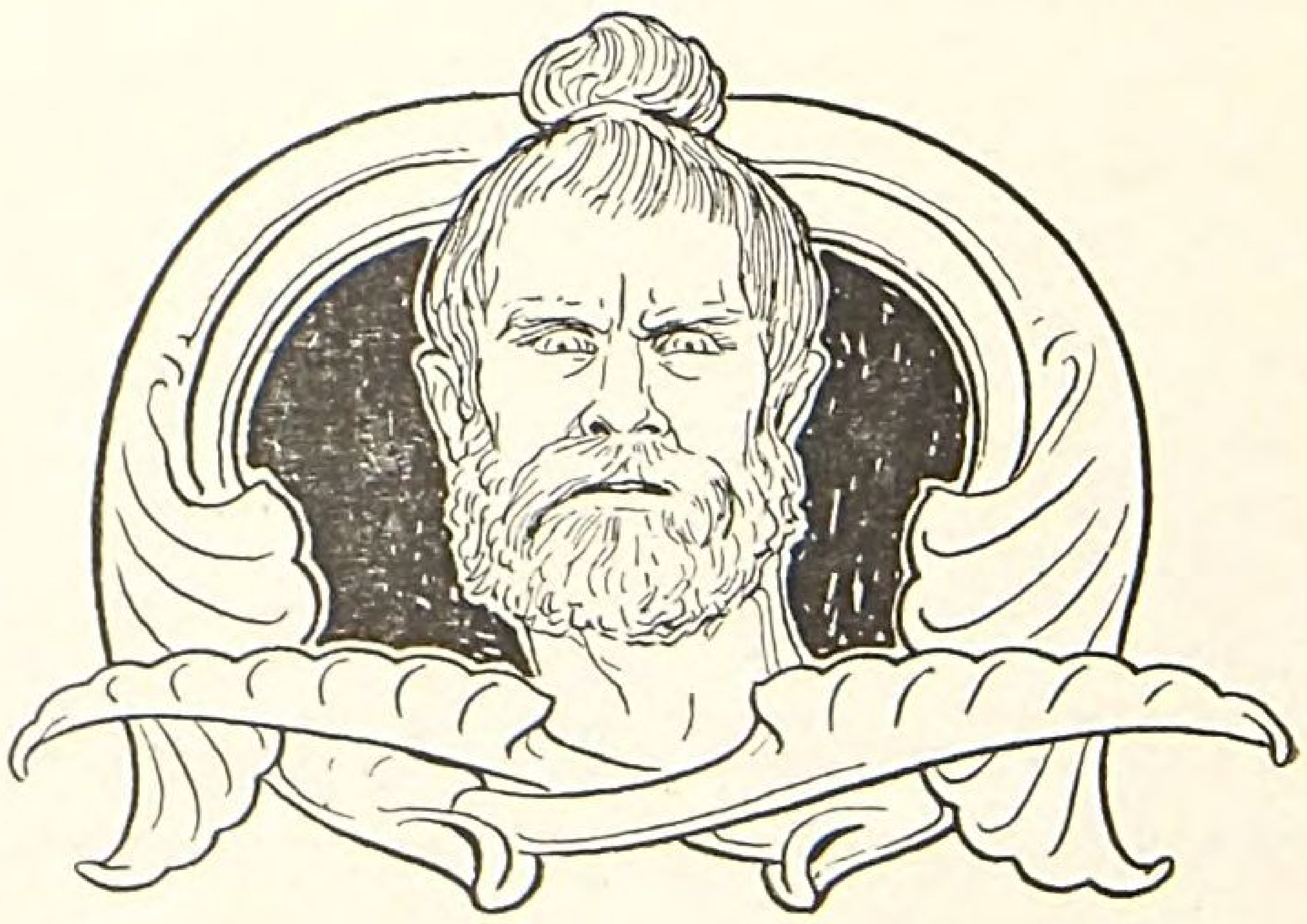
Wählern seines Landes die Anerkennung der octroyierten Verfassung zu fordern und so den alten Konflikt zu erneuern. Einen mahnenden Brief des Prinzregenten, den ihm General von Willisen überbrachte, warf er unter allerlei groben Bemerkungen auf den Tisch. Ueber diesen Fall befragte der leitende Minister Herrn v. Bismarck.

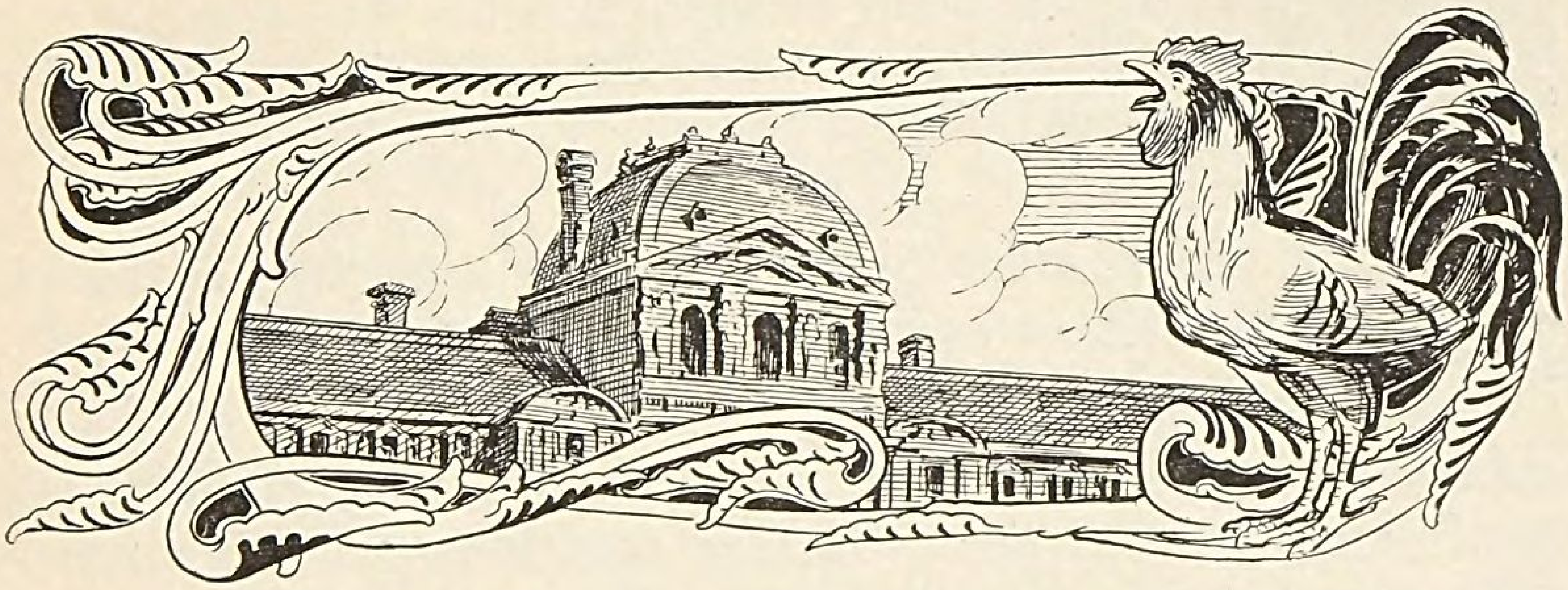
Hans Blum, Bd. II. Bismarck erklärte: „Der Umstand, daß der Kurfürst einen königlichen Brief auf den Tisch geworfen hat, ist ein wenig geschickter Casus belli; wollen Sie aber Krieg, so ernennen Sie mich zu Ihrem Unterstaatssekretär; dann mache ich mich anheischig, Ihnen binnen vier Wochen einen deutschen Bürgerkrieg bester Qualität zu liefern.“ Entsetzt fuhr Bernstorff zurück. Aber am 18. Mai schon wurde das preußische Ultimatum in Kassel überreicht: sofortige Entlassung der kurhessischen Minister oder Einrücken der Preußen. Da war auch sofort der Bundesbeschluß fertig, der die Verfassung von 1831 wieder herstellte. Die kurhessischen Minister traten zurück, und das vielgeprüfte Land hatte seinen Rechtsfrieden wieder.

Noch am 17. Mai schrieb Bismarck an die Gattin:

Brief vom 17. 5. 1862. Unsere Zukunft ist noch ebenso unklar wie in Petersburg; Berlin steht mehr im Vordergrund. Ich thue nichts dazu und nichts dagegen, trinke mir aber einen Rausch, wenn ich erst meine Beglaubigung für Paris in der Tasche habe.

Ob Bismarck sich diesen Rausch wirklich angetrunken hat, vermeldet die Geschichte nicht; Thatsache aber ist, daß er zum großen Erstaunen seiner Freunde nach Paris gesandt wurde, und daß König Wilhelm abermals die Entscheidung hinausschob bis zu schlimmeren Tagen. Der Aufenthalt in Paris trug von vornherein den Charakter des Interimistischen; was aber Roon erwartet und mit aller Sorglichkeit vorbereitet hatte, das geschah dennoch. Bismarck verließ Paris, um an die Spitze des Kampfministeriums zu treten.





Elftes Kapitel.

In Paris.

Es war in der That nur ein Zwischenzustand, der jetzt eintreten sollte; auf dem neuen Terrain, das sich ihm darbot, sollte Bismarck nicht warm werden, wenn auch sein Aufenthalt in Paris sicher dazu gedient hat, sein Urteil über Napoleon und seine Politik, über Frankreich und sein Volk, über die Zustände und Stimmungen der französischen Nation ganz wesentlich zu beeinflussen. Für das private Leben Bismarcks war natürlich dieser interimistische Zustand in jeder Beziehung unerquicklich, wieder war er nicht in der Lage, an der Seite seiner Familie die Fahrt zum neuen Heim anzutreten. Schon am 23. Mai schrieb Roon an seinen Freund Perthes:

> Bismarck erhielt die Aufgabe zugetheilt, sich in Paris über die Verhältnisse Frankreichs genau zu unterrichten und Napoleons Vertrauen so weit als möglich zu gewinnen; wissen Sie aber auch, daß er schwerlich auf dem dortigen Posten lange bleiben wird?

Denkwürdigk. Roons II., Brief vom 23. 5. 1862.

Und der Gattin schrieb Bismarck selbst:

> Aus den Zeitungen hast Du schon ersehen, daß ich nach Paris ernannt bin; ich bin sehr froh darüber, aber der Schatten bleibt im Hintergrund. Ich war schon so gut wie eingefangen für das Ministerium; ich reise, so schnell ich los komme, morgen oder übermorgen nach Paris. Aber ich kann unsere „unbestimmten" Sachen noch nicht dahin dirigieren, denn ich

Brief vom 23. 5. 1862.

muß gewärtigen, daß man mich in wenig Monaten oder Wochen wieder herbeiruft und hier behält. Ich komme vorher nicht zu Dir, weil ich erst in Paris Besitz ergreifen will, vielleicht entdecken sie einen andern Ministerpräsidenten, wenn ich ihnen erst aus den Augen bin.

Am 26. Mai wurde Bismarck in Abschiedsaudienz beim Könige auf Schlöß Babelsberg empfangen. Welches Ansehens er sich schon damals in der europäischen Diplomatie erfreute, wie man ihn aber dennoch verkannte, beweist ein Ausspruch, den Graf Rechberg gegen den französischen Gesandten, Herzog von Gramont, that und den Thouvenel berichtet:

Le décret de l'Empereur. Wenn Herr v. Bismarck eine vollkommene diplomatische Erziehung gehabt hätte, so wäre er einer der ersten Staatsmänner Deutschlands, wenn nicht der erste; er ist mutig, fest, erregt, voll feurigen Eifers; aber unfähig eine vorgefaßte Idee, ein Vorurteil, eine Parteimeinung irgend welcher Erwägung (raison) einer höheren Ordnung zu opfern; er hat nicht den praktischen Sinn für Politik, er ist ein Parteimann in des Wortes verwegener Bedeutung, und da er Reiz und Einfluß in den Geschäften hat und außerdem uns feindlich gesinnt ist, so betrachten wir seine Ernennung zum Gesandten in Paris nicht ohne Mißvergnügen und Unruhe. Jedenfalls ist es kein Freund, den wir dort haben werden.

In dem Abschiedsbrief an die Gattin nennt Bismarck seine Reise nur einen Fluchtversuch, den er antrete, „um nur einstweilen aus dem Gasthofswarteleben loszukommen".

Am 1. Juni bereits wurde er vom Kaiser empfangen.

Brief vom 1. 6. 1862. Er empfing mich freundlich, sieht wohl aus, ist etwas stärker geworden, aber keineswegs dick und gealtert, wie man zu karrikieren pflegt. Die Kaiserin ist noch immer eine der schönsten Frauen, die ich kenne, trotz Petersburg; sie hat sich eher embelliert seit 5 Jahren. Das Ganze war amtlich und feierlich, Abholung im Hofwagen mit Ceremonienmeister, und nächstens werde ich wohl eine Privataudienz haben.

Auch an Roon berichtet er über diese Audienz, der der erwartete Privatempfang acht Tage später folgte:

Brief vom 2. 6. 1862. Ich bin glücklich angekommen, wohne hier wie eine Ratte in der leeren Scheune und bin von kühlem Regenwetter eingesperrt. Gestern hatte ich feierliche Audienz, mit Auffahrt in kaiserlichen Wagen, Ceremonie, aufmarschierten Würdenträgern. Sonst kurz und erbaulich, ohne Politik, die auf un de ces jours und Privataudienz verschoben wurde. Die Kaiserin sieht sehr gut aus, wie immer. Gestern Abend kam der Feldjäger, brachte mir aber nichts aus Berlin, als einige lederne Dinger von Depeschen über Dänemark. Ich hatte mich auf einen Brief von Ihnen gespitzt. Aus einem Schreiben, welches Bernstorff an Reuß gerichtet hat, ersehe ich, daß der Schreiber auf meinen dauernden Aufenthalt hier und den Seinigen in Berlin mit Bestimmtheit rechnet, und daß der König irrt, wenn er annimmt,

daß jener je eher, je lieber nach London zurück verlange. Ich begreife ihn nicht, warum er nicht ganz ehrlich sagt, ich wünsche zu bleiben oder ich wünsche zu gehen, keins von beiden ist ja eine Schande. Beide Posten gleichzeitig zu behalten, ist schon weniger vorwurfsfrei. Sobald ich etwas zu berichten, d. h. den Kaiser unter vier Augen gesprochen habe, werde ich dem Könige eigenhändig schreiben. Ich schmeichle mir noch immer mit der Hoffnung, daß ich Seiner Majestät weniger unentbehrlich erscheinen werde, wenn ich ihm eine Zeitlang aus den Augen bin, und daß sich noch ein bisher verkannter Staatsmann findet, der mir den Rang abläuft, damit ich hier noch etwas reifer werde. Ich warte in Ruhe ab, ob und was über mich verfügt wird. Geschieht in einigen Wochen nichts, so werde ich um Urlaub bitten, um meine Frau zu holen, muß dann aber doch Sicherheit haben, wie lange ich hier bleibe. Auf achttägige Kündigung kann ich mich hier dauernd nicht einrichten.

Der Gedanke, mir ein Ministerium ohne Portefeuille zu geben, wird hoffentlich allerhöchsten Ortes nicht Raum gewinnen; bei der letzten Audienz war davon nicht die Rede; die Stellung ist nicht praktisch; nichts zu sagen und alles zu tragen haben, in alles unberufen hineinstänkern und von jedem abgebissen, wo man wirklich mitreden will. Mir geht Portefeuille über Präsidium; letzteres ist doch nur eine Reservestellung; auch würde ich nicht gern einen Kollegen haben, der halb in London wohnt. Will er nicht ganz dahin ziehen, so gönne ich ihm von Herzen zu bleiben, wo er ist, und halte es nicht freundschaftlich, ihn zu drängen.

Herzliche Grüße an die Ihrigen. Ihr treuer Freund und bereitwilliger, aber nicht mutwilliger Kampfgenosse, wenn's sein muß; im Winter noch lieber, als bei die Hitze!

Unseren freundschaftlichen Nachbar hier habe ich ruhig und behäbig gefunden, sehr wohlwollend für uns und sehr geneigt, die Schwierigkeiten der „deutschen Frage" zu besprechen; er kann seine Sympathien keiner der bestehenden Dynastien versagen, aber er hofft, daß Preußen die große ihm gestellte Aufgabe mit Erfolg lösen werde, die deutsche nämlich, dann werde die Regierung auch im Innern Vertrauen gewinnen. Lauter schöne Worte. Brief vom 9. 6. 1862.

Bismarcks Briefe aus der Pariser Zeit sind natürlich angefüllt mit vollberechtigten Klagen über den Schwebezustand, zu dem man ihn verurteilt hatte. Dieser Zustand mußte ihm um so unbehaglicher sein, je inniger er an einem ruhigen und geordneten Familienleben hing.

Ein gewisser Humor spricht dennoch gerade aus den Briefen jener Zeit; so schreibt er an die Gattin:

Ich sehne mich nach Geschäften, denn ich weiß nicht, was ich anfangen soll. Heut habe ich allein diniert, die jungen Herren waren aus; den ganzen Abend Regen und allein zu Hause. Zu wem sollte ich gehen? Mitten im großen Paris bin ich einsamer wie Du in Reinfeld und sitze hier wie eine Ratte im wüsten Hause. Ich esse einstweilen im Café. Wie lange es dauert, weiß Gott. In 8 bis 10 Tagen erhalte ich wahrscheinlich eine telegraphische Citation nach Berlin, und dann ist „Spiel und Tanz vorbei". Brief vom 1. 6. 1862.

Wenn meine Gegner wüßten, welche Wohlthat sie mir persönlich durch ihren Sieg erweisen würden, und wie aufrichtig ich ihn ihnen wünsche! Im nächsten Sommer wohnen wir dann vermutlich in Schönhausen. Hurero! Ich gehe nun in mein großes Himmelbett, so lang wie breit, als einziges lebendes Wesen im ganzen Stockwerk, ich glaube, auch im Parterre wohnt niemand . . . .

Und bald darauf schreibt er an das „liebe Schwesterherz":

Brief vom 16. 6. 1862.

Mein Barometerstand ist noch immer auf veränderlich, wie seit Jahr und Tag, und wird auch wohl noch lange so bleiben, mag ich hier oder in Berlin wohnen. Ruhe ist im Grabe, hoffe ich wenigstens. Ende Juni warte ich in Ruhe ab; weiß ich dann noch nicht, was aus mir wird, so werde ich eindringlich um Gewißheit bitten, damit ich mich hier einrichten kann. Habe ich Aussicht, bis zum Januar hier zu bleiben, so denke ich Johanna im September zu holen, obschon ein Etablissement auf 4 Monat in eigner Häuslichkeit immer sehr provisorisch ist und unbehaglich. Man schlägt bei Aus- und Einpacken ein kleines Vermögen an Glas und Porzellan entzwei. Für jetzt fehlt mir außer Frau und Kind hier vorzugsweise die Fuchsstute. Ich habe einige Mietgäule versucht, lieber aber reite ich nie wieder. Das Haus liegt sehr schön, ist aber dunkel, feucht und kalt. Die Sonnenseite mit Treppen und nonvaleurs verbraucht, alles liegt nach Norden, riecht dumpfig und kloakig. Kein einziges Möbel auf, kein Winkel, in dem man gern sitzen möchte; $^3/_4$ vom Hause ist als „gute Stube" verschlossen, überzogen, und ohne große Umwälzung der Einrichtung für den täglichen Gebrauch nicht vorhanden. Ich bin etwas in Sorge, wenn wir hier bleiben, daß es Johanna wenig gefallen wird. Der Franzose hat einen Fonds von Formalismus in sich, an den wir uns schwer gewöhnen. Die Furcht, irgend eine Blöße zu geben, das Bedürfnis, stets außen und innen sonntäglich angethan zu erscheinen, la manie de poser, macht den Umgang ungemütlich. Man wird niemals näher bekannt, und wenn man es sucht, so glauben die Leute, man will sie anpumpen oder heiraten oder den ehelichen Frieden stören. Es steckt unglaublich viel Chinesentum, viel Pariser Provinzialismus in den Leuten; der Russe, Deutsche, Engländer hat in seinen civilisierten Spitzen einen vornehmen universellen Zuschnitt, weil er die „Form" zu lüften und abzuwerfen versteht. Aus demselben Grunde hat er aber auch in seinen unteren und mittleren Schichten viel mehr Roheit und Geschmacklosigkeit, auf erstes Anfühlen wenigstens. Sie sagen hier: grattez le Russe et le barbare paraîtra. Wenn man aber vom Franzosen die Rinde durchzukratzen versucht, so bekommt man gar nichts raus. In einigen Tagen soll ich nach Fontainebleau: die Kaiserin ist etwas stärker geworden, dadurch hübscher wie je, und immer sehr liebenswürdig und lustig. Nachher gehe ich auf einige Tage nach London. Eine Anzahl angenehmer Russinnen, die ich hier hatte, ist meist verschwunden; heut auch die Benckendorff und die schöne Obolenski; nun weiß ich bald nicht mehr, wo ich müßige Stunden verschwatzen soll.

Auch an seinen vorgesetzten Minister sandte Bismarck eine kurze Darstellung der vertraulichen Beratungen, die er mit Napoleon gepflogen hatte:

Vorgestern beim Kaiser kam ich etwas in die Lage Josephs bei der Frau von Potiphar. Er hatte die unzüchtigsten Bündnisvorschläge auf der Zunge; wenn ich etwas entgegengekommen wäre, so hätte er sich deutlicher ausgesprochen. Er ist ein eifriger Verfechter deutscher Einheitspläne, d. h. kleindeutscher, nur kein Oesterreich darin; wie schon einmal vor fünf Jahren mir gegenüber, wollte er, daß Preußen eine Seemacht wenigstens zweiten Ranges werden und die dazu nötigen Häfen besitzen müsse. Er ließ sich von mir den Jahdebusen auf der Karte zeigen und fand die Einschachtelung in Oldenburg und dann in Hannover eine „Absurdität“. Merkwürdig ist die abweichende Politik der Kaiserin; sie ist katholisch, päpstlich, konservativ für das Ausland: sogar österreichisch. Brief vom 28. 6. 1862.

In einem Privatbrief fragt Bismarck bald darauf bei dem Minister an, ob er sich in Paris auf 8 Tage, 8 Wochen oder 8 Monate einrichten solle. Er erhielt die Antwort, daß der Minister dem Könige den Brief vorgelesen und dieser darauf geantwortet habe, er könne in diesem Augenblick noch keinen Entschluß fassen.

Sein Plan für die nächste Zeit war, einige Tage nach London zu gehen, dann in Vichy Brunnen zu trinken, in Trouville See zu baden. In der That reiste er Ende Juni nach London zum Besuche der Weltausstellung, und hier lernte er sowohl Disraeli als Palmerston kennen. Der spätere Lord Beaconsfield soll damals die Aeußerung gethan haben: „Geben Sie wohl acht auf diesen Mann, er meint, was er sagt“. In einem Brief nach der Rückkehr schrieb Bismarck an Roon in einem Urteil über die Engländer und London: „Die Leute sind über China und die Türkei sehr viel besser unterrichtet, wie über Preußen; Loftus muß noch mehr Unsinn an seinen Minister schreiben, als ich dachte!“ Im übrigen klagte er darüber, daß er in Paris gar nichts zu thun habe, er könne dieses „Nichtwohnen“ auf die Länge nicht aushalten, dazu sei er nicht Fähnrich genug. Wie aber die Dinge in Berlin lagen und bei der dauernden Unklarheit der Lage wollte man ihm nicht einmal den von ihm geforderten Urlaub bewilligen, und erst auf wiederholtes Drängen und nachdem er versichert hatte, daß er physisch einer Stärkung durch Berg- und Seeluft bedürftig sei, wurde seinem Wunsche gewillfahrt. Wenn er in die Galeere eintreten sollte, so schreibt er, so müsse er etwas Gesundheitsvorrat sammeln, Paris sei ihm bis jetzt schlecht genug bekommen mit dem Hundebummelleben als Garçon.

Allerdings hat es auch in dieser „Muße“ an Aufregungen nicht gefehlt. Das geht aus dem Briefwechsel zwischen ihm und Roon

hervor, der Bismarcks Eingreifen in Berlin immer dringender erscheinen läßt. Wir lassen Teile dieses Briefwechsels hier folgen:

Unter dem 4. Juni schrieb Roon:

Denkwürdigk. Roons II. . . . Am Sonntage sprach mir Schleinitz über den Ersatz für Hohenlohe und meinte, Ihre Zeit wäre noch nicht gekommen. Als ich ihn fragte, wer denn als Haupt des Ministerii fungieren sollte, zuckte er die Achseln, und als ich hinzusetzte, es bliebe dann nichts übrig, als daß er sich selbst erbarmte, schlüpfte er darüber hinweg, nicht abwehrend, nicht zustimmend. Daß mich dies beunruhigt, kann sie nicht wundern. Ich nahm daher gestern Gelegenheit, an maßgebender Stelle die Ministerpräsidenten-Frage auf die Bahn zu bringen, und fand die alte Hinneigung zu Ihnen neben der alten Unentschlossenheit. Wer kann da helfen? Und wie soll dies enden? — — Keine regierungsfähige Partei! Die Demokraten sind selbstverständlich ausgeschlossen, aber die große Majorität besteht aus Demokraten und solchen, die es werden wollen, wenngleich ihr Abreßentwurf von Loyalitätsversicherungen trieft. Daneben die Konstitutionellen, d. h. die Eigentlichen, ein Häuflein von wenig mehr als 20 Köpfen, Vincke an der Spitze, ca. 15 Konservative, 30 Katholiken, einige 20 Polen. Wo also findet eine mögliche Regierung die nötige Unterstützung? Welche Partei kann bei dieser Gruppierung regieren außer den Demokraten, und diese können es, dürfen es erst recht nicht. Unter diesen Umständen, so sagt meine Logik, muß die jetzige Regierung im Amte bleiben, so schwierig es auch sein mag. Und eben deshalb muß sie sich mit Notwendigkeit verstärken, und zwar je eher je lieber. — — Daß Graf Bernstorff immer zwei große Posten in Beschlag habe, scheint mir nun nicht eben durch Preußens Interesse geboten zu sein. Ich werde mich daher sehr freuen, wenn Sie nächstens zum Ministerpräsidenten ernannt werden, obgleich ich überzeugt bin, daß B. dann binnen kurzem aus seiner Doppelstellung treten und nicht länger den Koloß, 1 Fuß in Berlin, 1 in London, spielen wird. Ich schiebe es Ihnen ins Gewissen, keinen Gegenzug zu thun, da er schließlich dahin führen könnte und würde, den König in die offenen Arme der Demokraten zu treiben. — — Zum 11. ds. M. ist Hohenlohes Urlaub um. Er wird nicht wiederkommen, sondern nur sein Entlassungsgesuch. Und dann, ja dann hoffe ich, wird der Telegraph Sie herrufen. Alle Patrioten ersehnen dies. Wie können Sie da zaudern und manövrieren?

Bismarck antwortete:

Brief vom 8. 6. 1862. . . . So sehr lange kann die Ungewißheit übrigens nicht mehr dauern; ich warte bis nach dem 11., ob der König bei der Auffassung vom 26. v. M. bleibt oder sich anderweit versorgt. Geschieht bis dahin nichts, so schreibe ich Sr. Majestät in der Voraussetzung, daß mein hiesiges Verhältnis definitiv wird, und ich meine häuslichen Einrichtungen danach treffe, mindestens bis zum Winter oder länger hier zu bleiben. Meine Sachen und Wagen sind noch in Petersburg, ich muß sie irgendwo unterbringen; außerdem habe ich die Gewohnheiten eines achtbaren Familienvaters, zu denen gehört, daß man irgendwo einen festen Wohnsitz hat, und der fehlt mir eigentlich seit Juli v. J., wo mir Schleinitz zuerst sagte, daß ich

versetzt würde. Sie thun mir Unrecht, wenn Sie glauben, daß ich mich sträube; ich habe im Gegenteil lebhafte Anwandlungen von dem Unternehmungsgeist jenes Tieres, welches auf dem Eise tanzen geht, wenn ihm zu wohl wird. —

Ich bin den Adreßdebatten einigermaßen gefolgt und habe den Eindruck, daß sich die Regierung in der Kommission, vielleicht auch im Plenum, mehr hergegeben hat, als nützlich war. Was liegt eigentlich an einer schlechten Adresse? Die Leute glauben, mit der angenommenen einen Sieg erfochten zu haben. In einer Adresse führt eine Kammer Manöver mit markiertem Feinde und Platzpatronen auf. Nehmen die Leute das Scheingefecht für ernsten Sieg und zerstreuen sich plündernd und marodierend auf königlichem Rechtsboden, so kommt wohl die Zeit, daß der markierte Feind seine Batterien demaskiert und scharf schießt. Ich vermisse etwas Gemütlichkeit in unserer Auffassung; Ihr Brief atmet ehrlichen Kriegerzorn, geschärft von des Kampfes Staub und Hitze. Sie haben, ohne Schmeichelei, vorzüglich geantwortet, aber es ist eigentlich schade drum, die Leute verstehen kein Deutsch.

Recht unwirsch spricht sich Bismarck über die Verhandlungen der preußischen Abgeordneten aus, indem er jedoch gleichzeitig den bei der Opposition gegen die Armeereform anzuwendenden Plan entwickelt:

Ich denke mir, daß das Ministerium allen Streichungen im Militäretat ruhig und deutlich opponiert, aber keine Krisis über dieselben herbeiführt, sondern die Kammer das Budget vollständig durchberaten läßt. Das wird, wie ich annehme, im September geschehen sein. Dann geht das Budget, von dem ich voraussetze, daß es für die Regierung nicht annehmbar ist, an das Herrenhaus, falls man sicher ist, daß die verstümmelte Budget-Vorlage dort abgelehnt wird. Dann, oder andernfalls schon vor der Beratung im Herrenhause, könnte man es, mit einer königlichen Botschaft, welche mit sachlicher Motivierung die Zustimmung der Krone zu einem derartigen Budgetgesetz verweigert, an die Abgeordneten zurückgeben mit der Aufforderung zu neuer Beratung. Eine 30tägige Vertagung des Landtages würde vielleicht an diesem Punkte, oder schon früher, einzuschalten sein. Je länger sich die Sache hinzieht, desto mehr sinkt die Kammer in der öffentlichen Achtung, da sie den Fehler begangen hat und noch weiter begehen wird, sich in alberne Kleinigkeiten zu verbeißen, und da sie keinen Redner hat, der nicht die Langeweile des Publikums vermehrte. Kann man sie dahin bringen, daß sie sich in solche Lappalie wie die Kontinuität des Herrenhauses verbeißt und darüber Krieg anfängt und die Erledigung der eigentlichen Geschäfte verschleppt, so ist es ein großes Glück. Sie wird müde werden, hoffen, daß der Regierung der Atem ausgeht, und die Kreisrichter müssen mit den Kosten ihrer Stellvertretung geängstigt werden. Wenn sie mürbe wird, fühlt, daß sie das Land langweilt, dringend auf Konzessionen seitens der Regierung hofft, um aus der schiefen Stellung erlöst zu werden, dann ist m. E. der Moment gekommen, ihr durch meine Ernennung zu zeigen, daß man weit

entfernt ist, den Kampf aufzugeben, sondern ihn mit frischen Kräften aufnimmt. Das Zeigen eines neuen Bataillons in der ministeriellen Schlachtordnung macht dann vielleicht einen Eindruck, der jetzt nicht erreicht würde; besonders wenn vorher etwas mit Redensarten von Octroyieren und Staatsstreichen gerasselt ist, so hilft mir meine alte Reputation von leichtfertiger Gewaltthätigkeit und man denkt: „Nanu geht's los." Dann sind alle Centralen und Halben zum Unterhandeln bereit.

Ich bin doch erstaunt von der politischen Unfähigkeit unserer Kammern, und wir sind doch ein sehr gebildetes Land; ohne Zweifel zu sehr; die anderen sind bestimmt auch nicht klüger, als die Blüte unserer Klassenwahlen, aber sie haben nicht dies kindliche Selbstvertrauen, mit dem die Unsrigen ihre unfähigen Schamteile in voller Nacktheit als mustergiltig an die Oeffentlichkeit bringen. Wie sind wir Deutschen doch in den Ruf schüchterner Bescheidenheit gekommen? Es ist keiner unter uns, der nicht vom Kriegführen bis zum Hundeflöhen alles besser verstände als sämtliche gelernte Fachmänner, während es doch in anderen Ländern viele giebt, die einräumen, von manchen Dingen weniger zu verstehen als andere, und deshalb sich bescheiden und schweigen.

Mehr als sechs Wochen hindurch verbrachte Bismarck seinen Urlaub in Südfrankreich und in den Pyrenäen. Köstliche Reisebriefe aus jener Zeit erzählen uns von dem nachhaltigen Eindruck, den die herrliche Natur auf ihn machte; so schreibt er aus Bordeaux an die Gattin:

Brief vom 27. 7. 1862.

Sehr schöne Schlösser habe ich gesehen, Chambord, wovon die aus einem Buch gerissene Anlage eine unvollkommene Idee giebt, entspricht in seiner Verödung dem Geschick seines Besitzers. In den weiten Hallen und prächtigen Sälen, wo Könige mit Maitressen und Jagden ihren Hof hielten, bilden die Kinderspielsachen des Herzogs von Bordeaux das einzige Mobiliar. Die Führerin hielt mich für einen französischen Legitimisten und zerdrückte eine Thräne, als sie mir die kleine Kanone ihres Herrn zeigte. Ich bezahlte den Tropfen tarifmäßig mit 1 Fr. extra, obschon ich keinen Beruf habe, den Carlismus zu subventionieren. Die Schloßhöfe lagen so still in der Sonne, wie verlassene Kirchhöfe; von den Türmen hat man eine weite Rundsicht, aber nach allen Seiten schweigender Wald und Heidekraut bis an den äußersten Horizont, keine Stadt, kein Dorf, kein Bauernhaus, weder am Schloß noch im Umkreis. Aus beiliegenden Proben von Heidekraut wirst Du nicht mehr erkennen, wie purpurn diese von mir geliebte Pflanze dort blüht, die einzige Blume in den Königlichen Gärten, und Schwalben, fast das einzige lebende Wesen im Schloß. Für Sperlinge ist es zu einsam. Prächtig liegt das alte Schloß von Amboise, man sieht von oben die Loire 6 Meilen weit auf und ab. Von dort hierher geht man allmählich in den Süden über. Das Getreide verschwindet und macht dem Mais Platz, dazwischen rankiger Wein und Kastanienwälder, Schlösser und Schlößchen mit vielen Türmen, Schornsteinen und Erkern, alle weiß mit hohen, spitzen Schieferdächern. Es war glühend heiß, und ich sehr froh, ein halbes Coupé allein zu haben. Am Abend herrliches Wetter-

leuchten im ganzen Osten und jetzt eine angenehme Kühle, die ich bei uns noch schwül finden würde. Die Sonne ging schon um 7 Uhr 35 unter, in Petersburg wird man jetzt, um 11, noch ohne Licht sehen können.

Von Bayonne aus sendet er folgende anschauliche Darstellung:

Das Land, welches ich soeben durchfahren habe, versetzt mich auf den ersten Anblick lebhaft ins Gouvernement Pskow oder Petersburg. Von Bordeaux bis hier ununterbrochen Fichtenwald, Heidekraut und Moor, bald Pommern, wie etwa im Strandwald hinter den Dünen, bald Rußland. Wenn ich aber mit der Lorgnette hinsah, schwand die Illusion; statt der Kiefer ist es die langhaarige Seepinie, und die anscheinende Mischung von Wacholder, Heidelbeeren und dergl., welche den Boden deckt, löst sich in allerhand fremdartige Pflanzen mit myrthen- und cypressenartigen Blättern auf. Die Pracht, in der das Heidekraut hier seine violett-purpurnen Blüten entwickelt, ist überraschend; dazwischen eine sehr gelbe Ginsterart, mit breiten Blättern, das Ganze ein bunter Teppich. Der Fluß Adour, an dem Bayonne liegt, begrenzt dieses B-moll der Heide, welches mir in seiner weicheren Idealisierung einer nördlichen Landschaft das Heimweh schärfte. Von St. Vincent sieht man zuerst über Heide und Kiefern hinweg die blauen Umrisse der Pyrenäen, eine Art riesigen Taunus, aber doch kühner und zackiger in den Umrissen. Die Post ist bis 4 Uhr, während der heißen Zeit, geschlossen, ich kann erst in 1 Stunde Deinen Brief bekommen und würde doppelt ungeduldig sein, wenn ich nicht gestern Deinen Brief vom 23. schon gehabt hätte und der hiesige älter ist. Ich denke, gegen Abend zu Wagen nach Biarritz zu fahren, dort morgen zu baden und dann meinen Weg zur Grenze fortzusetzen. In Fuenterrabia erwarte ich Nachricht, ob G. in S. Sebastian ist; dann besuche ich ihn; ist er aber schon nach Madrid zurück, so begnüge ich mich, die Bidassoa überschritten zu haben, fahre hier wieder her und sodann längs der Berge nach Pau; von dort wende ich mich rechts ins Gebirge, zuerst nach Eaux Bonnes und Eaux Chaudes, von da nach Cauterets, St. Sauveur, Luz, Barèges, Bagnères de Luchon. Ich kann nicht sagen, daß ich mich langweile, eine Menge neuer Eindrücke sprechen mich an, aber ich komme mir doch wie ein Verbannter vor und bin mit meinen Gedanken mehr an der Kamenz als am Adour. Deutsche Zeitungen habe ich seit 6 Tagen nicht gesehen und vermisse sie auch nicht . . . . Brief vom 29. 7. 1862.

Aus San Sebastian stammt folgende Schilderung:

Der Weg von Bayonne hierher ist herrlich, links die Pyrenäen, etwas wie Dent du Midi und Moleson, was hier aber Pic und Port heißt, im wechselnden Alpenpanorama, rechts das Meer, Ufer wie bei Genua. Der Uebergang nach Spanien ist überraschend, in Behobie, dem letzten französischen Ort, könnte man glauben, ebensogut an der Loire zu sein, in Fuenterrabia eine steile Gasse, 12 Fuß breit, jedes Fenster mit Balkon und Vorhang, jeder Balkon mit schwarzen Augen und Mantillen, Schönheit und Schmutz, auf dem Markte Trommeln und Pfeifen und einige hundert Weiber, alt und jung, die unter sich tanzten, während die Männer rauchend und drapiert zusahen. Die Gegend ist bis hierher außerordentlich schön, Brief vom 1. 8. 1862.

grüne Thäler und waldige Hänge, darüber phantastische Linien von Festungswerken, Reihe hinter Reihe; Buchten der See mit ganz schmalen Einfahrten, die, wie Salzburger Seen in Bergkesseln, tief ins Land schneiden. Aus meinem Fenster sehe ich auf eine solche, durch eine Felseninsel gegen die See abgeschlossen, von Bergen mit Wald und Häusern steil eingerahmt, links unten Stadt und Hafen. Um 10 badete ich, und nach dem Frühstück gingen oder schlichen wir durch die Hitze auf den Berg der Citadelle und saßen lange auf einer Bank, einige hundert Fuß unter uns die See, neben uns die schwere Festungsbatterie mit einer singenden Schildwache. Dieser Berg oder Fels wäre eine Insel, wenn ihn nicht eine niedrige Landzunge mit dem Festlande verbände. Die Landzunge scheidet zwei Meeresbuchten von einander, und so hat man von der Citadelle nach Norden den weiten Blick in die See, östlich und westlich auf die beiden Buchten, wie zwei Schweizerseen, südlich auf die Landzunge mit der Stadt darauf, und dahinter, landwärts, himmelhohe Gebirge. Ich wollte Dir ein Bild davon malen können, und wenn wir 15 Jahre jünger wären, so führen wir beide her. Morgen oder übermorgen gehe ich nach Bayonne zurück, bleibe aber einige Tage noch in Biarritz, wo es nicht so schön am Strande ist, wie hier, aber doch hübscher als ich dachte, und civilisierter zu leben. Von Berlin und Paris höre ich zu meiner Beruhigung kein Wort. Ich bin sehr sonnenrot und hätte am liebsten eine Stunde heute in der See gelegen; das Wasser trägt mich wie ein Stück Holz, es ist gerade noch kühl genug, um angenehm zu sein. Man ist fast trocken, wenn man in die Anziehhütte kommt, dann setze ich mir den Hut auf und gehe im Peignoir spazieren; 50 Schritt davon baden die Damen, ländlich, sittlich. — Douanen und Paßschereien ohne Ende und unglaubliche Chausseegelder, sonst bliebe ich noch länger hier, anstatt in Biarritz zu baden, wo man ein Kostüm dazu anlegen muß . . . .

Aus Biarritz sendet Bismarck an seine Schwester folgende launige Darstellung:

Brief vom 20. 8. 1862

Ich klettere und gehe den ganzen Tag wie eine Ziege, liege im feuchten Gras ohne Furcht vor Rheuma und werde täglich 1 Jahr jünger, also wenn ich noch lange bleibe, stubentisch oder kindisch. Außer meiner Nachbarin kenne ich hier nur eine alte Gräfin B . . . . und ihre Enkelin, ein hübsches tanzlustiges Fräulein, mit der ich einige Mal walzen mußte, ehe Orlows kamen. Das Gros der übrigen Gesellschaft sind Spanier von guter Familie und schlechter Erziehung; sie sprechen keine europäische Sprache, und ich weiß nichts mit ihnen aufzustellen. Sehr mal à propos kamen mir vor 3 Tagen G . . . s aus M . . . hier an, er, sie und der Sohn . . .; sie störten mein Behagen durch ihre Ansprüche an landsmannschaftliche Gastlichkeit, und es wurde mir schwer, freundlich zu ihnen zu bleiben. Vielleicht gelang es mir wirklich nicht, und die Alte wird Geschichten über mich ausbringen. (Heute sind sie fort!!) Meinethalben, ich werde alt und dickfellig gegen das qu'en dira-t-on. Wenn Du mir schreiben willst, so adressiere nach Paris, als ob ich dort wäre, von da behält man mich im Auge. Ich trete meinen Rückzug von hier über Pau, Barèges, Toulouse, Marseille an, nur heut noch nicht. Von

Bernstorf(f) hatte ich vor einigen Tagen einen veralteten Brief vom 5. Er wünscht, daß der Stellenwechsel, „wenn er sich überhaupt auf das Fachministerium erstrecken soll", jedenfalls vor Ende Sept. stattfinde. Ich gehe nicht vor Ende meines Urlaubs, der etwa den 14. abläuft, nach Berlin und Pommern. Vorher habe ich Angst, in Berlin im sonnigen Gasthof vor Anker gelegt zu werden. Dann muß sich mein Geschick entscheiden, mir ist es einerlei, wie.

Aus der idyllischen Ruhe wurde Bismarck zum erstenmal in Toulouse emporgeschreckt, wo er einen Brief von Roon vorfand. Die Ungeduld, mit der er der ewigen Verschleppung seiner Angelegenheit zusah, verrät der an seine Gattin gerichtete Stoßseufzer: „Mein Urlaub ist um; Gewißheit ist jetzt nötig, oder ich nehme Knall und Fall meinen Abschied." Von Roon selbst verlangt er entschieden Klarheit; er wolle ja in Paris bleiben, aber müsse wissen, wie er sich einrichten soll. Jedenfalls sei er bereit, auch ein Präsidium ohne Portefeuille anzunehmen. Nach Karlsbad zum Könige gehen, wie ihm der Freund rate, lehne er ab, denn der Monarch könne sonst auf ehrgeizige Absichten bei ihm schließen, die ihm, weiß Gott, fernlägen. Er sei so zufrieden, in Paris zu bleiben, daß er nichts weiter erbitte, als die Gewißheit, wenigstens bis 1875 dort zu bleiben. „Schaffen Sie mir diese oder jede andere Gewißheit, und ich male Engelsflügel an Ihre Photographie." Nun, Bismarck ist nicht bis 1875 in Paris geblieben. Schon nach drei Tagen erhielt er von Roon, als er bereits auf der Rückreise nach Paris sich in Avignon befand, in dem weltgeschichtlich berühmten Telegramm: „Die Birne ist reif", das Stichwort, das ihn nach Berlin berief. Denn dort hatte die Krisis ihren Höhepunkt erreicht; man steuerte der Entscheidung zu. In Babelsberg war es, wo Roon, der einen bösen Ausgang voraussah, dem Könige den Rat gab: „Berufen Ew. Majestät doch Bismarck." Auf die zaghafte Antwort des Monarchen: „Er wird nicht wollen, wird es jetzt auch nicht übernehmen; er ist auch nicht da, es kann mit ihm nichts besprochen werden", konnte Roon antworten: „Er ist hier, er wird Ew. Majestät Ruf bereitwillig folgen." Als noch am selben Tage der Diplomat in Babelsberg erschien, hatte der König bereits seine Abdankung unterzeichnet. Er bebte vor dem Kampfe, dem harten Konflikt innerhalb einer drohenden Welt zurück; der Gedanke an die Entsagung hatte ihn während des ganzen Jahres bereits erfüllt. Als das letzte Mittel der Verzweiflung sollte Bismarcks Berufung dienen.

Brief vom 12. 9. 1862.

Ueber die entscheidende Begegnung hat dieser später selbst berichtet: Als er erschienen sei, habe der König bereits die Urkunde seiner Abdankung vor sich liegen gehabt und beabsichtigt, den Kronprinzen rufen zu lassen, um das Dokument und damit die Regierung in seine Hände zu legen, falls Bismarck seine Hilfe versagen würde. Bismarck aber nahm das Angebot sofort an. Damals geschah es, daß er seinen greisen Herrn „am Portepee und an der preußischen Offiziersehre" fassen mußte, um in ihm den verhängnisvollen Entschluß des Rücktritts zu entkräften. Die Darstellung jener Scene gehört der Geschichte an, neu sind aber manche Thatsachen, die der greise Fürst uns berichtet:

Ged. u. Er. I. Am 20. September morgens in Berlin angelangt, wurde ich zu dem Kronprinzen beschieden. Auf seine Frage, wie ich die Situation ansähe, konnte ich nur sehr zurückhaltend antworten, weil ich während der letzten Wochen keine deutschen Zeitungen gelesen und in einer Art von dépit mich über heimische Angelegenheiten nicht informiert hatte. Meine Verstimmung hatte ihren Grund darin, daß der König mir in Aussicht gestellt hatte, mir in spätestens sechs Wochen Gewißheit über meine Zukunft, d. h. darüber zu geben, ob ich in Berlin, Paris oder London mein Domizil haben sollte, daß darüber aber schon ein Vierteljahr verflossen war, und ich im Herbst noch immer nicht wußte, wo ich im Winter wohnen würde. Ich war mit der Situation in ihren Einzelheiten nicht so vertraut, daß ich dem Kronprinzen ein programmartiges Urteil hätte abgeben können; außerdem hielt ich mich auch nicht für berechtigt, mich gegen ihn früher zu äußern als gegen den König. Den Eindruck, den die Thatsache meiner Audienz gemacht hatte, ersah ich zunächst aus der Mitteilung Roons, daß der König mit Bezug auf mich zu ihm gesagt habe: „Mit dem ist es auch nichts, er ist ja schon bei meinem Sohne gewesen." Die Tragweite dieser Aeußerung wurde mir nicht sofort verständlich, weil ich nicht wußte, daß der König sich mit dem Gedanken der Abdikation trug und voraussetzte, daß ich davon gewußt oder etwas vermutet hätte und mich deshalb mit seinem Nachfolger zu stellen gesucht habe.

In der That war mir jeder Gedanke der Abdikation des Königs fremd, als ich am 22. September in Babelsberg empfangen wurde, und die Situation wurde mir erst klar, als Se. Majestät sie ungefähr mit den Worten präzisierte: „Ich will nicht regieren, wenn ich es nicht so vermag, wie ich es vor Gott, meinem Gewissen und meinen Unterthanen verantworten kann. Das kann ich aber nicht, wenn ich nach dem Willen der heutigen Majorität des Landtags regieren soll, und ich finde keine Minister mehr, die bereit wären, meine Regierung zu führen, ohne sich und mich der parlamentarischen Mehrheit zu unterwerfen. Ich habe mich deshalb entschlossen, die Regierung niederzulegen, und meine Abdikationsurkunde, durch die angeführten Gründe motiviert, bereits entworfen." Der König zeigte mir das auf dem Tische liegende Aktenstück in seiner Handschrift, ob

bereits vollzogen oder nicht, weiß ich nicht. Se. Majestät schloß, indem er wiederholte, ohne geeignete Minister könne er nicht regieren.

Ich erwiderte, es sei Sr. Majestät schon seit dem Mai bekannt, daß ich bereit sei, in das Ministerium einzutreten, ich sei gewiß, daß Roon mit mir bei ihm bleiben werde, und ich zweifelte nicht, daß die weitere Vervollständigung des Kabinetts gelingen werde, falls andere Mitglieder sich durch meinen Eintritt zum Rücktritt bewogen finden sollten. Der König stellte nach einigem Erwägen und Hin- und Herreden die Frage, ob ich bereit sei, als Minister für die Militär-Reorganisation einzutreten, und nach meiner Bejahung die weitere Frage, ob auch gegen die Majorität des Landtages und deren Beschlüsse. Auf meine Zusage erklärte er schließlich: „Dann ist es meine Pflicht, mit Ihnen die Weiterführung des Kampfes zu versuchen, und ich abdiziere nicht."

Ein früherer Bericht über diese entscheidende Scene, der gleichfalls auf den Fürsten Bismarck zurückzuführen ist, stellt sie in folgender, ähnlicher Weise dar: Als Bismarck die Abdankungsurkunde ansah und bemerkte, dahin dürfe es in Preußen nicht kommen, erwiderte der König: „Ich habe alles versucht und sehe nirgends einen Ausweg. Gegen meine Ueberzeugung kann ich nicht regieren, meine Minister sind gegen mich, mein Sohn hat sich auf ihre Seite gestellt. Auch Sie sind ja bereits bei ihm gewesen. Komme ich mit Ihnen zu keiner Verständigung, so lasse ich dies hier in den Staatsanzeiger setzen, und dann mag mein Sohn zusehen, wie er fertig wird. Die Preisgebung der Armee-Reorganisation ist gegen meine Ueberzeugung, und gegen diese zu handeln, würde mir als eine Pflichtwidrigkeit erscheinen." Bismarck entgegnete: Er sei bei dem Kronprinzen nur gewesen, weil Se. Königliche Hoheit ihn sofort nach seiner Ankunft in Berlin zu sich befohlen habe. Auf Befragen des Kronprinzen über seine Absichten habe er erwidert: er müsse zuvor die Wünsche Sr. Majestät kennen lernen. Vor allen Dingen aber bitte er den König, die Abdankungsurkunde und alle auf Abdankung bezüglichen Gedanken aufzugeben. Der König wog das Blatt in der Hand und fragte: „Wollen Sie es versuchen, ohne Majorität zu regieren? — „Ja." — „Ohne Budget?" — „Ja." — „Dann sehen Sie hier mein Programm."

Der König wies dann auf einem Spaziergang durch den Park Herrn v. Bismarck ein sechs oder mehr Quartseiten umfassendes, mit seiner kleinen Handschrift eng beschriebenes Schriftstück. Bismarck fing an zu lesen. Obenan stand die Frage der Kreisordnung, bei welcher über die Vertretung der Rittergüter und der Städte auf

den Kreistagen ein harter Kampf entbrannt war. Bismarck sagte zum König: „Ew. Majestät, es handelt sich jetzt doch nicht um die Frage, ob auf den Kreistagen der Städter oder der Junker das Uebergewicht haben soll, sondern ob in Preußen die Krone oder die Majorität des Abgeordnetenhauses regieren soll. Ist diese Frage entschieden, so ordnen sich die anderen von selbst. Wenn Ew. Majestät mir das Vertrauen schenken, so bin ich bereit, die Geschäfte zu übernehmen, aber ohne Programm. In einer so schwierigen Lage ist ein geschriebenes Programm für Ew. Majestät wie für mich bindend und kann unter Umständen erschwerend wirken. Zunächst gilt es doch, die Hauptfrage zu entscheiden."

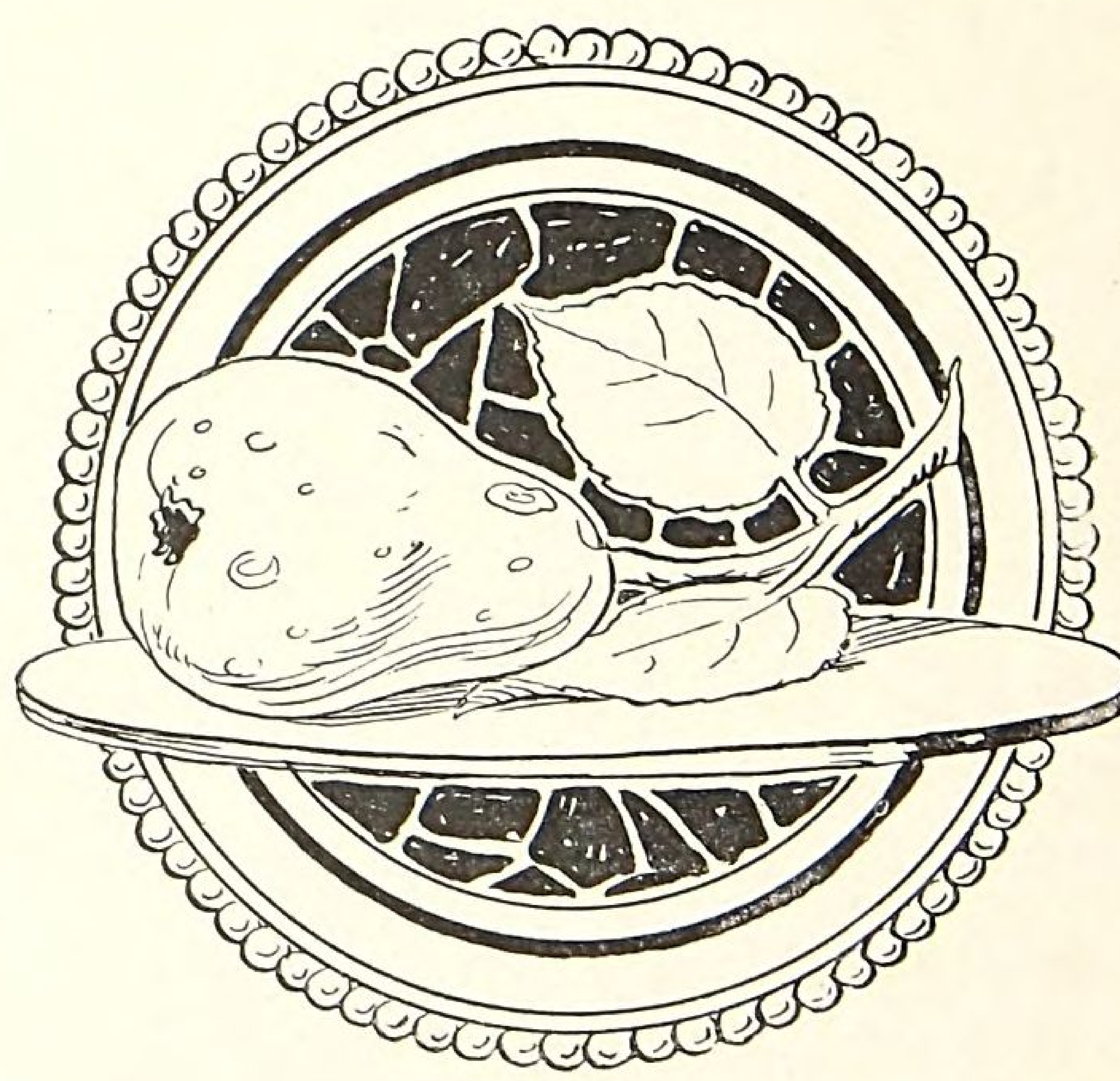
Ged. u. Er. I. Es gelang mir, den König zu überzeugen, daß es sich für ihn nicht um konservativ oder liberal in dieser oder jener Schattierung, sondern um Königliches Regiment oder Parlamentsherrschaft handle, und daß die letztere unbedingt und auch durch eine Periode der Diktatur abzuwenden sei. Ich sagte: „In dieser Lage werde ich, selbst wenn Eure Majestät mir Dinge befehlen sollten, die ich nicht für richtig hielte, Ihnen zwar diese Meinung offen entwickeln, aber wenn Sie auf der Ihrigen schließlich beharren, lieber mit dem Könige untergehen, als Eure Majestät im Kampfe mit dem Parlament im Stiche lassen." Diese Auffassung war damals durchaus lebendig und maßgebend in mir, weil ich die Negation und die Phrase der damaligen Opposition für politisch verderblich hielt im Angesicht der nationalen Aufgaben Preußens, und weil ich für Wilhelm I. persönlich so starke Gefühle der Hingebung und Anhänglichkeit hegte, daß mir der Gedanke, in Gemeinschaft mit ihm zu Grunde zu gehen, als ein nach Umständen natürlicher und sympathischer Abschluß des Lebens erschien.

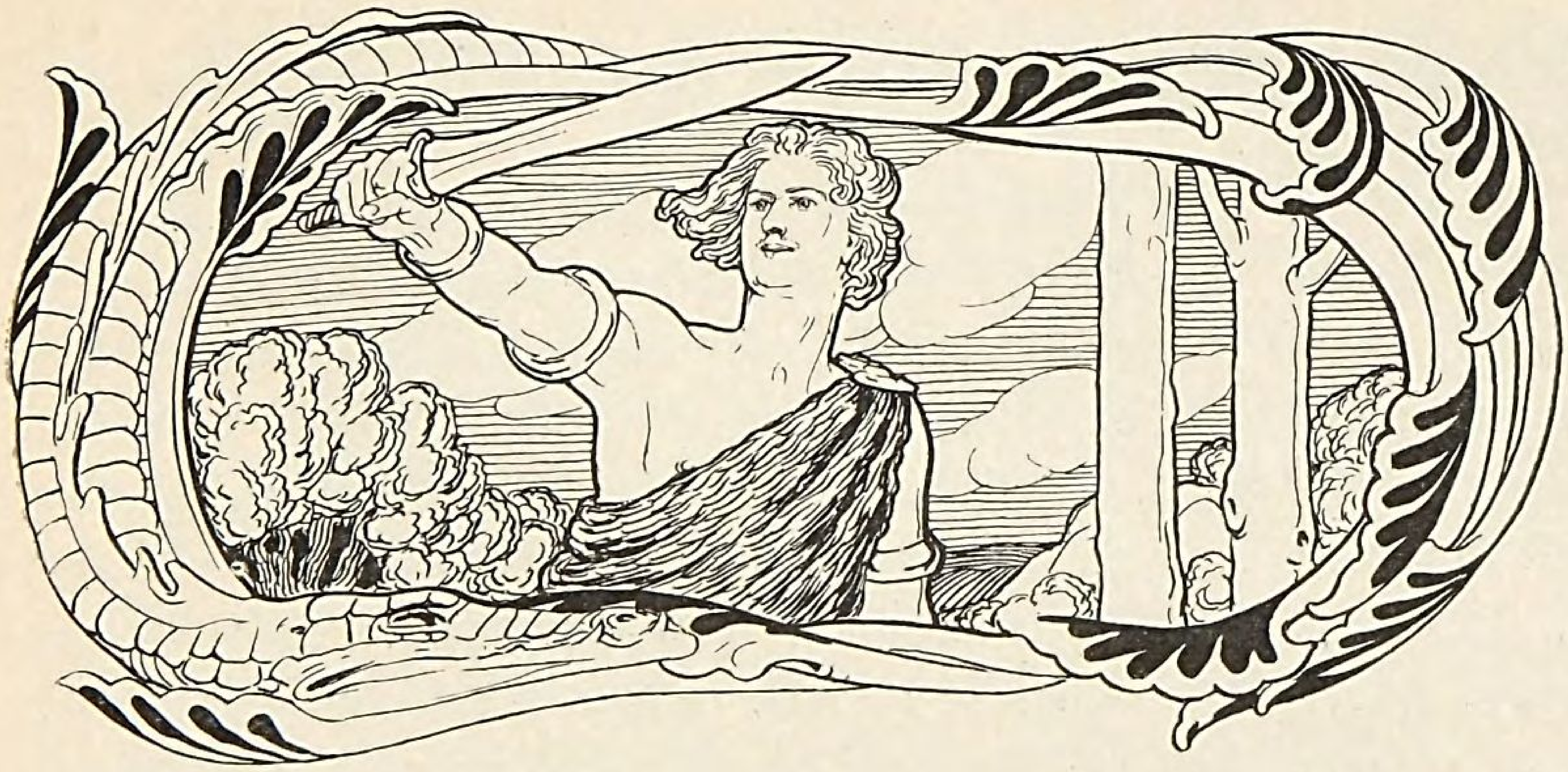
Nach einigem Nachdenken willigte der König ein. Man befand sich auf einer Brücke über einer kleinen Schlucht im Park, der Monarch begann das Programm zu zerreißen und die Stücke fallen zu lassen. Bismarck nahm sie wieder auf, indem er sagte: „Wollen Ew. Majestät das Papier nicht lieber dem Kamin anvertrauen? Hier könnte es doch aufgefunden werden, und ein jeder kennt hier Ew. Majestät Handschrift." Der König steckte das Programm in die Brusttasche seines Interimsrockes, besprach mit Bismarck die behufs der Ernennung zu erledigenden Formalitäten, wobei er u. a. betonte, dem Fürsten Hohenzollern, der damals noch formell Ministerpräsident war, selbst schreiben zu wollen, und wandte sich dann zum Gehen. War seine Haltung vor der Unterredung die eines tiefgebeugten Mannes gewesen, so schritt er jetzt aufrecht, fest und straff von dannen."

Dem erwähnten radikalen Entschluß der Kammer folgte die Ernennung Bismarcks zum Staatsminister und Vorsitzenden des Ministeriums. Niemand ahnte damals, sagt Sybel, daß mit diesem Tage in Wahrheit eine neue Aera für Preußen und Deutschland und damit für Europa beginne. Denn wie viele Menschen wußten etwas von Bismarcks innerer Entwickelung seit 1851! Alle Welt sah in ihm den keckſten Vorkämpfer der feudalen Partei, den frechsten Gegner alles liberalen Strebens, den Redner, der alle großen Städte vom Erdboden hatte vertilgen wollen, der den Liberalen den drohenden Zuruf entgegengeschleudert hatte, „das stolze Roß Borussia werde die parlamentarischen Sonntagsreiter in den Sand setzen"; sein Name steigerte die Aufregung der Gemüter in das Grenzenlose. Jetzt sei der letzte Schleier zerrissen, dieser märkische Junker, der einst den ersten Schritten zur Verfassung widersprochen, der in Erfurt sich gegen die deutsche Einheit erhoben, der die ehrlose Olmützer Politik verteidigt habe, um dann im Bundestag eine seiner Gesinnung entsprechende nahrhafte Unterkunft zu finden, dieser servile Aristokrat habe sich jetzt von Napoleon in den Künsten des Staatsstreiches unterrichten lassen und hoffe, mit Kartätschensalven die Fetzen der Verfassung in alle Winde zu jagen. Hier heiße es also, fest auf dem Boden des Gesetzes zusammenzustehen, jede unwürdige Schwäche abzuwerfen und an keiner Stelle das geringste Atom des beschworenen Verfassungsrechtes mit feiger Nachgiebigkeit zu opfern. Erich Marcks aber schließt den ersten Teil seines Lebensbildes Kaiser Wilhelms des Ersten mit den treffenden Worten:

„Es ist sicherlich wahr, daß das Band, das Bündnis zwischen König und Kanzler damals in der Glut heißer Seelennöte und höchster Gefahren geschweißt worden ist, daß Bismarck seinem Herrn als „Retter in der Not" gekommen ist in einem Augenblick, da jener sich verloren glaubte. Die Entwickelung der eigentlich schicksalsvollen Jahre in Wilhelms Leben hat damit ihren Schluß erreicht. Der zweite seiner großen Genossen, der größte unter ihnen allen, hat sich zu ihm gesellt. Die eigentliche Krisis seines Lebens ist überwunden. Erst diese Stunde hat es entschieden, daß der schwere Kampf mit allen Feinden ausgefochten werden würde. Damit tritt König Wilhelm aus der Stelle des Handelnden um einen Schritt zurück. Die Last der Thaten muß er nun in die Hände des Anderen legen. Die Zeit der Größe bricht an, die ihm

in vollem Sinne zu eigen gehört, ist vorüber; sein Größtes hat er geleistet.“ Von jetzt aber hält der König und sein Minister in Treuen zusammen bis zum gemeinsamen Siege. Die selbständige Macht der Krone und der Regierung wird gewahrt trotz aller Fährnisse, denn durch all die Jahre des Kampfes und des Leidens stand Bismarck mit zäher Energie in der Bresche.





Zwölftes Kapitel.

Eintritt in das Ministerium.

Die Zeit der wilden Stürme begann für Otto v. Bismarck in jener Stunde, da er Abschied nahm vom Kaiser Napoleon in denselben Gemächern zu St. Cloud, in denen einst Karl der Zehnte die verhängnisvollen Juli-Ordonnanzen unterzeichnete. Der Abschiedsgruß des französischen Herrschers war die Mahnung, das Schicksal Polignacs nicht zu vergessen. Und als Herr Otto v. Bismarck in der preußischen Hauptstadt eintraf, von seinem Könige herbeigerufen in der äußersten Not, da empfing ihn die Frage: „Wer in Himmels Namen ist dieser Bismarck, daß man ihn auf einen so hohen Posten stellen sollte?" und die Antwort der Kundigen lautete: „Bismarck ist der Staatsstreich." Und in den Blättern hallte es zur Begrüßung wieder vom „prahlenden Junker", vom „hohlen Großsprecher", vom „Napoleonverehrer" und „Städtevertilger". Man scharrte die Reminiscenzen zusammen aus der Revolutionszeit, da der Deichhauptmann von Schönhausen zuerst auf der Tribüne erschien und unter dem Toben der Landboten eingetreten war für das preußische Stammesbewußtsein, und da in denselben Tagen, in denen die Revolution durch die Gassen tobte, der pommersche Junker aus

treuem Preußenherzen heraus seinem Könige Gut und Leben zur Verfügung stellte.

Vier lange Jahre hat der Konflikt gedauert, aber das nicht Geglaubte wurde Wahrheit, das Unerhörte Gewißheit: Die drei Männer, deren Namen späterhin noch durch manch anderes Band des Ruhmes für alle Zeiten verbunden werden sollten, Wilhelm, Bismarck und Roon, erfochten den glänzendsten Sieg gegen eine Welt von Feinden, von Uebelwollen und Mißverständnis, von Thorheit und Haß, von Doktrinarismus und Parteiwut. Wie es gekommen wäre, wenn diese drei nicht, Treue um Treue gewährend, fest zu einander standen wie einst im letzten Kampf die Nibelungen, wie Deutschlands Geschick sich gestaltet, wenn König Wilhelm, müde des Kampfes mit seinem Volke, nachgegeben und gar der Krone entsagt hätte, wenn Roon die Grundgedanken der Heeresreform preisgab und Otto v. Bismarck, den man mit Catilina und Strafford verglich, den man als doppelzüngigen, mit Napoleon verbündeten Verräter beschimpfte, den Posten verließ, wer vermag es zu künden? Wenn es aber wahr ist, daß ohne den Hammer kein Eisen geschmiedet, ohne Schwert kein Schlag geführt werden kann, dann ist es auch gewiß, daß ohne den eisernen Willen, den Bismarck in der Konfliktszeit bewies, nicht Deutschlands Einheit erfochten wurde. Hätten die Waldeck und Grabow, die Virchow und Hoverbeck gesiegt, hätten sie mit einer verhängnisvollen Schwächung des Heeres zugleich das Königtum unter das Joch des parlamentarischen Willens gebeugt, dann wäre niemals der Tag von Versailles heraufgezogen, und noch immer wäre mit gebrochenem Fittich der Kaiseradler an die Stange gekettet.

Nicht den Kampf allein um die Heeresmacht, sondern auch den Kampf um das Königtum und sein Recht galt es zu führen, als Wilhelm I. Otto v. Bismarck berief. Es galt, Deiche und Dämme zu schaffen, daß nicht die parlamentarische Welle hinüberflute und der Krone den Glanz raube. Das Stichwort, dem Bismarck in diesem Kampfe zu folgen gedachte, gab er bereits aus, als vor Beginn des Konfliktes zum erstenmale, wenn auch noch zu früh, das Kommando „An die Pferde“ erscholl: „Ich bin meinem Fürsten treu bis in die Vendée, aber gegen alle anderen fühle ich in keinem Blutstropfen eine Spur von Verbindlichkeit, den Finger für sie aufzuheben.“ Als Bismarck im Schloß Babelsberg erschien, hatte

König Wilhelm bereits seine Abdankung unterzeichnet, alles schien verloren, und doch war gerade in diesem Augenblick alles gewonnen; denn eine neue Armee zog heran, und diese Armee hieß — Bismarck. Welcher Geist ihn beseelte, welche Gefahren ihm drohten, das zeigen deutlicher als alles zwei Worte, die er damals sprach: „Der Tod auf dem Schaffot ist unter Umständen ebenso ehrenvoll wie der auf dem Schlachtfelde“ und „Ich kann mir schlimmere Todesarten denken als die Hinrichtung“. Und das erste Wort, das er zu den Landboten sprach, war das von „Eisen und Blut“. Er stand allein da und verlassen, in der ganzen Einsamkeit des Genies.

Ursache und Verlauf des Konfliktes ist heute noch bekannt; nur wenige Daten mögen die Erinnerung festigen. Am 22. Juli 1858 hatte Roon seine „Bemerkungen und Entwürfe zur vaterländischen Heeresverfassung“ an den Prinzregenten nach Baden-Baden gesandt; einleitend hatte er geschrieben: „Die hier zu lösende Aufgabe beschränkt sich auf die praktische Frage: durch welche Mittel Preußen seine welthistorische Aufgabe zu behaupten, seine politische Mission zu erfüllen vermag?“ Und die Antwort forderte die Herstellung und Erhaltung eines schlagfertigen Heeres. „Die preußische Armee wird auch in Zukunft das preußische Volk in Waffen sein. . . . Es gilt, die Geschicke des Vaterlandes gegen die Wechselfälle der Zukunft sicherzustellen.“ Der Landtag opponierte den Vorschlägen Roons, die liberalen Minister neigten zu schwächlichen Kompromissen; die Abgeordneten waren bereit, einen einmaligen Kredit zur Bestreitung der Kosten der Heeres-Reorganisation zu bewilligen, aber sie wollten nichts davon wissen, daß die neuen Truppen einen ständigen, unanfechtbaren Posten im Kriegsbudget einnehmen sollten. Der eigentliche Konflikt entbrannte jedoch erst am 5. März 1862, als Roon erklärte, daß die Regierung nicht von der dreijährigen Dienstzeit lassen könne und der Kammer das Recht bestritt, die Mittel für die neueingerichteten Regimenter stets von neuem zu bewilligen oder nach Willkür abzulehnen. Hier sahen die Volksvertreter ihr vornehmstes Recht, das Budgetrecht, in schwerer Gefahr, und schier unlösbar begannen sich die Fäden ineinander zu schlingen. Am 22. und 29. August versagte, wie wir oben erwähnten, der Landtag jeden Mann und jeden Groschen, alle Kosten der Heeresreform und des neuen Flottengründungsplanes, mit 273 gegen 68 Stimmen wurden die gesamten Heeresforderungen aus dem Budget für 1862 herausgestrichen und

dieses verstümmelte Budget mit 308 gegen 11 Stimmen angenommen! Ein Ministerium war dem anderen gefolgt, da erschien die königliche Ordre, die den Prinzen zu Hohenlohe-Ingelfingen von dem Vorsitz im Staatsministerium entband und zunächst interimistisch, wenige Tage darauf dauernd, dem bisherigen Gesandten in Paris, Herrn v. Bismarck, jenes Amt übertrug, das er durch ein Menschenalter zu Deutschlands Heil und Segen geführt hat. Seine Wanderjahre waren vorüber, der grimme Männerkampf um das größte Ziel begann.

Jetzt haben die Männer, die damals Bismarck bekämpften, bis auf wenige längst ihre Fehler erkannt; ein Sybel ist der glühendste Bewunderer des großen Staatsmannes geworden, und in manchen von den alten Gegnern hat sich der Groll in Begeisterung verwandelt. Längst hat man erkannt, auf wessen Seite damals Scharfblick und weise Vorsicht stand, und daß der Liberalismus nur um Schattenbilder focht. Nicht allen ist heute ein Vorwurf deshalb zu machen. Wir Späteren sehen die ragende Vollgestalt und wissen, wer Bismarck ist; die Männer von damals standen vor einem Ungekannten, kaum noch Bewährten, und noch immer ist es des Genius Art, daß er sich erst durchkämpfen muß zur Anerkennung. Ein herber Vorwurf trifft nur jene, die hartnäckig und verbissen auch jetzt nicht einräumen wollen, daß ihnen die Weltgeschichte Unrecht gegeben, und die dem Wundervollen zum Trotz, das über uns hinzog, festhalten an veralteter Thorheit. Bismarck und Virchow! Zur Sonne fliegt der Adler, mühselig in der Muskel verkapselt sich die Trichine.

Mit unbeschreiblicher Energie ging Bismarck vor. Er war fest entschlossen, daß die Armee, wie sie vom König organisiert war, nicht um einen Mann vermindert werden sollte, und keine Macht auf Erden, nicht der erbitterte Haß seiner Landsleute, nicht die abfälligen Urteile Europas, nicht die Drohung, ihn unter Anklage zu stellen, nicht die Aussicht auf Verbannung und Schaffot konnten den Unerschütterlichen erschüttern: „Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo“. „Was liegt daran“, so sagte er zu dem nachgiebigen, den Liberalen geneigten Kronprinzen, „wenn man mich auch hängt, wenn nur der Strick Ihren Thron fest an das geeinte Deutschland bindet.“ Wer ahnte damals, daß er den Kampf schon führte, um für die Einigung Deutschlands den Grundbau zu schaffen.

Und nun begann der Kampf mit allen seinen Wechselfällen, jener Kampf, in dem ein Einzelner rang gegen Tausende, bis er den Sieg

erfocht. Bismarcks Haltung war zuerst versöhnlich, aber der Oelzweig, den er aus Avignon brachte, wurde zurückgewiesen. Nichts konnte die Kammer bewegen, die Forderungen für die reorganisierte Armee zu bewilligen, während weder der König noch das Herrenhaus auf Abstriche eingingen. So regierten König Wilhelm und seine Minister denn ohne Budget, stürmische Auftritte folgten einander, im Lande wuchs die erbitterte Erregung. In den Kammerdebatten war Bismarck stolz, selbstbewußt, schneidend, sarkastisch, aber stets vornehm in seiner Polemik, gesellschaftlich gewandt; wenn die Doktrinäre dort unten gegen ihn donnerten, dann blieb er kühl, und wenn sie von Anklage und Schaffot lärmten, dann schrieb er amüsante Briefe an seine Frau, oder er entwirft seinem Freunde Motley ein Bild seiner Gegner: „Eure Gefechte sind blutig, unsere geschwätzig; diese Schwätzer können Preußen wirklich nicht regieren, ich muß den Widerstand leisten, sie haben zu wenig Witz und zu viel Behagen. Dumm in seiner Allgemeinheit ist nicht der richtige Ausdruck; die Leute sind, einzeln betrachtet, zum Teil recht gescheit, meist unterrichtet, regelrechte deutsche Universitätsbildung, aber von der Politik über die Kirchturm-Interessen hinaus wissen sie so wenig, wie wir als Studenten davon wußten, ja noch weniger, in auswärtiger Politik sind sie auch einzeln genommen Kinder; in allen übrigen Fragen aber werden sie kindisch, sobald sie in corpore zusammentreten, massenweis dumm, einzeln verständig." Während Bismarck dies schrieb, tobte wenige Schritte von ihm Virchow und hielt sich für weise und groß und für ein Stück Mirabeau! Schnell aber folgten sich die Dinge. Die zweite Kammer nahm eine Resolution an, in der das Verhalten der Regierung als verfassungswidrig bezeichnet wurde, das Herrenhaus aber bewilligte den Etat wie ihn die Regierung vorgeschlagen und schuf so die Grundlage zu Bismarcks Theorie, daß die Mehrheit der entscheidenden Gewalten, König und Herrenhaus, gewissermaßen das Recht der Majorisierung gegenüber dem dritten Faktor besäßen. Bis zum 27. Januar 1863 wurde der Landtag geschlossen, als er wieder zusammentrat, war die Feindseligkeit nur noch verschärft. Es begann die berühmte Adreßdebatte, in der Bismarck darauf hinwies, daß das ganze Verfassungsleben eine Reihe von Kompromissen sei, daß der Konflikt eintreten müsse, wenn eine der beteiligten Gewalten ihre eigene Ansicht mit doktrinärem Absolutismus durchführen wolle —

„das preußische Königstum hat seine Mission noch nicht erfüllt, es ist noch nicht reif dazu, einen rein ornamentalen Schmuck Ihres Verfassungsgebäudes zu bilden, noch nicht reif, als ein toter Maschinenteil dem Mechanismus des parlamentarischen Regiments eingefügt zu werden". Damals fiel das Wort: „Meine Herren, ich bin stolz darauf, eine preußische Sprache zu reden, und Sie werden dieselbe noch oft von mir hören." Daß der Landtag keine preußische Sprache sprach, hat er in seinem unsäglich läppischen Verhalten gegen den polnischen Aufstand bewiesen. Protestierte doch sogar ein Sybel gegen Bismarcks Politik, welche „sich hiermit wieder das Zeugnis ausstellt, daß die Essenz ihres Wesens die Nichtachtung des Rechtes ist, daß sie weder im Innern noch nach außen handeln, weder ruhen noch wirken, ja ich möchte sagen, weder leben noch sterben kann, ohne die Gesetze dieses Landes zu verletzen." Und Herr v. Rönne, der berühmte Staatsrechtslehrer, rief aus, „diese Politik gefährde sogar die Existenz der Dynastie aufs äußerste". Twesten, Unruh, Simson, Waldeck, Vincke, Carlowitz, sie alle donnerten gegen Bismarck, einige konservative Männer am Rhein aber schenkten ihm den ersten Ehrendegen mit der Inschrift: „Das Wegekraut sollst stehen la'n — hüt' Dich, Junge, 's sind Nesseln dran". Immer neue Stürme folgten, Bismarcks und Roons Konflikt mit dem Präsidenten, die Adresse der Kammer, die königliche Botschaft; am 27. Mai 1863 wurde die Session geschlossen, am 28. Oktober fanden Neuwahlen statt und — nur noch 37 Stimmen blieben auf Seite der Regierung. Jeder Andere hätte jetzt den Mut verloren, Bismarck ging kampfesfreudiger denn je dem Sturme entgegen. Der erste Schlag gegen den Verhaßten war die Verweigerung der Anleihe für den dänischen Krieg. Der Vertreter der Mehrheit schloß seine Rede mit den Worten: „Sagen wir uns von jeder Gemeinschaft mit der Politik dieses Ministeriums los." — Herr Virchow erklärte von Bismarck: „Er ist jetzt dem Bösen verfallen, und er wird von ihm nicht wieder loskommen! Am 1. Februar 1864 überschritt die österreichisch-preußische Armee die Eider, und ein Franzose, Prosper Mérimée, schrieb um diese Zeit: „Il n'y a que M. de Bismarck qui soit un vrai grand homme."

Und in der That war die erste Sitzung nach dem dänischen Kriege nur von Streitigkeiten, Vorwürfen und Anklagen erfüllt. Wiederum verwarf der Landtag die neue Militärvorlage, die bereits so lockende

Früchte getragen hatte, er weigerte sich, die Ausgaben, die einen neuen Lorbeerkranz um die Stirn Preußens gewunden, zu genehmigen oder die Mittel zum Bau einer Flotte zu gewähren. Da rief Bismarck seinen Gegnern zu, daß „im allgemeinen die Existenz auf der Basis der Phäaken bequemer sei, als auf der Basis der Spartaner, daß er aber hoffe, daß wie Düppel und Alsen ihnen zum Trotz erobert seien, so Preußen, ungeachtet ihrer „impotenten Negative", eine Flotte bekommen würde". Und Bismarck war wiederum der Prophet, und wie er Deutschland fortführte die Höhen zum Siege empor, so zwang er auch in der Kammer seine Gegner nieder. Nicht Reden, sondern Eisen und Blut haben den preußischen Konflikt gelöst!

* * *

Es ist natürlich, daß gerade jene Zeit des Konfliktes, in der Otto v. Bismarck im Kampfe gegen eine Welt der Feindschaft und des Vorurteils herauswuchs zu dem größten preußischen Staatsmann, überreich ist an privaten und politischen Dokumenten. Wenn wir nur denen folgen, die besonders charakteristisch erscheinen, so liegt die Begründung eben in der Fülle des Materials.

Als Bismarck von seinem König berufen wurde, wurde sein Name, wenn auch nicht in der Heimat, wo man von seinem Wirken in Frankfurt vielleicht nur allzuwenig wußte, so doch im Ausland mit größter Achtung genannt; das läßt sich erkennen aus dem ersten Leitartikel, der zwar schon am 14. Juni 1862 in dem Journal des Débats erschien, zu der Zeit als Bismarck als Gesandter nach Paris versetzt worden war, aber hier eingefügt sein mag, um den Unterschied kenntlich zu machen gegen den Empfang, der ihm in Preußen bereitet wurde:

Der neue Gesandte, der vom König von Preußen dazu ausersehen ist, den Grafen Pourtalès abzulösen, hat am 1. Juni dem Kaiser sein Beglaubigungsschreiben überreicht. Als der Gesandte Berlin verließ, war seine Ernennung erst wenige Tage bekannt, obgleich sein Name unmittelbar nach dem Eintreten der Vakanz als der dem Könige genehmste genannt worden war. Herr v. Bismarck-Schönhausen hat sich also mit seiner Reise hierher sehr beeilt; und diese Eile ist ein günstiges Vorzeichen, denn sie beweist, daß die preußische Regierung Wert darauf gelegt hat, im Augenblick der Wiedereröffnung des Landtages auch ihre diplomatischen Beziehungen zu Frankreich wieder zu ordnen und in eine freundliche Verbindung mit dem benachbarten Kaiserreich zu treten. Penzler V.

Herr Otto v. Bismarck ist noch jung, er ist im April 1815 in Schönhausen an der Elbe geboren und 1851 in die diplomatische Laufbahn eingetreten. Er wurde damals sofort auf den speziellen Wunsch des Königs Friedrich Wilhelm IV. zum Bundestagsgesandten in Frankfurt ernannt und damit auf einen Posten gestellt, der immer schwierig, immer umworben, damals aber ganz besonders schwer auszufüllen war, weil es sich dort darum handelte, die Ereignisse, deren Schauplatz Deutschland eben gewesen war, im Interesse Preußens auszunützen. Diesen Posten konnte nur ein Mann ausfüllen, der durch seine Herkunft, seinen Charakter und seine Vergangenheit allen denen ein unbegrenztes Vertrauen einflößte, die aufrichtig die Wiederherstellung der sittlichen und materiellen Ordnung im Deutschen Bunde wünschten; ein Mann, der klar genug sah, um in den verwickelten Interessen Preußens sich zurechtzufinden, der billig genug dachte, um jedem Staat — und sogar Oesterreich — im Bundestag seinen legitimen Einfluß zu wahren, und der doch die nötige Energie besaß, um die größeren Staaten an einer Ueberschreitung der ihnen von der Verfassung des Bundestages gezogenen Grenzen zu hindern. König Friedrich Wilhelm kannte seine Leute, er zeichnete Herrn v. Bismarck, der seit vier Jahren in der zweiten preußischen Kammer saß und sich dort eine geachtete Stellung erworben hatte, besonders aus, und er schickte ihn nach Frankfurt, weil er in ihm das Zeug zu einem Diplomaten ersten Ranges zu finden glaubte.

In manchen wichtigen Punkten unterschied Herr v. Bismarck sich sehr deutlich noch von seinen Kollegen. Er bekannte sich offen zum Konstitutionalismus und meinte, da der König doch einmal genötigt gewesen sei, eine Verfassung zu geben, müsse man diese Verfassung auch uneingeschränkt hinnehmen und sie in Freiheit sich entwickeln lassen — soweit damit nicht die Autorität und die Prärogative der Krone und die Grundbedingungen der preußischen Macht und Größe in Frage gestellt würden. Auch über Oesterreich hatte er eigene Gedanken; er sah in diesem Staat den Antagonisten Preußens und fand durch die überragende Großmachtstellung Oesterreichs Deutschland bedroht — um so mehr, als der deutsche Besitz nur einen kleinen Teil des österreichischen Staates bildet, und dieser Staat daher ganz andere Interessen als Deutschland — und oft diesen geradezu entgegengesetzte — hat. Im übrigen empfand er für keine europäische Macht eine grundsätzliche Sympathie oder Antipathie und gab immer der Meinung Ausdruck, Preußen müsse seine volle Freiheit und Unabhängigkeit bewahren, um im gegebenen Falle mit Allen politische Geschäfte machen zu können, mit Frankreich, England, Rußland, sogar mit Oesterreich.

Sieben Jahre lang hat Herr v. Bismarck mit Ehren die harte Schule in Frankfurt besucht, wo er unter den schwierigsten Verhältnissen — und namentlich auch während des Krimkrieges — die preußischen Ansprüche zu vertreten hatte. Keine Komplikation blieb ihm erspart, denn Preußen mußte sich gleichzeitig gegen Rußlands drängendes Werben, gegen die mehr oder minder offen ausgesprochenen Wünsche Frankreichs und Englands und gegen die arglistigen Zumutungen Oesterreichs zur Wehr setzen, das bei jeder Gelegenheit den preußischen Einfluß im Bundestage zu schwächen suchte.

Im März 1859 wurde Herr v. Bismarck nach St. Petersburg geschickt, wo er einen großen Erfolg hatte, weil es ihm gelang, zugleich die

Achtung und das Vertrauen des Kaisers Alexander und seines Ministers, des Fürsten Gortschakow, zu gewinnen. Nun ist Herr v. Bismarck in Paris. . . .

Abgesehen von der Persönlichkeit des Gesandten, geben auch die besonderen Umstände seiner Ernennung eine ungewöhnliche Bedeutung. Wie viele und wie wichtige Fragen harren gerade jetzt der Beantwortung! Frankreich ist zum politischen Centrum Europas, fast möchte man sagen: der Welt, geworden, und Preußen ist durch seine Stellung und seine bewährte Eigenart berufen, an der Lösung dieser gewichtigen Probleme einen erheblichen Anteil zu nehmen. Alle, die Herrn v. Bismarck kennen, sind überzeugt, daß er seiner Aufgabe gewachsen sein wird, daß die Interessen Preußens nicht geeigneteren Händen anvertraut werden konnten, daß er von versöhnlicher Gesinnung erfüllt ist und geistige Klarheit und ein ungetrübtes Urteil besitzt. Besonders rühmt man seine loyale Aufrichtigkeit, seine Abneigung gegen alle Hinterhaltigkeit und gegen die kleinlichen Künste der Intrigue. Er verabscheut die Doppelzüngigkeit, die man so oft manchen deutschen Kabinetten vorzuwerfen hatte, und er besitzt alle Eigenschaften, um auch in Paris den Erfolg zu finden, den er in Petersburg und in Frankfurt an seine Thätigkeit zu fesseln gewußt hat.

Es ist in hohem Maße charakteristisch, daß Otto v. Bismarck als „der kommende Mann“ in gewissen Kreisen schon galt, als Friedrich Wilhelm IV. noch im Kampf stand gegen die Revolution; immer wieder fällt auf ihn das Auge der führenden Männer, und nur die Sorge vor seinem überschäumenden, kampfbereiten Temperament hinderte, wie wir sahen, an dem Vollbringen. Aber täglich wird wohl sein Name erst ausgesprochen, als Roon an sein großes Werk ging, mit dem Prinzregenten der Schöpfer der Heeresreform. Streng, schroff, ein Diener seines Kriegsherrn, voll großer, starker, preußischer Anschauungen, voll reicher wissenschaftlicher Bildung und kühnen Fluges, tief christlich und tief monarchisch, furchtlos, ja rauh bei aller inneren Wärme, die sein Wesen seiner Gattin und seinen Freunden enthüllte, der erste der mächtigen Kämpfer einer hereinbrechenden eisernen Zeit — so schildert Erich Marcks Roons Charakter. Mit den Worten: „Es gilt Großes zu leisten, nur ein Schelm denkt immer nur an sich; das Reformwerk ist eine Existenzfrage für Preußen, es muß vollbracht werden“, trat er das Amt des Kriegsministers an.

Aber Roon bedurfte des Helfers für sein Werk, den Soldaten mußte der Politiker ergänzen. So hat er sich Bismarck geholt. Mit ihm steht er durch lange Jahre im Briefwechsel, überaus rege ist der Meinungsaustausch der beiden Männer, so daß, als sie endlich

Seite an Seite gestellt werden, eine tiefe Harmonie zwischen ihnen besteht. Aber Roon stieß mit seinem Wunsche gerade dort auf Widerstand, wo die Entscheidung lag, auf der Seite des Königs. „Er selbst passe nicht für den Prinzen, der sehr sanft behandelt werden müsse", schrieb Bismarck im Jahre 1858 an Gerlach. Noch galt, wie Bismarck vier Jahre später sich ausdrückte, seine „alte Reputation von leichtfertiger Gewaltthätigkeit", man traute ihm alles zu. Der Genius war es, der in seiner Naturkraft den König erschreckte, die Leidenschaft, der zwingende Wille, der Dämon. „Des Königs eigene, vornehme, gerade Art, allem Dämonischen so gänzlich fremd, männlich aber milde, von jener Reinheit, die sich niemals beflecken kann, aber eben deshalb auch nicht dazu fähig ist, im starken Zusammenstoß des Weltlichen, im Gemenge der Politik das Große selber zu thun, das nun einmal nicht ausgeführt werden kann ohne den Griff auch in den Ruß und in den Schmutz hinein, ohne die Freiheit einer sich selbst daran setzenden, verwegenen Entschließung — diese sittlich empfindliche Natur, die überdies die eigene monarchische Würde sehr bestimmt empfand, sie wurde von Bismarcks dämonischer Kraft zurückgestoßen, sie mußte sich selbst erst überwinden, ehe sie sich ihm anheimgab." Erst als der Konflikt ausgebrochen war, als alle Wege verlegt zu sein schienen, wurde Bismarck berufen auf Roons Drängen und Flehen. In der „ministeriellen Schlachtordnung erschien ein neues Bataillon", wie Bismarck dem Freunde schrieb, in Wahrheit aber, wie Spätere erkannten, eine neue Armee.

Die Helfer im Streit hat Bismarck selbst geschildert. Karl v. Bodelschwingh übernahm die Finanzen, Graf Itzenplitz das Handelsministerium.

Ged. u. Er. I. Beide beschränkten sich darauf, die Beschlüsse der sachkundigen Räte mit ihrer Unterschrift zu versehen und nach Möglichkeit die Divergenzen zu vermitteln, in welche die Beschlüsse der teils liberalen, teils in engen Ressort-Gesichtspunkten befangenen Räte mit der Politik des Königs und des Staatsministeriums geraten konnten. Die Unterstützung meiner Politik hatte ich persönlich von den in Rede stehenden beiden Kollegen nicht zu erwarten, weder nach ihrem Verständnis für dieselbe, noch nach dem Maß von Wohlwollen, welches sie für mich als jüngeren und ursprünglich dem Geschäft nicht angehörigen Präsidenten übrig hatten.

Minister des Innern war Herr v. Jagow, der bald durch den Grafen Friedrich Eulenburg ersetzt wurde, obwohl dieser „arbeitsscheu und vergnügungssüchtig" war und einen gewissen „Mangel an

Arbeitsamkeit und Pflichtgefühl" besaß. Immerhin nennt ihn Bismarck neben Roon den Hervorragendsten im Konfliktsministerium. Ueber diesen aber, den Getreuesten, urteilt Bismarck:

Roon war der einzige unter meinen späteren Kollegen, der bei meinem Eintritt in das Amt sich der Wirkung und des Zweckes desselben und des gemeinsamen Operationsplanes bewußt war und den letzteren mit mir besprach. Er war unerreicht in der Treue, Tapferkeit und Leistungsfähigkeit, womit er vor und nach meinem Eintritt die Krisis überwinden half, in die der Staat durch das Experiment der neuen Aera geraten war. Er verstand sein Ressort und beherrschte es, war der beste Redner unter uns, ein Mann von Geist und unerschütterlich in der Gesinnung eines ehrliebenden preußischen Offiziers. Mit vollem Verständnis für politische Fragen wie Eulenburg, war er konsequenter, sicherer und besonnener als dieser. Sein Privatleben war einwandsfrei. Ich war mit ihm von meinen Kinderjahren her, als er, mit topographischen Aufnahmen beschäftigt, sich im Hause meiner Eltern aufhielt (1833), persönlich befreundet und habe nur unter seinem Jähzorn zuweilen gelitten, der sich leicht bis zur Gefährdung seiner Gesundheit steigerte. In der Zeit, während derer ich krankheitshalber das Präsidium an ihn abgegeben hatte, 1873, machten sich Streber, wie Harry Arnim und jüngere Militärs, dieselben, die mit ihren Verbündeten in der „Kreuzzeitung" und durch die „Reichsglocke" gegen mich arbeiteten, an ihn heran und suchten ihn mir zu entfremden. Seine Präsidialstellung nahm ohne meine Mitwirkung ein Ende auf die Initiative meiner übrigen Kollegen, die bei ihm, dessen Heftigkeit sich mit den Jahren steigerte und der seinerseits von unseren Mitarbeitern in Civil nicht imponiert war, die Formen vermißten, auf welche sie im kollegialischen Verkehr Anspruch machten, und bei mir, und durch Eulenburg vertraulich bei dem Könige, anregten, daß ich das Präsidium wieder übernehmen möchte. Daraus entstand zu meinem Bedauern und ohne meine Absicht, hauptsächlich durch Zwischenträgereien, in Roons letzten Jahren nicht gerade eine Erkältung, doch eine Zurückhaltung, und bei mir die Empfindung, daß mein bester Freund und Kamerad den Lügen und Verleumdungen, welche über mich systematisch verbreitet wurden, nicht mit der Entschiedenheit entgegentrat, welche ich, wie ich glaube, im umgekehrten Falle bethätigt haben würde.

Bei Herrn v. Mühler, dem Kultusminister, traten weibliche Einflüsse hervor:

Der Kultusminister von Mühler hatte viel Aehnlichkeit mit seinem späteren Nachfolger, Herrn v. Goßler, in der Art, wie er sich geschäftlich gab, nur daß die Energie und die geschäftliche Liebhaberei seiner gescheiten und, wenn sie wollte, liebenswürdigen Frau auf ihn wirkte und er ihrer stärkeren Willenskraft vielfach unterlag; ich wußte das anfangs allerdings nicht aus direkter Wahrnehmung, sondern konnte es nur nach dem Eindrucke schließen, den beide Persönlichkeiten mir im Verkehr gemacht hatten. Ich erinnere mich, daß ich schon in Gastein im August 1865 bis zur Unhöflichkeit darauf bestehen mußte, allein mit Herrn v. Mühler über einen königlichen

Befehl zu sprechen, ehe es mir gelang, die Frau Ministerin zu bewegen, uns allein zu lassen. Das Vorkommen einer solchen Nötigung hatte seinerseits Verstimmungen zur Folge, die sich bei seiner sachkundigen Behandlung der Dinge auf mein geschäftliches Verhältnis zunächst nicht übertrugen, aber doch die Ergebnisse unseres persönlichen Verkehrs beeinträchtigten. Frau v. Mühler empfing ihre politische Direktion nicht von ihrem Gemahle, sondern von Ihrer Majestät, mit welcher Fühlung zu erhalten sie vor allem bestrebt war. Die Hofluft, die Rangfragen, die äußerliche Kundgebung allerhöchster Intimität haben nicht selten auf Ministerfrauen einen Einfluß, der sich in der Politik fühlbar macht; die persönliche, der Staatsraison in der Regel zuwiderlaufende Politik der Kaiserin Augusta fand in Frau v. Mühler eine bereitwillige Dienerin, und Herr v. Mühler, wenn auch ein einsichtiger und ehrlicher Beamter, war doch nicht fest genug in seinen Ueberzeugungen, um nicht dem Hausfrieden Konzessionen auf Kosten der Staatspolitik zu machen, wenn es in unauffälliger Weise geschehen konnte.

Der Justizminister Graf zur Lippe hatte vielleicht von seiner Thätigkeit als Staatsanwalt die Gewohnheit beibehalten, auch das Schärfste mit lächelnder Miene, mit einem höhnischen Ausdrucke von Ueberlegenheit zu sagen, und verstimmte dadurch die Parlamente und die Kollegen. Er stand nächst Bodelschwingh am weitesten rechts unter uns und war in Vertretung seiner Richtung schärfer als dieser, weil er in seinem Ressort sachkundig genug war, um seiner persönlichen Ueberzeugung folgen zu können, während Bodelschwingh den Geschäftsgang des Finanzministeriums ohne den willigen Beistand seiner sachkundigen Räte nicht beherrschen konnte, diese Räte aber in ihrer politischen Auffassung weiter links standen als ihr Chef und das ganze Ministerium.

Am 29. September 1862 begann der Kampf. Da führte sich Bismarck in der Budgetkommission des Landtages mit den vielcitierten Worten ein:

Rede vom 29. 9. 1862.

Der Konflikt wird zu tragisch aufgefaßt und von der Presse zu tragisch dargestellt; die Regierung sucht keinen Kampf. Kann die Krisis mit Ehren beendigt werden, so bietet die Regierung gern die Hand dazu. Die große Selbständigkeit des Einzelnen macht es in Preußen schwierig, mit der Verfassung zu regieren; in Frankreich ist das anders: da fehlt die individuelle Selbständigkeit. Eine Verfassungskrisis ist aber keine Schande, sondern eine Ehre. Wir sind vielleicht zu gebildet, um eine Verfassung zu ertragen — wir sind zu kritisch! Die öffentliche Meinung wechselt; die Presse ist nicht die öffentliche Meinung: man weiß, wie sie entsteht. Es giebt zu viel katilinarische Existenzen, die ein Interesse an Umwälzungen haben; die Abgeordneten aber haben die Aufgabe, die Stimmung zu leiten, über ihr zu stehen. — Wir haben zu heißes Blut, wir haben die Vorliebe, eine zu große Rüstung für unseren schmalen Leib zu tragen, nur sollten wir sie auch nützen. Nicht auf Preußens Liberalismus sieht Deutschland, sondern auf seine Macht. Bayern, Württemberg und Baden mögen deren Liberalismus indulgieren, darum wird ihnen doch niemand Preußens Rolle anweisen. Preußen muß seine Macht zusammenhalten auf den günstigen Augenblick,

der schon einigemal verpaßt ist; Preußens Grenzen sind zu einem gesunden Staatskörper nicht günstig. Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden — das ist der Fehler von 1848 und 1849 gewesen — sondern durch Eisen und Blut. Diesen Olivenzweig (der Minister zog ihn aus seinem Notizbuche) habe ich in Avignon gepflückt, um ihn der Volkspartei als Friedenszeichen anzubieten; ich sehe jedoch, daß es noch nicht Zeit dazu ist.

Man hat das Friedensangebot und auch das Wort von Eisen und Blut damals nicht verstanden, der Doktrinarismus und die Professorenweisheit hatten andere Ideale. Ja man nahm das kühne Wort des kraftvollen Staatsmannes fast durchweg mit Hohn auf. Ein Gedicht des „Kladderadatsch" mag dies bezeugen.

Die Ueberschrift lautet „Cavalier-Politik":

Wohl hab' ich einst manch ernstes Wort gehört, Kladd. 16. 11. 1862.
Und zwar in „sonst gut unterrichteten" Kreisen:
Der eine drohte „mit gezogenem Schwert",
Der andere prophezeit von „Blut und Eisen".
Ernst und bedenklich glaubt' ich anfangs dran;
Jetzt weiß ich's besser und will mich nicht grämen.
Hat uns ein Weiser doch geraten: man
Muß die Konflikte nicht zu tragisch nehmen!

Zwar stehn in nie versöhntem Gegensatz
Zum Kampf bereit die Träger zweier Zeiten;
Nur einer kann behaupten noch den Platz,
Auf Tod und Leben gilt's, ein hartes Streiten.
Zwar immer bittrer wird der alte Groll,
Und immer schwieriger der Haß zu zähmen;
Er aber spricht, harmlosen Scherzes voll:
Man muß die Sachen nicht zu tragisch nehmen!

Man muß nur etwa nicht als Staatsphantast
Noch träumen groß von idealen Zielen;
Das einz'ge, was dem wahren Staatsmann paßt:
Die große Kunst ist's, mit dem Volk zu spielen.
Mein Spruch: Toujours fidèle et sans souci!
Und wenn mir gar zu ernst die Dinge kämen,
Dann — nun, dann — nimmt Manteuffel die Partie.
Man muß die Sachen nicht zu tragisch nehmen!

Er lebe hoch, der weise Staatsmann, der
Dies große Wort gelassen ausgesprochen!
Als „Civilisationsstaatssekretär"
Hat er dem Frieden neue Bahn gebrochen.
Die Sachen freilich müssen leider wir
Zu nehmen wie sie sind uns schon bequemen.
Ihn selber aber, Sohn, das rat' ich dir —
Ihn selber mußt du niemals tragisch nehmen!

In der „Köln. Ztg.“ aber war über die Sitzung in der Budgetkommission und die „geflügelten Worte“ des neuen Ministers zu lesen: „Zunächst that das eine überraschende Wirkung, wir sind von preußischen Ministern lange nicht mehr an viel Geist gewöhnt. Hier nun sprudelte etwas davon. Aber als man dazu kam, da war's kein Wein, höchstens Soda.“

Selbst König Wilhelm war über Bismarcks Aeußerung tief erschreckt, so daß der Minister sich genötigt sah, seinen Souverän zu beruhigen:

Ged. u. Er. I. In den ersten Tagen des Oktobers fuhr ich dem Könige, der sich zum 30. September, dem Geburtstage seiner Gemahlin, nach Baden-Baden begeben hatte, bis Jüterbog entgegen und erwartete ihn in dem noch unfertigen, von Reisenden dritter Klasse und Handwerkern gefüllten Bahnhofe, im Dunkeln auf einer umgestürzten Schiebkarre sitzend.

Ich hatte einige Mühe, durch Erkundigungen bei kurz angebundenen Schaffnern des fahrplanmäßigen Zuges den Wagen zu ermitteln, in dem der König allein in einem gewöhnlichen Coupé erster Klasse saß. Er war unter der Nachwirkung des Verkehrs mit seiner Gemahlin sichtlich in gedrückter Stimmung, und als ich um die Erlaubnis bat, die Vorgänge während seiner Abwesenheit darzulegen, unterbrach er mich mit den Worten:

„Ich sehe ganz genau voraus, wie das alles endigen wird. Da vor dem Opernplatz, unter meinen Fenstern, wird man Ihnen den Kopf abschlagen und etwas später mir.“

Ich erriet, und es ist mir später von Zeugen bestätigt worden, daß er während des achttägigen Aufenthalts in Baden mit Variationen über das Thema Polignac, Strafford, Ludwig XVI. bearbeitet worden war. Als er schwieg, antwortete ich mit der kurzen Phrase „Et après, Sire?“ — „Ja, après, dann sind wir tot!“ erwiderte der König. „Ja“, fuhr ich fort, „dann sind wir tot, aber sterben müssen wir früher oder später doch, und können wir anständiger umkommen? Ich selbst im Kampfe für die Sache meines Königs und Eure Majestät, indem Sie Ihre königlichen Rechte von Gottes Gnaden mit dem eigenen Blute besiegeln, ob auf dem Schaffot oder auf dem Schlachtfelde, ändert nichts an dem rühmlichen Einsetzen von Leib und Leben für die von Gottes Gnaden verliehenen Rechte. Eure Majestät müssen nicht an Ludwig XVI. denken; der lebte und starb in einer schwächlichen Gemütsverfassung und macht kein gutes Bild in der Geschichte. Karl I. dagegen, wird er nicht immer eine vornehme historische Erscheinung bleiben, wie er, nachdem er für sein Recht das Schwert gezogen, die Schlacht verloren hatte, ungebeugt seine königliche Gesinnung mit seinem Blute bekräftigte? Eure Majestät sind in der Notwendigkeit zu fechten, Sie können nicht kapitulieren, Sie müssen, und wenn es mit körperlicher Gefahr wäre, der Vergewaltigung entgegentreten.

Je länger ich in diesem Sinne sprach, desto mehr belebte sich der König und fühlte sich in die Rolle des für Königtum und Vaterland kämpfenden Offiziers hinein. Er war äußeren und persönlichen Gefahren

gegenüber von einer seltenen und ihm absolut natürlichen Furchtlosigkeit, auf dem Schlachtfelde, wie Attentaten gegenüber; seine Haltung in jeder äußeren Gefahr hatte etwas Herzerhebendes und Begeisterndes. Der ideale Typus des preußischen Offiziers, der dem sicheren Tode im Dienste mit dem einfachen Worte „Zu Befehl" selbstlos und furchtlos entgegengeht, der aber, wenn er auf eigene Verantwortung handeln soll, die Kritik des Vorgesetzten oder der Welt mehr als den Tod und dergestalt fürchtet, daß die Energie und Richtigkeit seiner Entschließung durch die Furcht vor Verweis und Tadel beeinträchtigt wird, dieser Typus war in ihm im höchsten Grade ausgebildet. Er hatte sich bis dahin auf seiner Fahrt nur gefragt, ob er vor der überlegenen Kritik seiner Frau Gemahlin und vor der öffentlichen Meinung in Preußen mit dem Wege, den er mit mir einschlug, würde bestehen können. Dem gegenüber war die Wirkung unserer Unterredung in dem dunklen Coupé, daß er die ihm nach der Situation zufallende Rolle mehr vom Standpunkte des Offiziers auffaßte. Er fühlte sich bei dem Porte-épée gefaßt und in der Lage eines Offiziers, der die Aufgabe hat, einen bestimmten Posten auf Leben und Tod zu behaupten, gleichviel ob er darauf umkommt oder nicht. Damit war er auf einen seinem Gedankengange vertrauten Weg gestellt und fand in wenigen Minuten die Sicherheit wieder, um die er in Baden gebracht worden war, und selbst seine Heiterkeit. Das Leben für König und Vaterland einzusetzen, war die Pflicht des preußischen Offiziers, um so mehr die des Königs, als des ersten Offiziers im Lande. Sobald er seine Stellung unter dem Gesichtspunkte der Offiziersehre betrachtete, hatte sie für ihn ebenso wenig Bedenkliches, wie für jeden normalen preußischen Offizier die instruktionsmäßige Verteidigung eines vielleicht verlorenen Postens. Er war der Sorge vor der „Manöverkritik", welche von der öffentlichen Meinung, der Geschichte und der Gemahlin an seinem politischen Manöver geübt werden könnte, überhoben. Er fühlte sich ganz in der Aufgabe des ersten Offiziers der Preußischen Monarchie, für den der Untergang im Dienste ein ehrenvoller Abschluß der ihm gestellten Aufgabe ist. Der Beweis der Richtigkeit meiner Beurteilung ergab sich daraus, daß der König, den ich in Jüterbog matt, niedergeschlagen und entmutigt gefunden hatte, schon vor der Ankunft in Berlin in eine heitere, man kann sagen, fröhliche und kampflustige Stimmung geriet, die sich den empfangenden Ministern und Beamten gegenüber auf das unzweideutigste erkennbar machte.

Nicht nur die Fortschrittspartei, der liberale Radikalismus, stand gegen Bismarck, sondern auch die Gemäßigten. Von ihnen trennte ihn vor allem die Forderung der zweijährigen Dienstzeit. So zog Bismarck das verstümmelte Budget zurück. Die Antwort war ein Beschluß des Landtages, die Regierung sei verpflichtet, den Etat für 1863 vor Beginn des Jahres vorzulegen, jede Ausgabe vor dessen Genehmigung sei verfassungswidrig. Damit war der Konflikt auf das Gebiet des Verfassungsrechtes übertragen. Hier ging Bismarcks Standpunkt dahin, daß nach der Verfassung zwar

„alle Einnahmen und Ausgaben des Staates für jedes Jahr im voraus veranschlagt und auf den Staatshaushalt gebracht werden müssen", der „jährlich durch ein Gesetz festzustellen sei", aber, da die Verfassung auch sage, daß die „gesetzgebende Gewalt gemeinschaftlich durch den König und die beiden Kammern" ausgeübt werde, da ferner bestimmt sei, „daß die Uebereinstimmung des Königs und beider Kammern zu jedem Gesetz erforderlich sei" und daß wohl „jeder Finanzentwurf und auch das Haushaltsgesetz zuerst der zweiten Kammer vorzulegen, dann aber von der ersten Kammer anzunehmen oder abzulehnen sei", so bekämpfte er die einseitige Auffassung der Kammern, sah, wenn ein Widerspruch innerhalb der einzelnen entscheidenden Faktoren vorlag, ein Vakuum als gegeben an und suchte seine Stütze nach der verfassungsrechtlichen Bestimmung, daß „die bestehenden Steuern und Abgaben fortzuerheben seien, bis sie durch ein Gesetz abgeändert werden". Die Zustimmung des Herrenhauses gab ihm den Rechtsgrund zu solcher Auffassung, mit 150 gegen 17 Stimmen wurde hier das Budget der Abgeordneten abgelehnt und so ein budgetloses Regiment geschaffen.

Am 12. Oktober erklärte der Landtag den Beschluß des Herrenhauses für null und nichtig, und am folgenden Tage schon wurde die Session geschlossen. In der von Bismarck verlesenen Thronrede hieß es, die Regierung habe den Beschlüssen der Abgeordneten, nach denen die größtenteils schon aufgewendeten Kosten der Heeresreform und andere unentbehrliche Ausgaben für das laufende Jahr abgesetzt werden sollen, nicht beitreten können:

Rede vom 13. 10. 1862.

Sie würde sich einer schweren Pflichtverletzung schuldig machen, wenn sie die auf Grund der früheren Bewilligungen der Landesvertretung ausgeführte Umformung der Heeresverfassung unter Preisgebung der dafür gebrachten beträchtlichen Opfer und mit Beeinträchtigung der Machtstellung Preußens dem Beschlusse des Hauses gemäß rückgängig machen wollte.

Bismarck hat oft geklagt über die mächtigen Einflüsse, die sich gegen seine Politik geltend machten. In besonderem Maße ist dieses der Fall gewesen in der Konfliktszeit, als die Kühnheit seines Vorgehens selbst die königliche Familie, für deren Recht und Eigentum er doch kämpfte, in die Sorge versetzte, er treibe ein va banque-Spiel, dessen Ausgang nur mit dem Verlust der Krone endigen könne. Ganz besonders ist es der Kronprinz gewesen, der unter dem überragenden Einflusse seiner Gemahlin, einer von den An-

schauungen des englischen Liberalismus durchsättigten Prinzessin, selbst den liberalen Standpunkt dem vermeintlichen Reaktionär gegenüber nach Kräften betonte. Schon die Berufung Bismarcks war dem Kreise, der sich um den Thronfolger scharte, ein Dorn im Auge. Aus dem Buche Hayms über Max Duncker, der durch lange Jahre der Vertraute des Kronprinzen war, wissen wir, daß der Erbe der Krone oft genug bei den Beratungen der Minister mit solcher Schärfe sich aussprach, daß er den Unwillen des Königs erregte, weil er die Opposition unterstützte. Ganz besonders ernst war die Lage durch die Schließung des Landtages im Mai 1863 geworden; es schien nur noch ein Verfassungsbruch die Lösung der Wirren bringen zu können.

Schon in jenen Tagen begannen die nächsten Angehörigen des Königs auf ihn zu wirken, daß er vor dem Konflikt zurückweiche. Diese Einredungen fanden ihren Gipfelpunkt in der „Danziger Episode".

Am 31. Mai begab sich der Kronprinz auf eine militärische Inspektionsreise nach Westpreußen. Am Tage darauf erschienen jene bekannten Preßverordnungen, durch welche die im Lande herrschende Erbitterung in das Maßlose gesteigert wurde. Es schien, als solle das Napoleonische System noch in besonderer Verschärfung in Preußen eingeführt, die kaum erst erhobene Freiheit der Presse eingeschränkt, der Ausdruck der politischen Meinung abgeschnitten werden. Zahllose liberale Adressen und Deputationen gingen an den König, der unter dem Eindrucke jener Tage so schwer litt, daß er zu Beckerath klagte: „Ich schlafe keine Nacht". In den Preßverordnungen wurde allen regierungsfeindlichen Blättern das Schicksal der Verwarnung und Unterdrückung durch die Verwaltungsbehörde in Aussicht gestellt. Schon am Tage vor seiner Abreise hatte der Kronprinz einen Brief an seinen Vater gerichtet, in dem er seine Warnung vor dem befolgten System aussprach; er protestierte wenige Tage darauf gegen die Preßverordnungen, zu deren Abfassung er nicht hinzugezogen war, und bezweifelte sowohl ihre Geltung als ihren politischen Wert. Aber der Kronprinz ging weiter. Auf den Rat des Danziger Oberbürgermeisters v. Winter entschloß er sich, von seiner Gemahlin lebhaft unterstützt, zu einer öffentlichen Kundgebung. Er knüpfte sie an eine von dem Danziger Stadthaupt gehaltene Rede, die das Bedauern darüber aussprach, daß die Verhältnisse es

nicht ermöglichten, die herzliche Freude der Stadt in lauten Jubel ausklingen zu lassen, und er sagte selbst folgendes: „Auch ich beklage, daß ich in einer Zeit hergekommen bin, in welcher zwischen Regierung und Volk ein Zerwürfnis eingetreten ist, welches zu erfahren mich in hohem Grade überrascht hat. Ich habe von den Anordnungen, die dazu geführt haben, nichts gewußt. Ich habe keinen Teil an den Ratschlägen gehabt; ich war abwesend. Aber wir alle, und ich am meisten, der ich die edlen und landesväterlichen Intentionen und hochherzigen Gesinnungen Sr. Majestät des Königs kenne, wir alle haben die Zuversicht, daß Preußen unter seinem Scepter der Größe sicher entgegen geht, die ihm die Vorsehung bestimmt hat.“ So erschien der Kronprinz, trotz aller Versuche, seine eigentliche Absicht in schönen Wendungen zu verhüllen, als das Haupt der Opposition dem Könige gegenüber. Am 7. Juni empfing der Kronprinz von seinem Vater einen Brief, der nicht nur eine strenge Rüge, sondern auch Drohungen und Forderungen hinsichtlich seines ferneren Verhaltens enthielt. Der Kronprinz bat in seiner Erwiderung um Verzeihung, daß er Seiner Majestät solchen Kummer bereite, blieb jedoch zugleich bei den in Danzig gesprochenen Worten stehen: Er habe angesichts von Maßregeln, die ihm so gefährlich erschienen seien, für sich und seiner Kinder Zukunft nicht besser zu handeln gewußt. Auch der Entrüstung darüber, daß Bismarck ihn in gänzlicher Unkenntnis über die geplanten Verordnungen gelassen habe, gebe er nochmals Ausdruck und stelle dem Vater seine Entbindung von sämtlichen militärischen und staatsrechtlichen Stellungen anheim. Der König überging das Entlassungsgesuch mit Stillschweigen; er erteilte in einem Brief vom 11. Juni dem Kronprinzen jedoch einen Verweis, daß er öffentlich Opposition treibe und eine Fahne aufgesteckt habe, nach der das Volk zwischen Vater und Sohn zu wählen habe, und verpflichtete ihn ausdrücklich, zu schweigen. Bismarck selbst schrieb dem Kronprinzen: Der König habe ihm verboten, den eingesandten Protest zur Kenntnis des Staatsministeriums zu bringen.

Doch griff alsbald Bismarck im versöhnlichsten Sinne ein:

Ged. u. Er. I. Während ich die Erregung des Königs als berechtigt anerkennen mußte, bemühte ich mich zu verhindern, daß er ihr durch staatliche oder auch nur öffentlich erkennbare Akte Folge gebe. Ich mußte es mir im dynastischen Interesse zur Aufgabe stellen, den König zu beruhigen und

von Schritten, die an Friedrich Wilhelm I. und Küstrin erinnert hätten, abzuhalten. Es geschah das hauptsächlich am 10. Juni auf einer Fahrt von Babelsberg nach dem neuen Palais, wo Se. Majestät das Lehrbataillon besichtigte; die Unterhaltung wurde wegen der Dienerschaft auf dem Bocke französisch geführt. Es gelang mir in der That, die väterliche Entrüstung durch die Staatsraison zu besänftigen, daß in dem vorliegenden Kampfe zwischen Königtum und Parlament ein Zwiespalt innerhalb des Königlichen Hauses abgestumpft, ignoriert und totgeschwiegen werden, daß der Vater und König in höherem Maße dafür Sorge tragen müsse, daß die Interessen beider nicht geschädigt würden. „Verfahren Sie säuberlich mit dem Knaben Absalom!" sagte ich in Anspielung darauf, daß schon Geistliche im Lande über Samuelis Buch 2, Kapitel 15, Vers 3 und 4 predigten; „vermeiden Ew. Majestät jeden Entschluß ab irato, nur die Staatsraison kann maßgebend sein." Einen besonderen Eindruck schien es zu machen, als ich daran erinnerte, daß in dem Konflikte zwischen Friedrich Wilhelm I. und seinem Sohne dem letzteren die Sympathie der Zeitgenossen und der Nachwelt gehöre, daß es nicht ratsam sei, den Kronprinzen zum Märtyrer zu machen.

Der Briefwechsel zwischen dem Könige und dem Kronprinzen wurde durch eine Indiskretion in den „Times" an die Oeffentlichkeit gebracht.

Dort heißt es:

„Der Prinz erlaubte sich bei Gelegenheit einer militärischen Dienstreise, mit der Politik des Souveräns in Widerspruch zu treten und seine Maßregeln in Frage zu stellen. Das mindeste, was er thun konnte, um diese schwere Beleidigung wieder gut zu machen, war die Zurücknahme seiner Aeußerungen. Dies forderte der König von ihm in einem Briefe, hinzufügend, daß er seiner Würden und Anstellungen beraubt werden würde, wenn er sich weigerte. Der Prinz, in Uebereinstimmung, wie man sagt, mit Ihrer K. H. der Prinzessin, schrieb eine feste Antwort auf dieses Verlangen. Er weigerte sich, irgend etwas zurückzunehmen, bot die Niederlegung seines Kommandos und seiner Würden an und bat um Erlaubnis, sich mit seiner Frau und Familie an einen Ort zurückzuziehen, wo er frei von dem Verdacht sein könne, sich auf irgend eine Weise in Staatsangelegenheiten zu mischen. Dieser Brief, sagt man, sei ausgezeichnet, und der Prinz sei glücklich zu preisen im Besitz einer Gattin, welche nicht nur seine liberalen Ansichten teilt, sondern auch im stande ist, ihm in einem wichtigen und kritischen Augenblicke seines Lebens so viel Beistand zu leisten. Man könne sich nicht leicht eine schwierigere Stellung denken, als die des Prinzlichen

Paares ohne jeden Ratgeber, mit einem eigenwilligen Souverän und einem verderblichen Kabinett auf einer Seite und einem aufgeregten Volke auf der anderen."

Dies benutzte der Kronprinz, um seinem Vertrauten Duncker in einem Brief seinen Standpunkt noch einmal darzulegen, und zwar die Danziger Ansichten festzuhalten, jedoch gleichzeitig eine Neigung zu den Fortschrittlern zu bestreiten. Seine Stellung zu Bismarck leuchtet aus den an Duncker gerichteten Worten hervor, die sich auf die Publikation des Schriftwechsels beziehen:

„Sollten geheime Künste angewendet worden sein, dann freilich ist meine Macht zu Ende, und wäre ich wenig überrascht, wenn man durch eine in gewissen Kreisen nicht ungewohnte Spionage meiner Person sich Bismarckischerseits in Besitz von Schriften zu setzen gewußt hätte." Bismarck selbst hat darauf gegen Duncker eine Disziplinaruntersuchung eingeleitet über etwaige Wissenschaft hinsichtlich der Veröffentlichung in den „Times"; der Kronprinz aber war fernerhin durch nichts zu bewegen, im Ministerrate zu erscheinen. Er reiste in das schottische Hochland und wollte mit der Konfliktspolitik nichts mehr zu thun haben. Und noch im Jahre 1864, als bereits der Tag von Düppel vorübergezogen war, hatte der Kronprinz seine pessimistischen Ansichten nicht aufgegeben.

„Gleichmäßig haßte der Kronprinz die innere Politik Bismarcks als reaktionär und verurteilte die auswärtige Politik als gewaltthätig und unverantwortlich", sagt Gustav Freytag. Am 28. Februar 1866 gab der Kronprinz im Ministerrat seine Stimme gegen den Krieg ab. Wiederholt sprach er es aus, daß, wenn Bismarck ihm nicht vorher allen Boden verdürbe, er „durch ein den Forderungen der Zeit gemäßes entschieden liberales Regiment im Innern" die Rettung bringen wolle. Die Haltung der Kronprinzessin in allen jenen Zeiten schildert mit drastischer Kürze General von Roon, indem er unmittelbar vor der Entscheidung mit Oesterreich an Bismarck schrieb:

Brief Roons 4. 4. 1866.

Die ganze Koburgsche Manscherei ist durch die Frau Nichte des Schützenherzogs, der von ihr adoriert wird, angezettelt, um Sie zu stürzen; daher auch gewisse süße Mienen, die uns seit einiger Zeit auffielen. Die gesegnete Dame hat den eitlen Ohm zu Briefen nach Berlin und Wien veranlaßt.

Wir wissen es besonders aus dem Buche des sächsischen Diplomaten Grafen Vitzthum, welche Hindernisse gegen die Durchführung

der Pläne Bismarcks der Hof des Kronprinzen und vor allem der Einfluß der Kronprinzessin bot. Wir wissen auch aus diesen Erinnerungen, daß in jenen Jahren ein förmlicher Bund der Frauen an den europäischen Höfen bestand, um durch gemeinsame Anstrengungen König Wilhelm zur Entlassung des Ministerpräsidenten zu bestimmen. So schrieb eine Hofdame am 26. Januar 1865 an Vitzthum: „Die Kronprinzessin sei von der Gefahr durchdrungen, welche die jetzige Richtung der preußischen Politik für die Zukunft ihrer Kinder haben könne; sie klage, daß bei „the infatuation of the poor king" ihr eigener und des Gatten Widerstand auf Kosten der Popularität beider erfolgen müsse. Die Kronprinzessin fand nicht nur in London eifrige Unterstützung, sondern auch bei der Witwe Friedrich Wilhelms IV., der Königin Elisabeth. Bismarck selbst rief einmal, wie Graf Scherr-Thoß erzählt, aus: „Beim Könige wurde ich von allen Seiten als verkappter Demokrat verdächtigt. Dieser Kampf kostete mir meine Nerven, meine Lebenskraft! Aber besiegt habe ich alle, alle!" „So rief er", fügt der genannte Gewährsmann hinzu, „mit der Hand heftig auf den Tisch schlagend, und nannte drei weibliche Namen, die ihm besonders viel Aerger bereitet zu haben schienen."

Auch die Episode von Danzig führte noch zu einem Nachspiel. Der Kronprinz war längere Zeit hindurch den Sitzungen des Staatsministeriums fern geblieben. Als er dennoch einmal erschien, kam es zu folgender von dem Fürsten später lebendig erzählten Scene:

Ich fragte ihn, weshalb er sich so fern von der Regierung halte; in einigen Jahren werde sie doch die seinige sein; wenn er etwa andere Prinzipien habe, so sollte er lieber den Uebergang zu vermitteln suchen, als opponieren. Er lehnte das scharf ab, wie es schien in der Vermutung, daß ich meinen Uebergang in seine Dienste anbahnen wolle. Ich habe den feindlichen Ausdruck olympischer Hoheit, mit dem das geschah, Jahre hindurch nicht vergessen können und sehe noch heut den zurückgeworfenen Kopf, das gerötete Gesicht und den Blick über die linke Schulter vor mir. Ich unterdrückte meine eigene Aufwallung, dachte an Carlos und Alba (Akt 2, Auftritt 5) und antwortete, ich hätte in einer Anwandlung dynastischen Gefühls gesprochen, um ihn mit seinem Vater wieder in nähere Beziehung zu bringen, im Interesse des Landes und der Dynastie, die durch die Entfremdung geschädigt wären; ich hätte im Juni gethan, was ich gekonnt, um seinen Herrn Vater von Entschließungen ab irato abzuhalten, weil ich im Interesse des Landes und im Kampfe gegen die Parlamentsherrschaft die Uebereinstimmung in der königlichen Familie zu erhalten Ged. u. Er. I.

wünschte. Ich sei ein treuer Diener seines Herrn Vaters und wünschte ihm, daß er, wenn er den Thron bestiege, anstatt meiner ebenso treue Diener finde, wie ich für seinen Vater gewesen. Ich hoffte, er würde sich des Gedankens, als ob ich danach strebte, einmal sein Minister zu werden, entschlagen; ich werde es niemals sein. Ebenso rasch wie erregt, ebenso rasch wurde er weich und schloß das Gespräch mit freundlichen Worten.

Daß übrigens die Preßverordnungen ihren Zweck nicht verfehlten, ergab sich aus einem Briefe Perthes' an Roon vom 8. Juni 1863:

Denkwürdigk. Roons, Bd. II. Es ist, mein lieber und verehrter Freund, durch den Schluß des Landtages und mehr noch vielleicht durch die Preßverordnung vom 1. und die Verwarnungen vom 5. Juni doch wirklich eine nicht unwesentliche Aenderung in unseren Zuständen eingetreten. Seit Jahren hatten die Landtagsabgeordneten, die Zeitungsredakteurs und die Clubbisten in „Schlafrock und Pantoffeln" so lebhaft die schweren Opfer, welche sie brächten, bewundert, daß Einzelne unter ihnen, so unglaublich es auch scheinen mag, endlich dahin gelangten, Respekt vor sich selbst und sogar vor ihren Kollegen zu bekommen. Während die Herren in ihren Versammlungen sauren Wein und dickes Bier mit vielem Behagen verzehrten, beklagten sie die schwere Not der Zeit; während Zweckessen und Dankadressen die einzigen für sie in Aussicht stehenden Widerwärtigkeiten waren, legten sie das feierliche Gelübde ab, kalt und männlich in den großen Gefahren auszuharren, die Jeden bedrohten, der gegen die Herren v. Roon und v. Bismarck eine Rede halte oder einen Zeitungsartikel drucken lasse; während die Frechheit ungestraft und ungehemmt überall sich spreizte, tobten sie über die Ministerdespotie, welche das Land drücke wie ein Alp und jede Lebensregung schon in der Geburt ersticke.

Dieses lügenhafte, frivole Spiel mit sehr ernsten Worten und Dingen scheint zu verschwinden; es geht ein Gefühl durch das Land, wie wenn es mit dem Spaßen nunmehr ein Ende habe und dem Einzelnen sein wüstes, leichtfertiges Gethue zwar nicht gerade Hals und Hand, aber doch harte Thaler und vielleicht sogar das jus ambulandi kosten könne. Mag die Verfassungsfähigkeit der Verordnung vom 1. Juni immerhin disputabel sein, so ist doch bis zum Wiederzusammentritt des Landtages niemand da, welcher ein Recht hätte, dieselbe in Abrede zu stellen, und steht es auch nur auf sechs Monate thatsächlich fest, daß die Obrigkeit ihr Schwert nicht umsonst trägt, so würde dadurch allein schon alles anders sein —, wenn nicht zugleich öffentlich und ausdrücklich ausgesprochen worden wäre, daß die künftige Regierung den Ernst und die Festigkeit der gegenwärtigen zu teilen nicht gesonnen sei.

Bismarck hat in jener Zeit schwer gelitten unter der Feindseligkeit des Volkes, wenn er auch gerade damals in der Treue seines Königs einen starken Trost fand. In jenen Zeiten langten auch die ersten „Todesurteile" gegen Bismarck an; das erste am 3. April aus Warschau, angeblich von einem Polenkomitee, mit der

Anzeige, daß er wegen seines Auftretens gegen die polnische Nation zum Tode verurteilt sei und auf offener Straße ermordet werden solle. Am 21. Mai empfing er dann aus „Ost-Coczya bei Thorn" ein von der „Warschauer Henkerkommission" unterzeichnetes Schreiben in Begleitung eines Holzkastens, in dem ein mit schwarz-weißer Schleife gezierter Strang lag. Seine Stimmung wurde jedoch gerade hierdurch nicht im besonderen Maße verdüstert. Davon zeugt vor allem der bekannte Brief an seinen Freund Motley:

My dear Motley, — Du hast mir eine große Freude gemacht durch Deinen Brief vom 9., und ich werde Dir sehr dankbar sein, wenn Du Wort hältst to write oftener and longer. I hate politics, aber wie Du sehr richtig sagst, like the grocer hatings figs, ich bin nichtsdestoweniger genötigt, meine Gedanken unablässig mit jenen figs zu befassen. Auch in diesem Augenblicke, während ich Dir schreibe, habe ich die Ohren davon voll. Ich bin genötigt, ungewöhnlich abgeschmackte Reden aus dem Munde ungewöhnlich kindischer und aufgeregter Politiker anzuhören, und habe dadurch einen Augenblick unfreiwilliger Muße, die ich nicht besser benützen kann, als indem ich Dir von meinem Wohlbefinden Nachricht gebe. Ich habe niemals geglaubt, daß ich in meinen reifen Jahren genötigt werden würde, ein so unwürdiges Gewerbe wie das eines parlamentarischen Ministers zu betreiben. Als Gesandter hatte ich, obschon Beamter, doch das Gefühl, ein gentleman zu sein. Als Minister ist man Helot. Ich bin heruntergekommen und weiß doch selber nicht, wie. Brief vom 17. 4. 1863.

April 18. — So weit schrieb ich gestern, dann schloß die Sitzung; 5 Stunden Kammer bis 3 Uhr, dann 1 Stunde Reiten, 1 Stunde Vortrag bei Seiner Majestät, 3 Stunden auf einem langweiligen Diner, old important Whigs, dann 2 Stunden Arbeit, schließlich ein Souper bei einem Kollegen, der es mir übel genommen hätte, wenn ich seinen Fisch verschmäht hätte.

Heut früh kaum gefrühstückt, da saß mir Karolyi schon gegenüber; ihn lösten ohne Unterbrechung Dänemark, England, Portugal, Rußland, Frankreich ab, dessen Botschafter ich darauf aufmerksam machen mußte, daß es für mich Zeit sei, in das Haus der Phrasen zu gehen. In diesem sitze ich nun wieder, höre die Leute Unsinn reden und beendige meinen Brief; die Leute sind Alle darüber einig, unsere Verträge with Belgien gut zu heißen, und doch sprechen 20 Redner, schelten einander mit der größten Heftigkeit, als ob jeder den anderen umbringen wollte; sie sind über die Motive nicht einig, aus denen sie übereinstimmen, darum der Zank; echt deutsch, leider, Streit um des Kaisers Bart, querelle d'Allemand; etwas davon habt Ihr Anglo-Saxon Yankees auch. Wißt Ihr eigentlich, aber genau, warum Ihr so wütend Krieg mit einander führt? Alle wissen es gewiß nicht; aber man schlägt sich con amore tot, das Geschäft bringt's halt so mit sich. Eure Gefechte sind blutig, unsere geschwätzig; die Schwätzer können Preußen wirklich nicht regieren, ich muß den Widerstand leisten, sie haben zu wenig Witz und zu viel Behagen, dumm und dreist. Dumm in seiner Allgemeinheit ist nicht der richtige Ausdruck; die Leute

sind, einzeln betrachtet, zum Teil recht gescheit, meist unterrichtet, regelrechte deutsche Universitätsbildung, aber von der Politik, über die Kirchturm-Interessen hinaus, wissen sie so wenig, wie wir als Studenten davon wußten, ja noch weniger, in auswärtiger Politik sind sie auch einzeln genommen Kinder; in allen übrigen Fragen aber werden sie kindisch, sobald sie in corpore zusammentreten, massenweis dumm, einzeln verständig.

Der übrige Teil des Briefes ist englisch geschrieben, in der Nacht, ehe Bismarck im Bett „des müden Leibes süßen Kraft-erneuerer“ aufsucht. Er will den Brief zerreißen, da dieser unter dem lärmenden Getöse des Parlaments doch nur eine Folge trauriger Gemeinplätze festgelegt habe, aber da er in seinem dornenvollen Schicksale doch keinen ungestörten Augenblick und keine passendere Gemütsstimmung zu finden wagt, so denkt er wie Pontius Pilatus: „Was ich schrieb, das schrieb ich.“

Trotz aller Kämpfe und Sorgen blieb Bismarcks Humor und fröhliche Lebensauffassung ihm treu. So schreibt er der Gattin am 7. Oktober:

Brief vom 7. 10. 1862.

Am Kammertisch, mit einem Redner, der mir Sottisen sagt, auf der Tribüne vor mir, zwischen einer abgegebenen und einer abzugebenden Erklärung, gebe ich Dir Nachricht von meinem Wohlbefinden. Arbeit ist viel, etwas müde, nicht genug Schlaf, aller Anfang ist schwer; mit Gottes Hilfe wird es besser werden, es ist ja auch so recht gut, nur das Leben auf dem Präsentierteller ist etwas unbehaglich. Ich esse alle Tage bei den guten Roons, die Dir eine rechte Stütze sein werden. Ich sehe, daß ich verkehrt angefangen habe, hoffentlich nicht als böses Omen! Wenn Roon und die Fuchsstute nicht wären, so würde ich mir etwas vereinsamt vorkommen, obwohl ich nie allein bin. . . .

Auch die deutsche Frage warf noch ihre Schatten in die Konfliktszeit, und auch hier suchte Bismarck durch Versöhnlichkeit Erfolge zu erzielen und zugleich das Mißtrauen gegen seine Absichten zu zerstreuen. So schreibt er an seinen alten Gegner Beust einen überaus liebenswürdigen Brief:

Brief vom 10. 10. 1862.

Ich brauche Ihrer Kenntnis der Dinge und der Menschen gegenüber nicht zu versichern, daß ich allen abenteuerlichen Plänen fernstehe, welche mir von politischen Kindern und Gegnern in der Presse zugeschrieben werden. Die unwahren, entstellten und des Zusammenhangs entkleideten Veröffentlichungen angeblicher Aeußerungen von mir, durch welche man meine Urteilskraft zu verdächtigen gesucht hat, werden von Ihnen mit vollem Verständnis des wahren Sachverhalts gewürdigt worden sein. Ich fühle nicht den Beruf, Preußen in die Bahnen sardinischer Politik zu drängen, und wenn ihn jemand in meiner Lage fühlte, so würden ihm alle Unterlagen fehlen, um die Theorie zur Praxis zu machen.

In Betreff unsrer innern Angelegenheiten ist es meine nächste Absicht, gegen das wachsende Uebergewicht des Hauses der Abgeordneten und des parlamentarischen Beamtentums die Schwerkraft der Krone zu wahren und zu stärken. Ich halte diese Aufgabe für lösbar, ohne mit positiven Bestimmungen der Verfassung zu brechen, und werde dabei bemüht sein, konstitutionelle Empfindlichkeiten, soweit es möglich, zu schonen und die unbestrittene Heerstraße des Verfassungslebens, sobald es geht, wieder zu gewinnen, immer aber eingedenk sein, daß unser Verfassungseid die „Treue dem König" voranstellt. In der Gewißheit Ihres Einverständnisses mit dieser Auffassung würde ich jede Mitteilung über die Eindrücke, welche Ihnen die Vorgänge bei uns machen, und jeden guten Rat, den Ihre Erfahrung in ähnlichen Erlebnissen Ihnen eingiebt, mit verbindlichstem Dank entgegennehmen.

Noch einmal mußte Bismarck nach Paris zurückkehren, um sich von dem Kaiser Napoleon zu verabschieden. Kurz vorher hatte er seinen Einzug in das Haus in der Wilhelmstraße gehalten, das ihm länger als ein Vierteljahrhundert ein Heim bieten sollte. In Paris hatte er wiederholte Besprechungen mit dem Ministerpräsidenten Drouyn de L'Huys; am 1. November verabschiedete er sich in St. Cloud vom Kaiser nach einer langen Unterredung, die sicherlich dazu beigetragen hat, das Verständnis Napoleons für seine eigene Politik zu schärfen. Es wird sogar berichtet, daß auf diese Unterredung das Versprechen Napoleons zurückzuführen sei, in einem Kriege Preußens gegen Oesterreich die Neutralität zu wahren.

Als Bismarck heimgekehrt war, bot sich ihm die Gelegenheit, in einen deutschen Hader mit solcher Schneidigkeit einzugreifen, daß noch heute die Episode, die sich hieran knüpfte, als ein Glanzpunkt seiner Thätigkeit bezeichnet wird. Es war wieder einmal in Hessen zu Wirrungen gekommen. Der Kurfürst hatte den Landtag für den 30. Oktober einberufen, um ihm ein neues Wahlgesetz vorzulegen. Die Abgeordneten begrüßten diesen Vorschlag leider mit tiefem Mißtrauen, so daß ihr national gesinnter Führer Friedrich Oetker sich veranlaßt sah, den Rat Bismarcks einzuholen; er selbst hat über seine Audienz vom 15. November berichtet:

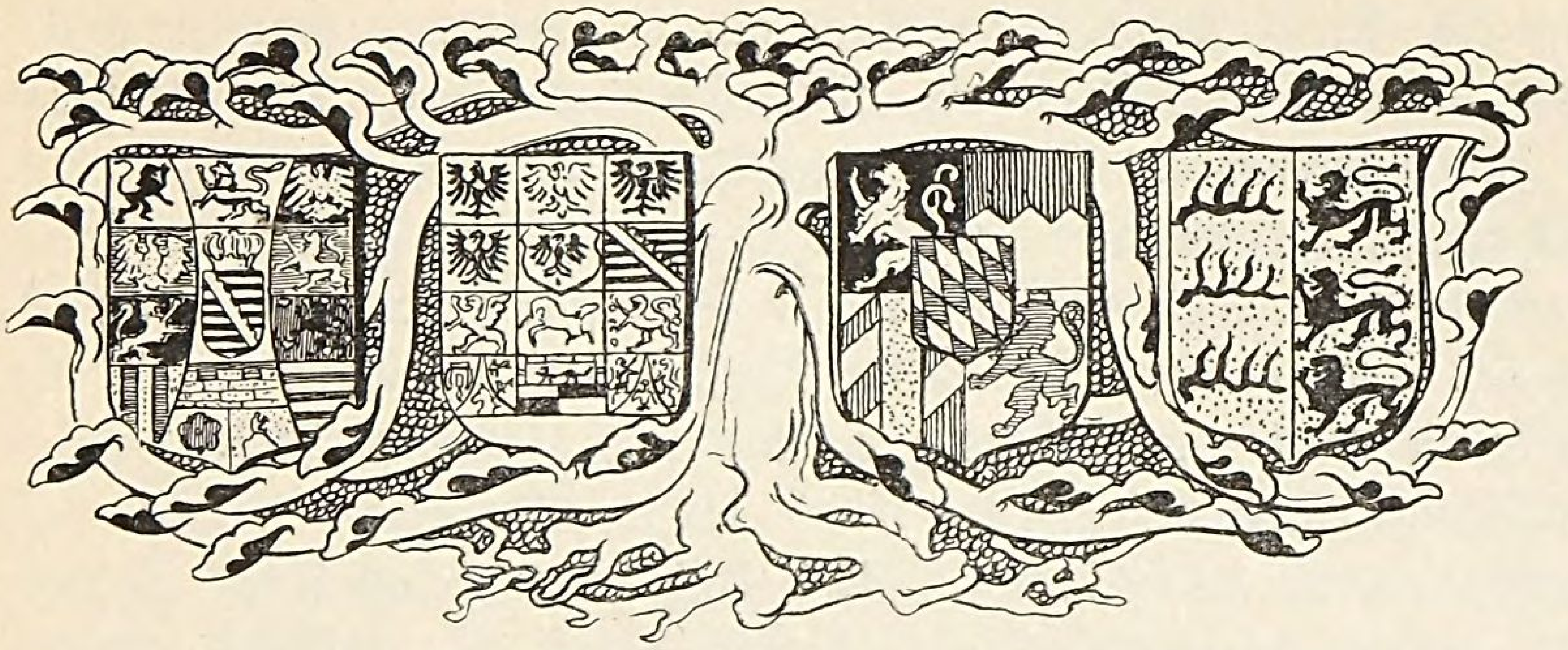
Man kann sich vorstellen, mit welchen Gedanken und mit welcher Zurückhaltung ich mich dem Manne näherte, der damals liberalerseits als der wahre aristokratisch-feudale Unhold angesehen wurde. Serviler Landjunker, eingefleischter Aristokrat, Jagdbummler, leichtsinniger Spieler — das waren so etwa die Bezeichnungen, mit denen man den neuen Ersten Minister Preußens bedachte. Und ich selbst, wenn ich auch mein Urteil weit freier gehalten hatte, stand doch unter dem Eindruck der allgemeinen Meinung. Wie war ich daher erstaunt, in wenig Minuten ein ganz anderes Bild in

Oetker, Lebenserinnerung. II.

der Seele zu haben, als womit ich das Zimmer des Ministers betreten hatte. Keine Spur von aristokratischem Uebermut, borniertem Junkertum, feudaler Einseitigkeit, prinzipieller Verranntheit, diplomatischer Zurückhaltung. Eine hohe, starke, aber geschmeidige Kraftgestalt kam mir freundlichst bis an die Thüre entgegen, reichte mir die Hand, rückte mir einen Sessel zurecht und sagte mit dem gewinnendsten Lächeln: „Na, Sie werden ja auch schon mißliebig bei den Demokraten."

Der hessische Landtag protestierte natürlich gegen das neue Wahlgesetz und verlangte die Vorlegung des Budgets. Das Ministerium, das gleichfalls diese Ansichten vertrat, wurde plötzlich entlassen und bald darauf auch die Ständeversammlung vertagt. Da sandte Bismarck am 24. durch einen Feldjäger Litt eine Note unmittelbar an den leitenden hessischen Minister, in der er erklärte, Preußen wolle die Wirren keineswegs wieder aufleben lassen; fahre der Kurfürst in seiner Willkür fort, so werde Preußen sofort die Verhandlung über die Absetzung des Kuragnaten einleiten; jedenfalls würde dieses sofort seine Regierungsunfähigkeit aussprechen.

Der Kurfürst mußte sich fügen, und die hessischen Wirren waren erledigt.



Dreizehntes Kapitel.

Fürstentag in Frankfurt.

In der Zeit der Parlamentslosigkeit trat von neuem die deutsche Frage an Bismarck heran. Er behandelte sie nach den Grundsätzen und Anschauungen, die er in dem langen Kampfe von Frankfurt gewonnen hatte: Gemeinsame Beherrschung Deutschlands durch die beiden Großmächte, oder Teilung Deutschlands nach der Mainlinie, oder gänzliche Ausschließung Oesterreichs, das waren die drei Möglichkeiten, die sich ihm boten. Bismarck wog sie ab, prüfte sie in ihrer Erreichbarkeit, nach Kosten und Gefahren, stets bereit, Weg und Ziel zu ändern. Er selbst sprach es in seiner weltberühmten Unterredung mit dem Grafen Karolyi offen aus, daß er mit einer kriegerischen Entscheidung rechne, daß selbst ein Bündnis Preußens mit einem Gegner Oesterreichs nicht ausgeschlossen sei. In Wien solle man eine ehrliche Verbindung mit Preußen suchen, dann müsse man aber auch das unehrliche Treiben an den deutschen Höfen preisgeben. Als der österreichische Staatsmann dies für unmöglich erklärte, weil dann Oesterreich aus Deutschland herausgetrieben würde, rief Bismarck: „Nun so verlegt Euren Schwerpunkt nach Ofen.“ Den energischen Worten folgte auch die energische That. Bismarck erklärte, daß Preußen fortan eine Ueberschreitung der Bundes-

kompetenz durch Mehrheitsbeschluß als Bundesbruch ansehen und seinen Vertreter aus Frankfurt abberufen werde. Es handelte sich um das österreichische Projekt einer Delegiertenversammlung zum Bundestage, das die Berliner Regierung entschlossen bekämpfte. Am 22. Januar sollte die Entscheidung in Frankfurt fallen und Preußen trug den Sieg davon. In diesem Konflikt ließ Bismarck erklären, daß er die nationale Forderung eines aus Volkswillen hervorgehenden Parlamentes aufnähme. Auch dieses Versprechen wurde in Deutschland mit Hohn begrüßt. Und doch hatten durch lange Jahre nicht nur der nationale Verein, sondern auch alle festlichen Versammlungen diese Forderungen gestellt. Der Dank bestand darin, daß ein Leipziger Gelehrter Bismarck eine frivole Bestie nannte.

* *
*

Der letzte größere Versuch, den verwesenden Leichnam des Bundestages noch einmal zu beleben, ist von Oesterreich ausgegangen. Selbstverständlich war das Bemühen des Kaisers Franz Joseph und seiner Diplomaten immer nur darauf gerichtet, ein förmliches Uebergewicht über Preußen gesetzlich festzulegen und in der Gestalt einer Bundesreform die alten Ansprüche des Kaiserstaates auf die Suprematie in Deutschland zu betonen. Auch in den Mittelstaaten bestanden die mannigfaltigsten Pläne einer Wiederbelebung des Bundes; aber auch hier war der partikularistische Egoismus hinreichend stark vertreten, um die Lösung dieser so überaus wichtigen Frage dauernd zu verhindern, nur wußte man hier im allgemeinen mehr, was man nicht wollte, als das, was nun thatsächlich geschehen sollte. Besonders Herr von Beust war unermüdlich, bald in München, bald in Heidelberg oder Darmstadt und Wien Konferenzen abzuhalten, ohne daß er im stande war, auch nur das geringste Resultat zu erzielen. König Georg von Hannover wiederum meinte, eine bessere Bundesverfassung als die des Jahres 1815 lasse sich überhaupt nicht ersinnen; man solle also an dem Bestehenden nicht rütteln. Der Kurfürst von Hessen war der gleichen Meinung, während Baden zwar fortschreiten wollte, aber über unwesentliche Anregungen nicht hinausgelangte. Oesterreich war schließlich von vornherein zwar geneigt, einzelne preußische Vorschläge anzunehmen und namentlich in Verhandlungen über die Reform der Bundes-Kriegsverfassung einzutreten, in Wahrheit jedoch richtete es selbst immer neue Hindernisse

auf, und nach langen Monaten wurde die Verwerfung dieser Reform von dem Ausschuß des Bundestages mit allen gegen eine Stimme beschlossen. Schon in Baden hatte nach einem Besuch Napoleons eine Konferenz der norddeutschen Fürsten stattgefunden. Es waren alle möglichen Vermittelungsvorschläge, die sogar in der Dreiteilung des Bundespräsidiums gipfelten, gemacht worden, doch hatte der Prinzregent von Preußen ganz entschieden dabei verharrt, daß nur eine Zweiteilung unter preußischer und österreichischer Form möglich sei; er war auch mit Kaiser Franz Joseph zusammengetroffen und hatte ihm ein Schutz- und Trutzbündnis gegen französische Gelüste vorgeschlagen; er hatte aber auch das Alternat im Vorsitz des Bundestages, Gleichberechtigung der Konfessionen und andere Reformen verlangt, die den Beifall Oesterreichs nur in ganz beschränktem Maße fanden. Immer aber scheiterten die Pläne an der Weigerung Oesterreichs, die Gleichberechtigung Preußens anzuerkennen.

Einen besonders radikalen Plan entwarf in der folgenden Zeit Herr von Beust. In der sächsischen Kammer war ein Antrag auf die Errichtung einer deutschen Centralgewalt und Volksvertretung eingebracht worden; Beust stellte ihm seinen alten Gedanken gegenüber, den Bundestag durch die Konferenz der Minister aller deutschen Staaten zu ersetzen, die zweimal im Jahre, vier Wochen lang, einmal in Regensburg unter dem Vorsitz Oesterreichs, das andere Mal in Hamburg unter preußischem Vorsitz stattfinden sollten; daneben sollte eine Versammlung Delegierter der Landtage einberufen werden; ein Bundesgericht sollte über Verfassungsstreitigkeiten entscheiden.

Fand Beust auch in Wien eine bedingte Zustimmung, so erlebte er doch, als er seine Schöpfung dem deutschen Bunde vorlegte, eine harte Enttäuschung. In der Entgegnung Preußens trat der Gegensatz zu Wien auf das schärfste hervor, es wurde das Verlangen gestellt, die Kompetenz des Bundesstaates auf das möglichst geringste Maß zu beschränken; wer auf deutschem Boden besseres verlange, könne es nur durch freie Vereinbarung gleichartiger Staaten zu einer engeren Gemeinschaft innerhalb des Bundes, also durch die Errichtung eines Bundesstaates im Staatenbunde, erlangen. Dieser Gedanke rief eine außerordentliche Erregung hervor. In Wien betrachtete man den Vorschlag als eine Herausforderung, und zugleich sah man in ihm die Absicht, das ganze bisherige Verhältnis zu lösen. Die Antworten, die von sieben Regierungen nach Berlin gesandt wurden,

enthielten eine Reihe der bittersten Vorwürfe, forderten jedoch zugleich im österreichischen Sinne zu Konferenzen auf, deren Zweck die Errichtung eines Bundesdirektoriums und die Einberufung einer Delegiertenversammlung sein sollte. Preußen lehnte diesen Vorschlag ab; der Gegensatz zwischen den Regierungen trat immer schärfer hervor, und die Lage wurde für Preußen um so bedenklicher, als gleichzeitig der Konflikt im Abgeordnetenhause in aller Schärfe tobte. Oesterreich erließ eine Einladung zum zweiten Male. Die vier Königreiche, beide Hessen und Nassau sandten ihre Vertreter, aber Preußen blieb bei seiner Haltung bestehen.

v. Sybel, Bd. II. In jene Zeit fällt der Eintritt Otto v. Bismarcks in das Ministerium. Eine bestimmte Entschließung, sagt Sybel, über die Art und Form der für die Zukunft anzustrebenden deutschen Verfassung hatte Bismarck damals schwerlich schon gefaßt. Fest stand ihm die Thatsache, daß die jetzige Stellung Preußens im deutschen Bunde unerträglich sei, daß sie, wie er einst dem Minister von Schleinitz geschrieben, im Notfall ferro et igni geheilt werden müsse, und nicht minder gewiß war die weitere Thatsache, daß für die Entscheidung der Frage alles auf die realen Mächte in Deutschland, auf das Verhältnis zwischen Oesterreich und Preußen ankam. Eine friedliche Umgestaltung desselben hielt Bismarck für äußerst unwahrscheinlich: jeder andere Krieg, sagte er wohl, welchen Preußen vor diesem österreichischen führte, wäre die reinste Munitionsverschwendung. Er war bereit, in den Kampf einzutreten, verkannte aber die Gefahren desselben nicht und hätte, wenn sich ein Einvernehmen möglich zeigte, ein solches Friedenswerk gern begrüßt. In voller Klarheit lagen die verschiedenen, in Krieg oder Frieden denkbaren Systeme vor seinem unvergleichlich scharfen und weiten Blick; gemeinsame Beherrschung Deutschlands durch die beiden Großmächte, oder Teilung Deutschlands unter dieselben nach der Mainlinie, oder gänzlicher Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland, und dann wieder die mehr föderative oder mehr unitarische Gestaltung des neuen Bundes, die engere oder weitere Kompetenz der von Preußen zu leitenden Reichsgewalt und der nationalen Volksvertretung.

Ohne eine doktrinäre Vorliebe für irgend eines dieser Systeme, wog er ihre Aussichten und Vorteile, ihre Kosten und Gefahren und vor allem ihre Erreichbarkeit ab, stets bereit, je nach der Lage das Verfahren oder das Ziel zu wechseln — nur unter dem unverbrüch-

lichen Gesetz, daß Preußen immer vorwärts schreite, niemals zurückweiche, niemals den gewonnenen Boden und niemals den eigenen Mut verliere. Er war bereit, Deutschland den Krieg zu ersparen, aber er war überzeugt, daß dies unmöglich sei. Auf seine entschlossene Sprache ist es zurückzuführen, daß der Bundestag die österreichischen Vorschläge ablehnte. Die Spannung, die sich jedoch hieraus ergab, war außerordentlich. Sie wurde auch durch die Erklärung Bismarcks nicht gemildert, daß er ein auf allgemeinen Wahlen beruhendes Parlament als die Voraussetzung einer Bundesreform betrachte. In Deutschland wollte niemand an die Drohung Preußens, aus dem Bundestage auszutreten, glauben, man ahnte noch nicht, daß Bismarcks Ueberzeugung dahin ging, daß die kühnste Politik stets den sichersten Erfolg verspreche.

Im Spätsommer 1863 schien die Zeit der Abrechnung zwischen Preußen und Oesterreich mit aller Macht hereinbrechen zu sollen. Oesterreich erneuerte in versöhnlicherer Form seine Vorschläge, und am 2. August empfing König Wilhelm in Gastein den Besuch des Kaisers Franz Joseph, der ihm seine Absicht mitteilte, auf den 16. August alle deutschen Fürsten nach Frankfurt zu laden zu persönlicher Beratung und Entscheidung über eine neue deutsche Bundesverfassung. Einen ausgearbeiteten Entwurf legte zwar der Kaiser nicht vor, aber die mündliche Skizzierung der Hauptpunkte ergab, daß er ein Bundesdirektorium von fünf Mitgliedern und ein Bundesparlament, aus Delegierten der deutschen Kammern bestehend, mit beratender, nicht beschließender Stimme wünschte. Zugleich übergab er dem Könige eine Denkschrift, in der die Einzelheiten ausgearbeitet waren. Dieses Schriftstück war überaus merkwürdig. Es stellte den deutschen Bund wie einen altersschwachen Greis hin; es versicherte, daß die deutschen Regierungen neben einander fortleben nur noch im Vorgefühl naher Katastrophen. Der jetzige Zustand sei geradezu chaotisch: „Der Boden der Bundesverträge schwanke unter den Füßen dessen, der sich auf ihn stelle. Der Bau der vertragsmäßigen Ordnung der Dinge zeige überall Risse und Spalten, und der bloße Wunsch, daß die morschen Wände den nächsten Sturm noch aushalten mögen, könne ihnen die dazu nötige Festigkeit nimmermehr zurückgeben.“ Aber Oesterreich lehnte ein aus Volkswahlen hervorgegangenes Parlament ab; es blieb auf den vom Kaiser dargelegten Grundsätzen bestehen.

Bismarck war im ganzen der Idee eines Bundesstaates mit doppelter Spitze nicht abgeneigt:

Ged. u. Er. I. Die Versuche zur Zeit des Ministeriums Rechberg würden, wenn erfolgreich, damals zu einer gesamtdeutschen Union auf der Basis des Dualismus haben führen können, zu dem Siebzigmillionenreich in Centraleuropa mit zweiköpfiger Spitze, während die Schwarzenbergische Politik auf etwas Aehnliches ausgegangen war, aber mit einheitlicher Spitze Oesterreichs und Hinabdrückung Preußens nach Möglichkeit auf den mittelstaatlichen Stand.

Unter einer dualistischen Spitze mit Gleichberechtigung Preußens und Oesterreichs, wie sie als Konsequenz meiner Annäherung an Rechberg erstrebt werden konnte, würde unsere innere verfassungsmäßige Entwickelung von der Versumpfung in bundestägiger Reaktion und von der einseitigen Förderung absolutistischer Zwecke in den einzelnen Staaten nicht notwendig bedroht worden sein; die Eifersucht der beiden Großstaaten wäre der Schutz der Verfassungen gewesen. Preußen, Oesterreich und die Mittelstaaten würden bei dualistischer Spitze auf Wettbewerb um die öffentliche Meinung in der Gesamtnation wie in den einzelnen Staaten angewiesen geblieben sein, und die daraus entspringenden Friktionen würden unser öffentliches Leben vor ähnlichen Erstarrungen bewahrt haben, wie sie auf die Zeiten der Mainzer Untersuchungskommission folgten. Die Zeit der liberalen österreichischen Preßthätigkeit im Wetteifer mit Preußen, wenn auch nur auf dem Gebiet der Phrase, ließ schon zu Anfang der fünfziger Jahre erkennen, daß der unentschiedene Kampf um die Hegemonie für die Belebung unserer nationalen Gefühle und für die verfassungsmäßige Entwickelung nützlich war.

Aber die von Oesterreich mit Hilfe des Fürstentages von 1863 erstrebte Bundesreform würde für eine Rivalität zwischen Preußen, Oesterreich und dem Parlamentarismus geringen Raum gelassen haben. Die Vorherrschaft Oesterreichs in der damals beabsichtigten Bundesreform würde, auf Grund der dynastischen Befürchtungen vor Preußen und vor parlamentarischen Kämpfen, vermittelst einer dauernden und systematisch begründeten Bundesmajorität gesichert gewesen sein.

Das Ansehen Deutschlands nach außen hing in beiden Gestaltungen, der dualistischen und der österreichischen, von dem Grade fester Einigkeit ab, den die eine und die andere der Gesamtnation gewährt haben würde. Daß Oesterreich und Preußen, sobald sie einig, eine Macht in Europa darstellen, welche leichtfertig anzugreifen keine der anderen Mächte geneigt war, hat der ganze Verlauf der dänischen Verwickelungen gezeigt. Solange Preußen allein, wenn auch in Verbindung mit dem stärksten Ausdruck der öffentlichen Meinung des deutschen Volkes, einschließlich der Mittelstaaten, die Sache in der Hand hatte, kam sie nicht vorwärts und führte zu Abschlüssen, wie der Waffenstillstand von Malmö und die Olmützer Konvention. Sobald es gelungen war, Oesterreich unter Rechberg für eine mit Preußen übereinstimmende Aktion zu gewinnen, wurde das Schwergewicht der beiden deutschen Großstaaten stark genug, um die Einmischungsgelüste, welche andere Mächte haben konnten, zurückzuhalten.

Auch mit Bismarck hatte der Kaiser Unterredungen, ohne indessen die Ueberzeugung des Staatsmannes zu ändern. In seiner Antwort schrieb König Wilhelm, er halte die Einberufung eines Fürstenkongresses für bedenklich, zumal bei einem so nahen Termin; er zöge eine vorhergehende Erörterung durch eine Ministerkonferenz vor. Er halte es auch nicht für wahrscheinlich, daß die Landtage sich mit einer beratenden Stimme begnügen würden; die Besetzung des Bundesdirektoriums durch fünf Stimmen halte er für undenkbar. Müsse aber der Fürstenkongreß unverrichteter Dinge auseinandergehen, so würde nur der Revolution ein außerordentlicher Dienst erwiesen sein. Die Einladungen zur Beschickung des Fürstentages ergingen dennoch; Preußen lehnte sie jedoch abermals nachdrücklich ab, auch als der Vorschlag gemacht wurde, als Stellvertreter des Königs möge der Kronprinz erscheinen. Bismarck seinerseits erließ an den preußischen Gesandten in Wien zwei Depeschen, in denen er nicht nur sein Erstaunen über die österreichische Denkschrift aussprach, sondern zugleich erklärte, es entspräche der Würde seines Herrn nicht, an einer Versammlung teilzunehmen, deren wichtiger Zweck nicht vorher mit ihm beraten worden wäre. An den Bundestagsgesandten aber schrieb er:

Ich betrachte das österreichische Reformprojekt als eine Schaumwelle, mit welcher Schmerling mehr noch ein Manöver der inneren österreichischen Politik, als einen Schachzug antipreußischer Diplomatie beabsichtigt. Er arrangiert dem Kaiser eine glänzende Geburtstagsfeier mit weißgekleideten Fürsten, und fingiert ihm Erfolge der konstitutionellen Aera Oesterreichs. Von dem Dampf der Phrasen entkleidet, ist des Pudels Kern ein so dürftiger, daß man dem Volke lieber nicht praktisch vordemonstrieren sollte, wie nicht einmal das zu stande kommt. Einen Einfluß auf die Verhandlungen zu erhalten, empfiehlt sich jetzt noch nicht; wir müssen die Weisheit der Reformen sich erst ungestört offenbaren lassen. Poschinger, IV.

Der Fürstentag hat dennoch stattgefunden. Er wurde vom Kaiser Franz Joseph am 17. August eröffnet. Seine erste That war die Absendung einer neuen Einladung an König Wilhelm, und es wurde ihm schwer genug gemacht, wiederum mit einer Ablehnung zu antworten. Besonders erhoben sich die weiblichen Einflüsse, um seinen Entschluß zu durchbrechen. Die bayerische Königin Marie, die Königin-Witwe Elisabeth faßten ihn „beim Rüssel der Weltgeschichte“, von Koburg wurden Einflüsse auf ihn geltend gemacht, die englische Regierung trat natürlich wie immer gegen die An-

schauungen Bismarcks in die Schranken; aber zum zweiten Male faßte der entschlossene Staatsmann seinen König beim preußischen Portepee, indem er ihm erklärte, er sei zwar bereit, seinem Könige nach Frankfurt zu folgen, aber nicht mehr als Minister nach Berlin zurückzukehren. Besonders schwer wog die Bitte, die König Johann von Sachsen an den König richtete, ihm sprach er sogar offen seinen innersten Wunsch aus, dennoch nach Frankfurt zu gehen, und in der folgenden Beratung mit Bismarck rief er aus:

„Dreißig Fürsten als Einlader, ein König als Kabinettskurier, wie kann man da ablehnen?"

Und doch wurde der absagende Brief geschrieben und von Bismarck dem abreisenden König freudig überreicht. Wie in dem Innern des Staatsmannes der Zorn über die lange Spannung kochte, beweist die Thatsache, daß er, als hinter dem Sachsen die Thüre sich geschlossen hatte, in zorniger Bewegung die Thürklinke abbrach. „Ich muß etwas zerstören", sagte er, „jetzt habe ich wieder Atem." Nicht mit kühler Vernunft, sondern mit leidenschaftlichem Herzen hat Bismarck hier wie immer gehandelt.

Ueber diese Schwierigkeiten, die ihm die Neigung des Königs, an dem Kongreß teilzunehmen, bereitete, erzählt der Staatsmann:

Ged. u. Er. I. Es wurde mir nicht leicht, den König zum Fernbleiben von Frankfurt zu bestimmen. Ich bemühte mich darum auf der Fahrt von Wildbad nach Baden, wo wir im offenen kleinen Wagen, wegen der Leute vor uns auf dem Bock, die deutsche Frage französisch verhandelten. Ich glaubte den Herrn überzeugt zu haben, als wir in Baden anlangten. Dort aber fanden wir den König von Sachsen, der im Auftrage aller Fürsten die Einladung nach Frankfurt erneuerte (19. August). Diesem Schachzug zu widerstehen, wurde meinem Herrn nicht leicht. Er wiederholte mehrmals die Erwägung: „30 regierende Herren und ein König als Kurier!" und er liebte und verehrte den König von Sachsen, der unter den Fürsten für diese Mission auch persönlich der Berufenste war. Erst um Mitternacht gelang es mir, die Unterschrift des Königs zu erhalten für die Absage an den König von Sachsen. Als ich den Herrn verließ, waren wir beide infolge der nervösen Spannung der Situation krankhaft erschöpft, und meine sofortige mündliche Mitteilung an den sächsischen Minister v. Beust trug noch den Stempel dieser Erregung. Die Krisis war aber überwunden, und der König von Sachsen reiste ab, ohne meinen Herrn, wie ich es befürchtet hatte, nochmals aufzusuchen.

Nachdem der König auf der Rückreise von Baden-Baden (31. August) nach Berlin so nahe an Frankfurt vorüber gefahren war, das der entschlossene Wille, sich nicht zu beteiligen, zu Tage lag, wurde die Mehrheit, oder wurden wenigstens die mächtigsten Fürsten von einem Unbehagen erfaßt

bei dem Gedanken an den Reformentwurf, der sie, wenn Preußen fern blieb, mit Oesterreich allein in einem Verbande ließ, in dem sie nicht durch die Rivalität der beiden Großmächte gedeckt waren. Das Wiener Kabinett muß an die Möglichkeit geglaubt haben, daß die übrigen Bundesfürsten auf die dem Kongreß am 17. August gemachte Vorlage auch dann eingehen würden, wenn sie in dem reformierten Bundesverhältnis schließlich mit Oesterreich allein geblieben wären. Man würde sonst nicht den in Frankfurt verbliebenen Fürsten die Zumutung gemacht haben, die österreichische Vorlage auch ohne Preußens Zustimmung anzunehmen und in die Praxis überzuführen. Die Mittelstaaten wollten aber in Frankfurt weder eine einseitig preußische noch eine einseitig österreichische Leitung, sondern für sich ein möglichst einflußreiches Schiedsamt im Sinne der Trias, welches jede der beiden Großmächte auf das Bewerben um die Stimmen der Mittelstaaten anwies. Die österreichische Zumutung, auch ohne Preußen abzuschließen, wurde beantwortet durch den Hinweis auf die Notwendigkeit neuer Verhandlungen mit Preußen und die Kundgebung der eigenen Neigung zu solchen. Die Form der Beantwortung der österreichischen Wünsche war nicht glatt genug, um in Wien keine Empfindlichkeit zu erregen. Die Wirkung auf den Grafen Rechberg, vorbereitet durch die guten Beziehungen, in denen unsere Frankfurter Kollegenschaft abgeschlossen hatte, war, daß er sagte, der Weg nach Berlin sei für Oesterreich nicht weiter und nicht schwieriger als für die Mittelstaaten.

Die durch die Ablehnung erzeugte Verstimmung war nach meinen Eindrücken hauptsächlich der Antrieb, der das Wiener Kabinett zu einer Verständigung mit Preußen im Widerspruche mit der bundestägigen Auffassung leitete. Diese neue Richtung entsprach dem österreichischen Interesse, auch wenn sie länger beibehalten worden wäre. Dazu wäre vor allem erforderlich gewesen, daß Rechberg am Ruder blieb. Wäre damit eine dualistische Führung des Deutschen Bundes hergestellt worden, der sich die übrigen Staaten nicht versagt haben würden, sobald sie die Ueberzeugung gewonnen hätten, daß die Verständigung der beiden Vormächte ehrlich und dauerhaft war, so würden auch die Rheinbundgelüste einzelner süddeutschen Minister, die am schärfsten, was auch Graf Beust in seinen Denkwürdigkeiten sagen mag, in Darmstadt zum Ausdruck kamen, dem österreichisch-preußischen Einverständnis gegenüber verstummt sein.

Der Fürstentag beriet weiter; es wurden allerlei Beschlüsse gefaßt, aber ein praktisches Resultat ist nicht erzielt worden, es sei denn der Beschluß, über die wichtigsten Fragen keinen Beschluß zu fassen.

Auch ein Patriot, wie Heinrich Abeken, dessen Erinnerungen vor kurzem erschienen sind, urteilt über das wunderliche Unternehmen:

Bei dem Fürstentage in Frankfurt, zu dem der Kaiser von Oesterreich so unglaublicher Weise ohne vorherige Verständigung mit Preußen eingeladen hat, thut es mir nur leid, daß nichts dabei herauskommen kann und wird. In Deutschland kann nun einmal nichts zu stande kommen, H. Abeken, Ein schlichtes Leben. Brief vom 27. 6. 1863.

was nicht von Oesterreich und Preußen gemeinsam ausgeht, oder worüber nicht Beide wenigstens vorher einig sind. Das haben wir im Jahre 1849 mit unserer Union bitter erfahren; und Oesterreich mag es nun auch einmal erfahren. Wenn die Fürsten sich in Frankfurt dem Kaiser allein gegenüber sehen, und wenn sie gar ein wenig merken sollten von dem (allerdings schon zehn Jahre alten, vielleicht aber jetzt sich erfüllensollenden) Wort eines österreichischen Diplomaten von den „Vasallen um den Thron ihres Kaisers", dann wird die Angst vor Wien größer werden, als im Jahre 1849 vor Berlin! Darum ist es gut, daß der König von Preußen abgelehnt hat; er hätte nicht helfen können; denn wie sollte irgend ein Projekt der Bundesreform in ein paar Tagen von den Fürsten selbst beraten und zum Beschluß gebracht werden! Wo aber nichts zu stande kommen kann, da bleibt man besser weg. Die Schuld des Nichtzustandekommens wird man nun freilich fälschlich auf Preußen schieben, während sie in ganz anderen Verhältnissen und in der Natur der Sache liegt; mags! Schützentage, Turnertage, Fürstentage, Abgeordnetentage (in Frankfurt gleich an 20), Nationalvereinstage — ich fürchte mich vor dem einen so wenig wie vor dem anderen.

Am 10. September schreibt er:

Brief vom 10. 9. 1863. Daß auch die Nachwehen des Frankfurter Fürstentages noch viel zu thun geben, kannst Du wohl denken; „wenn Könige bauen, haben die Kärrner zu thun", und wenn sie niederreißen (denn viel mehr ist ihr gegenwärtiger Bauversuch leider noch nicht), auch! Wenn die Fürsten ein Wettlaufen mit dem Nationalverein anstellen, da kriegen wir armen Diplomaten und Halbdiplomaten viel Staub zu schlucken.

Für Bismarcks Gesundheitszustand waren die Aufregungen jener Tage nicht besonders günstig; die Erscheinung aber, die so oft in seinem Leben hervortrat, erblicken wir bereits hier im vollsten Umfange, daß die folgenschwersten und entscheidendsten Beschlüsse von ihm seinem alten Herrn erst abgerungen werden mußten, daß er gerade dort die schwersten Kämpfe zu bestehen hatte, wo nach der populären Auffassung ihm kaum jemals ein Hindernis bereitet wurde. Bismarck war damals nicht und auch später niemals ein Handlanger oder ein Werkzeug; er war der Führer im Streite, der Fahnenträger, dem alle anderen und selbst sein König erst folgten.

Aus jener Zeit des bittersten Kampfes stammt eine Anzahl von Briefen Bismarcks an seine Frau, die uns einen Einblick in seine damalige Stimmung geben, wenn sie auch selbstverständlich nach Möglichkeit die Gereiztheit, die in ihm die politischen Ereignisse erregten, zu verheimlichen suchten. Aus Gastein schrieb er an die Gattin:

Brief vom 14. 7. 1863. . . . Ich wollte Dir Edelweiß mitschicken, es ist aber abhanden gekommen, Salzachofen kam mir vor 10 Jahren noch imposanter vor; das

Wetter war zu schön; der Weg hierher, den Du nicht sahst, ist schön, aber nicht überwältigend. Hier wohne ich dem Könige gegenüber am Wasserfall, gegen den der Golling ein Kind, nur in den Pyrenäen sah ich zwei schönere, keine größeren. Ich habe zwei Bäder genommen, sehr angenehm, aber müde danach, und unlustig zum Arbeiten. Ich werde von morgen an erst mittags baden und vorher schreiben. Luft reizend, Gegend mehr imposant als freundlich. Dem Könige geht es gut . . .

Vom Tage der Ankunft des österreichischen Kaisers stammen folgende Zeilen:

Bills Tag ist mit gutem Wetter von mir gefeiert, dem Könige gemeldet, der sich nach dem Alter und dem Fleiße seines Paten erkundigte. Heute kommt der Kaiser, alles flaggt und bekränzt sich, die Sonne scheint, und ich bin noch nicht aus dem Zimmer gewesen, schreibe seit 3 Stunden, darum nur herzliche Grüße. Wenn ich nicht über Berlin schreibe, so falle ich der hiesigen Post in die Hände; ich schreibe zwar keine Geheimnisse, aber es ist doch unbehaglich. Die Stute ist wieder in Berlin. Ich bade täglich, es ist nett, aber ermüdend . . .

Brief vom 2. 8. 1863.

Charakteristisch sind folgende Zeilen vom 12. August:

Mir geht es wohl, aber Kurierangst in allen Richtungen. Ich habe vorgestern 7000 Fuß hoch 2 Gemsen geschossen, ganz gebraten, trotz der Höhe. Am 15. fahren wir von hier nach Salzburg, 16. Stuttgart, 17. Baden. Ich kann wegen der Frankfurter Windbeuteleien nicht vom Könige fort.

Brief vom 12. 8. 1863.

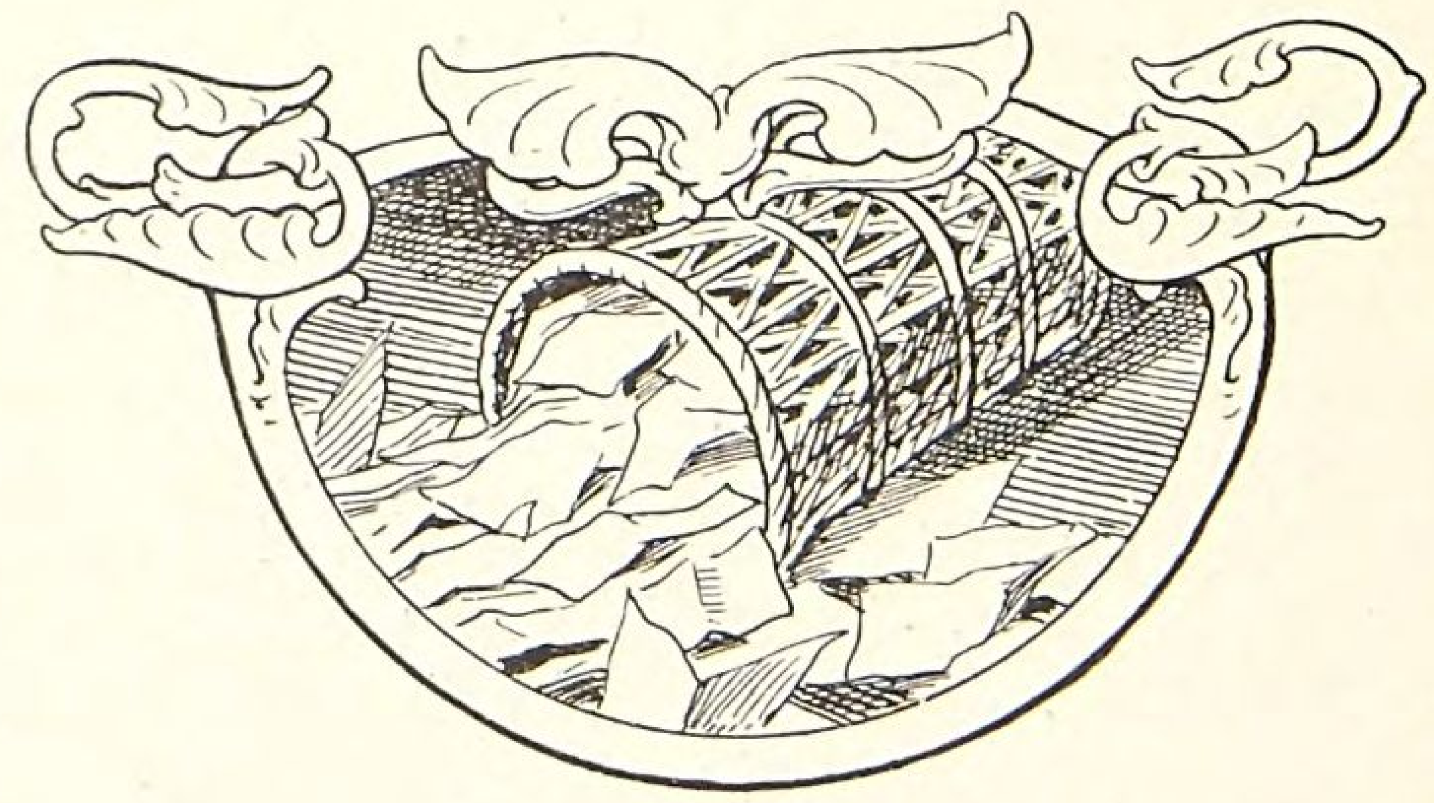
Wir fügen noch folgenden Brief dazu:

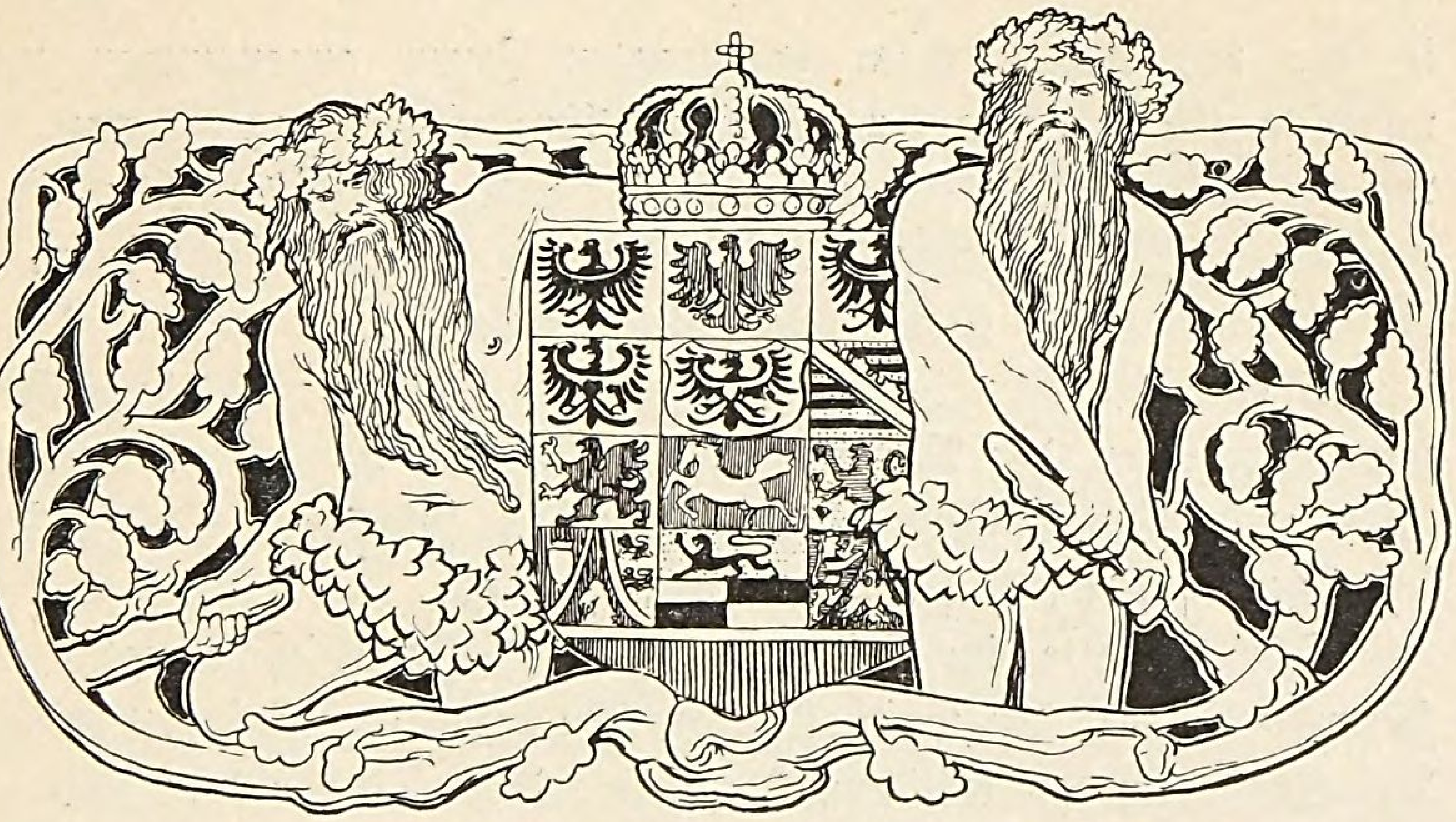
. . . Ich habe eine rechte Sehnsucht, einmal einen faulen Tag in Eurer Mitte zu verleben; hier werde ich auch bei dem reizendsten Wetter die Tinte nicht von den Fingern los. Gestern bin ich bei wundervollem Mondschein bis Mitternacht in den Feldern spazieren gegangen, kann aber doch die Geschäfte nicht aus dem Kopf los werden. Die Gesellschaft hat auch nichts Ausruhendes an sich. Die * ist reizend anzusehen, spricht mir aber zu viel Politik, * natürlich auch immer auf Berichtfuß; die *, die mir sonst sehr angenehm ist, hat Leute um sich, die mein Behagen mit ihr stören, und neue Bekanntschaften sind sehr angreifend. Bequem ist mir eigentlich (nur) unser (Abeken). Mit ihm und E., der auf 2 Tage hier ist, dinierte ich gestern auf meinem Zimmer. Der König ist wohl, aber von Intriguen umlagert; heute speise ich bei Ihrer Majestät der Königin. Schleinitz ist hier, Hohenzollern wird erwartet, Goltz nach Paris abgereist. Ich denke, der König wird spätestens Sonntag von hier aufbrechen; einige Tage später muß ich in Berlin sein; vielleicht gewinne ich dazwischen Zeit zu einem Abstecher nach Spaa, wo ich O(rlows) treffe, vielleicht muß ich auch mit zur Königin von England, die der König auf der Rückreise in Rosenau bei Coburg besuchen will. Jedenfalls hoffe ich mir im September einige Tage frei zu machen für Pommern. Ich wollte, irgend eine Intrigue setzte ein anderes Ministerium durch, daß ich mit

Brief vom 28. 8. 1863.

Ehren diesem ununterbrochenen Tintenstrom den Rücken drehen und still auf dem Lande leben könnte; die Ruhelosigkeit der Existenz ist unerträglich, seit 10 Wochen im Wirtshause Schreiberdienste und in Berlin wieder; es ist kein Leben für einen rechtschaffenen Landedelmann, und ich sehe einen Wohlthäter in jedem, der mich zu stürzen sucht. Dabei brummen und kitzeln und stechen die Fliegen hier im Zimmer, daß ich dringend Aenderung meiner Lage wünsche, die mir allerdings in wenig Minuten mit dem Berliner Zuge ein Feldjäger mit 50 inhaltlosen Depeschen bringen wird . . . .

Ein direktes Resultat hat übrigens der Fürstentag, den Roon in seinem Briefe an Bismarck als Frankfurter Farce bezeichnete, für die innere Politik Preußens gehabt. Man fühlte auch innerhalb der Opposition die Notwendigkeit, gegen die gefährlichen Absichten Oesterreichs zusammenzustehen und sogar die verhaßte Regierung zu unterstützen, wenn nicht alle Hoffnungen, welche die Patrioten seit Jahrzehnten für die Neugestaltung Deutschlands gehegt hatten, unwiederbringlich in Trümmer gehen sollten. Vor allem hat die Verheißung einer aus direkten Wahlen hervorgehenden nationalen Vertretung die preußischen Reformbestrebungen volkstümlich gemacht: man sah auch, wie ernstlich die verhaßte Regierung die Würde und Machtstellung Preußens und die Interessen der gesamten deutschen Nation zu wahren verstanden hatte und fernerhin zu wahren entschlossen schien. So wurde der Stimmungswechsel angebahnt, den Königgrätz später vollzog.





Vierzehntes Kapitel.

Der Konflikt auf der Höhe.

Am 14. Januar 1863 wurde der Landtag von neuem eröffnet. Bismarcks Eröffnungsrede drückte wiederum den Wunsch nach einer Verständigung aus und die Hoffnung, daß die Militärreform nunmehr ihren Abschluß finden werde. Aber auch jetzt war die Haltung der überwiegenden Mehrheit durchaus feindlich. Schon die Worte, mit denen der Präsident Grabow das Hoch auf den König einleitete, war mit den schwersten Anklagen und Beschuldigungen erfüllt. Er sagte, daß im Hinblick auf die königlichen Worte: „Zwischen uns sei Wahrheit", mit Bedauern ausgesprochen werden müsse, daß der Konflikt in den letzten drei Monaten immer größere Dimensionen angenommen habe, die Verfassung sei verletzt. Als Antwort auf die Thronrede wurden zwei Adressenentwürfe eingereicht. Der Entwurf des Herrn v. Vincke drückte es in maßvoller Form aus, daß die Verständigung nur dann zu erreichen sei, wenn Artikel 99 der Verfassung zur Wahrheit würde, so daß Staatsausgaben nur auf Grund eines von der Landesvertretung genehmigten Gesetzes geleistet werden dürfen. Der Antrag des Herrn Virchow sprach in den schärfsten Redewendungen von einer Verfassungsverletzung. In der Kommission erklärte Bismarck sofort: es gäbe eine Grenze für das, was ein König von Preußen anhören könne. Wenn die Adresse

in der von Dr. Virchow beantragten Form angenommen werde, werde er dem Könige nicht raten können, sie anzunehmen. Die Adresse treffe den König selbst, da die Akte, worin eine Verfassungsverletzung gefunden werde, im Namen des Königs erfolgt seien. Die Minister halten die Verfassung nicht für verletzt, sie nehmen den Eid darauf ebenso ernst wie die Abgeordneten. Gerade als Verfassungsfreund wolle er, der Ministerpräsident, darauf hinweisen: man möge nicht zu oft von Verfassungsverletzungen sprechen. Solche Mittel schwächten sich durch die Wiederholungen ab.

Die Debatte im Plenum war leidenschaftlich erregt. Nach Herrn v. Sybel, der maßvoll gesprochen hatte, ergriff sofort Bismarck das Wort, um zu erklären, daß durch diese Adresse dem königlichen Hause der Hohenzollern seine verfassungsmäßigen Rechte abgefordert würden, um sie der Majorität des Abgeordnetenhauses zu übertragen:

Rede vom 27. 1. 1863.

Sie kleiden die Forderung in die Form ein, daß Sie die Verfassung für verletzt erklären, insoweit die Krone und das Herrenhaus sich Ihrem Willen nicht fügen; Sie richten den Vorwurf der Verfassungsverletzung gegen das Ministerium, nicht gegen die Krone, deren Treue gegen die Verfassung Sie ganz außer allem Zweifel stellen. Gegen diese Scheidung habe ich mich schon in den Ausschuß-Sitzungen verwahrt. Sie wissen so gut wie jedermann in Preußen, daß das Ministerium im Namen und auf Befehl Sr. Majestät des Königs in Preußen handelt, und namentlich diejenigen Regierungsakte, in welchen Sie eine Verfassungsverletzung erblicken wollen, in diesem Sinne vollzogen hat. Sie wissen, daß ein preußisches Ministerium in dieser Beziehung anders dasteht als ein englisches. Ein englisches Ministerium, mag es sich nennen wie es will, ist ein parlamentarisches, ein Ministerium der Majorität des Parlaments; wir aber sind Minister Sr. Majestät des Königs. Ich weise die Trennung der Minister von der Krone, wie sie in der Adresse angenommen wird, keineswegs zurück, wie vorhin von der Tribüne angedeutet wurde, um die Autorität der Krone zu einem Schilde zu machen, durch welchen das Ministerium sich deckt. Wir bedürfen dieser Deckung nicht, wir stehen fest auf dem Boden unseres guten Rechtes. Ich weise diese Trennung um deshalb zurück, weil durch sie die Thatsache verdeckt wird, daß Sie sich im Kampfe mit der Krone um die Herrschaft dieses Landes befinden und nicht im Kampfe mit dem Ministerium.

Zum Zustandekommen dieses Gesetzes sei die Uebereinstimmung der Krone und der beiden Kammern erforderlich. Das Herrenhaus sei berechtigt, ein von der zweiten Kammer beschlossenes und ihm nicht konvenierendes Budget zu verwerfen. Jedes dieser drei konkurrierenden Rechte sei in der Theorie unbegrenzt, und das eine so stark als das andere. Wenn eine Vereinbarung nicht stattfinde, so

fehle jede Bestimmung, welche von den drei Gewalten nachgeben müsse. Es bestehe kein Grund, daß die beiden anderen Faktoren sich dem Abgeordnetenhause fügten, daß die Krone und die Minister sich ihm unterwerfen:

Auf diese Weise würde allerdings die souveräne Alleinherrschaft des Abgeordnetenhauses hergestellt werden; aber eine solche Alleinherrschaft ist nicht verfassungsmäßiges Recht in Preußen. Die Verfassung hält das Gleichgewicht der drei gesetzgebenden Gewalten in allen Fragen, auch in der Budget-Gesetzgebung, dadurch fest; keine dieser Gewalten kann die andere zum Nachgeben zwingen; die Verfassung verweist daher auf den Weg der Kompromisse zur Verständigung. Ein konstitutionell erfahrener Staatsmann hat gesagt, daß das ganze Verfassungsleben jederzeit eine Reihe von Kompromissen ist. Wird der Kompromiß durchaus vereitelt, daß eine der beteiligten Gewalten ihre eigene Ansicht mit doktrinärem Absolutismus durchführen will, so wird die Reihe der Kompromisse unterbrochen und an ihre Stelle treten Konflikte, und Konflikte, da das Staatsleben nicht stillzustehen vermag, werden zu Machtfragen; wer die Macht in Händen hat, geht dann in seinem Sinne vor, weil das Staatsleben auch nicht einen Augenblick stillstehen kann.

Bismarck schloß mit den Worten:

Es ist ein eigentümliches Zusammentreffen, daß die Beratung dieses Manifestes, welches unserem Königlichen Herrn überreicht werden soll, gerade zusammenfällt mit dem heutigen Geburtstage des jüngsten mutmaßlichen Thronerben [des Prinzen Wilhelm, ältesten Sohnes des Kronprinzen, geboren am 27. Januar 1859]. In diesem Zusammentreffen, meine Herren, sehen wir eine verdoppelte Aufforderung, fest für die Rechte des Königtums, fest für die Rechte der Nachfolger Sr. Majestät einzustehen. Das Preußische Königtum hat seine Mission noch nicht erfüllt, es ist noch nicht reif dazu, einen rein ornamentalen Schmuck Ihres Verfassungsgebäudes zu bilden, noch nicht reif, als ein toter Maschinenteil dem Mechanismus des parlamentarischen Regiments eingefügt zu werden.

Unmittelbar nach dieser Rede erhob Graf Schwerin Protest gegen die angebliche Aeußerung Bismarcks „Macht geht vor Recht". Bismarck bestritt diese Aeußerung nachdrücklich, und er wiederholte unter großer Unruhe des Hauses seine Worte: „Ich habe von einem Kompromiß geredet, weil in Ermangelung eines solchen sich Konflikte einstellen müssen, Konflikte aber zur Machtfrage werden, und, da das Staatsleben nicht einen Augenblick stille stehen kann, derjenige, der sich im Besitz der Macht befindet, daher genötigt ist, sie zu verbrauchen."

Erst nach zehn Tagen wurde die Debatte fortgesetzt, und namentlich erging sich Virchow in den lebhaftesten Angriffen gegen

den leitenden Minister. So äußerte er seine Zweifel an der Korrektheit der sogenannten Loyalitätsadressen; die Deputation an den König würde in der Wilhelmstraße mit Loyalitätsfracks kostümiert. Er fuhr dann fort, anknüpfend an die Aeußerung eines Polen: „Ja, meine Herren, es giebt eine Art von preußischer Sprache; das ist diejenige, welche die Herren vom Ministertisch gegenwärtig reden. Es ist aber die Sprache, welche man in der ganzen Welt nicht versteht.“ Scharf und schneidig antwortete Bismarck, daß er auf die Tonarten Virchows seinen gesellschaftlichen Gewohnheiten gemäß nicht eingehen könne; den Angriff Virchows gegen die „preußische Sprache“ beantwortete er mit der Erklärung: „Ich bin stolz darauf, eine preußische Sprache zu reden, und Sie werden dieselbe noch oft von mir hören.“

Auch die nächste Verhandlung brachte eine Reihe scharfer Angriffe gegen den Minister. Die Adresse wurde mit größter Mehrheit angenommen; der König verweigerte den Empfang der Deputation und beantwortete die ihm hierauf unmittelbar zugesandte Adresse „ohne Vermittelung seiner Minister“ direkt, da er annähme, „daß es dem Hause darum zu thun sei, seine persönliche Anschauungs- und Willensmeinung kennen zu lernen“. König Wilhelm trat mit Würde und Kraft seinen Ministern bei; er übernahm in gewissem Sinne die volle Verantwortlichkeit für das Geschehene für seine eigene Person.

Das Bedürfnis der Abgeordneten, dem verhaßten Ministerium auf jedem Schritt Schwierigkeiten zu bereiten, führte auch zu Angriffen auf Bismarcks auswärtige Politik. Selbst ein Mann wie Sybel verstieg sich zu der Bemerkung, „die Kleinodien unserer Vergangenheit würden ihnen unter den Händen verfälscht und der Blick in die Zukunft sei von Grund auf verdüstert. Eine preußische Regierung, die den Aufgaben des Volkes im 19. Jahrhundert gewachsen sein solle, müsse verstehen, große und ideale Ziele aufzustecken und so das Volk um ihr Banner zu versammeln.“ Und ein anderer Abgeordneter rief aus, daß, was auch dieses Ministerium in der auswärtigen Politik unternehmen möge, jede seiner Unternehmungen mit Unfruchtbarkeit geschlagen sein werde, denn es zähle nur die neugeschaffenen Bataillone und nicht die Herzen des Volkes. Preußen stehe geschwächt durch innere Zerwürfnisse und belastet mit dem Mißtrauen Deutschlands isoliert in der Welt, ohne einen

schöpferischen Gedanken; es werde gezwungen sein, unter das caudinische Joch zu wandern und sich Oesterreichs Führung unterzuordnen. Erst eine spätere Zeit werde Preußens guten Genius von neuem enthüllen, aber nicht mit Blut und Eisen und nicht mit Donner und Blitz, sondern mit friedlichem Sonnenschein eines verfassungstreuen, auf Freiheit und Recht begründeten Regiments. Auch hier ließ es Bismarck an einer scharfen Erwiderung nicht fehlen. Er rief seinen Anklägern zu, daß, wenn die Notwendigkeit eintreten sollte, die Ehre und Unabhängigkeit Preußens zu wahren, sie selbst gar nicht in der Lage wären, die Mittel der Abwehr gegen das Ausland zu verweigern, in deren Mangel sie jetzt eine Schwächung der auswärtigen Politik erblickten. Der Haß der Abgeordneten verstieg sich selbst in der wichtigsten und verhängnisvollsten Frage, die damals das deutsche Leben berührte, nur zu heftigen Anklagen gegen Bismarck; man vergaß die Pflicht des Patriotismus, um seine Politik und damit ihn selbst in der öffentlichen Meinung zu diskreditieren. Am 22. Januar war der Aufstand der Polen in Warschau ausgebrochen; nicht infolge russischer Bedrückung, sondern infolge von Hetzereien des kleinen und großen Adels und in der Hoffnung auf die Unterstützung durch Napoleon. Man glaubte, zugleich mit den Polen würden auch die Ungarn und die Italiener zum Aufstand schreiten. Der Plan der Verschwörer ging sogar so weit, die russische Garnison im Schlafe zu ermorden. General Mieroslawski war der Chef der polnischen Nationalregierung. Die preußischen Behörden im Osten warnten energisch die ihnen untergebene Bevölkerung vor einer Teilnahme an dem Aufstande. Am 8. Februar erfolgte der Abschluß einer Konvention Preußens mit Rußland zur gemeinsamen Handlung gegen die Insurrektion. Bismarck hat damals, wie stets, eine heftige Abneigung gegen das intrigante Polenvolk empfunden; er hat trotz aller sentimentalen Widersprüche ein kraftvolles Zurückdrängen der polnischen Elemente bis zu dem letzten Tage seiner Reichskanzlerschaft durchgeführt, und noch nach seiner Entlassung hat er in seinen Reden an die Deputationen aus Posen und Westpreußen die Gewissen nach der gleichen Richtung geschärft. Schon damals hielt er es für die vornehmste Pflicht eines wahrhaft preußischen Staatsmannes, die Errichtung eines Polenreiches im Osten der Monarchie zu verhindern; denn wenn auch die Absichten der Aufständischen zunächst nicht über die preußische Grenze gingen, so mußte doch in Zukunft der Anspruch

erhoben werden – auf Westpreußen, Posen und einen Teil von Pommern.

General Gustav v. Alvensleben erhielt die Weisung, nach Petersburg und von dort nach Warschau zu gehen. In Petersburg sollte er einen eigenhändigen Brief des Königs in die Hände des Kaisers legen und den Versuch machen, eine Verständigung über eine gemeinschaftliche Unterdrückung des Aufstandes anzubahnen. Der König, so hieß es in der Instruktion, ist von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Interessen beider Regierungen durch jene polnische Schilderhebung gleich gefährdet seien und daß jede Emanzipation des polnischen Elements von der Autorität des Kaisers ihre Wirkung nicht auf die Grenzen des Königreiches beschränke, sondern daß ebenso die Sicherheit der benachbarten königlichen Provinzen wie die der westlichen Gouvernements des Kaiserreiches gefährdet werde. Unserer Ansicht nach ist demnach die Stellung beider Höfe der polnischen Revolution gegenüber sachlich diejenige zweier Bundesgenossen, die von einem gemeinschaftlichen Feinde bedroht werden.

Bismarck hat den Gedankengang, der ihn zu dem Abschluß der Konvention führte, in folgender Weise begründet:

Ged. u. Er. I. Nachdem ich dennoch Minister geworden war, stand zunächst die innere Politik mehr im Vordergrunde als die äußere; in dieser aber lagen mir die Beziehungen zu Rußland dank meiner jüngsten Vergangenheit besonders nahe, und ich war bestrebt, unserer Politik den Besitz an Einfluß in Petersburg, den wir dort hatten, nach Möglichkeit zu erhalten. Es lag auf der Hand, daß die preußische Politik in deutscher Richtung damals von Oesterreich keine Unterstützung zu erwarten hatte. Es war nicht wahrscheinlich, daß das Wohlwollen Frankreichs für unsere Stärkung und die deutsche Einigung auf die Dauer ehrlich sein werde, eine Ueberzeugung, die nicht hindern durfte, vorübergehende, auf irrtümlichen Berechnungen beruhende Unterstützung und Förderung Napoleons utiliter anzunehmen. Mit Rußland waren wir in derselben Lage wie mit England, insoweit als wir mit beiden prinzipielle divergierende Interessen nicht hatten und durch langjährige Freundschaft verbunden waren. Von England konnten wir platonisches Wohlwollen und belehrende Briefe und Zeitungsartikel, aber schwerlich mehr erwarten. Der zarische Beistand ging, wie die ungarische Expedition des Kaisers Nikolaus gezeigt hatte, unter Umständen über die wohlwollende Neutralität hinaus. Daß er zu unseren Gunsten das thun würde, darauf ließ sich nicht rechnen, wohl aber lag es nicht außerhalb der möglichen Rechnung, daß Kaiser Alexander bei französischen Versuchen zum Eingreifen in die deutsche Frage uns in deren Abwehr wenigstens diplomatisch beistehen würde. Die Stimmung dieses Monarchen, die mich zu der Annahme berechtigte, hat sich noch 1870 erkennen lassen, während wir damals das neutrale und befreundete England mit seinen Sympathien auf französischer

Seite fanden. Wir hatten also nach meiner Meinung allen Grund, jede Sympathie, welche Alexander II. im Gegensatz zu vielen seiner Unterthanen und höchsten Beamten für uns hegte, wenigstens insoweit zu pflegen, als nötig war, um Rußlands Parteinahme gegen uns nach Möglichkeit zu verhüten. Es ließ sich damals nicht mit Sicherheit voraussehen, ob und wie lange dieses politische Kapital der zarischen Freundschaft sich werde praktisch verwerten lassen. Jedenfalls aber empfahl der einfache gesunde Menschenverstand, es nicht in den Besitz unserer Gegner geraten zu lassen, die wir in den Polen, den polonisierenden Russen und im letzten Abschluß wahrscheinlich auch in den Franzosen zu sehen hatten. Oesterreich hatte damals in erster Linie die Rivalität mit Preußen auf deutschem Gebiet im Auge und konnte sich mit der polnischen Bewegung leichter abfinden als wir oder als Rußland, weil der katholische Kaiserstaat ungeachtet der Reminiscenzen von 1846 und der auf die Köpfe polnischer Edelleute gesetzten Preise doch unter diesen und der Geistlichkeit immer viel mehr Sympathie besaß als Preußen und Rußland.

Der General fand in Petersburg eine um so günstigere Aufnahme, als die öffentliche Meinung in Europa durchaus für die Polen eingenommen war. Der Kaiser begrüßte den preußischen Vorschlag mit herzlicher Dankbarkeit, sein Entschluß ging dahin, die Revolution möglichst schnell zu unterdrücken und eine möglichst gute Verwaltung einzuführen. Er machte dem Gesandten den Vorschlag, die erforderlichen Maßregeln in einer Konvention festzustellen; und dieser sandte entsprechende Entwürfe nach Berlin. Der Inhalt ging dahin, daß auf Ersuchen des russischen oder des preußischen Oberbefehlshabers oder der Grenzbehörden die beiderseitigen Truppenführer bevollmächtigt werden, sich gegenseitig, selbst unter Ueberschreitung der Grenze, Hilfe zu leisten. Nach einem weiteren Artikel verpflichtete sich Herr v. Gortschakow, der für Rußland die Verhandlungen führte, dem preußischen Befehlshaber jede Notiz über politische Umtriebe in Posen zukommenzulassen. Der Vertrag wurde unterzeichnet, jedoch von Gortschakow selbst dem französischen Gesandten Herzog v. Montebello verraten, um die Entrüstung Europas gegen Preußen zu entfesseln.

Die Militärkonvention, welche durch den General Gustav v. Alvens- Ged. u. Er. I.
leben im Februar 1863 in Petersburg abgeschlossen wurde, hatte für die preußische Politik mehr einen diplomatischen als einen militärischen Zweck. Sie repräsentierte einen im Kabinett des russischen Kaisers erfochtenen Sieg der preußischen Politik über die polnische, die vertreten war durch Gortschakow, Großfürst Konstantin, Wielopolski und andere einflußreiche Personen. Das Ergebnis beruhte auf direkter kaiserlicher Entschließung im Gegensatz zu ministeriellen Bestrebungen. Ein Abkommen militärisch-politischer Natur,

welches Rußland mit dem germanischen Gegner des Panslavismus gegen den polnischen „Bruderstamm" schloß, war ein entscheidender Schlag auf die Aussichten der polonisierenden Partei am russischen Hofe; und in diesem Sinne hat das militärisch ziemlich anodyne Abkommen seinen Zweck reichlich erfüllt. Ein militärisches Bedürfnis war dafür an Ort und Stelle nicht vorhanden; die russischen Truppen waren stark genug, und die Erfolge der Insurgenten existierten zum großen Teil nur in den von Paris bestellten, in Myslowitz fabrizierten, bald von der Grenze, bald vom Kriegsschauplatze, bald aus Warschau datierten, zuweilen recht märchenhaften Berichten, die zuerst in einem Berliner Blatte erschienen und dann ihre Runde durch die europäische Presse machten. Die Konvention war ein gelungener Schachzug, der die Partie entschied, die innerhalb des russischen Kabinetts der antipolnische monarchische und der polonisierende panslavistische Einfluß gegen einander spielten.

Preußen selbst hatte eine Anzahl von Armeekorps in Kriegsbereitschaft gesetzt und nach Osten vorgeschoben, und Bismarck hielt es für angemessen, den Großmächten über Preußens Haltung jeden Zweifel zu benehmen. In einer Unterredung mit dem englischen Gesandten Sir Andrew Buchanan beantwortete Bismarck die Frage des Briten, was man denn thun würde, wenn die Russen aus Polen hinausgeschlagen würden, mit der entschiedenen Erklärung: „Dann müssen wir das Königreich selbst zu besetzen suchen, um das Aufkommen einer so feindlichen Macht zu hindern." Als dann der Engländer ausrief: „Das wird Europa niemals dulden", antwortete Bismarck mit der Gegenfrage: „Wer ist Europa?" „Verschiedene große Nationen", antwortete Sir Andrew. „Sind Sie bereits darüber einig?" fragte Bismarck, „für uns ist die Unterdrückung des Aufstandes eine Frage über Leben und Tod."

In Frankreich stand, wie überall, die öffentliche Meinung auf seiten der Polen, so daß Napoleon sich bewogen sah, einen Versuch der Einschüchterung gegen Preußen zu wagen und sogar verblümt die Entlassung Bismarcks zu fordern. Aber dieses Vorgehen fand nirgends Gegenliebe und endete mit einer Niederlage der französischen Politik.

Auch die preußische Opposition machte in der Polenfrage gegen Bismarck mobil. Die Gelegenheit zu einer Debatte führte ein polnischer Abgeordneter, Dr. Kantak, herbei, doch kam es erst auf eine weitere Anfrage über den abgeschlossenen Vertrag und seinen Inhalt zu einer längeren Debatte. Herr von Unruh war es, der in seiner Rede absolutistische Tendenzen des Vertragsabschlusses be-

hauptete, bestimmt, jeder gerechten und willigen Forderung des Volkes mit den Waffen entgegenzutreten und sich dabei gegenseitig zu unterstützen; zu einer solchen Politik werde der Landtag diesem Ministerium auch nicht einen Thaler bewilligen. Man könne Preußen nur eine Politik der Nichteinmischung empfehlen, sonst würde ein neues Olmütz bevorstehen. Der freisinnige Führer Waldeck ferner verstieg sich zu der Erklärung, daß der Gendarmendienst, den Preußen an Rußland leiste, jedem Preußen die Schamröte ins Gesicht treiben müsse. Als dann der Antrag eingebracht wurde, Preußen dürfe weder der russischen Regierung noch den Insurgenten irgend welche Begünstigungen gewähren, daher auch nicht gestatten, daß einer der kämpfenden Teile preußisches Gebiet betrete, kam es zu einer der aufgeregtesten Scenen, die der preußische Landtag jemals gesehen hat. Schon Bismarcks erste Worte riefen lebhafteste Opposition hervor: „Die Neigung, sich für fremde Nationen und nationale Bestrebungen zu begeistern, auch dann, wenn dieselbe nur auf Kosten des eigenen Vaterlandes verwirklicht werden könne, ist eine politische Krankheitsform, deren geographische Verbreitung sich auf Deutschland leider beschränkt."

Dem Abgeordneten von Unruh warf er vor, daß er dem Gesandten gewissermaßen zugerufen hätte: „Kommt her, der Augenblick ist günstig, Preußen" — diese Worte wurden vom Lärm der Versammlung unterbrochen, und mit ironischer Verbeugung bemerkte Bismarck: „Nun es freut mich, daß Sie noch ein Gefühl der Entrüstung äußern." Der Vizepräsident stellte nur mühsam die Ruhe her bei dem hier sich erhebenden Lärm; eine kurze Ansprache an das Haus, dessen Mehrzahl einen Ordnungsruf für Bismarck verlangte, beantwortete er mit der Wendung: „Einen solchen halte ich hier nicht für gerechtfertigt." Als dann Bismarck einen Angriff auf den Abgeordneten von Unruh begann mit den Worten: „Diese Drohung, Preußen wehrlos zu machen, spricht derselbe Abgeordnete aus, dessen Name mit der Steuerverweigerung von 1848" — wurde der Redner abermals stürmisch unterbrochen und von dem Präsidenten zur Sache gerufen. Mit Energie lehnte Bismarck es ab, eine derartige Unterbrechung sich gefallen zu lassen; der Präsident besitze über ihn keine Gewalt, er habe nur den König zum Vorgesetzten und ergreife das Wort kraft der von dem Monarchen ihm verliehenen Autorität. Niemand habe das Recht, ihn zu unterbrechen. Als der Präsident auf

seiner Ansicht bestand, lehnte Bismarck seine Ausführungen abermals schroff ab. Er begann seine Rede mit denselben gegen Unruh gerichteten Worten und wieder unterbrach ein wildes Geschrei seine Ausführungen, so daß der Präsident sich genötigt sah, mit der Vertagung zu drohen. Nur mühsam gelangte Bismarck zur Fortsetzung dieser Rede, um das Abgeordnetenhaus verräterischer Sympathien für die Polen anzuklagen. Die Berichte über den Inhalt des Vertrages mit Rußland nannte er Phantasiegebilde und vollständig müßige Erfindungen, und er schloß seine Rede mit den aggressiven Worten:

Ich glaube daher, wenn diese ganze Debatte — einen sonstigen Zweck kann ich nicht einsehen — das Ziel gehabt hat (Unruhe), der Königlichen Regierung Verlegenheiten zu bereiten und sie in ihrer Stellung, in ihren Ansichten zu erschüttern, so hat sie auch darin ihren Zweck verfehlt. (Stimme links: Leider!) Wir fühlen uns stark in der Ueberzeugung, die Pflicht erfüllt zu haben, die uns durch die Wahrung der Interessen des Landes auferlegt war, und diese Ueberzeugung wird dadurch nicht geschwächt werden, wenn Sie uns durch die Annahme Ihres Antrages in die Lage versetzen, vor dem Lande Akt davon zu nehmen, daß Sie Partei ergreifen für die polnische Insurrektion. (Anhaltende Unruhe links. Bewegung in der Versammlung.)

Die Frage des Abgeordneten Hennig, warum Bismarck dann nicht ein solches landesverräterisches Abgeordnetenhaus auflöse, und seine Bemerkung, man solle sich Bismarck einmal vor dem englischen Unterhause vorstellen, das würde zusammenpassen wie die Faust aufs Auge, bei der er wohl die Rolle des Auges übernehmen würde, erklärte Bismarck energisch:

Der Herr Vorredner hat gefragt, warum wir denn die Kammer, wenn wir mit ihr nicht einverstanden wären, nicht auflösten und an das Land appellierten? Ja, meine Herren, ehe wir das thun, möchten wir gern, daß das Land Gelegenheit hat, Sie recht kennen zu lernen (Heiterkeit), um mit vollständiger Personenkenntnis wieder wählen zu können. Der Herr Vorredner hat ferner einen Vergleich von Faust und Auge gebraucht, wo er mir die Rolle des Auges zuweist. Ich bin ihm dafür sehr dankbar; denn das Auge ist unzweifelhaft der edlere Teil, das Auge leitet die Faust. Er hat beklagt, daß ich allein sämtliche Weisheit zu besitzen glaubte dem Lande gegenüber. Darin ist wohl einige Uebertreibung enthalten; die wenige Weisheit, die ich zu besitzen glaube, muß ich in der Lage, in die ich durch das Vertrauen des Königs berufen worden bin, zur Anwendung bringen. Daß mein Rat dabei an Höchster Stelle mitunter Gehör findet, liegt wohl darin, daß ich Minister bin. Wenn Sie es einmal sein werden, dann werden Sie Ihrerseits in derselben Weise Gelegenheit haben, Ihre Weisheit an den Mann zu bringen.

Immer wieder kam das Abgeordnetenhaus auf die politische Frage zurück. Seine Führer waren, wenn auch unbewußt, die Werkzeuge preußenfeindlicher Tendenzen. Rief doch Waldeck sogar aus: „Wenn wir leider ein Staat sind, der bei diesem Ministerium auf eine große Politik in Europa so wenig wie auf eine klare und wahre und freie und redliche Politik im Innern irgend einen Anspruch machen kann, so lassen Sie uns doch wenigstens zur Menschlichkeit und Humanität halten." Simson bezeichnete die Politik der Regierung als Don Quixoterie, Twesten erklärte, die Ehre der Regierung sei nicht mehr die Ehre des Staates und des Landes. Noch im Jahre 1888 griff Bismarck mit Bitterkeit auf diese Debatte zurück in seiner berühmten Februarrede:

Schon 1863 war eine kaum minder große Kriegsgefahr, die dem großen Publikum ziemlich unbekannt blieb und die ihren Eindruck erst machen wird, wenn dermaleinst die geheimen Archive der Kabinette der Oeffentlichkeit übergeben sein werden. Sie werden sich des polnischen Aufstandes erinnern, der 1863 stattfand, und ich werde es nie vergessen, wie ich in jener Zeit des Morgens den Besuch zu haben pflegte von Sir Andrew Buchanan, dem englischen Botschafter, und Talleyrand, dem französischen Vertreter, die mir die Hölle heiß machten über das unverantwortliche Festhalten der preußischen Politik an der russischen und eine ziemlich drohende Sprache uns gegenüber führten; am Mittag desselben Tages hatte ich nachher die Annehmlichkeit, im preußischen Landtag ungefähr dieselben Argumente und Angriffe zu hören, die die beiden fremden Botschafter am Morgen auf mich gemacht hatten. Ich habe das ruhig ausgehalten, aber dem Kaiser Alexander riß die Geduld, und er wollte den Degen ziehen gegenüber den Schikanen von seiten der Westmächte. Sie werden sich erinnern, daß die französische Kriegsmacht damals schon mit amerikanischen Projekten und in Mexiko engagiert war, so daß sie nicht mit der vollen Macht auftreten konnte. Der Kaiser von Rußland wollte sich die polnischen Intriguen von seiten der anderen Mächte nicht mehr gefallen lassen und war bereit, mit uns im Bunde den Ereignissen die Stirn zu bieten und zu schlagen. Sie werden sich erinnern, daß damals Preußen in seinem Innern in einer schwierigen Lage war, daß in Deutschland die Gemüter bereits gärten und der Frankfurter Fürstentag sich in der Vorbereitung befand. Man kann also zugeben, daß die Versuchung für meinen allergnädigsten Herrn, diese schwierige innere Lage durch Eingehen auf ein kriegerisches Unternehmen im größten Stile abzuschneiden und zu sanieren, daß die wohl vorhanden war, und es wäre damals ganz zweifellos zum Kriege gekommen von Preußen und Rußland im Bunde gegen diejenigen, welche den polnischen Aufstand uns gegenüber beschützten, wenn Se. Majestät nicht zurückgeschreckt wäre vor dem Gedanken, innere Schwierigkeiten, preußische wie deutsche, mit fremder Hilfe zu lösen (Bravo!), und wir haben damals, ohne die Gründe unseres Verfahrens gegenüber den uns feindlichen Projekten anderer deutscher Regierungen geltend zu machen, still-

Brief vom 6. 2. 1888.

schweigend abgelehnt. Der Tod des Königs von Dänemark hat nachher alle Beteiligten auf andere Gedanken gebracht. Aber es bedurfte nur eines Ja statt eines Nein aus Gastein von Sr. Majestät dem König, und der große Krieg, der Koalitionskrieg, war 1863 schon vorhanden. Ein anderer als ein deutscher Minister würde vielleicht zugeredet haben aus Utilitätsrücksichten, als Opportunist, um unsere inneren Schwierigkeiten zu lösen; im eigenen Volke wie im Auslande hat man eben kaum eine richtige Vorstellung von dem Maß von nationalem Sinn und pflichtgetreuer Gewissenhaftigkeit, welches Monarchen und Minister beim Regieren deutscher Länder leitet.

Ahnungslos machte der Landtag Opposition, ohne die realen Thatsachen zu kennen. Aus der Rede, die Bismarck nach 25 Jahren hielt, wissen wir, daß nur seiner Entschlossenheit es zu verdanken ist, daß damals an Frankreich und Oesterreich nicht der Krieg erklärt wurde. Zar Alexander selbst hatte in seinem Briefe an König Wilhelm diesen Vorschlag gemacht, die Ablehnung erfolgte nach einem eigenhändigen Konzept Bismarcks in einer Form, die in keiner Weise die persönlichen Gefühle des russischen Kaisers verletzte. Aber die Opposition handelte damals wie in der folgenden Zeit nach dem Grundsatz: wir kennen die Absichten der Regierung nicht, aber wir verurteilen sie. So blieb die Session des Landtages unfruchtbar, nur im Lande war der Haß geschürt, und er richtete sich vor allen Dingen gegen die Persönlichkeit des Mannes, der so kühn dem „Volkswillen" trotzte. Er selbst sah den Dingen mit Ruhe zu, in der bittersten Zeit schrieb er den bereits citierten Brief an Motley. An seine Schwester schrieb er gemütsruhig:

Brief vom 10. 11. 1862.

So gute Blutwurst aß ich nie und so gute Leber nur selten; mögen Deine Schlachtthaten an Dir gesegnet werden; ich frühstücke seit 3 Tagen daran. Koch Rimpe ist angelangt, und ich esse einsam im Hause, wenn nicht an Sr. M. Tafel. In Paris ging es mir gut, in Letzlingen schoß ich 1 Hirsch, 1 Sau, 4 Schaufler, 5 Spießer, 4 St. Dammwild und pudelte doch gehörig, wenn auch nicht so viel wie meine Nachbarn. Die Arbeitslast wächst hier aber täglich. Heut von 8 bis 11 Diplomatie, von 11 bis 2½ verschiedene streitsüchtige Ministerkonferenzen, dann bis 4 Vortrag beim König, von ¼ bis ¾5 Galopp im Regen bis Hippodrom, um 5 zur Tafel, von 7 bis 10 Uhr Arbeit aller Art, aber gesund und guten Schlaf, starken Durst! . . .

Auch die königliche Familie trat gegen Bismarck ein. In Danzig hielt, wie wir sahen, der Kronprinz seine Rede, und der Berliner Witz fand seine Genugthuung in den Schmähworten gegen den König, der nach Karlsbad gereist war: Lehmann (das war der

Spitzname für den Monarchen) sei leberleidend abgereist und leider lebend wieder gekommen. Bismarck folgte dem Könige nach Karlsbad; er traf ihn später wieder in Regensburg und begab sich dann nach Dresden, wo er mit Beust eine ausführliche Unterredung hatte. Er hegte damals, wie noch später, die Hoffnung, gerade Sachsen für die Grundzüge einer Politik zu gewinnen, deren letzte Ziele ja der Denkende, der unbefangen die Persönlichkeiten und ihre Thaten abwog, erkennen mußte, und die dennoch so Wenige richtig beurteilt haben!

Es ist zum guten Teile aber Schuld der Persönlichkeit Beusts gewesen, daß der natürliche Bund zwischen Sachsen und Preußen erst im Feuer der Schlachten geschmiedet werden konnte!

Bismarck reiste nach dem Dresdener Intermezzo mit dem Könige über Salzburg nach Gastein, und auch von hier sandte er, unbekümmert um alle heimischen Streitigkeiten, die liebenswürdigsten Naturschilderungen an seine Teuren daheim:

Wie dieser Tag vor 16 Jahren Sonnenschein in ein wüstes Junggesellenleben brachte, so hat er heut auch dieses Thal damit erfreut, und ich habe es auf einem reizenden Morgenspaziergang zum erstenmal in seiner Schönheit gesehen. Moritz würde sagen, daß es eine riesige Schüssel mit Grünkohl ist, schmal und tief, die Ränder mit weißen Fallеiern rundum besetzt. Steile Wände, einige Fuß hoch, mit Tannen und Wiesengrün und eingestreuten Sennhütten bis an die Schneegrenze bedeckt, und das Ganze von einem Kranze weißer Spitzen und Bänder umzogen, die der Schnee während der fünf Regentage reichlich bepudert hat, und deren untere Grenze die Sonne nun allmählich höher rückt. Dutzende von silbernen Fäden durchziehen das Grün von oben, Wasserbäche, die sich herabstürzen in eiliger Hast, als kämen sie zu spät zu dem großen Fall, den sie mit der Ache zusammen dicht vor meinem Hause bilden. Die Ache ist der Strom mit etwas mehr Wasser als die Stolpe bei Strellin und vollführt einen rasenden Walzer durch ganz Gastein, indem sie einige hundert Fuß in verschiedenen Absätzen zwischen Felsen herabspringt. Brief vom 28. 7. 1863.

Bei diesem Wetter läßt sich leben hier, nur möchte ich gar nichts zu thun haben, immer an den Höhen herumschlendern, mich auf sonnige Bänke setzen, rauchen und die zackigen Schneespitzen durch das Glas ansehen. Gesellschaft ist wenig hier, ich lebe nur mit der Umgebung des Königs in Verkehr, mit der mich Mittag und Thee täglich zusammenführen; die übrige Zeit reicht zum Arbeiten, Schlafen, Baden, Gehen kaum hin. Den alten * hab ich gestern Abend besucht; zugleich mit dem Kaiser, der am 2. erwartet wird, kommt Rechberg und wird mir vorklagen, daß das Lügen der Fluch dieser Welt sei.

Ich höre eben, daß der König (dem es sehr wohl geht, nur hat er sich am Hacken durchgegangen und muß leider still sitzen) den Feldjäger

bis morgen zurückhält, und mit der Post kommt dieser Brief wohl nicht früher, da er durch das Oeffnen einen Tag verlieren würde. Ich lasse ihn also liegen. Der gute Prinz Friedrich ist gestern von seinen Leiden erlöst; es ging dem Könige sehr nah. . . .

Die Verhandlungen, die sich an den Fürstentag anknüpften, nahmen alsbald Bismarcks ganze Thätigkeit in Anspruch, so daß er auch den Wunsch hegte, einmal dem Tintenstrom den Rücken zu drehen und in der Mitte der Seinigen der Ruhelosigkeit des Daseins zu entgehen.

Am 4. September wurde beschlossen, die Kammer aufzulösen; am selben Tage schrieb Bismarck an die Gattin:

Brief vom 4. 9. 1863. Endlich finde ich einen Augenblick Zeit, Dir zu schreiben. Ich hatte gehofft, auf einige Tage mich in Kröchlendorf wenigstens zu erholen, aber es ist wieder ganz die alte Tretmühle, gestern nachts bis 1 Uhr Arbeit, und dann goß ich Tinte statt Sand darüber, daß sie mir auf die Knie floß. Heut um 9 Uhr schon die Minister hier, um 1 zum zweitenmal und mit ihnen der König. Das Ergebnis aller Beratung ist die Auflösung der Kammer gewesen, zu der ich kein Herz hatte. Aber es ging nicht anders; Gott weiß, wozu es gut ist. Nun geht der Wahlschwindel los. Gesund bin ich dabei noch mit Gottes Hilfe; aber es gehört ein demütiges Vertrauen auf Gott dazu, um an der Zukunft unseres Landes nicht zu verzweifeln. Möge er vor allem dem Könige Gesundheit schenken.

Sehr nett ist es hier im öden Hause nicht; aber ich komme nicht zum Bewußtsein davon vor Arbeit. Heut sind die Pferde wieder angekommen, recht erholt. Die Sorge wegen der Fuchsstute war ein Schwindel. . . .

Sein kurzer Urlaub, den Bismarck unmittelbar nach diesem entscheidenden Schritt antrat, hatte insofern einen wehmütigen Grund, als eben seine Schwiegermutter, Frau von Puttkamer, gestorben war. Aber nur wenige Tage hielt es ihn bei den Seinen. Am 11. September kehrte er zurück, um die Arbeit hauptsächlich in der durch den Frankfurter Tag angeregten deutschen Frage wieder aufzunehmen. Vor allem aber warf in jene Zeit bereits die Frage der Elbherzogtümer ihre dunklen Schatten. Jene Frage, die auf der kriegerischen Laufbahn der nächsten Jahre zur ersten Etappe führen und thatsächlich das prophetische Wort der Wahrheit näherführen sollte, daß nicht auf dem Boden parlamentarischer Beschlüsse, sondern auf der grünen Kampfheide die Entscheidung über Preußens und Deutschlands Geschick fallen müsse. Diese Frage wurde natürlich auch im Landtage benutzt zum Sturmlauf gegen den verhaßten Minister. Am 30. März 1863 hatte die dänische Regierung jenes Patent erlassen,

durch welches die Herzogtümer fast vollständig zu Bestandteilen des dänischen Staates gemacht wurden. Gegen diesen Erlaß erhoben Preußen und Oesterreich einen gleichlautenden Protest. Der Abgeordnete Twesten benutzte diese Vorgänge zu einer Interpellation über die Auffassung der Regierung und erinnerte in seiner Begründung an ein angebliches Wort Bismarcks, das im Jahre 1849 den Krieg mit Dänemark als ein „höchst ungerechtes, frivoles und verderbliches Unternehmen zur Unterstützung einer ganz unmotivierten Rebellion" bezeichnet habe. Die Schleswig-Holsteinsche Frage und alle ihre Folgen werden wir in einem anderen Kapitel betrachten; hier sei nur kurz erinnert an die Blasen, die diese Frage im Landtage aufwarf, und an die Stellung, die Herr von Bismarck von vornherein ihr gegenüber annahm, sowie an die Wirkungen, die ihre Behandlung auf den innerpolitischen Konflikt ausübte.

In der Antwort auf Twestens Angriff lehnte er es ab, auf Bruchstücke früherer, lang zurückliegender Reden einzugehen, unter allgemeiner Sensation aber erklärte er:

> Ich kann Sie versichern und das Ausland versichern, wenn wir es für nötig finden, Krieg zu führen, so werden wir ihn führen mit oder ohne Ihr Gutheißen.

An die Besprechung der Twestenschen Interpellation knüpfte sich eine heitere Episode. Bismarck begab sich, ehe Virchow das Wort ergriff, für kurze Zeit in das neben dem Sitzungssaal gelegene Ministerzimmer. Virchow beantragte deshalb die Vertagung der Debatte und die Einladung der Minister auf Grund des Artikels 60 der Verfassung. In demselben Augenblick trat Bismarck wieder in den Saal und sprach: „Ich wollte zur Beruhigung der Herren nur bemerken, daß sowohl der Herr Vorredner als der letzte Herr Redner im Nebenzimmer vollständig verständlich waren." Im Saale entstand große Aufregung. Der Abg. Parisius nahm das Wort zur Geschäftsordnung: „Meine Herren, es ist bekannt, daß der Deutsche eine ungeheuere Portion Geduld hat, und dieses Haus hat diesen Erfahrungssatz in einem hohen Grade bewiesen. Wenn aber der Herr Ministerpräsident in einer so wegwerfenden und ganz und gar der Würde des Hauses und den Verhandlungen unangemessenen Weise hier auftritt, seinen Sitz verläßt und ins Nebenzimmer geht und hinterher mit der Bemerkung kommt, daß der Redner im Nebenzimmer gehört sei, dann, meine Herren, muß ich bemerken, ist es

Sache des Herrn Präsidenten, wenigstens zu konstatieren, wie wir hier behandelt werden. Wir sitzen hier nicht zu unserm Vergnügen; wir führen eine ernste Debatte und suchen das Beste des Vaterlandes zu fördern.“ Herr von Bismarck erwiderte:

Meine Herren! Ich muß dem Herrn Abgeordneten Parisius jedes Urteil über das, was für mich gehörig oder ungehörig ist, absprechen. Wir sitzen hier alle nicht zu unserem Vergnügen. Ich habe noch sehr viele andere Aufgaben außer der, Ihnen zuzuhören; hier unter anderem auch die der Korrektur der Erklärung, die ich Ihnen gegeben habe. Ich habe mit Leuten zu sprechen, die nicht warten können. Es ist mir nicht möglich, ununterbrochen Ihren Verhandlungen beizuwohnen. Wenn ich den Vorteil habe, bei der sonoren Stimme der Herren Vorredner im dortigen Zimmer (auf das Ministerzimmer deutend), am Tische arbeitend, Ihre Reden hören zu können, so weiß ich nicht, wie Sie darin eine Veranlassung zu diesem Aufwande von sittlicher Entrüstung finden können.

Die Entrüstung wollte sich gleichwohl fürs erste nicht beschwichtigen. Der Abg. Immermann meinte, niemand könne wissen, daß der Ministerpräsident ein so feines Gehör habe, das Wort des Landes auch hinter den Thüren zu hören; das Auftreten des Ministerpräsidenten sei ein Hohn gegen das Haus, fügte der Abg. Parisius hinzu u. dergl. Weitere Folgen hatte der Zwischenfall einstweilen nicht.

Die Schleswig-Holsteinsche Frage ging ihren Gang; sie bot Bismarck die erste Gelegenheit, jene großartige Politik zu entfalten, die ihn an die Spitze aller Staatsmänner der Welt stellen sollte. Aber auch der Konflikt entbrannte immer heftiger; er erhielt in der Mitte des Mai seine äußerste Verschärfung, als der Abgeordnete Becker das geflügelte Wort brauchte: „Dieser Regierung keine Groschen.“ Als aber der Regierung von allen Seiten Verfassungsbruch und Erregung von Unfrieden im Lande vorgeworfen wurde, da geriet Roon in einen heftigen Streit mit dem Landtag, als er derartige Aeußerungen als „ganz unberechtigte Anmaßung“ bezeichnete. Als der Präsident von Bockum-Dolffs ihn wegen dieser Aeußerung unterbrach, rief er mit bebender Stimme: „Ich lasse mich nicht unterbrechen; ich kann sprechen nach der Verfassung, wann ich will. Die Befugnis des Präsidenten geht bis an den Ministertisch und nicht weiter.“ Unter großem Lärm bedeckte der Präsident sein Haupt mit dem Hute und erklärte dadurch die Sitzung für aufgehoben. Das Staatsministerium gab eine Erklärung ab, die dahin gipfelte, daß die Minister sich der Teilnahme an den Verhandlungen so lange

enthalten würden, bis das Präsidium erkläre, daß eine Wiederholung solchen Verfahrens nicht in Aussicht stehe. Die Kammer erklärte, auf dieses Verlangen nicht eingehen zu wollen; da verlas Bismarck eine königliche Botschaft, die es als der königlichen Würde nicht für entsprechend bezeichnete, wenn die Minister unter Verzicht auf die ihnen verbrieften Rechte den Verhandlungen weiter beiwohnten. Aber auch die königliche Mahnung blieb ohne Wirkung. Das Abgeordnetenhaus antwortete mit einer Adresse, in welcher es aussprach, es habe kein Mittel der Verständigung mehr mit diesem Ministerium, es lehne seine Mitwirkung zu der gegenwärtigen Politik der Regierung ab. Darauf erklärte der König in einer neuen Botschaft vom 26. Mai: „Meine Minister besitzen Mein Vertrauen, ihre amtlichen Handlungen sind mit Meiner Billigung geschehen, und Ich weiß es Ihnen Dank, daß sie sich angelegen sein lassen, dem verfassungswidrigen Streben des Abgeordnetenhauses nach Machterweiterung entgegenzutreten.“ Am 27. Mai 1863 wurde die Session geschlossen, am 2. September das Abgeordnetenhaus aufgelöst.

Am 28. Oktober fanden die Neuwahlen zum Abgeordnetenhause statt, aber ein Wechsel in der Zusammensetzung trat nicht ein; wiederum richteten beide Häuser Adressen an den König. Die Eingabe des Herrenhauses sprach den lebhaftesten Dank für das Verhalten der Regierung in der Polenfrage aus, während die Adresse des Abgeordnetenhauses sich nur wenig von dem Ton der früheren Adresse unterschied. Der erste Angriff der Abgeordneten galt der Stellung Preußens zur Schleswig-Holsteinschen Frage.

Am 9. Dezember brachte die Regierung einen Gesetzentwurf ein zur Kontrahierung einer Staatsanleihe von 12 Millionen Thalern. Die Kommission, die darüber zu beraten hatte, beantragte statt der Bewilligung den Erlaß einer Adresse an den König, in der die Anerkennung des Erbrechts Friedrich des Achten gefordert und das Verlangen gestellt wurde, das deutsche Bundesgebiet von dänischen Truppen zu befreien und die Unabhängigkeit der Herzogtümer herzustellen. Im Kampfe gegen Bismarck that sich besonders Herr Virchow hervor; er warf der Regierung vor, daß sie die Frage der Herzogtümer aus einer deutschen zu einer europäischen gemacht habe und im Begriff sei, Kiel an Rußland auszuliefern. Der König sei in die unglückliche Politik seiner Ratgeber nur hineingepreßt worden, und alle nationalen Regungen seien ihm unbekannt geblieben. Die

Adresse schloß mit der unzweideutigen Bemerkung: „Nach dem System des Ministeriums müssen wir fürchten, daß in seinen Händen die begehrten Mittel nicht im Interesse der Herzogtümer Deutschlands, nicht zum Nutzen der Krone und des Landes verwandt werden dürften.“

Bismarck stellte an den Redner die Frage, ob er es nicht für möglich halte, daß auf dem Gebiete seiner eigenen Fachwissenschaft jemand, der die Anatomie als Nebenbeschäftigung betreibe, vor einem Auditorium, welches dem Redner politisch sympathisch und persönlich wohlgesinnt, aber nicht in seine wissenschaftliche Tiefen vorgedrungen wäre, — daß ein solcher Redner mit weniger Beredsamkeit selbst, als Virchow besitze, Dinge überzeugend darthun könnte, von deren Unrichtigkeit er als Sachkundiger vollständig überzeugt wäre, deren Widerlegung ihm aber nur vor einem mit allen Details des Gegenstandes völlig vertrauten Auditorium möglich wäre. Bismarck bemerkte dann weiter:

Brief vom 18. 12. 1863. Man hat mich successive angeklagt, bald daß ich mit Frankreich, bald daß ich mit Rußland ginge. Als ich mein jetziges Amt übernahm, ging ein gewisses Gespenst russisch-französischen Bündnisses vor mir her, dem ich huldigen sollte. Dann hat man mir eine exklusiv russische Politik vorgeworfen, in neuerer Zeit eine exklusiv österreichische; auch heute wieder in diesem Augenblicke enthält der eigentlich praktische Angriff gegen das Ministerium eigentlich den Vorwurf einer Politik, die es zu sehr mit England hält. Es ist mir heute vorgeworfen, daß wir einen zu starken Einfluß auf den Bund geübt hätten, während uns sonst vorgeworfen wurde, daß wir uns vom Bunde und Oesterreich ins Schlepptau nehmen ließen. Ja, heute ist mir sogar der europäische Standpunkt vorgeworfen. Meine Herren, so lange wir in Europa wohnen und nicht etwa mit Dänemark auf einer isolierten Insel, so lange müssen wir uns auf den europäischen Standpunkt stellen, und ich lasse mir diesen Vorwurf ebenso bereitwillig gefallen als den, daß ich eine zu preußische Politik triebe. Diese Vorwürfe heben sich in ihrer Mannigfaltigkeit gegenseitig auf und haben deshalb kein Gewicht für mich.

Herr Virchow fühlte sich schmerzlich gekränkt durch die Andeutung, daß er wohl die Anatomie verstehe, in der Politik aber nur ein Laie sei, und er that den klassischen Ausspruch: „Ich will nur wünschen, daß es dem Herrn Ministerpräsidenten gelingen möge, unter den Diplomaten Europas eine ähnlich anerkannte Stellung zu finden, wie ich wenigstens sagen kann, daß ich sie unter meinen Spezialkollegen gefunden habe.“ Bismarck erwiderte:

Der Herr Vorredner hat gesagt, er wünsche, daß ich dereinst in meinem Fache mich derselben Anerkennung erfreuen möge wie er in dem seinigen. Ich unterschreibe diesen Wunsch mit voller Aufrichtigkeit. Ich erkenne die hohe Bedeutung des Herrn Vorredners in seinem Fache vollkommen an und gebe zu, daß er in dieser Beziehung einen Vorsprung vor mir hat. Wenn aber der Herr Vorredner sich aus seinem Gebiete entfernt und auf mein Feld unzünftig übergeht, so muß ich ihm sagen, daß über Politik sein Urteil ziemlich leicht für mich wiegt. Ich glaube wirklich, meine Herren, ohne Ueberhebung, die Dinge verstehe ich besser. (Große Heiterkeit.)

Der Herr Vorredner hat gesagt, mir fehle das Verständnis für die nationale Politik; ich kann ihm den Vorwurf nur mit der Unterdrückung des Epithetons zurückgeben. Ich finde bei dem Herrn Vorredner Verständnis für Politik überhaupt nicht. Dieses Verständnis ist gewiß auch in anderen Ländern nicht weiter verbreitet als bei uns (Unruhe), aber es findet sich in anderen Parlamenten doch selten dieser Grad von Entschlossenheit im Bilden und Aussprechen von Ansichten gepaart mit demselben Maße von Unkenntnis der Dinge wie bei uns.

In der Kommission erschien Bismarck wiederholt. Als ihm immer neue Schwierigkeiten gemacht wurden, erklärte er kurz, daß, wenn die verfassungsmäßige Bewilligung der Anleihe ausbliebe, er die Mittel nehme, wo er sie bekomme. Im Plenum empfahl dennoch der Berichterstatter die Ablehnung der Anleihe und er ermahnte das Haus: „Sagen wir uns von jeder Gemeinschaft mit diesem Ministerium los.“ Trotz aller sachlichen und tief begründeten Entgegnungen blieb das Haus bei seinem Willen; in der Erwiderung auf Bismarcks Ausführungen erklärte Virchow, daß Bismarck längst jede selbständige Politik aufgegeben habe und immer mehr dem Banne der Kreuzzeitung verfalle, daß er allmählich sich selbst verleugnet habe: „Meine Herren, er ist jetzt dem Bösen verfallen und er wird von ihm nicht wieder loskommen.“ Es ist Virchow auch damals nicht gelungen, über diese unsinnige Prophezeiung heraus noch einen höheren Grad der Lächerlichkeit zu erklimmen, als er unmittelbar vor dem Kriege gegen Frankreich den Antrag auf Abrüstung Deutschlands stellte. Wiederum stieg die Erregung auf den Gipfel, als Bismarck auf erneute heftige Angriffe der Linken erklärte, das Motiv der Ablehnung ruhe nicht auf der Basis einer vernünftigen politischen Anschauung, sondern auf dem Wunsche, das verhaßte Ministerium zu stürzen.

Ich habe mich deshalb gefragt: was müßten wir — was müßte ein preußisches Ministerium thun, um Ihr Vertrauen zu erwerben? Es müßte sich von der preußischen Verfassung lossagen (Unruhe und Widerspruch links), es müßte sich von Preußens Traditionen, von Preußens Geschichte, von Rede vom 22. 1. 1864.

preußischem Volksgefühl vollständig lossagen, es müßte sich von der Verfassung lossagen, indem es die Hand dazu böte, der Fortdauer der Auflehnung der Krone gegen die Herrschaft dieses Hauses den Boden zu entziehen, durch Verweigerung seiner Kontrasignatur.

Sie haben sich in dem vorliegenden Berichte, meine Herren, mit einer Deutlichkeit darüber ausgesprochen, daß ich glaube, Sie werden heute nicht mehr in der Lage sein, einer Aeußerung gegenüber, die ich etwa vor einem Jahre an dieser Stelle gethan habe, nämlich, daß es sich hier um einen Kampf handelt über die Herrschaft Preußens zwischen dem Hause der Hohenzollern und dem Hause der Abgeordneten, — eine Aeußerung, die damals mit einem Rufe des Staunens, der mißbilligenden Kritik empfangen wurde — ich glaube, Sie werden heute diesen Ausdruck, diese Mißbilligung nicht mehr aussprechen können, sondern sich offen zu Ihren Thaten bekennen. (Oh! Oh! und Heiterkeit links.)

Man ruft mir zu: „Es ist zu lächerlich"; mit dergleichen Worten ist eine ruhige, ich kann sagen, anständige Diskussion nicht zu führen. (Unruhe.)

Ich will solche Worte nicht zurückgeben, Sie werden selbst finden, daß Ausdrücke, welche den einzelnen Abgeordneten hier vielleicht zulässig erscheinen können, für mich an dieser Stelle nicht passend sein würden.

Bismarck schloß seine Rede:

Meine Herren, fühlte das preußische Volk wie Sie, so müßte man sich einfach sagen, der preußische Staat habe sich überlebt, und die Zeit sei gekommen, wo er anderen historischen Gebilden Platz zu machen habe. So weit sind wir aber noch nicht! Ich erinnere Sie an eine Anekdote, die in früheren Zeiten bei der Grundsteuerverhandlung in diesen Räumen häufig citiert wurde. Es ist das Schreiben König Friedrich Wilhelms I. an ein Mitglied der ostpreußischen Stände bei Einführung der Grundsteuer; er sagte darin, wenn ich mich der Worte richtig erinnere:

„Was ich ruiniere, das ist das nie pozwalam der Junker;
Ich etabliere die souveraineté comme un rocher de bronze."

Der rocher de bronze steht noch heute fest; er bildet das Fundament der preußischen Geschichte, des preußischen Ruhmes, der preußischen Großmacht und des verfassungsmäßigen Königtums! Diese ehernen Felsen werden Sie nicht zu erschüttern vermögen durch Ihren Nationalverein, durch Ihre Resolution und durch Ihr liberum Veto! (Bravo! rechts. Zischen links.)

Wieder traf Bismarck nicht auf das Verständnis der Volksvertretung. Nach einer Reihe von heftigen Angriffen schloß Graf Schwerin mit der Verdächtigung, das eigentliche Motiv für die königliche Regierung sei die Furcht vor der Demokratie und die Besorgnis vor dem Auslande. Auf diese Vorwürfe erwiderte Bismarck:

Der Herr Vorredner hat ferner das Motiv unserer Handlungsweise der Furcht vor der Demokratie und Furcht vor dem Auslande der Regierung untergeschoben. Ich glaube, der Herr Redner kennt mich lange genug, um zu wissen, daß ich Furcht vor der Demokratie nicht kenne. Hätte ich diese,

so stände ich nicht an diesem Platze oder würde das Spiel verloren geben. (Große Bewegung. Rufe: Ein Spiel! Ein Spiel!) — Ich lasse mich auf Worte nicht ein; rechten Sie nicht über Ausdrücke, rechten Sie über die Sache! — Ich fürchte diesen Gegner nicht, ich glaube sicher, ihn zu besiegen (Oho!); ich glaube, das Gefühl, daß es so kommen werde, ist Ihnen nicht mehr ganz fern. (Heiterkeit.)

Was dagegen die Furcht vor dem Auslande betrifft, so bestreite ich die Richtigkeit des Ausdruckes. Man kann Vorsicht Furcht, man kann Mut Leichtfertigkeit nennen. Der Mut nimmt meines Erachtens diesen Charakter an, wenn man einer Regierung, die für das Schicksal eines großen Landes verantwortlich ist, zumutet — wie mir das in der Kommission von seiten des Herrn Referenten geschehen ist — auch gegen die erdrückendste Uebermacht, die sich von Hause aus zu den Waffen herausstellt, Preußen zu den Waffen greifen zu lassen. Meine Herren! Das kann eine Regierung nicht, ... so knüpften sich meine Worte daran, daß der abwesende Referent dem gleichfalls abwesenden Pernice vorwarf, daß seine Ansichten Winkelauffassungen seien, und ich bemerkte darauf, daß bei dem Mangel eines Gerichtshofes in Europa Winkelansichten, wenn es ihnen gelinge, die Mehrheit der Bajonette zu gewinnen, die Eigenschaft hätten, daß sie mitunter siegreich blieben.

Drei Tage darauf wurde das Herrenhaus mit Dankesworten entlassen. Es wurde ihm das Zeugnis ausgestellt, daß es getragen gewesen sei von der Liebe zum preußischen Vaterlande und daß es in Harmonie sich befinde mit den königstreuen Gefühlen des deutschen Volkes. Anders fiel die Entlassung im Abgeordnetenhause aus. Hier waren nur 51 Stimmen für die Bewilligung der Anleihe abgegeben, 275 Abgeordnete stimmten dagegen und nahmen eine Resolution an, die den Bürgerkrieg in Deutschland als herausgefordert erklärte. Eine königliche Botschaft verfügte den Schluß des Landtages.

Ein Jahr ging vorüber, ehe der preußische Landtag wieder zusammentrat, im Norden fielen die eisernen Würfel, die Stimmung im Lande schlug um, als das Volk sah, daß der verachtete Junker sich reiche Ehren holte, daß thatsächlich die Grundsätze, die er vertrat, die Schande auslöschten, die durch lange Jahrzehnte brennend auf dem deutschen Gemüt gelegen hatte, die Schande, die aus der Preisgabe Schleswig-Holsteins erwachsen war. Noch bedurfte es allerdings eines zweiten Krieges, noch mußte Bismarck weiter durch Haß und Mißtrauen gehen, ehe die Versöhnung zu stande kam. Aber die Höhe des Konfliktes war überschritten, als vor Alsen und Düppel die Entscheidung fiel; das Blut der Landeskinder erstickte den Haß, denn durch alle Kämpfe hindurch stieg Bismarck an der Hand seines

königlichen Freundes empor zu einer Volkstümlichkeit, wie sie noch kein Deutscher vor ihm besaß. Aber auch in dieser für Deutschlands Geschicke entscheidenden Frage war es erst Bismarck, der die schwankende Energie seines Königs festigen mußte. Noch am 21. Januar konnte er trüben Sinnes an den getreuen Roon schreiben:

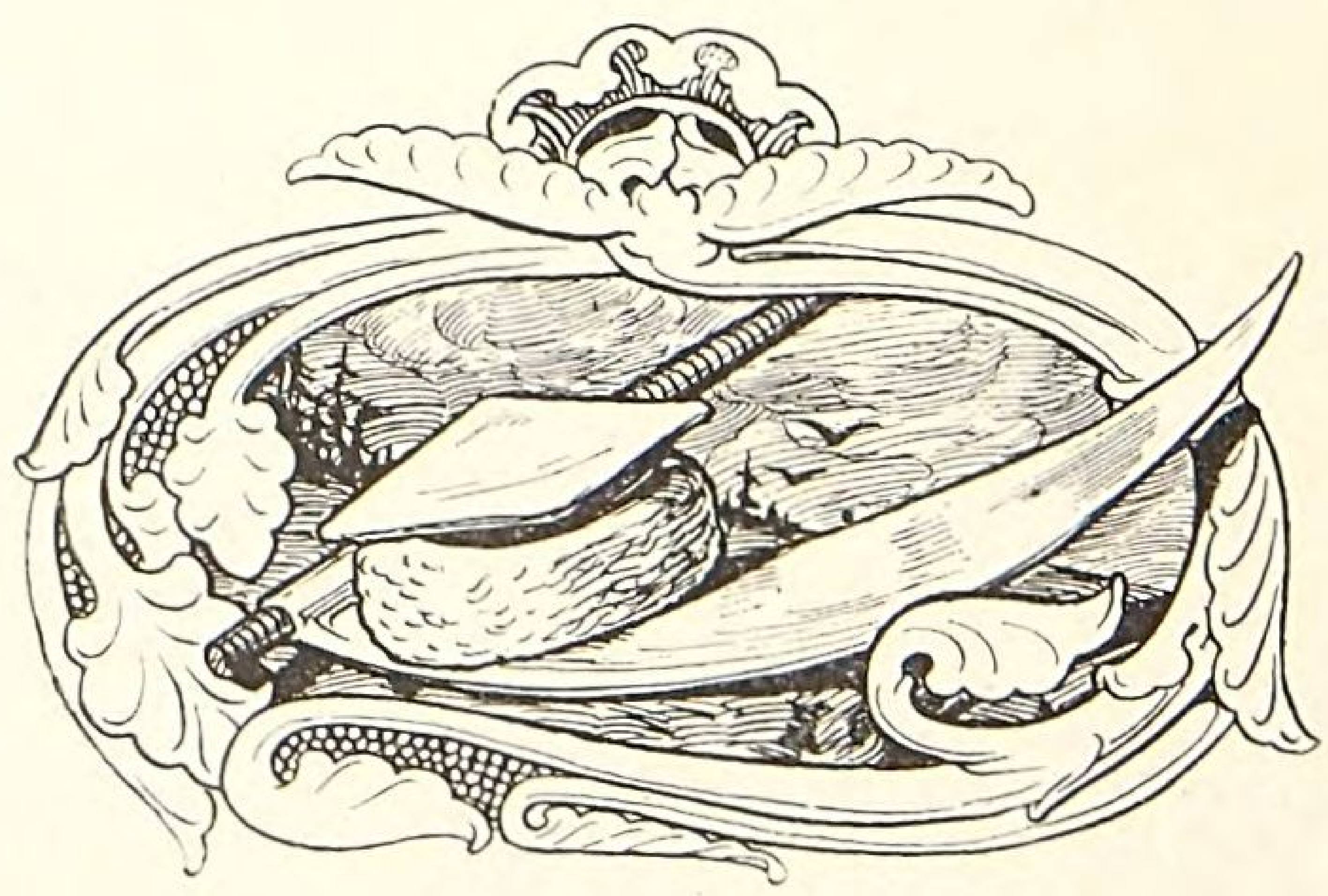
Denkwürdigk. Roons II., Brief vom 23. 5. 1862.

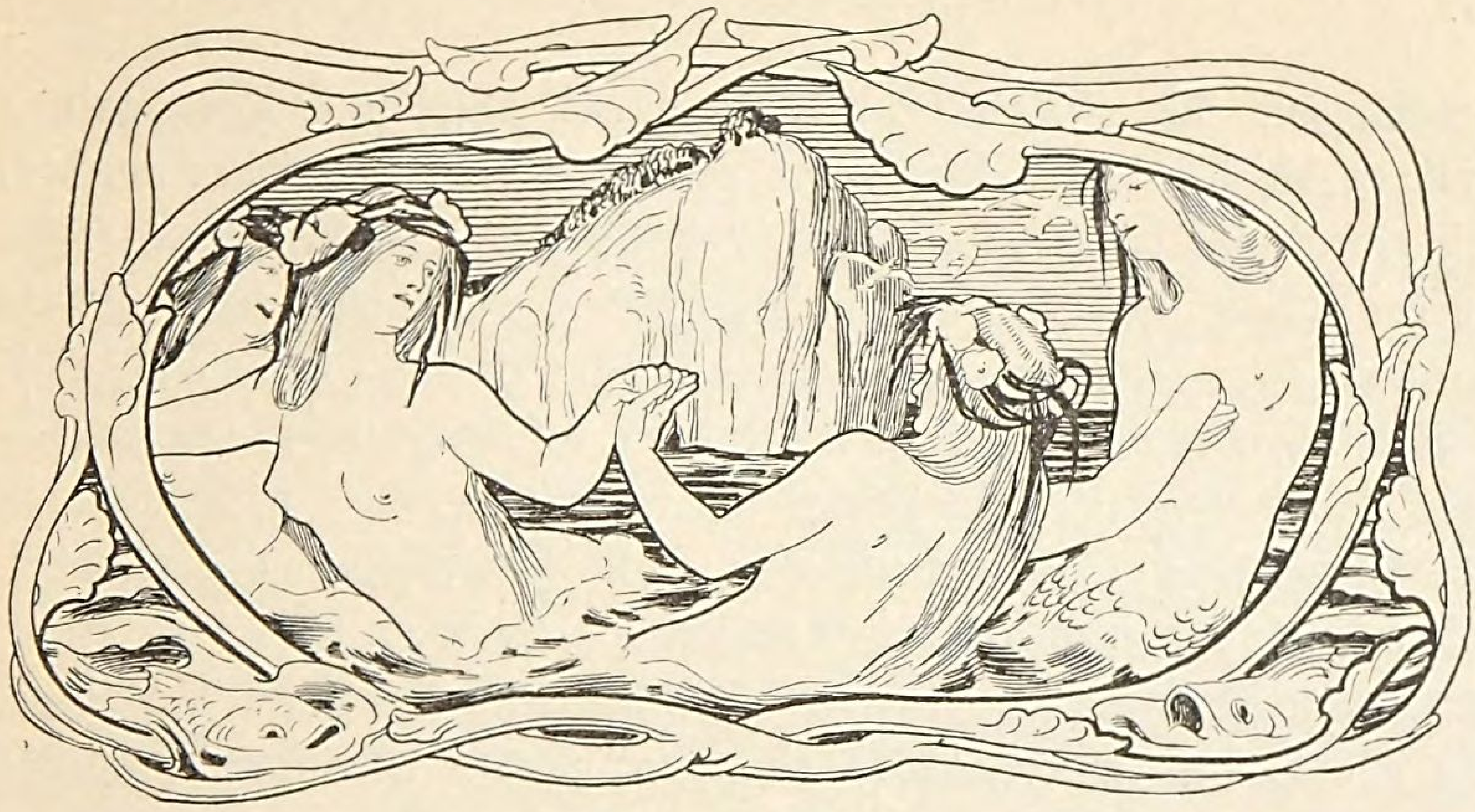
Ich bin weit entfernt von übereilten oder selbstischen Entschlüssen, aber ich habe das Vorgefühl, daß die Partie der Krone gegen die Revolution verloren ist, weil das Herz des Königs im anderen Lager und sein Vertrauen mehr seinen Gegnern als seinen Dienern zugewandt ist. Wie Gott will. Nach 16 bis 30 Jahren ist es für uns gleichgiltig, für unsere Kinder nicht. Der König hat befohlen, daß ich vor der Sitzung zu ihm komme, um zu bereden, was gesagt werden soll. Ich werde nicht viel sagen; einmal habe ich die Nacht kein Auge zugethan und bin elend, und dann weiß ich eigentlich nicht, was man den Leuten, die ja jedenfalls die Anleihe verwerfen, sagen soll, nachdem so gut wie klar ist, daß Se. Majestät doch auf die Gefahr hin, mit Europa zu brechen und ein schlimmeres Olmütz zu erleben, sich schließlich der Demokratie und den Würzburgern fügen will, um Augustenburg einzusetzen und einen neuen Mittelstaat zu schaffen. Was soll man da noch reden und schimpfen? Ohne Gottes Wunder ist das Spiel verloren, und auf uns wird die Schuld von Mit- und Nachwelt geworfen. Wie Gott will. Er wird wissen, wie lange Preußen bestehen soll. Aber leid ist mir's sehr, wenn es aufhört, das weiß Gott!

Ohne Gottes Wunder ist das Spiel verloren!

Ihr v. B.

Aber es geschahen Wunder, und das Spiel um den höchsten Einsatz wurde gewonnen!





Fünfzehntes Kapitel.

Schleswig-Holstein.

Bismarck hat einmal versichert, daß er auf keine seiner diplomatischen Leistungen so stolz sei wie auf die Politik, die zum Wege nach Düppel und Alsen geführt hat; nirgends haben sich ihm vielleicht so viel Schwierigkeiten in den Weg gestellt wie damals, als Preußen noch ein in Europa mißachteter Staat war, eine quantité négligable, die man noch auf dem Pariser Kongreß straflos ausschließen durfte aus den Verhandlungen der Großmächte. Es kam ja für Bismarck hinzu, daß er gleichzeitig, während er die feinen Netze der internationalen Politik spann, den hartnäckigen Kampf durchfechten mußte mit der preußischen Volksvertretung, die im engherzigen Doktrinarismus ihm sogar die Mittel verweigerte zur Kriegführung. In den Tagen der deutschen Erniedrigung mußte es geduldet werden, daß dänische Waffen den Sieg erfochten über deutsche Truppen, daß die treuen Söhne der beiden meerumschlungenen Länder geopfert wurden für ihr Verlangen, in den Schoß der Mutter Germania zurückzukehren. Die Eifersucht der Mächte und der Bundesstaaten hat es verhindert, daß die Stunde der Freiheit schon am Ausgang der 40er Jahre schlug.

Die Ohnmacht Deutschlands konnte die Möglichkeit schaffen, daß das kleine Dänemark immer wieder die Bedingungen und Ver-

sprechungen, die es gegeben hatte, brach, daß in Schleswig und Holstein die deutschen Unterthanen geknechtet oder vertrieben wurden, daß gewaltsam die deutsche Sprache durch das dänische Idiom ersetzt wurde. Auch das Verfassungsrecht der Herzogtümer war verletzt worden, aber auch der Appell an den Bund brachte keinen Wandel. Schon fünf Jahre, ehe er zum Minister berufen wurde, hatte Bismarck seinen Rat in dieser Frage erteilen müssen, aber damals hatten die Verhältnisse ihm noch Vorsicht und Zurückhaltung empfohlen, und erst die Regentschaft des Prinzen von Preußen führte zu einem energischen Schritt. Dänemark, das für seine deutschen Provinzen und das Stammland zugleich ein gemeinsames Parlament gebildet hatte, in dem natürlich die dänischen Interessen alles andere erstickten, wurde durch ein energisches Vorgehen Preußens beim Bunde und durch die Drohung einer bewaffneten Exekution gezwungen, die Verfassungsbestimmungen wieder aufzugeben. Aber die Gegnerschaft blieb bestehen, als vor allem das Budget von Holstein alljährlich ohne Mitwirkung der eigenen Stände in Kopenhagen aufgestellt wurde. Immer neue Proteste folgten, ohne daß der dänische Trotz gebrochen wurde. Man verließ sich ja darauf, daß England und Rußland niemals eine bewaffnete Einmischung dulden würden.

Da erschien am 30. März 1863 ein Patent des Königs Friedrich, in dem für Holstein eine neue Verfassung octroyiert wurde. Ohne Rücksicht auf die früheren Vereinbarungen und Bestimmungen in Kopenhagen erklärte man ganz offen, daß man die volle Einverleibung von Schleswig plane. Aber das alte Wort von dem Kruge, der zu Wasser geht, hat sich auch hier bewahrheitet. Ganz Deutschland flammte empor, und diese Stimmung zwang sogar die österreichische Politik, den alten Standpunkt des laisser faire, laisser aller preiszugeben. In Berlin hatte König Wilhelm, wie Sybel berichtet, mit seinem geraden und festen Sinn, mit seinem hohen militärischen und politischen Ehrgefühl der endlosen Verschleppung der Schleswig-Holsteinschen Frage schon lange mit Ungeduld zugesehen. Er war fest entschlossen, sobald eine günstige Aussicht auf Erfolg sich zeige, mit voller Wucht und, wenn es sein mußte, auch mit dem Schwerte, einzugreifen. Bismarck war von der gleichen Gesinnung erfüllt. Bald nach seinem Eintritt setzte er sich mit den Vertrauensmännern der Holsteiner in geheimes Einvernehmen und forderte zugleich von dem Kriegsminister ein Gutachten über die für einen

Krieg erforderlichen Vorbereitungen. Schon im Dezember 1862 schrieb er:

Es ist gewiß, daß die ganze dänische Angelegenheit nur durch den Krieg in einer für uns erwünschten Weise gelöst werden kann. Der Anlaß zu diesem Kriege läßt sich in jedem Augenblick finden, welchen man für einen günstigen zur Kriegführung hält. Alsdann aber kommt es viel mehr auf die Stellung der außerdeutschen Großmächte zur Sache als auf die Intriguen der Würzburger Regierungen und deren Einfluß auf die Stimmung in Deutschland an. Den Nachteil, das Londoner Protokoll unterzeichnet zu haben, teilen wir mit Oesterreich und können uns von dieser Unterschrift ohne kriegerischen Bruch nicht lossagen. Kommt es aber zum Kriege, so hängt von dessen Ergebnis auch die künftige Gestaltung der dänischen Territorialverhältnisse ab. . . . Es läßt sich nicht vorhersehen, welche Entwickelung den deutschen Bundesverhältnissen in der Zukunft beschieden ist. So lange sie aber annähernd dieselben bleiben wie bisher, kann ich es nicht für ein preußisches Interesse halten, einen Krieg zu führen, um im günstigsten Falle in Schleswig-Holstein einen neuen Großherzog einzusetzen, der aus Furcht vor preußischen Annexionsgelüsten am Bunde gegen uns stimmt und dessen Regierung ein bereitwilliges Objekt österreichischer Umtriebe sein würde, ungeachtet aller Dankbarkeit, die er Preußen für seine Erhebung schulden möchte. . .

Brief vom 22. 12. 1862.

Damals also schien dem Minister die Zeit zu einem nationalen Kriege noch nicht gekommen, weil sowohl die europäische Lage wie die deutschen Zustände ein Eingreifen verboten. So sah er sich zu einer abwartenden Politik genötigt, zumal da der Ausbruch des polnischen Aufstandes seine Aufmerksamkeit nach einer andern Richtung lenkte; aber das Patent vom 30. März 1863 konnte er nicht stillschweigend hinnehmen. Die Frage gelangte zuerst an den Bundestag, weil Bismarck noch Zeit gebrauchte, und trotz der lebhaften Ungeduld, die ganz Deutschland beseelte, trotz des Drängens der liberalen Presse zu einem kräftigen Vorgehen, trotz der Heftigkeit, mit der namentlich der Nationalverein die preußische Politik verdammte und ein deutsches Parlament forderte, das die Rechte der Herzogtümer verwirklichen sollte, harrte die preußische Regierung aus. In einem Briefe an den Großherzog von Oldenburg hat Bismarck die Gründe, die ihn bestimmten, ausführlich dargelegt.

In Frankfurt dagegen forderte er die deutsche Regierung auf, binnen sechs Wochen das Märzpatent außer Wirksamkeit zu setzen und schleunigst eine Gesamtstaatsverfassung einzuführen. Da man voraussehen konnte, daß Dänemark sich nicht fügen würde, so schlug Bismarck alsbald in Wien vor, militärische Maßregeln zu ergreifen

und zwar möglichst die Truppen der kleineren Staaten für diesen Krieg zu verwenden.

Graf Rechberg, der inzwischen der leitende Minister des Kaiserstaates geworden war, erklärte hierzu seine volle Zustimmung. Der Kriegsplan wurde damals zum erstenmal vom General v. Moltke ausgearbeitet. Auch in Dänemark war die Stimmung kriegerisch, zumal da in London Lord Palmerston mit vollem Eifer sein Wort in die Wagschale Dänemarks warf. Am 26. August traf thatsächlich in Frankfurt die Antwort Dänemarks ein, in der die Aufhebung des Märzpatentes verweigert, die Ausführung einer Exekution unverblümt als Kriegsfall bezeichnet wurde. Weitere Herausforderungen gegen Deutschland folgten; man drohte sogar damit, das bisherige Provisorium in der Stellung der Herzogtümer in eine definitive Einverleibung zu verwandeln. So kam es, daß die Bundesexekution am 1. Oktober fast einstimmig beschlossen wurde.

Gerade damals aber war das Verhältnis zwischen Preußen und Oesterreich infolge der Vorgänge auf dem Frankfurter Fürstentage wenig erbaulich, auch von England her wurde zu Gunsten Dänemarks gewirkt. Am 7. Oktober erschien der englische Botschafter Buchanan bei Bismarck, um die Exekution zu verhindern. Bismarck entgegnete, vor allem die Befehle des Königs, der damals in Baden weilte, einholen zu müssen. Nach seiner persönlichen Auffassung könne die Sache eigentlich nur beim Bunde verhandelt werden. Bei inneren Angelegenheiten des Bundes, also in der Holsteinschen Frage, könne fremde Einwirkung überhaupt nicht stattfinden. Was jedoch Schleswig angehe, so würde er für eine englische Vermittlung eintreten, wenn Dänemark sein Patent zurücknähme und keine neuen Erschwerungen einträten.

Nach dieser Erklärung konnte England eigentlich weitere Einwendungen nicht machen.

Am 16. Oktober entwickelte Bismarck seine Auffassung der gesamten Lage in einem Erlasse an den preußischen Bundestagsgesandten Herrn v. Sydow, in dem er erklärte:

Erlaß vom 16. 10. 1863.

Die Herausforderung, welche in der dänischen Bekanntmachung vom 30. März enthalten war, legte dem deutschen Bunde die Notwendigkeit einer bestimmten Gegenwirkung auf. Wenn letztere den deutschen Ansprüchen vollständig entsprechen sollte, so war der Bundeskrieg die allein richtige Form für dieselbe. Die von Oldenburg vorgeschlagene Außerkraftsetzung der Verträge von 1852 konnte nur dann für ein ehrenvolles Auskunfts-

mittel gelten, wenn mit ihr der gleichzeitige Entschluß verbunden war, den dadurch rechtlich beanspruchten Status quo ante thatsächlich mit Gewalt wieder herzustellen. Da aber die Gesamtlage Europas es widerriet, in diesem Augenblick einen Bundeskrieg zu beginnen, so wurde zu dem Auskunftsmittel gegriffen, das 1858 begonnene Exekutionsverfahren wieder aufzunehmen. Wir haben uns die Halbheit dieser Maßregel und die Mißlichkeit ihres praktischen Erfolges für die Sache der Herzogtümer niemals verhehlt, konnten aber nicht für angemessen halten, derselben einseitig entgegenzutreten, solange sie von der Mehrzahl der deutschen Regierungen mit einer Lebhaftigkeit befürwortet wurde, welche aus einer teils wirklichen, teils angenommenen Unklarheit über die von der Exekution zu erwartenden Resultate entsprang.

Die Schwierigkeiten, die es für uns hatte, der Exekution offen entgegenzutreten, die Verwickelungen, welchen vorzugsweise Preußen infolge derselben ausgesetzt sein würde, wurden von unseren Gegnern in Deutschland mit Klarheit erkannt, und behufs ihrer Ausbeutung wandten frühere Gegner der Sache der Herzogtümer den letzteren ihre lebhafte Teilnahme zu. Diese scheint bei den gleich uns den Folgen eines dänischen Krieges ausgesetzten Seestaaten im Erkalten begriffen zu sein, während Oesterreich und die süddeutschen Binnenstaaten um so entschiedener ein entschlossenes Vorgehen gegen Dänemark betreiben. Inzwischen hat die vertrauensvolle Sicherheit der Beziehungen der Bundesstaaten untereinander infolge der Vorgänge, welche durch Oesterreichs Reformbestrebungen in das Leben gerufen wurden, eine Erschütterung erlitten, vermöge deren der gegenwärtige Moment zu solchen gemeinsamen Unternehmungen, die zu europäischen Verwickelungen führen können, wenig geeignet erscheint.

In dieser Lage der Dinge ist es nicht unsere Aufgabe, die Exekution um ihrer selbst willen zu fordern, wenn sich zu ihrer Verhütung ehrenvolle Auskunftsmittel darbieten, oder wenn sich ihr, ohne unser Verschulden, im Schoße der Bundesversammlung Hindernisse entgegenstellen.

In Kopenhagen wurde die Einverleibung Schleswigs in Dänemark trotz alledem beschlossen, aber der leitende Minister Hall konnte die Unterschrift des Königs nicht erlangen; denn als er zu ihm eilte, traf er nur noch einen Sterbenden. Am 15. November erfolgte der Tod. Mit König Friedrich aber erlosch der dänische Mannesstamm, und sein Tod fügte zu der brennenden Frage der Herzogtümer noch die Frage der rechtmäßigen Thronfolge.

Wenige Tage vorher hatte Napoleon in seiner Thronrede erklärt, die Verträge von 1815 hätten aufgehört zu bestehen, und die Souveräne Europas zu einem Kongreß eingeladen, der als höchstes Schiedsgericht über alle streitigen Fragen entscheiden sollte. Er fand allerdings nur wenig Gegenliebe. Königin Victoria nannte den Vorschlag impertinent, und einen ähnlichen Ausdruck brauchte der Kaiser Alexander von Rußland. Kein Mensch hatte über die

Tendenz des Vorschlages einen Zweifel; er sollte zu einer Demütigung Oesterreichs und Englands führen. Die Folge dieses Schrittes war ein allgemeiner Umschwung in den gegenseitigen Beziehungen der Großmächte.

In Wien und London begann man für eine Quadrupelallianz gegen Napoleon zu schwärmen; in Rußland, wo man erbittert war über die französische Haltung in der polnischen Frage, gab man sich ähnlichen Stimmungen hin. Bismarck sah allerdings mit Genugthuung, daß die französische Politik für Preußen sich besonders freundlich gestaltete, aber er verhielt sich zunächst vollkommen neutral und überließ anderen das Odium, den ersten Schritt gegen Napoleons Idee zu unternehmen: er erklärte vielmehr, daß er sein Einverständnis abhängig machen müßte von der Zustimmung der anderen Mächte. Napoleon sah zwar diese Haltung als den Ausdruck besonderer Freundschaft an, aber auch die anderen Höfe glaubten daraus den Schluß ziehen zu dürfen, daß man in Berlin vollständig ihren Standpunkt teile. So kam es, daß Preußen sich plötzlich von lauter Freunden umgeben sah, und klug benutzte Bismarck die Lage, um auch auf die Haltung Oesterreichs in den Fragen der Bundesreform nachdrücklichst zu wirken.

In Kopenhagen war inzwischen Christian IX. als Herrscher der dänischen Gesamtmonarchie ausgerufen worden, aber am selben Tage verkündete ein Patent des Erbprinzen von Augustenburg, daß er die Regierung in den Herzogtümern antrete, den Schutz des Bundes anrufe und gelobe, die Rechte seiner Unterthanen aufrecht zu erhalten. Wir haben bereits darauf hingewiesen, wie durch den einseitigen, von dem Erben nicht unterzeichneten Verzicht seines Vaters die Möglichkeit zukünftiger Wirren offen gehalten wurde. Es gelang ihm, die Sympathien der Holsteiner größtenteils auf sich zu vereinen, während die Bewohner Schleswigs zum Teil dem neuen Könige von Dänemark sich zuwandten.

Im Bundestage waren die Ansichten geteilt; Baden erklärte sich sofort für den Augustenburger, andere kleine Staaten folgten nach; aber so geteilt auch die Meinungen im einzelnen waren, so allgemein war das Verlangen, jetzt die Gelegenheit zu ergreifen, um für alle dänischen Staaten die Abrechnung zu fordern. Ueberall wurden Kundgebungen ernstester Art in den Kammern veranstaltet.

In Holstein verweigerten die Beamten dem Könige den Huldigungseid; überall wurden Resolutionen gefaßt und Geldsammlungen veranstaltet. Auch der Gedanke bewaffneter Freischaren lebte wieder auf, der nationale Grimm schäumte über; Fürsten und Unterthanen, Demokraten und Legitimisten standen zusammen. Bismarck aber blieb mitten in der Erregung kaltblütig und ruhig. Während die öffentliche Meinung sich von dem Schlagworte leiten ließ, hielt er an der Ueberzeugung fest, daß nur im Einvernehmen mit Oesterreich und den europäischen Mächten die Gefahr eines allgemeinen Krieges vermieden werden könnte, bei dem Deutschland seine Existenz einsetzen würde. Den Ansprüchen des Augustenburgers stand er von vornherein innerlich ablehnend gegenüber. Wir haben ja gesehen, wie er selbst den Verzicht des Familienhauptes auf die Erbfolge herbeigeführt und abgeschlossen hatte; er konnte also in der Ablehnung dieses Vertrages fast eine persönliche Beleidigung erblicken. Der König andererseits wünschte in erster Linie lediglich eine Befreiung der Herzogtümer, er dachte aber nicht an den Erwerb dieser Länder. Auch in Wien leistete man der Kandidatur des Augustenburgers Widerstand; hier mochte man von vornherein fürchten, daß der Vorteil lediglich den Preußen zu gute kommen werde. Man drängte trotzdem auf ein gleichmäßiges Vorgehen; so wurde am 24. November zwischen Bismarck und dem Gesandten Graf Karolyi eine Uebereinkunft beschlossen, beim Bundestage die Exekution möglichst schnell zur Vollziehung zu bringen, an der auch Oesterreich sich beteiligen werde. Als damals der Prinz von Augustenburg in Berlin erschien, um von Bismarck Rat zu erbitten, erhielt er die kurze Antwort, daß er ihm keine Ratschläge erteilen könne, da Preußen an das Londoner Protokoll gebunden sei.

Hier wie immer verkörperte Bismarck die Energie, die Planmäßigkeit und Konsequenz. Aber nur auf vielfach verschlungenen Pfaden konnte er zum Ziele gelangen; war doch das schwerste Hindernis, das sich ihm bot, in der Abneigung des Königs gegeben, das vermeintliche Recht des Augustenburgers zu kränken. So hat Bismarck selbst erzählt:

Die Abstufungen, welche in der dänischen Frage erreichbar erschienen und deren jede für die Herzogtümer einen Fortschritt zum Bessern im Vergleich mit dem vorhandenen Zustande bedeutete, gipfelten m. E. in der Erwerbung der Herzogtümer für Preußen, wie ich sofort nach dem Tode Ged. u. Er. II.

Friedrichs VII. in einem Konseil ausgesprochen habe. Ich erinnerte den König daran, daß jeder seiner nächsten Vorfahren — selbst seinen Bruder nicht ausgenommen — für den Staat einen Zuwachs gewonnen habe, Friedrich Wilhelm IV. Hohenzollern und das Jahdegebiet, Friedrich Wilhelm III. die Rheinprovinz, Friedrich Wilhelm II. Polen, Friedrich II. Schlesien, Friedrich Wilhelm I. Altvorpommern, der Große Kurfürst Hinterpommern und Magdeburg, Minden u. s. w., und ermunterte ihn, ein Gleiches zu thun. In dem Protokolle fehlte diese meine Aeußerung. Der Geh. Rat Costenoble, der die Protokolle zu führen hatte, sagte, von mir zur Rede gestellt, der König hätte gemeint, es würde mir lieber sein, wenn meine Auslassungen nicht protokollarisch festgelegt würden; Seine Majestät schien geglaubt zu haben, daß ich unter bacchischen Eindrücken eines Frühstücks gesprochen hätte und froh sein würde, nichts weiter davon zu hören. Ich bestand aber auf der Einschaltung, die auch erfolgte. Der Kronprinz hatte, während ich sprach, die Hände zum Himmel erhoben, als wenn er an meinen gesunden Sinnen zweifelte; meine Kollegen verhielten sich schweigend.

Wäre das höchste Ziel nicht zu erreichen gewesen, so konnten wir trotz aller Augustenburgischen Verzichtleistungen auf die Einsetzung dieser Dynastie und die Herstellung eines neuen Mittelstaates eingehen, wenn die preußischen und deutsch-nationalen Interessen sichergestellt wurden, die durch das Wesentliche der nachmaligen Februarbedingungen, Militärkonvention, Kiel als Bundeshafen und den Nord-Ostsee-Kanal, gedeckt waren.

Wäre auch das nach der europäischen Situation und nach dem Willen des Königs nicht zu erreichen gewesen ohne Isolierung Preußens von allen Großmächten einschließlich Oesterreichs, so stand zur Frage, auf welchem Wege für die Herzogtümer, sei es in Form der Personalunion oder in einer anderen, ein vorläufiger Abschluß erreichbar bliebe, der immerhin eine Verbesserung der Lage der Herzogtümer hätte sein müssen. Ich habe von Anfang an die Annexion unverrückt im Auge behalten, ohne die anderen Abstufungen aus dem Gesichtsfelde zu verlieren Als die Situation, welche ich absolut glaubte vermeiden zu müssen, betrachtete ich diejenige, welche in der öffentlichen Meinung von unseren Gegnern als Programm aufgestellt war, d. h. den Kampf und Krieg Preußens für die Errichtung eines neuen Großherzogtums, durchzufechten an der Spitze der Zeitungen, der Vereine, der Freischaren und der Bundesstaaten außer Oesterreich, und ohne die Sicherheit, daß die Bundesregierungen die Sache auf jede Gefahr hin durchführen würden. Dabei hatte die in dieser Richtung entwickelte öffentliche Meinung, auch der Präsident Ludwig von Gerlach, ein kindliches Vertrauen zu dem Beistande, den England dem isolierten Preußen leisten würde. Viel leichter als die englische wäre die französische Genossenschaft zu erlangen gewesen, wenn wir den Preis hätten zahlen wollen, den sie uns voraussichtlich gekostet haben würde. Ich habe nie in der Ueberzeugung geschwankt, daß Preußen, gestützt nur auf die Waffen und Genossen von 1848, öffentliche Meinung, Landtage, Vereine, Freischaren und die kleinen Kontingente in ihrer damaligen Verfassung, sich auf ein hoffnungsloses Beginnen eingelassen und unter den großen Mächten nur Feinde gefunden hätte, auch in England. Ich hätte den Minister als Schwindler und

Landesverräter betrachtet, der in die falsche Politik von 1848, 59, 50 zurückgefallen wäre, die uns ein neues Olmütz bereiten mußte. Sobald aber Oesterreich mit uns war, schwand die Wahrscheinlichkeit einer Koalition der andern Mächte gegen uns.

Es kostete freilich noch 1864 viel Mühe, die Fäden zu lösen, durch welche der König unter Mitwirkung des liberalisierenden Einflusses seiner Gemahlin mit jenem Lager in Verbindung stand. Ohne die verwickelten Rechtsfragen der Erbfolge untersucht zu haben, blieb er dabei: „Ich habe kein Recht auf Holstein." Meine Vorhaltung, daß die Augustenburger kein Recht hätten auf den herzoglichen und den schaumburgischen Anteil, nie ein solches gehabt und auf den königlichen Teil zweimal, 1721 und 1852, entsagt hätten, daß Dänemark am Bundestage in der Regel mit Preußen gestimmt habe, der Herzog von Schleswig-Holstein aus Furcht vor preußischem Uebergewicht es mit Oesterreich halten werde, machte keinen Eindruck. Wenn auch die Erwerbung dieser von zwei Meeren umspülten Provinzen und meine geschichtliche Erinnerung in der Konseilsitzung vom Dezember 1863 auf das dynastische Gefühl des Herrn nicht ohne Wirkung war, so war auf der andern Seite die Vergegenwärtigung der Mißbilligung wirksam, die der König, wenn er den Augustenburger aufgab, bei seiner Gemahlin, bei dem kronprinzlichen Paare, bei verschiedenen Dynastien und bei denen zu erwarten hatte, welche damals in seiner Auffassung die öffentliche Meinung Deutschlands bildeten.

In den folgenden Zeiten war Preußen der Vertreter einer energischen Initiative, während Oesterreich sich nur halb widerwillig forttreiben ließ. Die Vermittelungsvorschläge Englands wurden ruhig, aber bestimmt zurückgewiesen; Frankreich dagegen zeigte einen besonders glühenden Eifer, ein kriegerisches Vorgehen Preußens herbeizuführen. Man mochte am Hofe Napoleons hoffen, für die zukünftigen Eventualitäten, vor allen Dingen für einen Krieg mit Oesterreich, die preußischen Sympathien zu gewinnen. Die leise Andeutung auf Kompensation wurde natürlich von Bismarck in kühlster Weise aufgenommen. Am 26. November fand in Berlin die entscheidende Ministersitzung im königlichen Palais statt. Der König wies darauf hin, daß die herrschende Aufregung eine heilsame Richtung durch thatkräftiges Handeln erhalten müsse; das könne nur dann geschehen, wenn die Rechte der Herzogtümer geschützt würden. Zwei Jahre vorher habe Bismarck es ausgesprochen, daß die dänische Frage nur durch Krieg auf eine für Deutschland günstige Weise gelöst werden könne. Der Anlaß zum Kriege lasse sich in jedem Augenblicke finden, in dem die Stellung zu den Großmächten günstig für die Kriegführung sei. Dieser Augenblick wäre dank der um-

sichtigen Politik des Ministers endlich gekommen; ihn auszunutzen, wäre man jetzt fest entschlossen.

Im preußischen Volke selbst war man dauernd für den Augustenburger eingenommen. Hatte Bismarck schon früher nur einen geringen Respekt vor der „öffentlichen Meinung“, gab er zugleich auch stets offen der Ueberzeugung Ausdruck, daß die deutsche Einheit „weder durch Landtagsbeschlüsse noch Zeitungen oder Schützenfeste“ herzustellen sei, so war er doch gerade damals mit besonderer Verachtung gegen die öffentliche Blindheit erfüllt:

Ged. u. Er. II. Die öffentliche Meinung war in den gebildeten Mittelständen Deutschlands ohne Zweifel augustenburgisch, in derselben Urteilslosigkeit, welche sich früher den Polonismus und später die künstliche Begeisterung für die battenbergische Bulgarei als deutsches Nationalinteresse unterschieben ließ. Die Mache der Presse war in diesen beiden etwas analogen Lagen betrübend erfolgreich und die öffentliche Dummheit für ihre Wirkung so empfänglich wie immer. Die Neigung zur Kritik der Regierung war 1864 auf der Höhe des Satzes: Nein, er gefällt mir nicht, der neue Bürgermeister. Ich weiß nicht, ob es heut noch jemand giebt, der es für vernünftig hielte, wenn nach Befreiung der Herzogtümer aus ihnen ein neues Großherzogtum hergestellt worden wäre, mit Stimmberechtigung am Bundestage und dem sich von selbst ergebenden Berufe, sich vor Preußen zu fürchten und es mit seinen Gegnern zu halten; damals aber wurde die Erwerbung der Herzogtümer für Preußen als eine Ruchlosigkeit von allen denen betrachtet, welche seit 1848 sich als die Vertreter der nationalen Gedanken aufgespielt hatten. Mein Respekt vor der sogenannten öffentlichen Meinung, das heißt, vor dem Lärm der Redner und der Zeitungen, war niemals groß gewesen, wurde aber in Betreff der auswärtigen Politik in den beiden oben verglichenen Fällen noch erheblich herabgedrückt. Wie stark die Anschauungsweise des Königs bis dahin von dem landläufigen Liberalismus durch den Einfluß der Gemahlin und der Bethmann-Hollwegschen Streberfraktion imprägniert war, beweist die Zähigkeit, mit der er an dem Widerspruch festhielt, in welchem das Oesterreich-Frankfurter-Augustenburger Programm mit dem preußischen Streben nach nationaler Einheit stand. Logisch begründet konnte diese Politik dem Könige gegenüber unmöglich werden, er hatte sie, ohne eine chemische Analyse ihres Inhalts vorzunehmen, als Zubehör des Altliberalismus vom Standpunkt der früheren Thronfolgerkritik und der Ratgeber der Königin im Sinne von Goltz, Pourtalès u. s. w. überkommen.

Im preußischen Landtage standen die Sympathien der Fortschrittspartei natürlich auf der Seite des Augustenburgers. Hier hatte Herr Virchow den Antrag gestellt, den Prinzen anzuerkennen, und die Kommission hatte dem Antrage ihre Zustimmung gegeben. Da trat Bismarck mit einer scharf abgegrenzten Erklärung hervor,

in der er sagte, Preußens Stellung sei durch die Vergangenheit bedingt, von der man sich nicht willkürlich lösen könne, wie auch die oberste Pflicht es bleibe, für die Ehre und Sicherheit des Vaterlandes zu sorgen. Zunächst sei der Londoner Vertrag maßgebend, dessen Unterzeichnung beklagt werden muß, dem zu folgen aber ein Gebot der Ehre sei. Er gebe das Recht, in Schleswig die Erfüllung bestimmter Zusagen von Dänemark zu fordern; daß dies nicht erfüllt worden sei, dürfe man als zweifellos betrachten. So lange nun der Londoner Vertrag nicht hinfällig sei, müsse man König Christian als den Erben des Rechts und Unrechts seiner Vorgänger betrachten und habe daher sofort die nötigen Anträge zur Vollziehung der Exekution gestellt. Unter allen Umständen aber werde Preußen für das deutsche Reich in den Herzogtümern mit besonnener Festigkeit eintreten. Der Antrag Bunsen wurde trotzdem angenommen und, wie wir sahen, die Geldmittel verweigert.

Die Bundesexekution war ursprünglich, wie gesagt, einer Anzahl von kleineren Bundesstaaten übertragen worden. Am 12. Dezember erließen sie gemeinschaftlich an Dänemark die Aufforderung, alle Truppen aus Holstein binnen acht Tagen zurückzuziehen. Zwölf Tage darauf überschritten die Sachsen und Hannoveraner die Grenze, während die österreichischen Reserven in Hamburg, die preußischen in Lübeck standen. Die Dänen zogen sich vor dem Anmarsch der Truppen zurück, so daß Holstein vor Jahresschluß vollkommen befreit war. Der Augustenburger fand sich gleichfalls in diesen Tagen in Kiel ein und richtete hier eine vollständige Regierung ein. Da erklärte sich Graf Rechberg bereit, auch Schleswig zu besetzen, wenn nicht bis zum 1. Januar die Novemberverfassung zurückgenommen werde. Bismarck reichte noch einmal eine Denkschrift bei dem Könige ein, in der er die drei möglichen Wege, die beschritten werden könnten, klarlegte: Vorgehen im Sinne der öffentlichen Meinung, also Lossagung vom Londoner Protokoll und Besetzung Schleswigs von Bundes wegen, damit zugleich aber auch die Feindseligkeit der Mächte und besonders Englands, oder Lossage vom Londoner Protokoll ohne Krieg und Entscheidung des Bundestages über das Erbrecht des Augustenburgers und Einsetzung desselben als Herzog von Holstein — dies würde die Preisgabe Schleswigs zu bedeuten haben; endlich die Forderung an Dänemark zu richten, die Verträge zu erfüllen, und wenn dies nicht geschehe, Schleswig zu besetzen —

das müßte den Krieg mit Dänemark bedeuten und zugleich die Vermeidung eines europäischen Eingreifens. König Wilhelm war für den dritten Weg von vornherein gewonnen. Als auch Graf Rechberg sein Einverständnis aussprach, erging an den preußischen Vertreter in Frankfurt die Weisung, gemeinsam mit dem österreichischen Gesandten den Antrag zu stellen, der Bund möge Schleswig in Pfand nehmen für die Erfüllung der dänischen Verpflichtungen. Die Aussichten für diesen Antrag am Bundestag standen schlecht genug, zumal als das weitere Begehren an den Bund gestellt wurde, den Prinzen Friedrich aufzufordern, Holstein wieder zu verlassen. Diese Forderung wurde mit neun gegen sieben Stimmen abgelehnt; da ließ Bismarck erklären, er sei ebensowenig wie Oesterreich gesonnen, sich in solchen Dingen den kleinen Staaten unterzuordnen. Unmittelbar darauf schlug er in Wien einen festen Vertrag vor, und er traf mit diesem Gedanken bei dem leitenden Minister Oesterreichs auf einen günstigen Boden, denn die Entrüstung über die Ueberhebung der Mittelstaaten war hier um so höher gestiegen, als man erfuhr, daß Kaiser Napoleon denselben seinen unumwundenen Beifall schenkte; man vermutete nicht mit Unrecht, daß Napoleon in Deutschland selbst Unterstützung suche für seine künftigen Pläne gegen Oesterreich. Der Vertrag zwischen Preußen und Oesterreich ging von der Voraussetzung aus, daß eine Lossagung von den Londoner Abmachungen nicht erfolge, daß man an Dänemark ein Ultimatum zu stellen habe, binnen 48 Stunden die Novemberverfassung aufzuheben und im Weigerungsfalle Schleswig durch die bundesseitigen Truppen zu besetzen; falls aber der Bundestag sich nicht entschließe, selbständig vorzugehen und andererseits eine europäische Konferenz nur unter der Voraussetzung anzunehmen, daß die Bedingungen, die beide Mächte stellten, acceptiert würden. Für den Fall, daß es zum Kriege komme, behielten die beiden Mächte sich vor, hinsichtlich der künftigen Verhältnisse der Herzogtümer neue Verbindungen gemeinsam festzustellen, dann aber nicht mehr das Prinzip der Erhaltung der dänischen Monarchie zu wahren. Ein einseitiges Vorgehen der beiden Mächte war somit ausgeschlossen. Der Bundestag entschloß sich trotz allem gegen die Großmächte zu stimmen, und sofort verkündeten die Gesandten von Preußen und Oesterreich, daß nunmehr die beiden Staaten, unabhängig vom Bunde, als europäische Großmächte in Schleswig vorgehen würden. Unter den Vertretern der

kleinen Staaten erhob sich zwar eine gewaltige Ueberraschung und Entrüstung über den von Bismarck gethanen Schritt; man verwahrte sich und protestierte gegen die Verletzung der Bundesrechte, und diese Stimmung setzte sich auch auf die Volksvertretung, auf die städtischen Behörden fort und fand ihren Ausklang in zahlreichen Volksversammlungen. Ja man erklärte sogar, Preußen und Oesterreich hätten die führende Stellung in Deutschland verwirkt, und im preußischen Landtage erklang das Echo, daß Preußen von Deutschland abfalle und seine Kraft mißbrauche.

Aber Bismarck kümmerte sich um diese Dinge nicht und er riß auch Oesterreich mit sich fort, dessen leitender Minister eigentlich er geworden war. Imposante Heeresmassen wurden nach Norden gesandt und gleichzeitig in Frankfurt erklärt, daß die Schritte, die man zur Sicherung der Schleswiger Rechte thäte, die Bundesanordnungen für Holstein nicht stören sollten. So kam es, daß der schöne Gedanke, den Truppen der beiden Großstaaten den Durchzug durch kleinere Bundesstaaten nicht zu gestatten, eben nur ein schöner Gedanke blieb. Beust, der ursprünglich dem sächsischen Vertreter in Frankfurt den Auftrag gegeben hatte, für Verhinderung des Durchmarsches durch Holstein zu wirken, erklärte einige Tage später, er hoffe, daß man ihn nicht für einen solchen Don Quixote gehalten, daß er auf derartige Gedanken käme. Auch sonst sah man allmählich ein, daß man sich nicht mit dem Degen in der Hand den Großmächten in den Weg stellen könne und deutsches Blut von Deutschen vergießen lassen dürfe für dänisches Recht. Da man sich aber nicht zu dem Vorschlage Roons emporschwingen konnte, die eigenen Truppen einfach unter Wrangels Befehl zu stellen, so blieb nichts weiter übrig, als sich in den Schmollwinkel zurückzuziehen und unthätig dem Stärkeren den Weg frei zu lassen.

In dem Kriege, der jetzt ausbrach, sehen wir zum erstenmale die drei Männer vereint, die für die Zukunft Deutschlands zu so ungeheurer Bedeutung gelangen sollten, Bismarck, Roon und Moltke. Mit Roon hat den großen Staatsmann durch alle Zeiten ein inniges Verhältnis verknüpft; sie sind Freunde geblieben trotz mancher Abweichungen im einzelnen und trotz der Zeiten, in denen Bismarck eine liberalisierende Politik trieb, während Roon die ursprünglichen weit nach rechts gehenden konservativen Anschauungen niemals abzulegen vermochte. Moltke dagegen war eine kühle Natur, die sich auch

Bismarck gegenüber trotz aller Herzlichkeit nicht erschloß. Wir werden später in den Tagen der Pariser Belagerung sehen, daß auch ernstliche sachliche Meinungsverschiedenheiten die beiden Männer von einander getrennt hat, wie denn Moltke im Gegensatz zu Roon jenen Militärs zustimmte, die während der Kriege in Bismarck nur den Laien sahen, der höchstens mit der Feder verderben könne, was das Schwert erschüfe, und der durch seine Vorschläge im Kriegsrat nur die Pläne durchkreuze, die der überlegene Verstand der Generale gefaßt hätte. Daß Bismarck auch in wichtigen militärischen Angelegenheiten einen genialen Blick zeigte, vor allem, als es sich um die Rechtsschwenkung der preußischen Armee nach der Schlacht von Königgrätz handelte und als die Frage des Bombardements von Paris zu leidenschaftlichen Debatten führte, hat Moltke ihm vielleicht nie verziehen. In ihrem ganzen Wesen lag auch ein tiefgehender Unterschied. Kalt, stahlhart und ein Mann der Berechnung, hatte Moltke frühzeitig gelernt, jedes warme Gefühl zu unterdrücken und sich ganz in den Dienst seines Berufes zu stellen; tiefe Gemütsbewegungen hat er nie verraten, dem Volke gegenüber blieb er immer in winterlicher Höhe. Bismarck war leidenschaftlich, temperamentvoll; er hatte ein glühend empfindendes Herz, sein Gemütsleben war reich und tief; er hing an Frau und Kindern, und nur das häusliche Leben stimmte ihn froh. Hatte Moltke für Humor gar keinen Sinn, so lag der tiefste Grund in Bismarcks Seelenleben gerade in jener Richtung, die wir als Humor bezeichneten.

Für den dänischen Krieg hat Moltke den Kriegsplan entworfen. Er hat schon hier jene wunderbare Sicherheit, jene eingehende Kenntnis aller mitwirkenden Kräfte erwiesen, die wir später an ihm bewundern können; wenn gewisse Schwierigkeiten sich später seinem Plane entgegenstellten, so lag der Grund nicht in ihm, sondern in dem Eigenwillen des deutschen Oberkommandierenden, des Generals v. Wrangel.

Wir haben hier nicht den einzelnen Phasen des Krieges zu folgen, sondern nur der Thätigkeit Bismarcks während derselben und seinen Anteil an den Erfolgen festzustellen. Er selbst hat, wie auch später immer, den Kriegsschauplatz betreten. Mit dem Könige zusammen ist er nach Schleswig geeilt, um teilzunehmen an dem Vorbeimarsch der Düppelstürmer vor dem obersten Kriegsherrn. Damals soll Bismarck in Privatkreisen geäußert haben: „Sie werden

sehen, in ganz kurzer Zeit bin ich der populärste Mann in ganz Preußen.“ Hat sich das prophetische Wort nicht erfüllt? Auch wenn die Gegenwart den Genius verkennt, so bleibt doch die Zukunft sein sicheres Eigentum, ja, der Genius wird in gewissem Sinne der Herr der Zukunft! Aber bis der Krieg zu seinem siegreichen Ende geführt war, senkte sich auf Bismarck eine ungeheure Last von Beratungen und Unterhandlungen. Trotz der ersten Siege war vor allem der Bund lediglich bemüht, den kriegführenden Mächten Steine in den Weg zu legen, und auch vom Auslande her suchte man möglichst hemmend zu wirken. Hier mußte Bismarck immer wieder eingreifen. Die Gegnerschaft der Mittelstaaten steigerte sich bis zur offenen Feindseligkeit, als Wrangel trotz des sächsischen Widerspruches durch ein Bataillon Altona und auch andere von den Exekutionstruppen besetzte Plätze einnehmen ließ. Beust dachte damals sogar daran, der Gewalt mit Gewalt zu begegnen, und auch in München und Hannover war man in wilder Erregung. Bismarck antwortete damit, daß er ein preußisches Armeekorps an der sächsischen Grenze zusammenziehen und durch Edwin Manteuffel in Dresden die Erklärung abgeben ließ: Wenn in Holstein ein Schuß auf die preußischen Soldaten fällt, wird König Wilhelm Sachsen besetzen. Durch diese energische Sprache änderte sich die Stimmung sehr schnell. Man versprach allseitig, für den König von Preußen alles zur Erleichterung der kriegerischen Aktion zu thun, und der Bund gewann nur die bittere Erfahrung, daß ihm in jeder Weise die beiden Großmächte entwachsen seien.

Die Streitigkeiten, die unter den im Felde stehenden Generalen ausbrachen, führten auch einmal zur Notwendigkeit eines Eingreifens Bismarcks. Wrangel hatte die Grenze von Jütland überschreiten wollen, war jedoch dabei auf den Widerstand des österreichischen Civilkommissars gestoßen, der aus diplomatischen Bedenken gegen diesen Schritt protestierte. Die Angelegenheit wurde Bismarck telegraphisch mitgeteilt und er entschied sich gegen die Auffassung Wrangels, weil er des Einverständnisses Oesterreichs hierfür zu bedürfen glaubte. Wrangel sandte hierauf an den König ein entrüstetes Telegramm, in dem er von Diplomaten sprach, die die schönsten Situationen verdürben und den Galgen verdienten. Bismarck war darüber natürlich nicht erbaut, und er hat lange Zeit hindurch den alten Haudegen übersehen und als eitel Luft behandelt. Es kursiert

eine charakteristische Mitteilung über die Art, wie beide Männer sich wieder versöhnten. Sie saßen einmal bei der Hoftafel nebeneinander, als Wrangel fragte: „Mein Sohn, kannst Du nicht vergessen?“ — „Nein!“ Nach einer Pause fragte der alte General: „Mein Sohn, kannst Du nicht vergeben?“ — „Von ganzem Herzen“, rief Bismarck. So sollen sie wieder gute Freunde geworden sein.

In einem Briefe an Roon vom 26. Januar nannte Bismarck den alten General „den Abjott Deitschlands“, vor dessen bedenklichen Sprüngen man sich hüten solle.

Bismarcks Briefwechsel mit dem militärischen Freunde war in jenen Tagen überhaupt ungemein lebhaft und kann als ein Beweis dafür dienen, welches tiefe persönliche Interesse der Staatsmann an den Vorgängen auf dem Kriegsschauplatze nahm, zugleich aber auch dafür, wie eng die diplomatischen Vorgänge im Zusammenhange standen mit den Vorgängen im Felde.

Wir geben einige Proben aus dem Briefwechsel wieder:

Denkwürdigk. Roons, II., Brief vom 1. 2. 1864.

Mit herzlichem Dank remittiere ich die Anlage. Einigkeit mit Wien über Fassung der Antwort an England noch nicht hergestellt. Morgen vielleicht Conseil, nach unserer Besprechung.

Wrangel muß meines Erachtens schleunigst angewiesen werden, die zwischen Holstein und Schleswig streitigen Teile, welche die Sachsen nicht besetzt hatten, für uns festzuhalten, insbesondere Kronwerk und Bahnhof bei Rendsburg. Von Frankfurt aus ist der Bund schon darüber her, und Sydow, der Wollträger, sehr dafür, das den Bundestruppen einzuräumen, was sie einzunehmen nicht wagten und wollten, weil sie fürchteten, dann auf Widerstand zu stoßen und unsere Reserven heranziehen zu müssen. Die Oertlichkeiten sind für uns auch militärisch wichtig, und wir wissen nicht, ob wir mit den Sachsen auf dem Fuße bleiben, daß wir unsere Verbindungen in ihren Händen lassen können. Geht es nicht, daß wir im Besitz der anderen holsteinschen Bahnhöfe, und namentlich in dem von Kiel, bleiben?

Ist es denn wahr, daß Wrangel seine Truppen „Armee von Schleswig-Holstein“ amtlich tituliert? Das wäre politisch ganz unzulässig und eine nutzlose Herausforderung der fremden Mächte.

Ihr v. B.

(Nachschrift:) Soeben geht mir ein Telegramm zu, daß ein Graf Baudissin in Gottorf (Schleswig), nachdem unsere Truppen Eckernförde genommen, den Herzog Friedrich in Gemeinschaft mit anderen Mitgliedern der Ritterschaft als Souverän proklamiert habe. Der Feldmarschall darf dies zwar, seiner Instruktion gemäß, nicht dulden. Aber es empfiehlt sich vielleicht, ihn telegraphisch (chiffriert) wiederholt zu ersuchen, daß er mit aller Entschiedenheit gegen diese Demonstration einschreitet und ihre Wiederholung bei Strafe verbietet.

Ihr
v. B.

3. Febr. 1864.

Mir scheint, daß die Instruktion in Betreff der Demonstrationen bekannt gegeben werden muß, damit die Befehlshaber wissen, wie sie zu verfahren haben. Könnten Sie nicht Falckenstein darüber schreiben? Brief vom 3. 2. 1864.

Der König hat mir in der Nacht geschrieben, will die ganze Sache wieder umwerfen, nachdem sie in Wien angenommen und von dort schon nach London mitgeteilt ist. Darum conseil. Wollen Sie mit mir hinfahren?

Ihr
v. B.

Montag, 8. Febr. 1864.

Wenn unsere Truppen von der 10. Infanterie-Brigade ꝛc. ꝛc. im Norden nicht mehr nötig sein sollten, ist es dann nicht gut, gleich auf dem Hinmarsch nach Schleswig angemessene Abteilungen von ihnen in Altona, Neumünster, Kiel „verlängerten Ruhetag" halten zu lassen und Reklamation des Bundes dagegen abzuwarten? Ich denke, daß an genannten Orten keine Bundesgarnison steht. In Rendsburg wird die Sache schon brennender, weil die Sachsen freiwillig nicht räumen werden. Brief vom 8. 2. 1864.

Ihr
v. Bismarck.

Berlin, 15. Febr. 1864.

Unter den anliegenden Umständen billigt der König meinen Antrag, daß Wrangel Befehl erhalte, die Grenze von Jütland nicht zu überschreiten, ehe das Einverständnis mit Oesterreich herbeigeführt ist. Um es herbeizuführen, schreibe ich nach Wien. Der König erwartet Ihren Vortrag wegen telegraphisch an Wrangel zu gebenden, aber streng zu sekretierenden Befehls. Brief vom 15. 2. 1864.

Ihr
v. B.

5. März 64.

Noch nicht fertig, noch nicht loslassen! Kein Feldjäger heute. Der schriftliche Text ist unterwegs, kommt voraussichtlich heute abend oder morgen früh hier an, wird von Karolyi und mir vollzogen, und dann kann das alte Kind (Wrangel) morgen, wenn alles gut geht, telegraphisch ermächtigt werden, mit neuen Stiefeln ins Wasser zu patschen. Brief vom 5. 3. 1864.

Ihr
v. B.

Donnerstag, 17. 3. 1864.

Ist nicht 2 Kompagnien in Fehmarn sehr viel zu wenig? Ole Bull wird Succurs von Alsen holen, den Fehmarn-Sund dänisch occupieren, und unsere beiden Kompagnien sind in der Mausefalle, wenn unsere Artillerie nicht besagten Sund beherrscht. Wir haben ja Truppen in Holstein übrig, warum sollten wir die Insel nicht stärker besetzen? Verzeihen Sie mir diese Majorsbetrachtungen. Brief vom 17. 3. 1864.

Ihr v. B.

Die Einlage ist aus einem Briefe von Gablenz an Karolyi.

Haben wir auch genug Geschütz da und wird der alte Abjott nicht zu leichtsinnig dem Musketier zumuten, wie die Fliege an der Wand die seit 1848 sehr veränderten Werke zu erklettern. Brief vom 31. 3. 1864.

Die Ereignisse führten von selbst dazu, daß die dänische Grenze von den deutschen Truppen überschritten wurde. In einem Handgemenge waren die preußischen Gardehusaren bis nach Colding gedrungen. Moltke selbst, der gegen einen Marsch auf die Befestigung von Düppel war, eilte nach Berlin zurück, um seine Pläne aufrecht zu erhalten, für die auch Bismarck eingenommen war, falls Oesterreich zustimmte. In diesem Sinne schrieb er an den preußischen Vertreter in Wien: „Der Sturm auf Düppel, der Uebergang nach Alsen kann schwere Opfer kosten, weshalb sie bringen, wenn wir das Ergebnis durch einen Druck auf Jütland erreichen können?" In Wien war man überhaupt für möglichste Zurückhaltung, so daß König Wilhelm sich genötigt sah, General v. Manteuffel dorthin zu entsenden mit einem Handschreiben, in dem er sagte: „Unsere Politik wäre eine verfehlte, wenn wir sie nicht zu befriedigendem Abschlusse führten ..., aber auch wenn die Gefahr näher läge, als meiner Meinung nach der Fall ist, so giebt es doch Umstände, unter welchen ich nicht davor zurückschrecke, und so glaube ich, daß nichts geeigneter ist, sie herbeizuführen, als ein Verhalten, welches irgend eine Besorgnis vor derselben verraten würde." Bismarck schrieb in seiner Instruktion für den General:

Brief vom 21. 2. 1864. Es handelt sich um zwei Fragen: Vorwärtsgehen der Armeen in Jütland und um die Entscheidung der Machtfrage in Deutschland zwischen den Mittelstaaten und den Großmächten; beides hängt eng zusammen. Die Besetzung Jütlands ist unerläßlich, als Repressalie für die Wegnahme deutscher Schiffe und die bald zu erwartende Blockade unserer Häfen; es liegt auf der Hand, daß wir diese Repressalie nicht in Schleswig nehmen können. Auch der Stimmung der Armeen und der öffentlichen Meinung sind wir schuldig, fest und vollständig unser Programm durchzuführen, unsere Machtstellung in Deutschland zur Geltung zu bringen. Die Mittelstaaten müssen erfahren, daß, wenn sie Oesterreichs und Preußens Politik der Herrschaft der Bundesmehrheit zu unterwerfen streben, sie den beiden Mächten die Fortsetzung eines solchen Bundesverhältnisses unmöglich machen. Die Frage ist von den Mittelstaaten auf die Spitze getrieben worden und der Augenblick günstig, sie zur Entscheidung zu bringen, da die Politik Englands und Rußlands zur Zeit gerade gegen die von den Mittelstaaten eingenommene Stellung gerichtet ist. Einen etwaigen Einspruch Frankreichs aber haben Oesterreich und Preußen, so lange sie einig bleiben, nicht zu fürchten.

Es wurde ein neuer Vertrag vereinbart, nach dem die Einnahme von Düppel und Alsen fortan das Hauptziel der kriegerischen Unternehmungen bilden sollte. Wrangel durfte die Grenze überschreiten,

und den europäischen Mächten wurde angezeigt, daß man trotzdem bei den früheren Erklärungen bestehen bleibe und zu einer europäischen Konferenz bereit sei.

Am 6. März traf darauf die Erlaubnis zum Vormarsch bei Wrangel ein, in wenigen Wochen war die größere Hälfte von Düppel besetzt, Fredericia eingeschlossen und die Vorbereitungen für Düppel getroffen. Aber auch England regte sich wieder und erließ am 25. März die förmliche Einladung zu einer Londoner Konferenz in Berlin, Paris, Wien und Frankfurt, nachdem schon Schweden und Rußland ihre Zustimmung gegeben hatten. Auch Dänemark sagte zu und Napoleon gleichfalls. Bismarck seinerseits gab amtlich zur Antwort, daß Preußen erst einen Vertreter schicken könne, wenn auch ein solcher vom Bunde aufgestellt worden sei. Er stimmte dem 12. April als Tag der Eröffnung zu, war jedoch der Ueberzeugung, daß bei dem langsamen Gange der Bundesgeschäfte ein Abgesandter aus Frankfurt bis dahin keineswegs nominiert sein und sich so die Möglichkeit ergeben werde, den Beginn der Konferenz bis nach dem Fall Düppels hinauszuschieben. Eine ähnliche Erklärung gab auch Oesterreich ab. Die Instruktion, die Bismarck dem preußischen Delegierten für London mitgab, zielte gleichfalls auf eine Verschleppung hin; es sollte zunächst der Konferenz nur die Personalunion der beiden Herzogtümer mit Dänemark vorgeschlagen werden. Beide Länder sollten jedoch in den deutschen Bund aufgenommen und ihre Wohlfahrt durch einen Kanal zwischen Ost- und Nordsee gefördert werden. Ueber das Recht des Augustenburgers urteilte Bismarck zunächst gar nicht, doch empfing er in jenen Tagen einen Brief des Grafen Rechberg, der ihm später noch besondere Dienste leisten sollte. Es heißt darin:

> Wir sind heute noch ebenso fest wie zur Zeit des Londoner Vertrages überzeugt, daß kein wirklich unparteiisches Gericht dem Prinzen von Augustenburg die Erbfolge in Schleswig-Holstein zusprechen könnte, und daß, falls ihm ein Erbrecht auf einen Teil von Holstein zugesprochen würde, die Macht der Verhältnisse ihn zu einer Verzichtleistung bewegen müßte.

In Frankfurt verzögerten sich die Dinge, wie Bismarck erwartet hatte, so, daß er mit vollem Grunde die erste Vertagung der Sitzung um eine Woche beantragen konnte. Am 19. sollte demgemäß die Konferenz ihren Anfang nehmen. Am 18. April wurde Düppel

erstürmt, und Bismarck konnte mit dem Könige sich zu den siegreichen Truppen begeben. Für die Konferenz sicherte sich Bismarck das Wohlwollen Frankreichs durch Geheimverhandlungen, so daß ein gemeinsames Einverständnis zwischen den beiden Mächten bestand. Auch sonst war die Stimmung und Zusammensetzung der Konferenz den deutschen Ansprüchen zum Teil günstig. Selbst unter denen, die den Siegern abgeneigt waren, befand sich wohl kaum jemand, der bereit gewesen wäre, um Dänemarks willen mit Deutschland Krieg zu beginnen.

Gleich am ersten Tage beantragten die Neutralen Waffenstillstand, die Deutschen jedoch forderten als Gegenleistung auch die Aufhebung der Feindseligkeiten zu Wasser und der Blockade. Die Mächte mußten sich diesem Verlangen fügen, und es wurde beschlossen, daß der Waffenstillstand, vom 12. Mai an, einen Monat hindurch dauern sollte. In diesen Tagen wurde von Schleswig-Holstein aus eine Petition an den König gesandt mit zahlreichen Unterschriften, welche um Einverleibung der Herzogtümer in Preußen bat; eine andere Petition, die Graf Arnim-Boitzenburg in Umlauf setzte und die in wenigen Tagen 30 000 Unterschriften zählte, forderte die Trennung der Herzogtümer von Dänemark entweder als selbständige Staaten unter preußischem Schutz oder als Teil des preußischen Staates selbst. Bismarck schrieb hierzu an den Grafen Arnim am 16. Mai:

Hahn, Bd. I. Brief vom 6. 5. 1863.

Ich begreife Ihre Bedenken gegen die Adresse, die aber dennoch, meiner Ansicht nach, gegenwärtig mit nützlichem Drücken in die diplomatische Lage eingreift. Ich kann mich darin allerdings täuschen; denn je länger ich in der Politik arbeite, desto geringer wird mein Glaube an menschliches Rechnen, und wenn Sie ein inneres Widerstreben fühlen, so rede ich um so weniger zu, als ich gerne mit gutem Gewissen möchte behaupten können, daß es keine von der Regierung gemachte Stimmung ist, die sich darin wiederspiegelt. Die augenblickliche Lage ist aber so geartet, daß es mir zweckdienlich scheint, gegen das Dänentum auf der Konferenz alle Hunde loszulassen, welche bellen wollen (verzeihen Sie diesen Jägervergleich); das gesamte Geläut der Meute wirkt dahin zusammen, daß die Unterwerfung der Herzogtümer unter Dänemark den Ausländern unmöglich erscheint, und daß letztere genötigt werden, Programme in Betracht zu ziehen, welche die preußische Regierung ihnen nicht bringen kann. Ich rechne in der letzteren Beziehung zu diesen Ausländern auch die Holsteiner selbst, nebst dem Augustenburger und allen up ewig Ungedeelten bis zur Königsau. Die Herzogtümer haben sich bisher an die Rolle des Geburtstagskindes in der deutschen Familie und an den Gedanken gewöhnt, daß wir uns auf dem Altare ihrer Partikularinteressen willig zu opfern und für jeden einzelnen Deutschen im Norden von Schleswig die Existenz Preußens einzusetzen

haben. Diesem Schwindel namentlich wird die Adresse entgegenwirken; einen so starken Effekt, daß er uns Verlegenheit bereitet, befürchte ich nicht. Würde bei uns die Nation so stark von preußischem Ehrgeiz erfaßt, daß die Regierung nicht mehr belebend, sondern mäßigend sich dazu zu stellen hätte, so würde ich diesen Zustand durchaus nicht beklagen.

Sie sehen daraus, wie ich nach Menschenwitz die Sache auffasse; im übrigen steigert sich bei mir das Gefühl des Dankes für Gottes bisherigen Beistand zu dem Vertrauen, daß der HErr auch unsere Irrtümer zu unserem Besten zu wenden weiß; das erfahre ich täglich zu heilsamer Demütigung.

Zur Beleuchtung der Situation bemerke ich noch schließlich, daß mir die preußische Annexion nicht der oberste und notwendigste Zweck ist, wohl aber das angenehmste Resultat.

Mit herzlichen Grüßen an die verehrten Hausgenossen,

der Ihrige

v. Bismarck.

In London erklärte der preußische Vertreter am 12. Mai im Namen aller deutschen Mächte: Nachdem die Verträge von 1852 hinfällig geworden, sei Deutschland zur Erwägung jeder neuen Kombination bereit, welche zu einem dauernden und festen Frieden führen könne, ohne wohlerworbene Rechte zu verletzen.

Fünf Tage darauf telegraphierte Bismarck an Bernstorff:

Bismarck an Bernstorff, Brief vom 17. 5. 1864.

Der König befiehlt mir, Ihnen mitzuteilen, daß die gänzliche Trennung der beiden Nationalitäten in der That unser Ziel ist, unter Vorbehalt der dynastischen Frage, die für uns nur sekundäre Bedeutung hat; um jedoch dieses Ziel zu erreichen, ohne gegen Oesterreich wortbrüchig zu werden, müssen wir zuerst den Plan der Personalunion durchmachen, so zwar, daß derselbe nicht zur Annahme gelangt, aber auch nicht offenbar an unserer Opposition scheitert. Sobald er als unausführbar erkannt ist, werden wir Oesterreichs Zustimmung zu der in Ihrem Gespräch mit Lord John entwickelten Kombination zu erlangen suchen. Zunächst werden wir Oesterreich einladen, in der Sitzung vom 17. mit uns die politische Autonomie und Unabhängigkeit der Herzogtümer bis zur Königsau zu begehren.

Demgemäß verlas der preußische Vertreter unter großer Spannung eine Erklärung, daß der Friede nur von Dauer sein könne, wenn er den Herzogtümern feste Garantie gegen Wiederkehr der zeitweilig vorkommenden Konflikte gäbe. Diese sei zu finden in der vollständigen politischen Unabhängigkeit der durch gemeinsame Institutionen verbundenen Herzogtümer. Die Konferenz nahm diese Erklärung mit großer Entrüstung auf; sie vertagte sich zunächst bis auf den 28. Mai. Nach Wien sandte darauf wieder der leitende Minister Preußens eine Darlegung seines Standpunktes in dem Sinne, daß man jetzt, wo der Gedanke einer Personalunion verworfen sei, nicht mehr

zurückweichen und nur noch die volle Lostrennung der Herzogtümer von Dänemark fordern dürfe. Die Frage, wer künftig die beiden Länder beherrschen solle, könne vorläufig unentschieden bleiben, darüber würde man sich später leicht verständigen. In diesem Erlaß trat Bismarck auch noch für die Möglichkeit einer Augustenburger Nachfolge ein, falls der Prätendent bestimmte Garantien leiste; auch hier halte er auf ein volles Einverständnis mit Oesterreich.

Aber die Augustenburger Kandidatur scheiterte an der Haltung des Prätendenten selbst. In einer Denkschrift vom 26. Februar hatte der Kronprinz folgende Forderungen Preußens als sachlich begründet bezeichnet: Rendsburg Bundesfestung, Kiel eine preußische Marinestation, Beitritt zum Zollverein, Bau eines Kanals zwischen beiden Meeren und eine Militär- und Marine-Konvention mit Preußen; er hegte die Hoffnung, daß der Erbprinz bereitwillig darauf eingehen werde. Bismarck erzählt nun:

Ged. u. Er. II. Nachdem die preußischen Bevollmächtigten am 28. Mai 1864 auf der Londoner Konferenz die Erklärung abgegeben hatten, daß die deutschen Mächte die Konstituierung Schleswig-Holsteins als eines selbständigen Staates unter der Souveränität des Erbprinzen von Augustenburg begehrten, hatte ich mit dem letzteren am 1. Juni 1864, abends von 9 bis 12 Uhr, in meiner Wohnung eine Besprechung, um festzustellen, ob ich dem Könige zur Vertretung seiner Kandidatur raten könne. Die Unterredung drehte sich hauptsächlich um die von dem Kronprinzen in der Denkschrift vom 26. Februar bezeichneten Punkte. Die Erwartung Seiner Königlichen Hoheit, daß der Erbprinz bereitwillig darauf eingehen würde, fand ich nicht bestätigt. Die Substanz der Erklärungen des letzteren ist von Sybel nach den Akten gegeben. Am lebhaftesten widersprach er den Landabtretungen behufs der Anlage von Befestigungen; sie könnten sich ja auf eine Quadratmeile belaufen, meinte er. Ich mußte unsere Forderung als abgelehnt, eine weitere Verhandlung als aussichtslos betrachten, auf die der Prinz hinzudeuten schien, indem er beim Abschiede sagte: „Wir sehen uns wohl noch" — nicht in dem drohenden Sinne, in welchem Prinz Friedrich von Hessen zwei Jahre später mir dieselben Worte sagte, sondern als Ausdruck seiner Unentschiedenheit. Wiedergesehen habe ich den Erbprinzen erst am Tage nach der Schlacht von Sedan in bayerischer Generalsuniform.

Ueber die hier geschilderte folgenreiche Besprechung giebt folgende Darstellung noch einige Einzelheiten:

Blum, Bd. III. Man möge, statt ihn in Paragraphen einzuschnüren, sein Herz zu gewinnen suchen. „Wir hofften, durch die Vertreibung der Dänen Ihr Herz bereits gewonnen zu haben", entgegnete Bismarck. „O, die Herzogtümer haben Preußen nicht berufen", rief der Prinz lebhaft, um Bismarck diese gute Meinung zu benehmen und die Dankespflicht des Hauses Augustenburg herabzumindern, „ohne Preußen würde der Bund ihre Be-

freiung leichter und ohne lästige Bedingungen bewirkt haben." Darauf konnte Bismarck kurz erwidern, daß die hannoverschen Bundestruppen vor Aufstellung der preußischen Reserven, aus Furcht vor der dänischen Uebermacht, überhaupt nicht über die Elbe zu bringen waren. Dann aber folgte die Andeutung: Preußens Eifer für die Sache des Prinzen könne sich wohl auch nach dem Maße des Entgegenkommens Sr. Durchlaucht richten. Darauf entgegnete der Prinz sicher: „In dieser Beziehung hege ich keine Besorgnisse; die Sache ist schon zu weit gediehen, um noch rückgängig gemacht werden zu können." Da auch die Verhandlungen des Kronprinzen in den nächsten Tagen den Prinzen nicht gefügiger machten, schrieb Bismarck an Goltz nach Paris: „Nachdem ich mit dem Erbprinzen verhandelt, kann ich im preußischen Interesse nur wünschen, daß unter annehmbarer Regelung der Grenze die dynastische Frage einstweilen offen bleibt." Bernstorff erhielt die Weisung: „Nach eingehender Verhandlung mit dem Erbprinzen scheint mir im preußischen Interesse geboten, die Kandidatur desselben für jetzt nicht weiter zu fördern, und wenn Einwendungen laut werden, zu erklären, daß der dynastische Teil unseres Programms nicht die Hauptsache desselben ist."

Das letzte Ziel blieb aber auch damals für Bismarck die Annexion, und er hoffte gerade in dieser Richtung auf die Wiener Unterstützung, so daß er einmal seine Ueberzeugung in den Worten aussprechen konnte: „Oesterreich sieht die Herzogtümer lieber in unseren Händen als in denen des Herzogs Friedrich!" Aber Wien unterlag wieder einmal den Schwankungen, die in seinem Schicksal so oft verhängnisvoll hervortraten, man schwenkte plötzlich hinüber zu dem Augustenburger, und wie Rechberg an den Vertreter in London geschrieben hatte: „Hiermit beginnt ein neuer Zeitabschnitt unserer Politik," so sollte es in der That geschehen. Die ganze Harmonie blieb wohl noch bestehen, aber in den letzten Konsequenzen führten die Fügungen jener Tage doch zu der Entscheidung von Königgrätz. Bismarck ergab sich damals wohl in den Frontwechsel, aber er legte sofort Protest ein, als Herr von Beust die neue Wendung dazu benutzen wollte, um die Anerkennung des Augustenburgers innerhalb weniger Tage durchzusetzen. An den Grafen Bernstorff sandte er die Weisung: Oesterreich suche die Kandidatur Augustenburg unwiderruflich feststellen zu lassen, um dadurch die besonderen preußischen Forderungen zu erschweren. Preußen sei nicht in der Lage, sich das gefallen zu lassen; die dynastische Frage sei mit Rücksicht auf die preußischen Interessen zu behandeln, daher seien auch andere Möglichkeiten nicht eher auszuschließen, als bis man aus den Verhandlungen mit Augustenburg wisse, welche Stellung er sich

und seinem Lande künftig zu Preußen geben wolle. Nehme die Konferenz an der Person des Erbprinzen größeren Anstoß als an dem Grundsatz der Teilung Schleswigs, so solle Bernstorff die Person fallen lassen.

Der Antrag bei der Konferenz lautete demgemäß: „Die deutschen Mächte begehren die Konstituierung Schleswig-Holsteins als eines selbständigen Staates unter der Souveränität des Erbprinzen von Augustenburg, da dieser nicht bloß in den Augen Deutschlands die meisten Rechtsansprüche auf die dortige Thronfolge besitzt, so daß seine Anerkennung durch den Bundestag gesichert ist, sondern auch die Stimmen der ungeheuren Mehrheit der Bevölkerung ohne Zweifel für sich hat."

Für diesen Antrag stimmten nur die deutschen Vertreter, so daß die Erhebung des Augustenburgers gegen alle übrigen Stimmen abgelehnt wurde. Dagegen stimmten die übrigen Mächte für eine Teilung Schleswigs, so daß das Land nördlich der Schlei bei Dänemark bleiben sollte. Wurde dieser Antrag angenommen, so waren die deutschen Bewohner Nordschleswigs erbarmungslos den Dänen überlassen. Dänemack selbst ging auf diese Vorschläge nicht ein, auch nicht, als der Waffenstillstand bis zum 26. Juni verlängert worden war.

Die Stimmung der preußischen Armee hat Roon trefflich geschildert:

Denkwürdigk. Roons.

Die Armee hat keine Berechtigung zu politischen Meinungs-Aeußerungen; sie ist das Instrument, von dem die Politik den geeigneten Gebrauch macht, dessen Existenz für den wirksamen Erfolg der diplomatischen Aktion zwar unentbehrlich, auf den dieser letzteren zum Grunde liegenden politischen Gedanken indes niemals bestimmend einwirken darf.

Dieser Satz, theoretisch oder in abstracto vollkommen richtig, erleidet doch in seiner praktischen oder konkreten Anwendung mancherlei Einschränkungen.

Es gab und giebt kaum eine Armee, welche sich lediglich als politisches Instrument, als Lanzette für den diplomatischen Operateur auffaßt und begreift; selbst bloße Landsknechte und Söldner werden, darüber hinaus, eigene durch Standesinteressen oder Vorurteile diktierte Empfindungen und Vorstellungen, Sympathien und Antipathien haben, die man nicht ungestraft ignorieren darf, weil die völlige Nichtbeachtung dieser Eigenschaften des Instrumentes seine Schneidigkeit und Brauchbarkeit in Frage stellen würde. Und je entwickelter das Standesgefühl in einem Heere sich befindet, desto empfindlicher und kitzlicher wird es für alles, was seine Interessen und Vorurteile verletzt oder zu verletzen scheint. Ist aber die Politik in ihrer Ausübung die Kunst, welche mit Interessen und Vorurteilen zu rechnen

hat, so wird sie sich auch ihre Aufgabe nicht dadurch leicht zu machen suchen dürfen, daß sie diese oder jene theoretisch nicht berechtigt scheinenden Interessen bei ihrem Kalkül außer Betracht läßt.

Roon verlangte im Sinne der Armee die Einverleibung der Herzogtümer. Er schloß mit den Worten:

Man vertraut dem bisher als glücklich und geschickt bewährten Piloten, daß er, durch alle Klippen hindurch, das Schiff in einen sturmsicheren, guten, nicht in einen bloßen Nothafen leiten werde, in welchem zu verweilen eben so unmöglich sein würde, als ihn wieder zu verlassen. Es ist überflüssig, zu sagen, daß ein solcher Ausgang aller bisherigen ruhmvollen Operationen unserer Politik — das unrühmlichste Ende des jetzigen Regiments in Preußen sein würde!

In jene Tage fällt wieder einer der köstlichen Briefe Bismarcks an seinen Freund Motley, der in der Uebersetzung aus dem Englischen folgenden Wortlaut hat:

Mein lieber Jack,

Wo zum Teufel steckst Du und was machst Du, daß Du mir nie eine Zeile schreibst? Ich arbeite von früh bis abends wie ein Nigger, und Du hast gar nichts zu thun. — Du könntest mir ebenso gut eine Zeile schreiben, wie daß Du Deine Füße betrachtest, die Du gegen die Fensterbrüstung von Gott weiß was für trauriger Farbe stemmst. Ich kann eine regelmäßige Korrespondenz nicht unterhalten; es kommt bei mir vor, daß ich in fünf Tagen keine Viertelstunde zu einem Spaziergange finden kann; aber Dich alten faulen Schlingel, was hält Dich ab, an Deine alten Freunde zu denken? Als ich eben zu Bett gehen wollte, begegnete im selben Augenblick mein Auge dem Deinigen auf Deinem Portrait, und ich verkürze den „süßen Erquicker Schlaf“, um Dich an alte vergangene Zeiten zu erinnern. Warum kommst Du nie nach Berlin? Es ist nicht ein Viertel einer amerikanischen Ferienreise von Wien hierher, und meine Frau und ich würden so glücklich sein, Dich in diesem trübseligen Leben einmal wiederzusehen. Brief vom 24. 6. 1864.

Wann kannst und wann willst Du kommen? Ich schwöre, daß ich die Zeit finden werde, mit Dir „alt Logiers“ Quartier zu besuchen und mit Dir eine Flasche bei Gerolts zu trinken, wo man Dir einmal nicht erlauben wollte, Deine schlanken Beine auf einen Stuhl zu legen. Häng' die Politik an den Nagel und komm zu mir. Ich verspreche Dir, daß die Unionsflagge über unserem Hause wehen soll, und unser Gespräch und der beste alte Hochheimer soll Verdammnis strömen über die Rebellen. Vergiß alte Freunde nicht, auch nicht ihre Frauen, denn die meinige wünscht fast ebenso heiß wie ich selbst, Dich zu sehen oder wenigstens so bald als möglich ein Wort von Deiner Hand.

Sei gut und komme oder schreibe.

Dein Bismarck.

Heimgesucht von dem alten Lied: „In good old Colony Times.“

Bald nach jener Unterredung kam der Kaiser von Rußland nach Berlin. In einer Unterhaltung mit Bismarck stellte sich das ange-

nehmste persönliche Verhältnis her, so daß der preußische Staatsmann die Ueberzeugung gewinnen durfte, daß Rußland keinen Einwand gegen die Lostrennung der Herzogtümer von Dänemark machen werde. In London ließ Bismarck den Vorschlag machen, im Norden Schleswigs eine Volksabstimmung vorzunehmen, um festzustellen, wie weit der deutsche, und wie weit der dänische Einfluß reiche. Auch gegen diesen Vorschlag erhob sich der lebhafteste Widerspruch, so daß am 25. Juni die Konferenz ohne Resultat zu Ende ging. Immerhin war der allgemeine Eindruck schon jetzt der, daß Bismarck sein Spiel gewonnen habe, daß er thatsächlich der Herr der Lage geworden sei. So ging der Krieg von neuem vorwärts, und in einer gemeinsamen Depesche an die neutralen Mächte erklärten die Verbündeten, daß die Verantwortlichkeit ganz und gar Dänemark zufalle. In Karlsbad traf Bismarck mit Rechberg zusammen; er hatte den König dorthin begleitet.

Von hier aus schrieb er der Gattin:

Brief vom 21. 6. 1864. Gott sei Dank, daß Ihr wohl seid, ich (bin's) auch, aber zeitlos, mehr als je. In Zwickau auf dem Perron traf ich mit Rechberg zusammen; wir fuhren in einem Coupé und Wagen bis hier, also 6 Stunden Politik gesprochen und hier erst! Gestern Abend bei der Großfürstin Thee, König Otto, Erzherzog Carl F., viel Diplomaten und viel Arbeit mit R(echberg) . . .

Und an die Schwester:

Brief vom 28. 6. 1864. Schon gestern wollte ich Dir schreiben, kam aber nicht über das Datum hinaus, und hoffentlich bringt der Feldjäger morgen diese Zeilen noch zeitig genug nach Berlin, um Dir meine brüderlichen Segenswünsche an Deinem Geburtstage noch zu Händen gelangen zu lassen. Gott wolle Dich und (die) Deinigen, klein und groß, auch im nächsten Jahre in seine gnädige Obhut nehmen. Ich habe hier womöglich noch mehr zu thun als in Berlin, und der Regen erleichtert mir den Verzicht auf das Bummeln in den Bergen; über meine Grobheit im Besuchen 2c. natürlich allgemeine Klage. Politisch geht es gut, so gut, daß mir bange wird, „pourvu que cela dure“. England bleibt nach heutigen Nachrichten friedlich, wir kennen aber erst die Aeußerungen der Regierung, nicht das Verhalten des Parlaments. Mit Oesterreich, Frankreich, Rußland stehen wir zu voller Zufriedenheit. Die Dänen sollen Absichten auf Rügen haben. Zum Schutze der schönen Fürstin von Putbus geht heute Befehl an 7 Bataillone und 4 Batterien von der Garde, sofort nach Stralsund abzufahren. Irgendwo in Pommern werden sie wohl zu landen versuchen, und werden wir Truppen nach der Küste von Cammin bis Leba stellen müssen.

Jetzt muß ich zu Helene Paulowna, grüße die Deinigen herzlich und die Meinigen, die nach Johannas Brief noch bei Dir sind.

Dein geplagter treuer Bruder v. B.

Bismarck erweckte die Entschlossenheit Oesterreichs erst durch die kategorische Erklärung, Preußen sei entschlossen, keineswegs zu weichen, auch wenn Oesterreich ihm allein die Führung des Krieges überlasse. Es kam zu der Erklärung an die Mächte, daß man jetzt die Lostrennung beider Herzogtümer erstrebe und eine Teilung nicht mehr zugestehe. Unter dem Prinzen Friedrich Karl wurde Alsen erstürmt; immer neue deutsche Siege folgten, und Dänemark sah sich gezwungen, um Frieden zu bitten. Am 14. Juni wehten die deutschen Fahnen auf der äußersten Nord-Spitze Jütlands. Eine Reihe friesischer Inseln wurden erobert, und Fünen wurde bedroht. Am 30. Juli bewilligte Bismarck den Dänen einen neuen Waffenstillstand. Er selbst reiste nach Wien, um hier über die Präliminarien zu verhandeln. Von Karlsbad schrieb er der Gattin:

. . . Soeben ist der König nach Marienbad abgereist, Spaliere von schönen Damen mit riesenhaften Bouquets, die seinen Wagen überfüllten, * mit dem größten, Hoch, Hurra, Rührung! Nun ist für mich einige Leere, alle Bekannte mit fort. Morgen früh nach Wien, die Nacht schlafen wir in Prag, vielleicht haben wir in 8 Tagen Frieden mit den Dänen, vielleicht im Winter noch Krieg! Ich werde meinen Aufenthalt in Wien so kurz wie möglich machen, um nicht zu viel Bäder zu verlieren in Gastein. Danach werde ich wohl noch einmal mit Sr. Majestät nach Wien gehen, dann nach Baden, dann kommt der Kaiser von Rußland nach Berlin, Anfang September. Vordem keine Aussicht auf Ruhe; ob dann? . . . Brief vom 20. 7. 1864.

Auf die Politik geht er in dem folgenden Briefe aus Wien ein:

Ich bin mit * und * und noch zwei Leuten, die mich durch ihre kalligraphischen Leistungen unterstützen, gestern früh aus Karlsbad gefahren, zu Wagen bis Prag, von dort heute den Dir bekannten Eisenstrang hierher, leider diesmal nicht, um nach Linz zu schiffen, sondern um mich und andere zu quälen. Ich wohne bei Werther, habe einstweilen niemand als R(echberg) gesehen; zwei Stunden im Volksgarten eingeregnet und Musik gehört, von den Leuten betrachtet wie ein neues Nilpferd für den zoologischen, wofür ich Trost in sehr gutem Bier suchte. Wie lange ich hier bleibe, sehe ich noch nicht vorher; morgen viel Besuche zu machen, bei R(echberg) auf dem Lande essen, dann womöglich Frieden mit Dänemark schließen und schleunigst nach Gastein in die Berge fliehen. Ich wollte, das alles wäre erst vorüber. Die zwei Reisetage haben mich geistig etwas geruht, aber leiblich bin ich sehr müde und sage Dir gute Nacht . . . Brief vom 22. 7. 1864.

Herr v. Beust hielt es für nötig, so glatt die Dinge fortan auch gingen, seinerseits Schwierigkeiten zu bereiten, indem er Berichte an den Bundestag sandte, in denen er die Anerkennung des Augusten-

burgers und die sofortige Kriegserklärung des Bundes gegen Dänemark verlangte. Die Antwort der beiden Mächte waren scharfe Entgegnungen, und Herr v. Beust wurde am Bundestage, als er eine Rede halten wollte, nicht einmal zugelassen. Ein zweiter Zwischenfall trat ein, als in Rendsburg preußische Militärposten von sächsischen Soldaten angegriffen wurden.

Blum, Bd. III. Daraus entspann sich eine ausgedehnte Prügelei zwischen sächsischem und preußischem Militär, bei welcher die Bundesbehörde nach Bismarcks Auffassung so handelte, als sei sie der Meinung, es sei schade um jeden Hieb, der an einem Preußen vorbeigehe. Sofort erhielt Prinz Friedrich Karl Befehl, Rendsburg zu besetzen. Da General v. Hake nur ein Zehntel der preußischen Macht zur Verfügung hatte, so räumte er die Stadt unter Protest. In Wien schüttelten die Oesterreicher die Köpfe über die Wucht von Bismarcks Einschreiten aus diesem Anlaß. Der preußische Staatsmann aber erklärte ihnen: im politischen wie im geselligen Verkehr sei es vorteilhaft, wenn man nicht im Rufe äußerster Langmut stehe. Am 25. Juli schrieb Bismarck darüber an Roon: „Der Hannoveraner schlug mir eben vor, durch Räumung Rendsburgs und Einrücken von hannöverschen Truppen ihnen militärische Genugthuung zu geben, dann wollten sie nachher aus Holstein ganz abziehen. Ich sagte, das ginge nicht, der König glaube seinerseits Genugthuung durch Untersuchung und Bestrafung der Schuldigen, die unsere Posten angegriffen haben, zu fordern zu haben. Ich kann in der Sache ohne Auftrag Seiner Majestät nicht verhandeln und müßte erst selbst beim Könige sein, ehe ich mich damit befaßte.“ In der That blieben die Preußen in Rendsburg, wenn auch den Bundestruppen freigestellt wurde, dorthin zurückzukehren; das lehnten sie jedoch ab.

Am 25. August begannen die Verhandlungen mit Dänemark.

Inzwischen war Bismarck mit dem Könige zu persönlicher Verhandlung nach Wien gereist. Am 22. August hatte er mit dem Kaiser Franz Joseph eine Unterredung, die auch die deutsche Frage und den vom Grafen Rechberg stets warm vertretenen dualistischen Gedanken berührte. Ueber dieses Gespräch berichtet Bismarck:

Ged. u. Er. I. Zu einer politischen Gemeinschaft geschichtlich berufen, machen wir dynastisch und politisch beiderseits bessere Geschäfte, wenn wir zusammenhalten und diejenige Führung Deutschlands übernehmen, welche uns nicht

entgehen wird, sobald wir einig sind. Wenn Preußen und Oesterreich sich die Aufgabe stellen, nicht bloß ihre gemeinsamen Interessen, sondern auch beiderseits jedes die Interessen des anderen zu fördern, so kann das Bündnis der beiden deutschen Großstaaten von einer weittragenden deutschen und europäischen Wirksamkeit werden. Der Staat Oesterreich hat kein Interesse an der Gestaltung der dänischen Herzogtümer, dagegen ein erhebliches an seinen Beziehungen zu Preußen. Sollte aus dieser zweifellosen Thatsache nicht die Zweckmäßigkeit einer für Preußen wohlwollenden Politik hervorgehen, die das bestehende Bündnis der beiden deutschen Großmächte konsolidiert und Preußen Dankbarkeit für Oesterreich erweckt? Wenn die gemeinsame Erwerbung statt in Holstein in Italien läge, wenn der Krieg, den wir geführt haben, statt Schleswig-Holstein die Lombardei zur Verfügung der beiden Mächte gestellt hätte, so würde es mir nicht eingefallen sein, bei meinem Könige dahin zu wirken, daß Wünschen unseres Verbündeten ein Widerstand entgegengesetzt oder die Forderung eines Aequivalents erhoben würde, wenn ein solches nicht zu gleicher Zeit disponibel wäre. Ihm aber für Schleswig-Holstein altpreußisches Land abzutreten, das würde kaum möglich sein, selbst wenn die Einwohner es wünschten; in Glatz protestierten aber selbst die dort angesessenen Oesterreicher dagegen. Ich hätte das Gefühl, daß die vorteilhaften Ergebnisse der Freundschaft der deutschen Großmächte mit der holsteinschen Frage nicht abgeschlossen wären, und daß sie, wenn jetzt in der äußersten Entfernung von dem österreichischen Interessengebiete gelegen, doch ein andermal sehr viel näher liegen könnten, und daß es für Oesterreich nützlich sein werde, jetzt Preußen gegenüber freigebig und gefällig zu sein.

Es schien mir, daß die von mir aufgestellte Perspektive auf den Kaiser Franz Josef nicht ohne Eindruck blieb. Er sprach von der Schwierigkeit, der öffentlichen Meinung in Oesterreich gegenüber ganz ohne Aequivalent aus der gegenwärtigen Situation hinauszugehen, wenn Preußen einen so großen Gewinn wie Schleswig-Holstein mache, schloß aber mit der Frage, ob wir wirklich fest entschlossen wären, diesen Besitz zu fordern und einzuverleiben. Ich hatte den Eindruck, daß er doch nicht für unmöglich hielte, uns seine Ansprüche auf das von Dänemark abgetretene Land zu cedieren, wenn ihm die Aussicht auf ein ferneres festes Zusammenhalten mit Preußen und auf Unterstützung analoger Wünsche Oesterreichs durch Preußen gesichert würde. Er stellte zur weiteren Diskussion zunächst die Frage, ob Preußen wirklich fest entschlossen sei, die Herzogtümer zu preußischen Provinzen zu machen, oder ob wir mit gewissen Rechten in ihnen, wie sie in den sogenannten Februarbedingungen später formuliert worden sind, zufrieden sein würden. Der König schwieg, und ich brach dieses Schweigen, indem ich dem Kaiser antwortete: „Es ist mir sehr erwünscht, daß Eure Majestät mir die Frage in Anwesenheit meines allergnädigsten Herrn vorlegen; ich hoffe bei dieser Gelegenheit seine Ansicht zu erfahren.“ Ich hatte nämlich bis dahin keine unumwundene Erklärung des Königs, weder schriftlich noch mündlich, über Sr. Majestät definitive Willensmeinung bezüglich der Herzogtümer erhalten.

Die mise en demeure durch den Kaiser hatte die Folge, daß der König zögernd und in einer gewissen Verlegenheit sagte: er habe ja gar

kein Recht auf die Herzogtümer und könne deshalb keinen Anspruch darauf machen. Durch diese Aeußerung, aus welcher ich die Einwirkung der königlichen Verwandten und der hofliberalen Einflüsse heraushörte, war ich natürlich dem Kaiser gegenüber außer Gefecht gesetzt. Ich trat demnächst noch für das Festhalten der Einigkeit beider deutschen Großmächte ein, und es wurde eine dieser Richtung entsprechende kurze Redaktion, in der die Zukunft Schleswig-Holsteins unentschieden blieb, von Rechberg und mir entworfen und von den beiden hohen Herren genehmigt.

Aus jenen Tagen und der nachfolgenden Reise nach Baden liegt eine Anzahl von liebenswürdigen Briefen an die Gattin vor.

Am 27. Juli schrieb Bismarck aus Wien:

Brief vom 27. 7. 1864. Einen Brief von Dir habe ich hier erhalten und sehne mich nach dem zweiten. Ich führe ein arbeitsames Leben, täglich 4 Stunden mit zähen Dänen, und noch nicht zum Schluß. Bis Sonntag muß es entschieden sein, ob Krieg oder Frieden. Gestern aß ich bei M(otley), sehr angenehme Frau, nette Töchter. Wir tranken viel, waren sehr lustig, was ihm bei dem Kummer, den Du kennst, nicht oft passiert. Er ist grau geworden und hat sich die Haare kurz geschnitten. Heute aß ich nach der Konferenz beim Kaiser in Schönbrunn, promenierte mit Rechberg und W(erther) und dachte an unsere Mondscheinexpedition. Eben war ich eine Stunde im Volksgarten, leider nicht inkognito, wie damals vor 17 Jahren, angestiert von aller Welt; diese Existenz auf der Schaubühne ist recht unbehaglich, wenn man in Ruhe „ein Bier“ trinken will. Sonnabend hoffe ich nach Gastein zu fahren, es mag Friede sein oder nicht. Hier ist es mir zu heiß, besonders bei Nacht . . . .

Es folgen weitere Briefe aus Schönbrunn und Baden:

Brief vom 6. 8. 1864. Es wird immer schlimmer mit dem Arbeiten, und hier, wo ich des Morgens nach dem Bade nichts thue, weiß ich gar nicht, wo ich die Zeit hernehmen soll. Seit meiner Ankunft am 2., in einem Gewitter mit Hagel wie Flintenkugeln, bin ich bei herrlichem Wetter eben zum erstenmal dazu gekommen, eine Stunde regelrecht zu gehen. Zurückgekommen, wollte ich die halbe Stunde benutzen, Dir zu schreiben, gleich ist A(beken) mit Konzepten und Telegrammen da, und ich muß nun zum König. Dabei geht es mir noch Gottes Wunder wohl, 4 Bäder habe ich, über 11 werde ich kaum kommen, da der König am 15. reist. Ich wohne wenigstens seit gestern sehr nett, da ein kühles, großes Eckzimmer mit reizender Fernsicht vakant wurde; bis da war ich in einem sonnenblendigen Bratofen, bei Tage wenigstens; die Nächte sind angenehm frisch. Der König geht von hier vermutlich nach Wien, in kleinen Tagereisen über Ischl, von dort nach Baden. Ob ich letzteres mitmache, ist mir noch nicht klar; ich hoffe immer, einige Tage für mein stilles Pommern loszumachen, aber was sind alle Pläne, es kommt immer etwas dazwischen. Ein Gewehr habe ich auch nicht mit, und alle Tage Gemsjagd, bisher allerdings auch keine Zeit. Heute sind 17 geschossen, und ich war nicht dabei; es ist ein Leben wie Leporello, keine Ruh' bei Tag und Nacht, nichts, was mir Vergnügen macht . . . .

. . . Eben hatte ich das ganze Zimmer voll Damen, die vor Regen flüchteten, der heute die Sonne ablöst: Fr. aus R. mit zwei Schwägerinnen; Frau von P., Norwegerin. Ich habe lange keine weibliche Stimme gehört, seit Karlsbad nicht. Leb wohl . . . .

An Frau v. Bismarck.

Schönbrunn, 20. Aug. 64.

. . . Es ist zu wunderlich, daß ich gerade in den Zimmern zu ebner Erde wohne, die auf den heimlichen reservierten Garten stoßen, in den wir vor ziemlich genau 17 Jahren beim Mondschein hier eindrangen. Wenn ich über die rechte Schulter blicke, so sehe ich durch eine Glasthür gerade den dunklen Buchenheckengang entlang, in welchem wir mit dem heimlichen Behagen am Verbotenen bis an die Glasfenster wanderten, hinter denen ich jetzt wohne. Es war damals eine Wohnung der Kaiserin, und jetzt wiederhole ich im Mondschein unsere damalige Wanderung mit mehr Bequemlichkeit. Ich fuhr vorvorgestern aus Gastein, schlief in Radstedt, von dort vorgestern bei nebligem Wetter nach Aussee, reizend gelegen, schöner See, halb Traun-, halb Königsee, mit Sonnenuntergang nach dem Hallstädter See, von dort zu Nachen in der Nacht nach Hallstadt, wo wir schliefen, behaglicher sonniger Morgen, Wasserfahrt, zu Mittag in Ischl beim König, mit Sr. Maj. über den Traunsee nach Gmunden, wo wir schliefen und ich viel an L. H. und B. und alles Damalige zurückdachte. Heute morgen per Dampf hierher, um 6 angelangt, 2 Stunden mit R(echberg), nachdem ich mich überzeugt, daß * eine der schönsten Frauen ist, von der alle Bilder nur falsche Ideen geben. Drei Tage bleiben wir hier; was dann wird, ob Baden oder Pommern, übersehe ich noch nicht. Jetzt bin ich herzlich schläfrig, wünsche Dir und allen Unsrigen gute Nacht . . . . Brief vom 20. 8. 1864.

An Frau v. Bismarck.

Schönbrunn, Donnerstag. (25. 8. 1864.)

. . . Der König ist heute früh nach Salzburg, ich folge ihm morgen, habe heute 53 Hühner, 15 Hasen und 1 Karnickel geschossen und gestern 8 Hirsche und 2 Moufflons. Heute bin ich ganz lahm in Hand und Backe vom Schießen. Morgen abend wird es sich entscheiden, ob ich mit nach Baden gehe, jetzt aber gehe ich zu Bett. Gute Nacht alle, ich bin sehr müde . . . . Brief vom 25. 8. 1864.

Baden, 1. Sept. 1864.


Der König ist heute von Mainau gekommen, wohl und munter, im Regen mit der Königin zum Pferderennen gefahren, A(beken)s geschäftige Hand schüttet stets einen neuen Segen von Konzepten über mich aus, sobald ich die alten durchgearbeitet. Ich weiß nicht, von wo ich Dir zuletzt schrieb; ich bin von Wien bis hier nicht zur Besinnung gekommen, habe in Salzburg eine Nacht geschlafen, die zweite in München, viel und lang mit Pfordten verhandelt, der mager geworden ist. Dann schlief ich in Augsburg, fuhr von dort über Stuttgart hierher in der Hoffnung, 2 Tage in träger Ruhe zu verbringen, konnte aber doch nur gestern früh zwei Stunden im Walde dämmern; Feldjäger, Tintenfaß, Audienzen und Brief vom 1. 9. 1864.

Besuche umschwirren mich ohne Unterlaß, auch * ist hier; auf der Promenade mag ich mich gar nicht zeigen, kein Mensch läßt mich in Ruhe . . . .

Nach langen Verhandlungen gab Dänemark seine Zustimmung zu dem Artikel, in dem es auf alle seine Rechte auf die beiden Herzogtümer verzichtete. Damit war das Werk vollendet, ein Werk, von dem sicherlich Bismarck mit allem Rechte behaupten durfte, daß es durch ihn allein vollbracht worden sei, denn auch König Wilhelm gehörte hier, wie so oft, zu den Zögernden, wenn auch er es war, der schließlich durch sein treues Festhalten an seinem Minister sich einen redlichen Anteil an dem Erfolge gesichert hat.



Berlin, Druck von W. Büxenstein.



Liman, Paul

Bismarck-Denkwürdigkeiten aus seinen Briefen, Reden und letzten Kundgebungen, sowie nach persönlichen Erinnerungen zusammengefasst und erlä utert von Paul Liman Neue Trachtansgabe in 2 Bänden. Mit 62 Kopf- u. Schlussleisten von Franz Stassen und 2 Tafelbildern
Bd.: 1

1899